Princeton University Library
32101 064469719

Digitized by Google

0902
.407

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Printed in Germany.

Digitized by Google

Digitized by Google

PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY PAIR
32101 018447886

Digitized by Google

XXVI. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 1.

Ausgegeben am 1. Januar 1867.

Inhalt:

Das preußische Abgeordnetenhaus	Seite 1
Rußland im Jahre 1866	5
Ein denkwürdiger Brief Beyme's von 1805	16
Die deutschen Spielbäder vor und nach dem Kriege	23
Zur Geschichte der Judenverfolgung	30
Stillleben eines Kleinstaates	35

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(F. W. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur.

26. Jahrgang.

I. Semester. I. Band.

Leipzig.
Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)
1867.

Digitized by Google

(RECAP)

0902
.407
Jahrs. 26
pt. 1
1867

Digitized by Google

Register.

Jahrgang 1867. Erstes Vierteljahr.

Politik und Völkerleben.

Das preußische Abgeordnetenhaus. S. 1.
Rußland im Jahre 1866. S. 5.
Ein denkwürdiger Brief Beymes von 1805. S. 16.
Die deutschen Spielbäder vor und nach dem Kriege. S. 23.
Das Neueste über die Klosterfrage in Mecklenburg. S. 41.
Der einjährig Freiwillige in Preußen. S. 60.
Die hannoverschen Offiziere. S. 69.
Die Lage in den Vereinigten Staaten. S. 93.
Zustände und Aussichten in Oestreich.
1. Der Kaiserstaat zu Neujahr 1867. S. 109.
2. Die Czechen und der Föderalismus. S. 327.
3. Der Ausgleich mit Ungarn. S. 511.
Das Volksschulwesen in Hannover und Ostfriesland. S. 169.
England im neuen Jahr. S. 90.
Die Parlamentsreform in England. 1. S. 201.
2. S. 285.
Das Ministerium Derby und die Reform. S. 355.
Die Reform des Civilprocesses durch den Bund. S. 212.
Galizien und die polnische Frage. S. 241.
Der Nationalitätenkampf in Galizien. S. 373.
Die europäischen Türken. 1. S. 255.
2. Sociale und religiöse Emancipation in der Türkei. S. 292.
Die stuttgarter Conferenz. S. 275.
Die allgemeine Wehrpflicht und die Kaufleute. S. 281.
Die böhmischen Landtagswahlen. S. 317.
Die Physiognomie des letzten böhmischen Landtags. S. 426.
Silhouetten aus dem tiroler Landtag von 1866. S. 322.
Hamburgs und Bremens Eintritt in die deutsche Zollinie. S. 359.
Die Lage in Italien. S. 365.
Die freie Kirche im freien Staat. S. 489.
Nordschleswig und die Wahlen. S. 396.
Neue politische Flugschriften. S. 400.
Muster kleinstaatlicher Verkehrspolitik. S. 405.
Polnische Proteste von einst und jetzt. S. 414.
Das allgemeine und geheime Stimmrecht vor dem Reichstage. S. 445.
Ein Wort an Herrn Dr. Roth in Trautenau. S. 475.
Neueste Lebenszeichen des Skandinavismus. S. 502.
Wochenbetrachtung. (1. Febr.) S. 236.
Vor den Reichstagswahlen. S. 155.

611935

Digitized by Google

Während der Wahlbewegung. S. 192.
Vor Eröffnung des Reichstags. S. 321.
Kleine Chronik vom Reichstage. S. 402. 441. 477.
Aus der Provinz Preußen (Januar). S. 73.
Briefe aus Wien. S. 77.
Aus Prag. S. 151.
Aus der Provinz Schleswig-Holstein. S. 161.
Aus Süddeutschland. S. 308.
Aus Schwaben (März). S. 506.

Bilder und Schilderungen.

Stillleben eines Kleinstaates. S. 35.
Das Muster eines Beamten im Kleinstaat. S. 81.
Zwei Schulmeisteroriginale aus altrömischer Zeit. S. 97.
Der Miantonomoh. S. 121.
Die Sage vom Mäusethurm. S. 343.
Zwei deutsche Staatshandbücher. S. 387.
Ein politischer Prophet des 15. Jahrhunderts (von G. Th. Stichling). S. 456.

Literatur und Kunst.

Zur Geschichte der Judenverfolgung. S. 30.
Die Anschauung und die Alterthumswissenschaft. S. 45.
Bayrische Landes- und Volkskunde. S. 130.
Die neue Anthologie der Wissenschaften, Literatur und Künste in Italien. S. 145.
Ein neuer Text zu Mozarts Don Juan. S. 178.
Ein Evangelist in Brasilien. S. 197.
Der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen. S. 206.
Agitation zur Förderung der Kunstindustrie in Preußen. S. 222.
Ein Preisdrama. S. 229.
Ein Compendium des englischen Staatsrechts. S. 422.
Die Akademien und der Kunstunterricht. S. 434.
Bei Cornelius Tode. S. 472.
Böckhs sechzigjähriges Doctorjubiläum. S. 516.
Aus Goethes Briefwechsel mit Sternberg. S. 521.
Der deutsche Buchhandel der letzten Monate (Febr. 1867). S. 267.

Kürzere Besprechungen literarischer Erscheinungen.

Geschichte, Literaturgeschichte ꝛc.: Kreyßig, Geschichte der französischen Nationalliteratur. S. 199. — Gödeke und Tittmann, Liederbuch aus dem 16. Jahrhundert. S. 239. — Denkwürdigkeiten des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel. S. 364.
Poesie, Romane ꝛc.: Rückert, Lieder und Sprüche. S. 80. — L. Rosen, Novellen. S. 119. — Niendorf, Contraste. S. 119. — Klausberg, Still und bewegt. S. 119. — Schmidt-Weißenfels, hinter Schloß und Riegel. S. 119. — Derf. Polignac. S. 120. — Wolfram, verlorene Seelen. S. 120. — Andree, Vom Tweed. S. 199. — Storck, Lose Ranken. S. 200. — Milow, Gedichte, Verlornes Glück. S. 200. — Storm, Jenseit des Meeres. S. 200.
Bildende Kunst: Andresen, der deutsche Maler-Radirer. S. 79.
Musik: Pohl, Mozart und Haydn in London. S. 159.
Vermischtes: Hirths Parlamentsalmanach. S. 280. — Andree, der Globus. S. 280.

Digitized by Google

Das preußische Abgeordnetenhaus.

Es sei diesem Blatte gestattet, beim Beginn eines neuen Jahres Dank, Gruß und Heilwunsch der hohen Versammlung zu widmen, in welcher während der letzten Monate auf dem Wege friedlicher Vereinbarung zwischen Regierung und Nation die Arbeit der Schlachtfelder gesichert wurde. Es ziemt den Liberalen grade jetzt, sich zu erinnern, welch unermeßlichen Werth die Thätigkeit des hohen Hauses in den Jahren seines Bestehens für Bildung und Schicksal der Deutschen gehabt hat. Achtzehn Jahre! ein kurzer Zeitraum im Leben unsrer Nation. Und doch gab es vor dieser Zeit in Preußen kaum eine politische Presse, kaum eine öffentliche Meinung, der Beamtenstaat, den die Hohenzollern des 18. Jahrhunderts eingerichtet, stand hilflos und charakterschwach den wogenden Zeitforderungen gegenüber, welche aus dem Volk aufstiegen, wie dichter Wasserdampf am Frühlingsmorgen. Ein halbes Menschenalter parlamentarischer Kämpfe und Leiden hat die Preußen zu einem politischen Volke gemacht, in kranken Jahren war die Tribüne des Abgeordnetenhauses die einzige Stätte eines freien Wortes und männlicher Forderungen, jede der großen politischen Fragen, welche unsere Zeit bewegt haben, ward dort mit deutscher Redlichkeit verhandelt, die Urtheile der preußischen Volksvertreter sind in Millionen Seelen gedrungen, die Parteien des Hauses haben der deutschen Tagespresse Richtung gegeben und das Interesse am Staat auch in den kleinen Kreisen zum Bewußtsein gebracht. Und was noch segensvoller war, Talent und Charakter der Einzelnen, welche dort stritten, sind der Nation werth geworden. Gedanken und Herzschlag vieler, von Waldeck und Schulze-Delitzsch an bis zum Grafen Bismarck, hat der Deutsche in den Räumen des preußischen Abgeordnetenhauses beobachtet und diese Bekanntschaft, welcher Widerstand oder Hingabe folgte, hat uns nicht weniger gefördert, als die Vermehrung politischer Einsicht. Durch achtzehn Jahre war das Abgeordnetenhaus die große politische Schule der Deutschen. Auch eine Schule für die Vertreter des Volkes selbst und für die Minister, die ihnen gegenüberstanden. Wer die politischen Charaktere unsrer Zeit gerecht beurtheilen will, der muß vor allem daran denken, daß wir in der ersten Generation eines Verfassungslebens allesammt Lernende gewesen sind,

Digitized by Google

und daß durch das neue Zusammenstehen in großer Genossenschaft uns Privatmenschen, Bureaubeamten, Salonpolitikern nicht nur das Urtheil berichtigt, auch der politische Charakter viel mächtiger beeinflußt wurde, als bei einem Volk mit altem Verfassungsleben möglich ist. Wer den großen Abklärungsproceß des Jahres 1848 unbefangen gewürdigt hat, der durfte schon seit jenem Jahre stolz behaupten, daß uns eine große politische Zukunft vorbehalten sei; denn in einziger Weise überwand der Deutsche schon damals auf der Tribüne die ungesunden Richtungen seines Schwächezustandes, während dem fast alles aus den Fugen gekommen war, und beinahe nur noch die Familie und die Moral des Privatlebens unangezweifelt feststanden. Nicht allein gewissenhaft und ehrlich erwies sich die große Majorität der Abgeordneten in jenem Jahr, auch gescheidt und keineswegs unpraktisch, und es war nicht ihre Schuld, daß der Widerstand des alten Bestehenden übermächtig wurde.

Der schwersten Prüfung wurde das preußische Verfassungsleben unterworfen, als das gegenwärtige Ministerium trotz dem Widerstand des preußischen Volkes und seiner gewählten Vertreter durch Königswillen und Herrenhaus im Amte gehalten ward. Jetzt in der Freude über große Erfolge übersieht der Preuße gern das Unrecht, welches ihm selbst in vergangnen Jahren zugefügt worden, und es ist echt deutsch, wenn auch der Liberale hier und da mit schärferer Kritik die Schwächen der eigenen Partei mustert, als das Unrecht der Gegner. Und doch hat grade die Opposition dieser letzten Jahre bewiesen, wie vortrefflich der Stoff unsres Volkes ist. Die damals in das Parlament kamen, waren in der Mehrzahl Männer aus kleinen Kreisen des bürgerlichen Lebens, wie ihre Wähler tief erbittert über das herrische Wesen und die Willkür der Regierung. Und sie haben durch vier Jahre ihren Kampf geführt mit zäher Ausdauer und strenger Gesetzlichkeit. Es war ihnen nicht immer vergönnt, den höchsten politischen Gesichtspunkt bei Beurtheilung herber Gegensätze festzuhalten, aber ihre Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit, und in den meisten Fragen die bessere Einsicht in die innern Bedürfnisse des Staates soll ihnen niemand abstreiten. Sie wurden gereizt und gequält, durch kleine Mittel verfolgt, wie nur je eine Opposition. Das unablässige Reiben und fruchtlose Protestiren war gewiß nicht angethan, der Nation die Eindrücke eines großen Kampfes zu geben, auch von liberaler Seite wurde behauptet, daß die Kammer arm an Talenten sei. Aber nicht die Talente waren klein, sondern die Kampfweise, die ihnen aufgenöthigt wurde. In Wahrheit haben auch diese Jahre nicht verhindert, daß neue Männer wie Twesten, Michaelis, Forckenbeck, nicht zuletzt Schulze-Delitzsch als Specialitäten, durch die Energie und Lauterkeit ihrer Gesinnung zu parlamentarischen Größen wurden. Wir könnten neben ihnen noch eine Reihe anderer nennen, deren geschäftliche Tüchtigkeit jeder nationalen Versammlung zur Zierde gereichen muß, und die sich jetzt als Abgeordnete für die höchsten Aemter des

Digitized by Google

Staates bilden. Welchen Grund haben wir, auf Herrn v. Hoverbeck weniger Hoffnung zu setzen als auf irgendeinen preußischen Politiker, der in der letzten Generation heraufgekommen ist? Wir alle erinnern uns des Jahres, in welchem ein andrer Preuße Junker in des Wortes verwegenster Bedeutung war und verspotteter Sprecher der Partei, welche die großen Städte als unleidliche Verbildungen einer schlechten Zeit ansah; und derselbe Preuße hat jetzt eine so hohe Stellung über den Parteien gewonnen, wie selten der Staatsmann eines Volkes und in seinen letzten öffentlichen Erklärungen auch alten Gegnern die Bewunderung abgenöthigt, welche kluge Rede, die in den meisten Sätzen den Nagel auf den Kopf trifft, sich verdient. Wir sind alle noch in junger Lehrzeit; der erste Minister Preußens ist jetzt sehr verschieden von dem Mann, der im Jahr 1863 unwillig war, eine andere Politik einzuschlagen, als die Herr v. Scheel-Plessen rieth; ebenso sind auch die preußischen Abgeordneten im Winter 1866 bessere Politiker als in den Wochen, wo Herr Twesten mit Herrn v. Roon in persönlichen Conflict gerieth.

Wenn wir jetzt der Tüchtigkeit des preußischen Abgeordnetenhauses uns freuen, und der guten Aussichten, welche viele Männer desselben für Deutschlands politische Zukunft eröffnen, so ist es auch unvermeidlich, an die Katastrophe zu denken, welche dem preußischen Verfassungsleben durch den Reichstag des norddeutschen Bundes bereitet wird. Diese Verfassung ist nach der ungenügenden Kunde, welche uns bis jetzt davon geworden, von allen politischen Improvisationen des Jahres 1866 die kühnste und großartigste. Sie erweckt in der That die Hoffnung, daß ihr in kurzen Jahren gelingen kann, alle deutschen Länder und Staaten in sich aufzunehmen. Daß aber ein preußischer Landtag, wie er bis jetzt war, neben ihr nicht bestehen darf, begreift jedermann, und es wird hier wiederholt, die Preußen sind es, welche für diesen Fortschritt am meisten aufopfern müssen.

Wohl vermag der Reichstag Beginn eines großartigen politischen Lebens zu werden. Die allgemeinen Wahlen, in welche sich die Deutschen bis zur nächsten Versammlung kaum hineinfinden werden, geben den kleineren Kreisen der Bevölkerung und der Masse der Wähler einen so entscheidenden Einfluß auf die Politik, daß wir vor den größten Veränderungen in der Tagespresse und in der Organisation der Parteien stehen. Wir werden fortan große Volksversammlungen, Aufzüge, Massendemonstrationen, Anregen und Gewinnen der Menge erhalten, wie es in Deutschland seit 1848 unerhört ist. Bei dreijähriger Wahlperiode wird sich diese Bewegung so oft wiederholen, daß ihr schnell eine Praxis und eine gewisse Organisation der Massen folgen muß. Von dem aufgeregten Meere der Zukunft wird mancher Politiker sehnsüchtig auf den stillen Binnensee der Dreiclassenwahl zurückblicken, und die Candidaten werden sich entschließen müssen, die stolze Bescheidenheit, mit welcher sie jetzt den Wählern gegenüber-

Digitized by Google

ſtanden, aufzugeben und einen Tag des Scandals, der faulen Aepfel und vielleicht eines Straßentumults nicht zu ſcheuen.

Die Aufhebung der Diäten muß, wenn ſie durchgeſetzt wird, allmälig die meiſten Beamten von ſelbſt ausſchließen, und das halten wir für kein Unglück; ſie droht aber für die nächſte Zeit auch viele andere tüchtige Männer vom Reichstag fern zu halten, denn noch iſt bei uns die Zahl wohlhabender Gentlemen, welche Muße und Verſtändniß für die großen politiſchen Fragen haben, nicht ſo groß, daß aus ihnen allein genügendes Material für den neuen Reichstag gewonnen wird.

Aber nicht dies iſt die große Frage der Zukunft. Ob der Reichstag den preußiſchen Landtag, ob der Landtag den neuen Reichstag überdauern und in ſich aufnehmen wird, das hängt im letzten Grunde von der Antwort auf eine Frage ab: welcher Verſammlung wird das Recht zuſtehen, die großen Staatseinnahmen und Ausgaben zu bewilligen und nicht zu bewilligen? Hier liegt der Angelpunkt des geſammten Verfaſſungslebens, und niemand hat das einfacher und hochſinniger ausgeſprochen, als neulich Herr Simſon im preußiſchen Abgeordnetenhauſe. Erhält der neue Reichstag das Bewilligungsrecht für die ſechzig Millionen zu Heer und Flotte, ſo wird er, das läßt ſich vorausſagen, der große Kampfplatz parlamentariſcher Talente und die Stätte werden, in welche ſich der ganze Schwerpunkt des öffentlichen Lebens in Preußen und Deutſchland verlegt. Wird der genannte Theil des Budgets, wie man behauptet, in der Art eiſern fundirt, daß er der Competenz des Reichstags entzogen bleibt, ſo wird dieſe Verſammlung, wie weit gemeſſen ihre ſonſtigen Befugniſſe ſein mögen und wie zahlreich ihre Talente, doch nur ein Zollparlament, d. h. eine große techniſche Commiſſion, welche Gutachten oder Geſetze gebend, der Nation nicht in das Herz wächſt. In dieſem Fall behält der preußiſche Landtag, ſelbſt wenn er nicht verhindern kann, daß das halbe Budget ſeiner Competenz entzogen wird, ſeine maßgebende Bedeutung für Deutſchland, dann dauert er als die große Inſtanz, mit welcher die Miniſter abzurechnen haben, und die im Laufe der Jahre das Miniſterium zwingen wird, ſich ihren Majoritäten zu fügen.

An der Entſcheidung dieſer Frage hängt, wir ſind innig davon überzeugt, die geſammte parlamentariſche Zukunft Preußens und Deutſchlands. Hat Graf Bismarck die Abſicht, den Reichstag zu dem künftigen Parlament des deutſchen Reiches zu erheben, ſo muß er jedes Jahresbudget des Reiches zu einem Act der Geſetzgebung machen, was gar nicht verhindert, daß beſtimmte Steuern und Intraden dafür angewieſen werden. Will und kann er das nicht, ſo wird nach neuen Kämpfen, deren einzelne Phaſen ſich jeder Berechnung entziehen, Reichstag und Bundesverfaſſung allmälig von dem preußiſchen Landtag aufgeſogen. Im erſtern Falle mag ſich die neue Zeit unter Führung des jetzigen Miniſterpräſidenten geſtalten, im andern Fall wahrſcheinlich im Kampfe gegen ihn.

Digitized by Google

Rußland im Jahre 1866.

Von keinem der europäischen Großstaaten ist im Laufe des verflossenen Jahres in der Presse so wenig die Rede gewesen, wie von dem russischen. Wochenlang hat die Rubrik „Rußland und Polen" in den verbreitetsten Tageblättern Deutschlands und Frankreichs leergestanden und die wichtigen Veränderungen, welche sich während der Frühlingsmonate des Jahres 1866 auf dem Gebiete der inneren Politik dieses Staats vollzogen haben, sind, weil sie mit den Wirren vor Ausbruch des deutschen Krieges zusammenfielen, im westlichen Europa beinahe ganz ignorirt worden. So wunderlich es klingen mag, es ist Thatsache, daß man in dem halbbarbarischen Rußland über das westeuropäische Leben und dessen Eigenthümlichkeiten wie über die politischen Vorgänge in Deutschland, England und Frankreich beinahe immer besser unterrichtet ist, wie umgekehrt. Ob dieser Umstand aus dem bekannten Talent der Slaven für die Beobachtung fremder Zustände, oder aus dem höheren Interesse zu erklären ist, welches die Culturwelt für den hat, der an ihren Gütern nicht direct theilnimmt, geht uns hier nichts an: an der Thatsache als solcher nehmen wir Veranlassung, dem deutschen Publikum eine zusammenfassende Uebersicht der jüngsten Erlebnisse jener merkwürdigen Welt des Ostens vorzulegen, welche sich nach Gesetzen bewegt, die der westeuropäischen Logik vielleicht noch lange unverständlich bleiben werden, weil in Rußland — wie ein Landeskundiger gelegentlich in den Oppenheimschen Jahrbüchern sagte — „zwei mal zwei heute gleich fünf, morgen gleich drei, aber niemals gleich vier ist."

Stellen wir uns an den Ausgang des Jahres 1865, um an der damaligen Beschaffenheit der inneren Politik Rußlands einen Maßstab für den Umfang der seit den letzten zwölf Monaten eingetretenen Veränderungen zu gewinnen, so finden wir die seit dem polnischen Aufstande an das Ruder getretene nationaldemokratische Partei auf dem Zenith ihrer Macht und ihres Einflusses angelangt. Die Russificirung Lithauens und der Ukraine ist in vollem Gange: unter Leitung des Führers jener Fraction, die den aristokratisch-polnischen Charakter dieses Landes durch Vertheilung des gutsherrlichen Grundeigenthums unter Bauern und Knechte in einen bäuerlich-demokratischen zu verwandeln strebt — des Geheimraths Nikolaus Miljutin, ist der Generalgouverneur des wilnaer Militärbezirks General Kaufmann unermüdlich damit beschäftigt, katholische Kirchen zu schließen oder in griechisch-russische zu verwandeln, Edelleute und Priester, die sich zur Verläugnung der proscribirten polnischen Nationalität nicht entschließen können, in das Innere des Reichs oder an die asiatische Grenze zu senden und

Digitized by Google

ihre Besitzungen unter „loyale“ Bauern zu vertheilen. Demokratisch-socialistisch gesinnte Beamte, die durch hohe Gehalte an die westliche Grenze gelockt sind und sich der lange gesuchten Gelegenheit zur Verwirklichung ihrer Utopien erfreuen, wetteifern mit fanatischen Geistlichen der russisch-griechischen Kirche in rücksichtsloser Bekämpfung des „aristokratischen“ westeuropäischen Elements, das die Polen repräsentiren, um dann in den Spalten der allgewaltigen Moskauer Zeitung als „Missionäre der guten Sache“ gepriesen zu werden. Das Verzeichniß der confiscirten, sequestrirten und parcellirten Güter in den westlichen Gouvernements ist noch immer im Zunehmen begriffen, und da die erwarteten Käufer aus dem Innern des heiligen Rußlands sich immer noch nicht finden wollen, wird eine Bank zur Unterstützung russischer Güterkäufer in Litthauen gegründet. Parallel mit dem Register der eingezogenen Güter läuft das der Convertiten und die Bauern und kleinen Gutsbesitzer, welche von der katholischen zur griechisch-orthodoxen Kirche übergetreten sind, werden schon nach Tausenden gezählt.

Ein Ukas vom 10. December verbietet die Erwerbung in den westlichen Gouvernements belegener Güter durch Personen polnischer Herkunft und decretirt, daß das Grundeigenthum sämmtlicher durch den letzten Aufstand compromittirter Polen binnen zwei Jahren verkauft sein soll. Beinahe gleichzeitig fühlt der Minister des Innern sich bewogen, auch gegen andere „nichtrussische“ Theile des Reichs strengere Saiten aufzuziehen, ein Circularbefehl an die Censoren Liv-, Esth- und Kurlands macht es diesen Beamten zur Pflicht, den Kampf der deutschen Presse jener Provinzen gegen die russificatorische Tendenz der moskauer und petersburger Journale strengstens zu überwachen und jede Aeußerung zu unterdrücken, welche von einer Verkennung des engen Zusammenhangs jener Provinzen mit dem großen Reich zeuge. Der demokratische Domänenminister Selenny ernennt — gegen die unvordenkliche Praxis — einen Russen zum Chef der baltischen Domänenverwaltung und nährt durch Vermittelung dieses die Intriguen der jung-lettisch-panslavistischen Partei gegen das deutsche Element an der Ostsee; um den wankenden Einfluß der griechischen Kirche in Livland zu kräftigen, schlägt er vor, die Höfe der Domänengüter jenes Landes zu zerschlagen und Parcellen derselben an der griechisch-russischen Confession angehörige Bauernknechte zu vertheilen, um auf diese Weise die „Glaubenstreue“ jener Convertiten zu stärken und zugleich dem Princip des russischen Gemeindebesitzes auch an den Stätten deutscher Cultur die Wege zu bereiten.

Der überfluthende Einfluß der in den Brüdern Miljutin und ihrem Freunde Selenny repräsentirten büreaukratisch-demokratischen Partei, die aus ihrem Haß gegen den russischen Adel und den großen Grundbesitz kein Hehl machte und laut verkündete, der mit dem Volke verbündete Absolutismus müsse, um consequent zu sein, mit der russischen Aristokratie ebenso rein Haus machen, wie mit der polnischen — wurde von den Bojarenkreisen Moskaus und Petersburgs

Digitized by Google

mit wachsender Eifersucht überwacht. Das aristokratische petersburger Wochenblatt „Wesstj“ führte gegen die Wirthschaft der Miljutin, Murawjew und Kaufmann seit Jahren einen erbitterten Kampf und sprach immer wieder davon, daß das persönliche Eigenthum bedroht sei und mehr und mehr aufhöre, eine Grundlage des russischen Staatslebens zu sein. In der That war in den neugeschaffenen Provinzialversammlungen der den Gemeindebesitz repräsentirende Bauernstand sehr viel reichlicher vertreten, als das persönliche Eigenthum an Grund und Boden, d. h. der Adel. Das Bedürfniß nach einer Einschränkung des Absolutismus, nach Beschaffung wirklicher Garantien für Recht und Eigenthum des Individuums wurde innerhalb der gebildeteren russischen Adelsverbände von Jahr zu Jahr lebhafter empfunden*). Jeder Versuch, den die Adelsversammlungen Moskaus und Petersburgs gemacht hatten, um den Monarchen zu einer freiwilligen Einschränkung seiner unbeschränkten Gewalt zu bewegen, diente aber nur dazu, die Macht der büreaukratischen Anhänger des Absolutismus zu steigern: die Adresse, welche der moskowitische Adel im Januar 1865 beschlossen hatte, um den adelsfeindlichen Machthabern ein Mißtrauensvotum zu ertheilen und seinen constitutionellen Wünschen einen bescheidenen Ausdruck zu geben, war vom Kaiser zurückgewiesen und mit einem Rescript an den Minister Walujew beantwortet worden, das dergleichen Eingriffe in die kaiserliche Initiative ein für alle Mal abschnitt.

Einer der Gegenstände, auf welchen die aristokratische Opposition bei ihren Anklagen gegen das herrschende Regime immer wieder zurückkam, war der jämmerliche Zustand der Finanzen. Beim Beginn des vorigen Jahres wies das Budget pro 1866 trotz der beiden neu emittirten inneren Prämienanleihen im Gesammtbetrage von 200 Millionen Rubeln und trotz der allbekannten Thatsache, daß der eigentliche Zweck dieser Operationen nicht der Bau neuer Eisenbahnen (wie es in dem betreffenden Ukas hieß), sondern die Zustopfung der zahllosen Löcher des Staatshaushaltes sei — noch immer ein Deficit von nahezu 22 Millionen Silberrubeln auf. Seit dem polnischen Aufstande und der Inauguration der fabelhaft kostspieligen Russificationspolitik, die eine Verstärkung des Militärbestandes zur Voraussetzung hatte, war dieses Deficit in fortwährendem Zunehmen begriffen gewesen: im Jahre 1863 hatte es 15¾ Mill., 1864 nicht weniger als 46¼ Millionen, 1865 trotz der neuen englisch-holländischen Anleihe immer noch 22 Millionen betragen. Dazu kam, daß der Staat außer Stande war, auch nur eine der nothwendigen neuen wirthschaftlichen Unter-

*) Während die größeren englischen und französischen Blätter die Beschränkung des Absolutismus als den rothen Faden aller Bestrebungen der russischen Aristokratie anerkannt haben und seiner relativen Berechtigung gerecht geworden sind, wird die deutsche Presse nicht müde, diese Partei als russisches Kreuzzeitungsthum zu verlästern und in mechanischer Verehrung der demokratischen Schablone den Männern der bureaukratisch-socialistischen Richtung und ihres Polenhasses Weihrauch zu streuen.

Digitized by Google

nehmungen wirksam zu unterstützen, daß die Eisenbahnbauten nur mit fremden, hochverzinsten Capitalien fortgeführt werden konnten und die seit Jahren verheißene russische Bodencreditbank, deren der große Grundbesitz dringend bedurfte, aus Mangel an Mitteln nicht zu Stande kam. Weil die fortwährend mit Verlegenheiten kämpfende Reichsbank die Concurrenz neuer Werthpapiere auf dem Geldmarkt zu fürchten allen Grund hatte, fielen auch die zahlreichen privaten Unternehmungen zur Begründung von Creditgesellschaften zu Boden, mochten sie von Ausländern oder Inländern projectirt worden sein. — Schlimmer noch wie mit dem öffentlichen war es mit privatem Credit bestellt; der elende Stand der russischen Valuta und die starken Coursschwankungen lasteten bleiern auf Handel und Industrie und die Furcht vor einer auch nur augenblicklichen Verminderung der Zolleinnahmen verhinderte den Finanzminister an der Verwirklichung seiner freihändlerischen Pläne, die durch das bekannte Memorandum des deutschen Handelstages angeregt, in den russischen Börsenkreisen übrigens mit entschiedenem Mißfallen aufgenommen worden waren. Der Protectionismus und die Phrase von der Nothwendigkeit einer nationalen, vom westlichen Europa unabhängigen Industrie waren und sind integrirende Theile des streng nationalen Programms und werden von den russischen Journalen (die St. Petersburger Börsenzeitung ausgenommen) ebenso unermüdlich wie andächtig wiederholt.

So war die Lage der Dinge beim Jahreswechsel und während der ersten Monate des neuen Jahres: jeder Tag schien das Wachsthum der nationaldemokratischen Partei und ihres Einflusses zu kräftigen, die Männer der Mäßigung, die Vertreter der westeuropäischen Cultur und der Toleranz gegen die nicht russischen Eigenthümlichkeiten der polnischen, deutschen und finnländischen Provinzen in den Hintergrund zu schieben. Da geschah es, daß der aus dem Gouvernement Saratow gebürtige frühere moskauer Student Wladimir Karakosow am 4. (16.) April ein Pistol gegen den im Sommergarten lustwandelnden Kaiser abschoß und durch dieses wahnsinnige Unternehmen die dritte große Wandlung in der Politik dieses Herrschers herbeiführte. Der Name für diesen dritten Abschnitt der Regierungsgeschichte Alexanders des Zweiten (die erste Epoche, 1856—1863, kann als die liberale, die zweite, 1863—1866, als die streng nationale bezeichnet werden) ist noch nicht gefunden, selbst über die Natur seiner charakteristischen Merkmale läßt sich noch streiten, aber ihr Vorhandensein glauben wir durch die Zusammenstellung der russischen Regierungshandlungen vom Januar bis December 1866 nachweisen zu können.

Der Augenblick des ersten starren Entsetzens über die That vom 4. April wurde von der national-bureaukratischen Partei mit großem Geschick benutzt. „Das kann nur ein Aristokrat, ein Pole oder ein Deutscher gewesen sein", hieß es in der von dieser Fraction inspirirten Presse, welche die Rettung des geliebten Czaren durch die Hand eines Bauern aus Kostroma zugleich als „symbolische"

Digitized by Google

Volksthat mit lautem Jubel verkündete. Um den bezüglichen Wünschen gleichzeitig nach mehren Seiten zu entsprechen, verbreitete die russische St. Petersburger Zeitung das Märchen, der Attentäter (dessen wahrer Name Wochen lang nicht ermittelt werden konnte) sei ein polonisirter Deutscher. Bald aber wandte sich das Blatt: der Verbrecher war ein Russe und zwar ein Socialist der extremsten Partei, zugleich Mitglied einer in Moskau und Petersburg verbreiteten revolutionären Gesellschaft, in deren Reihen weder Deutsche noch Aristokraten und nur einige wenige, dazu ganz unbedeutende Polen zu finden waren. Der Anhänger des reinen aus Frankreich importirten Socialismus, an deren Spitze der später als „Ideolog" bei Seite geschobene Herzen gestanden hatte, gab es in Rußland seit dem Jahre 1863 nicht mehr sehr viele; das Gros der Partei war beim Ausbruch des polnischen Aufstandes in das national-demokratische Lager übergegangen, hatte seinem ursprünglich gegen die Regierung gerichtet gewesenen Zerstörungstriebe im Kampf gegen Polonismus und Katholicismus ein neues Object geschaffen und sein socialistisches Gewissen mit dem Troste abgefunden, durch Einführung des russischen Gemeindebesitzes in Polen und Litthauen werde der gänzlichen Vernichtung des persönlichen Eigenthums an Grund und Boden am besten vorgearbeitet. Die Minorität der entschiedenen Socialisten hatte sich dem Drange der Umstände nur widerwillig gefügt; sich selbst überlassen, vertiefte sie sich in die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, alle bestehende Ordnung über den Haufen zu werfen, Eigenthum, Staat, Kirche, Ehe, Gesellschaft u. s. w. gewaltsam zu vernichten, statt des Socialismus den Communismus auf den Thron zu setzen und dieses große Werk mit der Ermordung des pseudo-liberalen Czaren einzuleiten. Man nannte diese kleine, aber fanatische Gruppe (die Turgenew in seinem Romane „Väter und Söhne" trefflich charakterisirt hat) die „Nihilisten", weil sie absolut nichts gelten ließen und nur in der Zerstörung des Vorhandenen das Heil sahen. Zwischen ihnen und jenen oben erwähnten, gut kaiserlich gesinnten Männern der national-demokratischen (richtiger socialistischen) Partei lag eine tiefe Kluft — daß es an Berührungspunkten aber nicht ganz fehlte und daß der wichtigste derselben in der fanatischen Verehrung des altrussischen Gemeindebesitzes bestand, ließ sich doch nicht läugnen. Dieser Umstand genügte, um den Conservativen für den Augenblick das Uebergewicht zu verschaffen. Zum Generaldirector der geheimen (politischen) Polizei wurde wenige Tage nach dem Attentat der Generalgouverneur von Liv-, Esth- und Kurland, Graf Schuwalow, ein hochbegabter Administrator und entschiedener Gegner der Miljutin, ernannt, die Leitung der Untersuchung gegen Karakosow und Genossen wurde dem Grafen Murawjew übertragen, der zwar ein entschiedener Polenfeind, ja der erste Russificator Litthauens gewesen war, als alter Soldat und Aristokrat aber von tödtlichem Haß gegen seine früheren Bundesgenossen erfüllt war. Hatte er die socialistischen Bureaukraten auch zur

Digitized by Google

Zeit seines wilnaer Proconsulats vielfach benutzt, so wollte er doch von ihren „modernen“ und „demokratischen“ Tendenzen nichts wissen, — er gehörte der nikolaitischen Schule an und sah es schon ungern, daß Nichtmilitärs überhaupt zur Geltung kamen: Das erste Opfer seines neugewonnenen Einflusses war der Unterrichtsminister Golowin, ein Anhänger seines Todfeindes des Großfürsten Konstantin; man machte es diesem Staatsmann zum Vorwurf, durch seine Begünstigung des Realschulwesens und der naturwissenschaftlichen Studien der Verbreitung der communistisch-materialistischen Lehren des Nihilismus vorgearbeitet zu haben und ersetzte ihn durch den conservativen Grafen Tolstoy, einen Freund Schuwalows.

Von dem wachsenden Einfluß dieses Mannes, der gegenwärtig dem kaiserlichen Vertrauen am nächsten stehen dürfte, zeugte alsbald eine Reihe anderer wichtiger Veränderungen. Schuwalows Nachfolger in Riga wurde der conservativ-liberale und dabei höchst human gesinnte Graf Baranow, ein persönlicher Freund des Kaisers; Finnland erhielt den gleichfalls der gemäßigten Partei angehörigen Grafen Adlerberg (den zweiten Sohn des Hofministers) zum Statthalter, der derselben Richtung angehörige Geheimrath Deljanow wurde Gehilfe des Unterrichtsministers, der livländische Landmarschall und bewährte Führer der liberalen Partei des kur- und livländischen Adels Fürst Paul Liewen Curator des petersburger Lehrbezirks und Oberceremonienmeister. Schuwalows Einfluß endlich war es zuzuschreiben, daß der Finanzminister v. Reutern vor dem ihm bestimmten Loose, Murawjews Grimm zu verfallen und seinem Freunde Golowin in das Privatleben zu folgen, bewahrt blieb: er mußte sich dazu verstehen, einen Freund des jungen Polizeiministers, den General Greigh, zu seinem Gehilfen zu nehmen. Diesen Personalveränderungen, die rasch auf einander folgten, gab ein kaiserliches Rescript vom 23. Mai alsbald die authentische Interpretation: Recht, Eigenthum und Religion — so hieß es in jenem Actenstück, das von der damals mit Kriegssorgen überbeschäftigten deutschen Presse vollständig ignorirt wurde — seien durch gefährliche socialistische Umtriebe, denen man zufolge des Attentats auf die Spur gekommen, schwer bedroht; die liberalen Absichten der Regierung seien mißverstanden worden, der Kaiser erkläre feierlich, daß er die Nothwendigkeit des Eigenthums anerkenne, daß er sich auf die conservativen Elemente des Staatslebens, zumal auf den Adel stützen und jede Agitation gegen denselben, rühre sie her von wem sie wolle, — niederhalten werde.

Dieser kaiserlichen Willensmanifestation folgten verschiedene Regierungshandlungen, welche darauf schließen ließen, daß man die Zügel schärfer anzuziehen entschlossen sei. Zwei radical-demokratische Journale wurden unterdrückt und die bis dahin allmächtig gewesene Moskauer Zeitung, von der ausgemacht war, daß sie über dem Gesetz stand, wegen Ungehorsam gegen die Anordnungen

Digitized by Google

des Ministers Walujew (sie hatte eine ihr ertheilte Verwarnung nicht abgedruckt) auf zwei Monate suspendirt. Wie groß aber war das allgemeine Erstaunen, als gegen Ende des Maimonats bekannt wurde, das Haupt der socialistisch-bureaukratischen Partei, der entschiedenste Feind des Adels und der conservativen Principien, der Geheimrath Nikolaus Miljutin, sei zum Staatssecretär für Polen ernannt und der bisherige Chef dieser Administration Platonow verabschiedet worden. Deutlicher als durch diese Ernennung konnte nicht gesagt werden, daß die kaiserlichen Entschließungen zu Gunsten des conservativen Princips eine sehr bestimmte Grenze hätten, daß Polen außerhalb des Gesetzes stehe, daß man es versuchen wolle, hüben mit conservativen, drüben mit socialistisch-terroristischen Grundsätzen zu regieren, hier das Eigenthum und das formelle Recht zu conserviren, dort die rücksichtsloseste Utilitätspolitik walten zu lassen.

Die Sommermonate, welche der Kaiser dieses Mal in und bei Moskau zubrachte, waren beinahe vollständig mit der Theilnahme an den Ereignissen in Deutschland ausgefüllt. Beim Ausbruch des Krieges waren Hof und Gesellschaft entschieden östreichisch gesinnt. Die Königin von Würtemberg hatte ihren Aufenthalt in St. Petersburg dazu ausgebeutet, gegen Preußen und für den deutschen Particularismus zu agitiren und während der ersten Wochen des böhmischen Feldzugs überboten die russischen Zeitungen einander in Invectiven gegen die bismarckische Politik. Die zufolge eines Immediatgesuchs bei dem Kaiser rehabilitirte Moskauer Zeitung warnte vor der Zunahme der preußischen Macht, erklärte, daß Rußlands Einfluß an der Ostsee schwer bedroht sei und daß die Regierung ihre Maßnahmen zu Gunsten der Russificirung Polens, Litthauens und der Ostseeprovinzen möglichst beschleunigen müsse, wenn es einer preußischen Invasion in diese Grenzlande begegnen wolle. Nach der Schlacht bei Königsgrätz änderten zuerst die officiellen, später auch die unabhängigen Blätter den Ton. „Wir haben kein Interesse an dem Fortbestande der östreichischen Monarchie und ihrer Großmachtstellung" lautete jetzt die Parole. Man ließ sich die preußischen Erfolge gefallen, weil man von ihnen zu Gunsten des erweiterten russischen Einflusses in den süd- und westslawischen Ländern Oestreichs und der Türkei Vortheil zu ziehen hoffte und zugleich meinte, Graf Bismarck werde die Zustimmung Rußlands zum nikolsburger Frieden und den Annexionen in Deutschland mit der Verpflichtung auf eine directe oder indirecte Unterstützung der orientalischen Politik des petersburger Cabinets erkaufen müssen. —

Was dem französischen Volk die Rheingrenze, ist dem russischen die orientalische Frage: Der Punkt, auf welchem die verschiedensten Parteien und Richtungen einander begegnen. Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, die Fahne mit dem griechisch-russischen Kreuz dereinst am Bosporus aufzustecken und von Stambul aus ein orientalisches Slawenreich zu begründen, wurzelt ebenso tief in den religiösen, wie in den politischen Traditionen des russischen

Digitized by Google

Volks, das sich nicht nur den slawischen Stämmen der Türkei eng verbrüdert weiß, sondern auch die heilige Verpflichtung fühlt, jenes Byzanz, das die Wiege der christlichen Cultur Rußlands war, von den Gräueln der Ungläubigen zu reinigen und wiederum zum Mittelpunkt der orientalischen Christenheit zu machen. Beinahe ausschließlich unter dem Gesichtspunkt ihres Einflusses auf die Lösung der orientalischen Frage wurde die große Umgestaltung Deutschlands in Rußland aufgefaßt und beurtheilt. Während im westlichen Europa die deutsche Frage auch in den letzten Monaten des abgelaufenen Jahres im Mittelpunkt aller Interessen stand und die Beschäftigung mit den Vorgängen an der unteren Donau, auf den türkischen Inseln und in Galizien auf einen ziemlich kleinen Kreis von Politikern beschränkte, wandte man in Rußland den deutschen Dingen schon Anfang September beinahe vollständig den Rücken, um wieder und immer wieder von der Erweiterung der russischen Macht im Südosten Europas zu handeln. Die russische Presse sprach sich mit einer beinahe beispiellosen Einstimmigkeit gegen die Anerkennung des Prinzen von Hohenzollern und gegen die Vereinigung der Donaufürstenthümer aus, in welcher man ein Werk westmächtlicher Intriguen sah. — Die Moskauer Zeitung, noch immer das tonangebende Blatt, erklärte wiederholt, sie sehe den pariser Frieden für nicht mehr rechtsverbindlich an und müsse im Namen der Nation die Revindication des 1856 verloren gegangenen Theils der Moldau, sowie die Besetzung der Donaumündung fordern: wo es die Ehre und die geheiligte Tradition des Vaterlandes gelte, müsse jede andere Rücksicht, auch die auf die Finanzlage schweigen. Nach längerem Zaudern entschied die Regierung sich dafür, dieses Mal noch nicht zuzugreifen; sie ließ es geschehen, daß die von ihr wiederholt und entschieden gemißbilligte Union der Fürstenthümer zur vollendeten Thatsache wurde und behielt sich nur die freie Action für die Zukunft vor. Die Rücksicht auf die Finanzen ist neben der Hoffnung auf die zunehmende Zersetzung des östreichischen Kaiserstaats als Hauptgrund dieser Zurückhaltung anzusehen, in welche die große Mehrzahl der russischen Politiker sich nur ungern gefügt hat.

Die Theilnahme für die Dinge in der Türkei ist während der letzten Monate nur noch von der überboten worden, welche die russische Gesellschaft für das Schicksal der angeblich in ihren heiligsten Interessen bedrohten Russinen Galiziens an den Tag gelegt hat. Das Verhältniß zwischen Russen und Polen ist in der südöstlichen Hälfte Galiziens genau dasselbe, wie in Litthauen und der Ukraine, hier wie dort steht dem polnisch-katholischen Adel ein russisch-orthodoxes bäuerliches Element entgegen. Die Ernennung Goluchowskis, des Hauptes der galizischen Adelspartei, zum Statthalter des Großfürstenthums, ist von den Nationalen und Demokraten Rußlands mit einer Bitterkeit aufgenommen worden, die ihren Höhepunkt noch lange nicht erreicht hat. Dieser „letzte Act der polnischen Tragödie" ist in den Augen der russischen Politiker der Rechtstitel

Digitized by Google

zu einem Einschreiten des in seinen polnischen Landestheilen bedrohten Rußland in die inneren Verhältnisse der slawischen Völker Oestreichs. Die Organe der petersburger und der moskauer Presse wetteifern in leidenschaftlichen Mahnungen zu Gunsten einer Intervention, welche den Sieg des demokratisch-russischen über das polnisch-aristokratische Element vollenden und der orientalischen Politik Rußlands die moralische Unterstützung der außerrussischen Slawenstämme für alle Zeiten sichern soll. Mit der Lösung jener großen Frage der Zukunft müsse unter allen Umständen in Oestreich der Anfang gemacht werden.

Zu den interessantesten und wichtigsten Merkmalen des politischen Lebens in Rußland gehört, daß die inneren Fragen, um welche es sich im Kampf der Parteien handelt, beinahe ohne allen Zusammenhang mit den auswärtigen sind, daß es bezüglich dieser in der Regel keine Meinungs- und Parteiverschiedenheiten giebt, die sich außerhalb der Hof- und Regierungskreise bemerkbar machten. Der politische Instinct dieser Nation ist trotz des niedrigen Bildungsgrades so ausgebildet, daß sich eine auswärtige Verwickelung nur am Horizont zu zeigen braucht, um sofort allen inneren Händeln Schweigen zu gebieten. Wenn das im letzten Halbjahr nicht so vollständig der Fall gewesen ist, wie in früherer Zeit, so hat das einfach darin seinen Grund, daß die Regierung die Vorgänge in Galizien und an der Donau scheinbar ihren Gang nehmen ließ und ihre Abneigung, zur Zeit in kriegerische Verwickelungen einzutreten, wiederholt und deutlich documentirte, weil sie den Augenblick nicht für geeignet hielt. Daraus erklärt sich, daß trotz der Theilnahme, welche man den Ereignissen im Westen schenkte, die Kämpfe und Arbeiten im Innern ihren ununterbrochenen Fortgang genommen haben.

Anfang Juni trat die seit Jahren vorbereitete Neugestaltung der Justiz für Moskau, Petersburg und die angrenzenden Gouvernements ins Leben, fürs Erste mit entschieden günstigem Erfolg. An zahlreichen Mißgriffen der jungen Geschworenengerichte hat es zwar nicht gefehlt, desto glücklicher ist der Griff gewesen, den die Regierung mit Einführung des Instituts der Friedensrichter für Bagatellstreitigkeiten und Polizeivergehen gethan hat. Das tief erschütterte Vertrauen des Volks zu der Rechtspflege hat sich plötzlich gehoben, die „neuen Gerichte“ sind der Gegenstand der allgemeinsten und dankbarsten Verehrung aller Classen, und in die sonst tief verachtete Classe der Justizbeamten scheint ein neuer Geist gefahren zu sein. Die Erwartung, welche die Regierung an die neuen Gerichtshöfe gestellt hatte, sind so glänzend übertroffen worden, daß der Justizminister, seiner ursprünglichen Ansicht zuwider, die Ausdehnung derselben auf eine größere Zahl von Gouvernements angeordnet hat. Merkwürdig genug, daß die Reform der Justiz, zu welcher eigentlich niemand in Rußland rechtes Vertrauen hatte, sehr viel glücklicher von Statten gegangen ist als die Mehrzahl der übrigen Reformen.

Digitized by Google

Deſto trauriger ſah und ſieht es mit den Finanzen aus. Trotz einer neuen Anleihe zur Deckung der fälligen Zinszahlung der auswärtigen Schuld und der Emiſſion von 9 Millionen neuer Schatzſchuldſcheine, iſt das Deficit für 1866 von 21 auf 36 Millionen geſtiegen und die Noth ſo groß, daß man zu Erſparniſſen auf allen Gebieten ſeine Zuflucht nehmen mußte, um nur nothdürftig durchzukommen. Das Budget der Flotte geht bedeutenden Reductionen entgegen, die bereits ſehr ſchlecht bezahlten Adminiſtrativbeamten ſollen künftig noch ſchlechter bezahlt werden, die Koſten für die Verpflegung der Armee ſind auf ein ſo geringes Maß herabgedrückt worden, daß kaum ein halber Silbergroſchen für den täglichen Unterhalt des Soldaten übrig bleibt, und die Hauptquelle der indirecten Einnahmen des Staats, die Branntweinacciſe iſt ſo maßlos geſteigert, daß den Producenten eigentlich nur die traurige Alternative gelaſſen iſt, Betrüger oder Bankerotteure zu werden. Nur die Ausgaben für den Hof und für die „miſſionäre" Büreaukratie in den früher polniſchen Ländern ſind die alten geblieben und die Unkoſten, welche die Vermählung des Thronfolgers verſchlungen hat, werden nach Millionen berechnet. — In directem Gegenſatz zu dem Gang der Ereigniſſe während des vorigen Herbſtes und Winters haben die Parteikämpfe der letzten Monate zu einer Reihe von Niederlagen der miljutinſchen Partei geführt. Der plötzliche Tod des Grafen Murawjew befreite den Grafen Schuwalow von dem gefährlichſten ſeiner Rivalen. Jetzt ging der kühne junge Staatsmann dem Nachfolger Murawjews und Hauptwerkzeug der Nationalitätsfanatiker zu Leibe; der Generalgouverneur von Wilna, Kaufmann, mit dem er bereits als Statthalter in Riga zu Gunſten verfolgter und nach Kurland geflüchteter Polen manchen Strauß gekämpft hatte, wurde von Schuwalow geſtürzt und trotz der Verwendung des Kriegsminiſters und ſeiner übrigen Freunde zu einer elfmonatlichen Reiſe ins Ausland veranlaßt, zu ſeinem Nachfolger der eben erſt in den Oſtſeeprovinzen heimiſch gewordene Graf Baranow ernannt, ein Mann, deſſen milde edle Geſinnung die beſte Bürgſchaft dafür bot, daß es mit dem Terrorismus in den weſtlichen Gouvernements zu Ende ſei.

Die Wirkung dieſes kühnen Griffes war ſo groß, daß er Freunde wie Gegner für einen Augenblick um alle Faſſung brachte. Mit einer Leidenſchaftlichkeit, die der Sache der Conſervativen nur ſchaden konnte, ſchleuderte die Weſtj (das Organ der conſtitutionellen Adelspartei) dem entſetzten wilnaer Generalgouverneur ihre Verwünſchungen nach, und die kluge, fein berechnete Haltung der geiſtigen Schöpferin der Ruſſificirungspolitik in Polen, der Moskauer Zeitung, wurde im erſten Schrecken ſo vollſtändig außer Augen geſetzt, daß der Leiter dieſes Blattes erklärte, wenn die in Litthauen gethane ruſſiſche Arbeit nicht verloren gehen ſolle, müſſe ein Staatsſecretariat für die weſtlichen Gouvernements geſchaffen und dieſem der neue Generalgouverneur von Wilna

Digitized by Google

untergeordnet werden. Seitdem wogt der in der Presse geführte Parteikampf leidenschaftlich hin und her: die Moskauer Zeitung, die den Finanzminister, den Justizminister und den Minister des Innern zu Feinden hat, ist bereits soweit gegangen, die russischen Conservativen als Polenfreunde und Verräther an der nationalen Sache zu denunciren und dem Grafen Schuwalow wenigstens indirect den Krieg zu erklären. In den ersten Decembertagen hat dieser einen Sieg erfochten: sein Todfeind Miljutin, der abgöttisch verehrte Vorkämpfer der national-demokratischen Sache ist von einem Schlaganfall zu Boden geworfen, er selbst mit der Leitung der polnischen Angelegenheiten provisorisch betraut worden.

In einem Staate, dessen Verhältnisse lediglich durch den unberechenbaren Willen eines Einzelnen bedingt sind, in dem vor den sachlichen rein persönliche Einflüsse bestimmend wirken, läßt sich keine Conjecturalpolitik treiben. Rußlands innere Politik steht an einem Scheidewege — ob sie rechts oder links wenden wird, ob man es versuchen wird, wie bisher einen Mittelweg zu gehen, hier im liberalen Sinne zu reformiren, dort zu Gunsten blinder Nationalitätsleidenschaften eine vorhandene Culturentwickelung niederzutreten und den maßlosesten Terrorismus walten zu lassen — das weiß niemand zu sagen. Die verhängnißvolle polnische Frage ist es, welche die Zukunft Rußlands bedingt, welche seit vier Jahren auf alle inneren Fragen entscheidend eingewirkt, das Leben der Nation gewaltsam in neue Bahnen gedrängt, seine Entwickelung zu höherer Cultur, wahrer Freiheit und echter Menschlichkeit gehemmt hat. Ueber die Zukunft Polens ist das letzte Wort aber noch nicht gesprochen: wenn es gesprochen wird, hat Deutschland auch mitzureden und, Dank den großen Ereignissen des Sommers 1866, wenn das Deutschland unserer Zeit seine Stimme erhebt, kann sie nicht mehr überhört werden. Das Panier der deutschen Eroberung Polens ist ein anderes als das russische. Nicht das Schwert und nicht das byzantische Kreuz, auch nicht der Köder der Ackervertheilung ist es, der unsern Culturpionieren vorausgetragen wird, die Kraft der höheren Gesittung, der im Dienst eines sittlichen Princips gethanen Arbeit ist es, was ihnen den Sieg verbürgt. Die Russen wissen das wohl und die Furcht davor, die Germanisation werde die Weichsel überschreiten, bevor die Russificirung auch nur bis an die Grenzen des Königsreichs gedrungen, ist eines ihres Hauptargumente für Beschleunigung der blutigen Arbeit auf polnischer Erde. Führt eine frühere Krisis in der orientalischen Frage nicht zur Entscheidung über die künftige Stellung Rußlands in der europäischen Welt, so wird sich — wie wir die Dinge ansehen — dereinst zwischen Weichsel und Njemen die Frage lösen, ob die Slawen wirklich berufen sind, die Träger der Cultur der Zukunft zu werden, oder ob es mit der Aufgabe, welche das deutsche Volk auf Erden zu lösen hat, noch nicht zu Ende ist.

Digitized by Google

Ein denkwürdiger Brief aus dem Jahre 1805.

Von mehr wie einer Seite her ist dem Ministerium Bismarck vor Ausbruch des letzten Krieges zugerufen worden, Preußen gehe einem zweiten Jena entgegen. Aus der Thatsache der Entfremdung von Regierung und Regierten wollte man bereits die Gefahr vollständiger Auflösung und Zersetzung des Staatsorganismus deduciren. Daß Befürchtungen dieser Art überhaupt möglich waren, zeugt ebenso von der Befangenheit und Einseitigkeit, in welche gewisse Führer des Volks zufolge des Jahre langen Kampfes um die Verfassung gerathen waren, als von der diametralen Verschiedenheit zwischen den Forderungen, welche unsere Zeit an das Staatsleben stellt und denen, auf welche man sich vor sechzig Jahren beschränkte. Weder in Bezug auf die auswärtige Politik, noch rücksichtlich der inneren Zustände oder des öffentlichen Geistes läßt sich die geringste Aehnlichkeit zwischen dem Preußen von 1866 und dem von 1806 nachweisen.

Stellt man zuvörderst die auswärtige Politik der Haugwitz und Lombard der des Grafen Bismarck entgegen, so steht man zwischen Gegensätzen, die kaum ein tertium comparationis bieten. Damals galt es die Aufrechterhaltung der Stellung, welche Preußen seit dem hubertsburger Frieden wenigstens scheinbar eingenommen hatte, die Behauptung der Grenzen und des stark gefährdeten Ansehens der Monarchie Friedrichs des Großen, — im Sommer 1866 die Erreichung des höchsten Ziels, welches dieser Staat überhaupt anstreben konnte. Aus Furcht vor einer kriegerischen Auseinandersetzung verpaßte man den Zeitpunkt, in welchem der Kampf gegen Frankreich noch zum Volkskriege werden konnte; ohne Rücksicht darauf, daß der europäische Credit Preußens bereits so tief herabgekommen war, daß er nur durch eine kühne energische That gerettet, durch das geringste Vergeben seiner Würde aber zum Bankerott werden konnte, suchte man in feigem Temporisiren und Abwarten das Heil. Während das Volk im Gefühl der zunehmenden Fäulniß des inneren Staatslebens nach einer auswärtigen Action verlangte, wurde ihm diese gewaltsam vorenthalten. In directem Gegensatz hierzu zog der Leiter der preußischen Politik von 1866 von Hause aus die Gefahr eines „Endes mit Schrecken" dem „Schrecken ohne Ende" vor, in welchen Preußen durch seine Isolirtheit in der schleswig-holsteinischen Frage und zufolge des inneren Conflicts zu gerathen schien; der als nothwendig erkannte Kampf gegen Oestreich und dessen kleinstaatliche Vasallen wurde aufgenommen, noch bevor seine Dringlichkeit von den Massen ganz verstanden war, gewaltsam die Aufmerksamkeit des Volkes von den inneren auf die aus-

Digitized by Google

wärtigen Fragen abgelenkt. In der richtigen Erkenntniß, daß der Krieg gegen Oestreich zur Zeit noch in einen Volkskrieg verwandelt werden konnte, daß diese Möglichkeit aber durch eine längere Fortdauer der inneren Verwickelung täglich abnehmen müsse, zog Graf Bismarck durch Besetzung Hannovers und Sachsens einen dicken Strich durch die Rechnungen einer Vergangenheit, deren Bücher von beiden Seiten zu schlecht geführt worden waren, als daß ein gewohnheitsmäßiger Abschluß derselben möglich geblieben wäre.

Vielleicht noch größer war die Verschiedenheit zwischen den inneren Verhältnissen des preußischen Staats von 1866 und denen von 1806. Unzufriedenheit mit einem bestimmten Regierungssystem und Abwendung von den Staatsinteressen als solchen, sind zwei Dinge, die trotz mancher äußeren Aehnlichkeit nichts mit einander gemein haben. Ein einigermaßen gesundes Volk kann ein großes Maß schlechten Regiments, eine Regierung, die an die Principien ihrer Handlungsweise glaubt, ein gut Theil Volksunzufriedenheit vertragen: wenn aber die Beziehungen beider Theile zu einander aufhören, wenn es keinen Punkt mehr giebt, auf welchem die Interessen zusammentreffen, — dann tritt die Gefahr einer Zersetzung des staatlichen Organismus ein. Eine solche war seit dem Tode Friedrich Wilhelm des Zweiten thatsächlich im Gange. Das altpreußische System hatte das Volk dem Staat entfremdet, die Regierung Friedrich Wilhelm des Dritten kam in den Jahren vor der napoleonischen Invasion über die Sorge für Beschaffung der Mittel zur Fortführung des Staatsgeschäfts nicht hinaus, sie hatte das Bewußtsein von der Solidarität ihrer Interessen mit denen der Nation verloren. Jede gesunde Betheiligung der Staatsbürger an dem öffentlichen Leben hat ein gewisses Behagen der privaten Existenzen zur nothwendigen Voraussetzung — für die materiellen Interessen muß mindestens nothdürftig gesorgt sein, ehe der Staat die Theilnahme seiner Bürger für die res publica in Anspruch nehmen kann. Grade dieses Behagen war den preußischen Staatsangehörigen am Wendepunkt des Jahrhunderts abhanden gekommen. Die wirthschaftlichen Interessen der Nation waren von der damaligen Regierung so vollständig vernachlässigt worden, daß das Volk kaum mehr wußte, ob das Wohl und Wehe des Einzelnen mit dem des Staatsganzen etwas zu schaffen habe; dieses Ganze war den Massen gleichgiltig geworden und weil man Staat und Regierung identificirte, galt die möglichst wohlfeile Abfindung mit dem ersteren für die höchste Bürgerweisheit. In directem Gegensatz zu dem leidenschaftlichen Eifer, der Anspannung aller Mittel und Kräfte, in welchen Regierung und Volk bei den jüngsten Verfassungskämpfen wetteiferten, um gewisse Ideen darüber, was dem Staate fromme, durchzusetzen, überboten beide Theile damals einander in der Entfernung und Entfremdung von der Staatsidee.

Wie es um die materiellen Interessen und um den Eifer für das staatliche

Digitized by Google

Leben bei dem preußischen Volke von 1866 aussah, braucht von uns nicht näher untersucht zu werden: daß ein Volk Jahre hindurch keinen anderen Gedanken als den an den Ausbau seiner Verfassung hegt, daß es durch eine Frage, wie die nach der Durchführung oder Sistirung der Militärorganisation, um alle Ruhe und alles Behagen gebracht werden konnte, ist unseres Bedünkens ein so redender Beleg für den blühenden Zustand seiner materiellen Interessen und für das hohe Maß seiner Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, daß alle weiteren Anführungen zum Nachweis derselben überflüssig erscheinen. Ist man in der Lage, durch seine Theilnahme an der Erörterung von Fragen, die vorzugsweise theoretischer und abstract politischer Natur sind, vollständig absorbirt zu werden, so muß man mit der Sorge um die primären Existenzbedingungen sicher längst fertig geworden sein. — Zu dem Verständniß und der Theilnahme für (oder wider) eine Angelegenheit, wie es die Militärreorganisation war, hätten es die Preußen von 1806 überhaupt gar nicht gebracht. Man hat die Rolle, welche diese Angelegenheit in dem Leben der preußischen Nation spielte, häufig mit dem Verfassungsstreit vor Ausbruch der großen englischen Revolution verglichen: zieht man aber in Betracht, daß es sich damals um ein Volksrecht der faßbarsten, für jedermann leicht verständlichen Natur (das Steuerbewilligungsrecht), in Preußen um eine Angelegenheit handelte, die zunächst nur das gegenseitige Verhältniß der Factoren der Regierung berührte, so wird man einräumen müssen, daß der preußische Verfassungskampf unserer Zeit ungleich verfeinertere Ansprüche an das Staatsleben zur Voraussetzung hat, als der britische parlamentarische Conflict von 1642. Daß das Bedürfniß nach einem größeren Maß der Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten der Grund zu der oppositionellen Haltung des preußischen Volks war, bot im Grunde die beste Bürgschaft dafür, daß man dasselbe auf dem Platze finden werde, wo es sich um die Existenz des Staats handelt.

Wie grundverschieden ist endlich der straffe rührige Geist, der Regierende und Regierte vor Ausbruch des letzten Krieges beseelte, von dem faulen, gehaltlosen Optimismus, der die Signatur der Zeit vor der Schlacht bei Jena ausmachte! Während es von der einen Seite nur Mangel an Selbstvertrauen war, der den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Frankreich und seinem kriegerischen Beherrscher immer wieder hinausschob, verblendete man sich andererseits absichtlich gegen die Gefahr, in welcher Preußen bereits seit Jahren steckte. In dem Gefühl der Verwahrlosung der heiligsten Interessen des Staats scheute man sich, eine klare Einsicht in die Lage des Landes zu gewinnen und das Verhältniß des Volkes zur Regierung einer ernsten, nüchternen Prüfung zu unterziehen. Die Männer des alten Systems sahen in der Selbsttäuschung das beste Mittel, über die Schwierigkeiten der Lage hinwegzukommen und suchten sich selbst und die Massen durch prahlerische Hinweise auf die große Vergangen-

Digitized by Google

heit der Monarchie Friedrichs des Großen Muth zu machen. — Die ernsten Warnungsstimmen Steins und der Wenigen, die gleich ihm klar zu sehen den Muth hatten, wurden als unpatriotische Verkleinerungen der Macht und Größe des Vaterlandes ärgerlich überhört und nur ihrer bevorzugten Stellung hatten jene Patrioten es zu danken, daß ihre Zweifel an der Unfehlbarkeit der Regierungsweisheit straflos blieben.

Die Geschichte jener traurigen Zeit ist ihren Hauptzügen nach längst bekannt, die Lehre, die man aus ihr gezogen, eine so folgenreiche gewesen, daß der Mangel freudigen Zusammengehens von Volk und Regierung auch unter sonst grundverschiedenen Verhältnissen zu Warnungen vor einem zweiten politischen Bankerott des preußischen Staats führen konnte. Jener gedankenlose Optimismus, der zu den charakteristischsten Merkmalen des ancien régime wie verkommener Regierungen und Völker überhaupt gehört, dieses Mal war er nicht im preußischen Lager, sondern bei denen zu Hause, die es „im deutschen Interesse" für nothwendig hielten, dem mächtigsten und lebenskräftigsten der deutschen Staaten ein zweites Jena zu bereiten! Immerhin wird man auch in Preußen wohl daran thun, die Erinnerung an die Zeiten der Haugwitz und Lombard als warnendes Exempel im Gedächtniß zu behalten und die großen Erfolge des Sommers 1866 davor zu bewahren, den preußischen Staatsmännern eine Quelle ähnlicher Selbstverblendung zu werden, wie sie der siebenjährige Krieg den Ministern Friedrich Wilhelm des Dritten war. Die Befangenheit in dem Gedanken, daß eine von einer starken Armee gestützte Regierung an sich selbst genug habe, daß große Traditionen dazu hinreichten, den patriotischen Sinn des Volks wach zu erhalten, daß es nicht darauf ankomme, die Beziehungen zu demselben durch ununterbrochene Kenntnißnahme und Berücksichtigung der nationalen Wünsche wach zu erhalten, — sie beschränkte sich in der Blüthezeit des alten Systems keineswegs auf exclusive Hof- und Militärkreise, sie war auch bei Männern zu finden, deren Patriotismus außer Zweifel stand, die sich wohl rühmen durften, Erben der altpreußischen Tüchtigkeit, Berufstreue und Thatkraft zu sein. Einen redenden Beweis dafür glauben wir in dem Actenstücke zu besitzen, das die Veranlassung zu den vorstehenden Bemerkungen bietet.

In der Reihe der Männer, die Friedrich Wilhelm der Dritte um seinen Thron versammelt hatte, um das Werk der Neugestaltung des unter seinem Vorgänger verkümmerten Staatslebens durchzuführen, nimmt der Cabinetsrath, spätere Justizminister und Großkanzler Beyme einen ehrenvollen Platz ein. Es ist bekannt, daß die Berufung Steins von Beyme lebhaft unterstützt wurde und daß dieser Mann, auch als er später zu dem großen Reorganisator Preußens in entschiedenen Gegensatz trat, aufgeklärt und patriotisch genug war, diesem das Feld zu räumen und seine Stellung im königlichen Cabinet mit einem höheren Justizamt zu vertauschen, das ihn um den politischen Einfluß brachte, dessen er

Digitized by Google

sich bis dahin erfreut hatte. Während der ersten Regierungsjahre des Königs galt er — und mit Recht — für einen der redlichsten und patriotischesten Rathgeber des Monarchen, für einen unerschrockenen Gegner der haugwitzschen Politik, für einen Mann der Volkspartei, der ein offenes Ohr für die Wünsche und Nöthe der Classen hatte, die systematisch von aller Theilnahme und allen Vortheilen des staatlichen Lebens ausgeschlossen waren. An diesen Mann wandte sich im November 1805, ein Jahr vor der Schlacht bei Jena, ein berliner Schriftsteller, den man heute nur noch als Verlästerer Goethes und der Romantiker kennt, der aber zu den wenigen gehörte, die einen klaren Einblick in die damalige Lage der Dinge hatten, — Garlieb Merkel, der Redacteur des „Freimüthigen," — um von der Regierung Mittel zur Begründung eines Volksblattes zu erbitten, dessen leitender Gedanke die Wiedererweckung eines kriegerisch-patriotischen Sinnes, die Vorbereitung eines Volkskrieges gegen die Franzosen sein sollte.

Die enge Grenze, welche diesen Blättern gesteckt ist, verbietet uns, auf die Persönlichkeit und die damalige Wirksamkeit Merkels einzugehen.*) Für unsern Zweck genügt die Bemerkung, daß der Freymüthige zu den verbreitetsten Journalen der damaligen Zeit gehörte. Er zerfiel in zwei Theile, einen literarischen, der die Bekämpfung Goethes und der Romantiker und die Anpreisung der „alten Schule" zu seiner traurigen Aufgabe gemacht hatte und einen politischen, der den wunderlichen Titel „Unpolitische Zeitung" führte und die Bekämpfung Napoleons und der französischen Politik mit seltener Zähigkeit und einem damals unerhörten Muth verfolgte. Jenes Blatt war das erste deutsche Organ, das eine umständliche Veröffentlichung über die Ermordung Palms gewagt und mit einem flammenden Aufruf zur Erhebung aller Deutschen gegen den französischen Unterdrücker begleitet hatte, jede Nummer desselben enthielt boshafte Ausfälle auf die Franzosen und die Rheinbundsfürsten, Reminiscenzen an die alte Herrlichkeit Preußens, patriotische Lieder und Gedichte zur Belebung des Nationalgefühls. Neben dem mehr berüchtigten als berühmten Kotzebue zählten Alexander v. Humboldt, Johannes v. Müller, Böttiger u. a. zu seinen Mitarbeitern. Einfluß und Wirkung des Freimüthigen wird am besten durch die Anführung der Thatsachen bezeichnet, daß der Herausgeber desselben auf das ausdrückliche Verlangen Schulenburgs Berlin an dem Tage nach der jenaer Schlacht verlassen mußte und noch sieben Jahren später von den nach Rußland eingedrungenen Franzosen verfolgt wurde.

Der Hauptgedanke, den Merkel in seiner publicistischen Thätigkeit (insoweit dieselbe nicht rein literarischer Natur war) verfolgte, war die Herbeiführung einer

*) Man vergleiche über diesen Gegenstand: „York und Paulucci. Actenstücke und Beiträge zur Geschichte der Convention von Tauroggen. Aus dem Nachlaß Garlieb Merkels herausgegeben und bevorwortet von Julius Eckardt." (Leipzig bei Veit u. Comp.)

Digitized by Google

Volksbewaffnung nach dem Muster der spanischen. Um diesem Gedanken möglichste Verbreitung und namentlich Eingang bei den niederen Classen zu verschaffen, verband er sich mit Johannes v. Müller zur Herausgabe eines Volksblattes, das den Namen „Der Zuschauer" führen sollte. Um die Concession und womöglich auch die Mittel zur Verwirklichung dieses Unternehmens zu erhalten, wandte er sich mit einem ausführlichen Memorial an die Regierung, der er seinen Plan vorlegte. Privatim wurde Beyme durch die Vermittelung gemeinsamer Freunde um seine Unterstützung angegangen. Die Antwort, welche Merkel wurde und aus welcher er bereits in den zwanziger Jahren einige (übrigens vollständig unberücksichtigt gebliebene) Stücke veröffentlichte, übergeben wir nach dem Original, das sich in dem Nachlaß dieses vor einigen Jahren verstorbenen Schriftstellers gefunden hat, der Oeffentlichkeit. Als charakteristisches Symptom der politischen Anschauungen und Täuschungen, welche damals in den preußischen Regierungskreisen ihr Wesen trieben, wird es vielleicht noch heute von Interesse sein.

Potsdam, 20. November 1805.

„Sowohl der Zweck, den Ew. Wohlgeboren bey Ihrer neuen Zeitschrift sich vorgesetzt haben, als der dazu entworfene Plan, verdienen den Beyfall eines jeden Patrioten. Ihre eignen Talente und die Talente Ihrer Mitarbeiter lassen etwas nicht gemeines erwarten. Darum danke ich Ihnen nicht allein für meine Person, sondern ich kann Ihnen auch die Versicherung von dem Beyfall Sr. Majestät des Königs geben, so daß Sie sich bey der Ausführung des Beystandes der Regierung versichert halten dürfen. Wenn die Ausführung, wie ich nicht zweifle, der Erwartung entspricht, so wird die Regierung Ihnen auch gern thätige Beweise Ihres Beyfalls geben und ich werde es mir zur angenehmsten Pflicht machen, Ihnen auf alle Weise dankbar und nützlich zu seyn. Zwar kann die Preußische Regierung es mehr als irgendeine andere entbehren, die öffentliche Meinung durch öffentliche Blätter zu stimmen, weil Ihr ganzes Thun in einer Reihe von, nach einer unverrückten weisen ..... laut und wahr genug zu ihren Unterthanen spricht. Aber in einer Periode, wie die jetzige, wo die Entschlossenheit der Regierung durch ungewöhnliche Anstrengung der Unterthanen unterstützt werden muß, kann eine solche Zeitschrift dazu dienen, den Enthusiasmus zu beleben und zu erhalten, vorzüglich aber dem Auslande zu beweisen, daß, wer den König angreift, es mit der ganzen Kraft der Unterthanen zu thun bekömmt. Schon haben die Unterthanen dem Könige sehr sprechende und rührende Beweise davon gegeben. Es liegt in dem Charakter unserer Regierung nicht viel zu sprechen, sondern zu handeln. Aber die Unterthanen erkennen aus den Handlungen der Regierung ihre Absichten oder errathen solche vielmehr. Der König rüstet seine Armee und läßt solche zum

Digitized by Google

Schutze seines Reiches ausrücken, während er rastlos daran arbeitet, den allgemeinen Frieden in Europa wieder herzustellen und darin den Frieden für sein eignes Reich und zugleich Genugthuung, die schönste die sich denken läßt, für widerfahrnes Unrecht zu suchen. Wir haben noch keinen Krieg, noch keinen erklärten Feind, und die Schritte der Regierung sind so wenig mit Glanz umstrahlt, daß sie überall, außer in den Preußischen Staaten, eher das Gegentheil als die Aeußerungen des Patriotismus zu wecken geeignet scheinen. Dennoch haben die Stände in den Marken in Pommern und in Magdeburg bey der ersten Nachricht von der Ausrüstung der Armee sogleich ohne alle Veranlassung beschlossen, das zur Verpflegung der Armee erforderliche Getreide und Mehl dem Könige unentgeldlich zu liefern. Bürger und Bauern und alle Classen von Unterthanen haben sich an die Stände enge angeschlossen und dadurch den übrigen Provinzen das Beyspiel gegeben, so daß die Provinzen mit einander wetteiferten die Kosten der Ausrüstung der Armee zu tragen. Die ganze Reinheit dieses edlen Wettstreites äußerte sich in ihrem schönsten Glanze darin, daß keine ihr patriotisches Opfer zuerst darbringen, sondern alle gemeinschaftlich es dem Könige zu Füßen legen wollten. Jede aber ging in ihren Anstrengungen weiter, als es das Bedürfniß erforderte und als ihre Kräfte es verstatteten. So hatte die Churmark allein dem Könige ein Geschenk von 10.000 Wispel Roggen votirt. Und dies alles geschah in einem Jahre wo mann nur eben, durch die größten Aufopferungen der Regierung, einer Hungersnoth entgangen war; so daß der König ins Mittel treten, das Opfer sich verbitten, und damit keine Provinz über ihre Kräfte angestrengt wurde, die Lieferungen für angemessene Mittelpreise verhältnißmäßig auf das ganze Land vertheilen mußte. Wo hat mann je ein so schönes Einverständniß zwischen Herrn und Volk gesehen? Wo anders als in Preußen kann mann so etwas erwarten. In Preußen allein, dessen Völker den 7jährigen Kampf gegen fast ganz Europa ruhmvoll bestanden und nicht verzweifelten, als die Hauptstadt zweymal in die Hände des Feindes gerieth, als nach den unglücklichen Schlachten bey Collin und Cunersdorff fast alle Provinzen vom Feinde überwältigt waren und der Staat nur in den Lägern der zusammengeschmolzenen Heere des großen und einzigen Königs zu suchen war, ist so etwas möglich.

Lange habe ich angestanden, ob ich auch nur einmal diese Thatsache bekannt werden lassen sollte. Der Gedanke, daß das Verschweigen derselben eine Ungerechtigkeit gegen die heldenmüthige Nation seyn würde, wozu Ew. Wohlgeboren Plan mir Veranlassung gab, siegte endlich und ich bitte Sie daher, den Vorgang, ohne alle Schminke, die ihn nur entstellen würde, im Freymüthigen zu erzählen und hiernächst in die Zeitungen übergehen zu lassen. Ich komme in einigen Tagen nach Berlin und da soll es mir sehr angenehm seyn mit Ihnen über Ihren Plan mehr zu sprechen." Beyme.

Digitized by Google

Die deutschen Spielbäder vor und nach dem Krieg von 1866.

Spielbanken bestehen gegenwärtig noch an folgenden Orten Deutschlands: 1. Baden-Baden, 2. Doberan, 3. Ems, 4. Hofgeismar, 5. Homburg, 6. Nenndorf, 7. Nauheim, 8. Pyrmont, 9. Travemünde, 10. Wildungen, 11. Wiesbaden, 12. Wilhelmsbad.

Außerdem finden wir in Europa solche Staatsanstalten nur noch in Helgoland, wo sie die englische Regierung mindestens duldet, und in dem halbsouveränen italienischen Zwergstaat Monaco, wo sie der Fürst unterhält. Die Spielhölle in Genf, welche so oft abgeläugnet wurde und dennoch bestand, hat wohl seit dem Sturze James Fazys aufgehört.

Vor dem Krieg von 1866 vertheilten sich die Spielbanken auf die einzelnen deutschen Länder wie folgt:

1. Großherzogthum Baden.

Die Spielbank in Baden-Baden. Dem Pächter, einem Franzosen Namens Benezet, ist der Pachtvertrag gekündigt, und zwar schon seit 1863 oder 1864. Die Regierung wird das Spiel binnen einer Frist von wenigen Jahren seinem Ende entgegenführen.

2. Landgrafschaft Hessen-Homburg.

Das Spiel in Homburg vor der Höhe. Pächter ist ein Franzose Namens Blanc. Als diese Landgrafschaft im Frühjahr 1866 an den Großherzog von Hessen-Darmstadt fiel, schien das Spiel bedroht. Denn in diesem Großherzogthum sind durch die Gesetze vom 21. März 1843 und vom 30. October 1855 die Hazardspiele mit schwerer Strafe bedroht, sowohl für den Bankhalter als auch für die Spieler; und es konnte doch nicht in demselben Lande eine Handlung an dem einen Orte erlaubt und sogar begünstigt und privilegirt sein, welche an allen andern Orten ungiltig und mit schwerer Strafe bedroht ist. Allein der vielgewandte Staatsminister Freiherr Reinhard v. Dalwigk, der intime Freund des frommen Bischofs Wilhelm Emanuel v. Ketteler in Mainz, wußte Rath. Die Landgrafschaft Hessen-Homburg wurde nicht dem hessen-darmstädtischen Reiche einverleibt — letzteres wäre dadurch auch offenbar zu groß geworden —, sondern nur für den Großherzog acquirirt und mit dessen übrigen Landen diesseits und jenseits des Main- und des Rheinstroms, nach lauenburgischem Muster, durch das Band der Personalunion vereinigt, so daß in Homburg das Gegentheil Rechtens sein konnte, als in Darmstadt. Durch

Digitized by Google

diese Rettung des homburgischen Selbstbestimmungsrechtes, durch diese Wahrung des Grundsatzes der „localen Centren", der deutschen Mannigfaltigkeit, der Gleichberechtigung aller deutschen Staaten und Stämme — mitinbegriffen den großen Volksstamm Hessen-Homburg, der nicht so viel Seelen hat wie ein gewöhnliches ungarisches Dorf —; durch diese echt „föderative" Maßregel des nationalgesinnten Freiherrn v. Dalwigk war der Fortbestand der hessen-homburgischen Spielbank, welche einen Pachtvertrag auf 99 Jahre hat gesichert bis an das Ende aller Dinge. Leider aber kam das Ende aller Dinge viel früher, als dies die darmstädtische Vorsehung calculirt hatte. Durch die Friedensverträge vom Herbst 1866 fiel Homburg an Preußen. Freilich darf nicht verschwiegen werden, daß die süddeutschen Volksvereine und sonstigen Föderativrepublikaner die Giltigkeit dieser Abtretung anfechten, weil die Grundsätze des „Selbstbestimmungsrechtes der Nationen" erfordern, daß die hessen-homburgische Nation auf dem Wege des allgemeinen Stimmrechts darüber entscheide, wen sie zu ihrem Souverän haben will, und weil vorauszusehen ist, daß sie nicht den König von Preußen, in dessen Monarchie Spielbanken nicht geduldet werden, wählen wird, sondern in Ermangelung des Großherzogs von Hessen, welcher das Land nun einmal schon unwiderruflich abgetreten hat, und in Ermangelung des Landgrafen von Hessen-Homburg, welcher nun einmal schon unwiderruflich todt ist, — ohne Zweifel nach dem Grundsatze: „Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme!" ihre Wahl auf den gegenwärtigen Spielpächter Monsieur Blanc richten würde. Leider erlaubt uns der Raum nicht, des Tieferen auf diese aleatorisch-föderativ-republikanische Staatsrechtstheorie einzugehen, vielmehr müssen wir uns darauf beschränken zu constatiren: Hessen-Homburg ist bis auf Weiteres preußisch, — mit inbegriffen die Spielbank, und die Entscheidung über das Schicksal der letzteren liegt in den Händen des Königs, der berliner Kammern, des norddeutschen Bundes, des Parlaments, — auf keinen Fall aber mehr in denen Sr. königlichen Hoheit des Großherzogs und Höchstseines Herrn v. Dalwigk.

3. Das Kurfürstenthum Hessen.

Die Spielbanken in Nenndorf, Nauheim, Wilhelmsbad und Hofgeismar. Die Spielpächter sind Franzosen: Bialy, Jouffroy, Marquis de Livry, und ein Belgier: Jean de Wellens, der auch an der Spitze der nassauischen und waldeckschen Spielbanken steht. Die Spielbanken in Nenndorf und Hofgeismar zeichnen sich durch ihre radicalen und volksthümlichen Gesinnungen aus, indem sie, um keinen, auch nicht den gering Bemittelten, von den Wohlthaten des Spiels auszuschließen, unter Zustimmung ihres hohen Erbleihherrn, Sr. königlichen Hoheit des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, den Einsatz im Roulettespiel, der sich in den übrigen Bädern auf der mehr aristokratischen Höhe einer Minimaltaxe

Digitized by Google

von einem Gulden oder einem Thaler hält, zu Gunsten des gemeinen Mannes auf zehn Silbergroschen herabgesetzt haben.

Das bisher kurhessische Spielbad Rauheim ist durch die Verträge von 1866 an das Großherzogthum Hessen gefallen, und der hessen-darmstädtische Minister Freiherr Reinhard v. Dalwigk wird nun Gelegenheit haben, alle die väterlich wohlmeinenden Absichten, welche er für das leider an Preußen gefallene Homburg hegte, für das von Kurhessen an Hessen-Darmstadt gefallene Bad Rauheim zu realisiren, wenn ihm nicht etwa Regierung und Parlament des norddeutschen Bundesstaats einen Strich durch die Rechnung machen.

4. Das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin.

Hier wird im Bade Doberan vom 15. Juni bis 15. October Roulette und Pharao gespielt. Das Spiel wird auf Rechnung des Großherzogs betrieben. Derselbe hat fünf Unternehmer „in Gnaden zu Groupiers ernannt". Diese erhalten vom Reingewinn vierzig Procent. Die übrigen sechzig Procent fließen in die großherzogliche Kasse. Wer sich näher unterrichten will, dem empfehlen wir das treffliche Buch von Moritz Wiggers über die mecklenburgischen Finanzen, welches ein in die moderne Zeit hineinragendes corrumpirtes Stück Mittelalter beleuchtet. Die mecklenburger Junker betrachten das Spiel als „eine berechtigte Eigenthümlichkeit" der Nation der Obotriten und Wenden; und wenn auf dem Landtag Anträge auftauchen, das Spiel aufzuheben, dann werden solche mit großer Majorität abgelehnt oder gelangen auch gar nicht zur Verhandlung.

5. Das Herzogthum Nassau.

Die frühere Regierung des Landes zeichnete sich aus durch ihre gastfreundliche Zuvorkommenheit gegen die Fremden, für welche sie Spielbanken gründete, während sie ihren eigenen Unterthanen das Spiel an den vom Staate concessionirten und privilegirten Instituten durch das Gesetz vom 21. November 1827 verbot, unter Androhung von Geld- und Freiheitsstrafen, welche letztere im Falle wiederholter Contravention bis zu einem Vierteljahre Arbeitshaus steigen. Eine am 17. November 1856 durch den Herzog Adolf concessionirte und privilegirte Actiengesellschaft, deren Actien sich vielfach in den Händen der Günstlinge des Hofs, der Hofdienerschaft und der Staatsbeamten befinden, betreibt das Roulette- und das trente-et-quarante-Spiel in Wiesbaden und in Ems, so daß die wundervollen Heilkräfte dieser berühmten Bäder und Quellen vollständig in den Hintergrund gedrängt sind durch den Glückstisch und die ganze Unsittlichkeit, die an ihm tafelt und von seinen Brocken lebt. Unter diesen Anhängseln machen sich am geräuschvollsten und widerwärtigsten bemerkbar die mobilen Colonnen in Paris abgängig gewordener demi-monde. Sie werden durch die Spielbank requirirt, um ihr als Lockvögel zu dienen. Auch zahlt ihnen die Spielbank

Digitized by Google

Sonnabends ihren Wochenlohn aus und erstattet ihnen die Verluste, welche sie am Roulette erlitten. Es ist dies indeß keineswegs eine Specialität von Wiesbaden. In Homburg, welches weniger natürliche Resourcen hat und wo das Spiel das „Ein und Alles" ist, gehts mit alle dem noch weit toller; und auch in Nauheim, Wilhelmsbad, Wildungen u. s. w. soll man bestrebt sein „zu machen, was zu machen ist", je nachdem es die schwächern Mittel des kleineren Ortes erlauben. An der Spitze der Spielgesellschaft steht derselbe Belgier Jean de Wellens, den wir auch in den waldeckschen und kurhessischen Spielbädern finden. Bisher regierte mit und neben ihm als zweiter Consul der von Herzog Adolf ernannte landesherrliche Commissar. Als solcher fungirte keine geringere Person als der Finanzminister selbst, welcher neben den 6,000 Gulden Gehalt, die er aus Landesmitteln erhielt, noch eine Nebenbesoldung von 3,000 Gulden und sonstige Vergünstigungen aus den Mitteln des Spiels bezog. Auch sämmtliche Mitglieder der Polizeidirection in Wiesbaden bezogen daher höchst ansehnliche Nebenrevenüen. Der Spielpacht beträgt jährlich 90,000 Gulden. Derselbe fließt in die sogenannte Kurhauskasse, deren Einkünfte zu wenigstens neunzig Procent dem Herzog zukamen. Für das herzogliche Theater und sogenannte „Verschönerungen" — das Steckenpferd des Herzogs —, wurden jährlich 45,000 Gulden aus den Mitteln des Spiels aufgewendet. Andernfalls wären diese Ausgaben dem Herzog zur Last gefallen. Die Spielpachtgelder kamen also direct oder indirect dem Herzog zu gut. Der Staat und die Gemeinde bezogen außer der Gewerbesteuer, die ja auch von andern unmoralischen Häusern erhoben wird, nichts davon. Der Gewinn der Spielbanken von Wiesbaden und Ems beträgt jährlich nicht viel weniger als das ganze Einnahmebudget des Staates Nassau, nämlich nahe an zwei Millionen Gulden. Die Spielbank macht auch viele Ausgaben „zur Hebung der Badeindustrie". Diese Ausgaben sind jedoch alle weniger darauf berechnet, die Benutzung der Heilkräfte von Brunnen und Bädern dem Publikum möglichst zugänglich, wirksam und comfortable zu machen, als vielmehr darauf, die ganze Bademaschine so zu stellen, daß alle Wege nach Rom führen, d. h. zur Spielbank, welche die Hintercouliſſe jeder localen Perspective bildet. Seit 1858 haben die Landstände alljährlich, oft mit Stimmeneinhelligkeit, die Vertreter von Wiesbaden an der Spitze, die Aufhebung der Spielbank gefordert. Allein der Fürst hatte für die Stimme des Landes kein Gehör. Seine Höflinge hatten ja Antheil an der Beute. Bei der Concessionirung des Spiels wurde vorbehalten, daß die Spielgesellschaft und die Actionäre nicht berechtigt seien, Entschädigung zu fordern, wenn die Aufhebung des Spiels erfolge kraft eines Bundesbeschlusses oder sonst irgendeiner „höheren Gewalt" (force majeure). Eine solche höhere Gewalt ist jedenfalls die Centralregierung und das Parlament des norddeutschen Bundes. Auch die preußische Landwehr, welche am 12. Juli 1866 in Bad Ems einrückte, war eine. Sie unterdrückte

Digitized by Google

das Spiel sofort. In Wiesbaden wurde es nicht unterdrückt. In Ems lebte es später wieder auf. Die Militär- und Civilautoritäten scheinen verschiedener Meinung gewesen zu sein, die der letzteren — vorläufig nichts zu thun — scheint gesiegt zu haben.

Die nassauischen Taunusbäder Schwalbach und Schlangenbad hatten früher auch Spielbanken. Seit Abschaffung derselben haben beide Bäder einen bedeutenden Aufschwung genommen. Derselbe würde noch weit größer gewesen sein, wenn nicht das Monopol der herzoglichen Domänenverwaltung im Wege gestanden hätte, die sich in den alleinigen Betrieb der Heilanstalten zu setzen gewußt hat.

6. Das Fürstenthum Waldeck

hat Spielbanken in Pyrmont und in Wildungen. Dieselben sind an einen Franzosen Namens Fossard und an den bereits öfters genannten Jean de Wellens verpachtet. In dem Pachtvertrag ist der Fall einer Unterdrückung der Spiele durch den Bundestag oder was an dessen Stelle tritt vorgesehen. In diesem Falle ist die Regierung berechtigt, ohne Ersatzleistung den Vertrag einseitig aufzulösen. Der Pachtertrag fließt direct oder indirect in die Staatskasse, beläuft sich indeß im Ganzen nur auf 7—8,000 Thaler. Das Spiel selbst hat bescheidene Dimensionen und soll in einzelnen Jahren mit Unterbilanz „gearbeitet" haben.

7. Die Hansastadt Lübeck

hat eine Spielbank in Travemünde, ist indeß im gegenwärtigen Augenblicke damit beschäftigt, dieselbe zu beseitigen, weshalb füglich das bisherige nicht sehr löbliche Treiben mit dem Mantel der christlichen Liebe bedeckt bleiben mag. —

Folgendes ist das statistische Ergebniß unserer Rundschau. Es bestehen dermalen noch Spielbanken in Deutschland:

1)	in Baden	1
2)	„ Hessen-Homburg	1
3)	„ Kurhessen	4
4)	„ Lübeck	1
5)	„ Mecklenburg	1
6)	„ Nassau	2
7)	„ Waldeck	2
	im Ganzen	12

Hessen-Homburg, Kurhessen und Nassau haben aufgehört als Staaten zu existiren. Die dort concessionirten Spielbanken haben die Dynastien überlebt, welche sie concessionirt haben. Die Frage ist, auf wie lange?

Von den sieben Spielbanken, welche in diesen Ländern existiren, kommen

Digitized by Google

gegenwärtig nur sechs auf Preußen. Dies sind: Hofgeismar, Nenndorf, Wilhelmsbad, Ems und Wiesbaden; aus Hessen-Darmstadt überkommen: Homburg.

Das nichtpreußische norddeutsche Bundesgebiet zählt fünf: Doberan, Travemünde, Pyrmont, Wildungen und Nauheim. Letzteres liegt nämlich in der darmstädtischen Provinz Oberhessen, die, weil nördlich vom Main gelegen, dem norddeutschen Bunde einverleibt ist.

Von den zwölf in Deutschland noch ihr Dasein fristenden Spielbanken gehört sonach die Hälfte zu Preußen; alle, bis auf eine, zum norddeutschen Bundesgebiet. Dieser einzigen in Baden ist der Tag ihres Verhängnisses bereits unwiderruflich fixirt. Die Frage der Spielbanken ist also gegenwärtig nicht mehr die Sache des Bundestags und sieben verschiedener Territorialgesetzgebungen souveräner Länder und Ländchen, sondern nur noch eine preußische Frage, oder was so ziemlich dasselbe ist, eine Frage des norddeutschen Bundes.

Die zu letzterem Bunde bis jetzt nicht gehörigen süddeutschen Staaten, nämlich Bayern, Würtemberg und Hessen-Darmstadt mit seiner Rheinprovinz und seiner Provinz Starkenburg, haben keine Spielbanken und das Hazardspiel ist dort mit strengen Strafen bedroht.

Dasselbe ist der Fall in dem bisherigen Preußen. Die preußische Regierung hat schon vor langen Jahren die einzige Spielbank, welche innerhalb der Grenzen ihres Reiches existirte, nämlich die in Aachen, aufgehoben. Sie hat vor wie nach 1848 wiederholt Schritte bei der Bundesbehörde gethan, um die Aufhebung aller Spielbanken in ganz Deutschland herbeizuführen. Bei dem Bundestag hatte alles das begreiflicherweise keinen Erfolg. Das deutsche Parlament dagegen beschloß, trotz des Widerspruchs von Jacob Benedey, welcher die seltsame Laune hatte, sich der homburger Spielbank anzunehmen, am 8. Januar 1849: „Alle öffentlichen Spielbanken sind vom 1. Mai 1849 an in ganz Deutschland geschlossen und die Spielpachtverträge aufgehoben;“ und der Reichsverweser verkündigte den Beschluß als Gesetz. Leider war es damals schon schlecht bestellt mit dem Vollzug der Beschlüsse des Parlaments und der Befehle des Reichsverwesers und seiner Reichsminister. Der Spielpächter Blanc in Homburg spöttelte: „Mein Spielreich in Homburg wird länger halten als das deutsche Reich in Frankfurt.“ Er widersetzte sich der Reichsgewalt. Diese schickte ihm ein paar Compagnien „Reichstruppen“ auf den Hals. Allein Herr Blanc wußte sich zu helfen. Er sagte: „Das Reichsgesetz verbietet das öffentliche Spiel, aber nicht das geheime“, und stellte einen Portier an die Thür des Spielsaals, der nur Leute zuließ, die Eintrittskarten hatten. Eine solche Eintrittskarte zum Spielsaal bekam aber jeder, der sie begehrte. Sogar die Offiziere der Reichsexecutionsarmee sollen solche begehrt, erhalten und darauf mitgespielt haben. So verhöhnte ein französischer Spielpächter das deutsche Reich, das eine Centralgewalt, ein halb Dutzend Reichsminister und ein großes

Digitized by Google

Parlament voll berühmter Leute hatte, aber bei aller Fülle der Befugnisse und der Beredsamkeit fehlte leider das kleine einsilbige Erforderniß — Macht!

Im norddeutschen Bunde wird das anders sein. Vielleicht werden dort die Minister und die Mitglieder des Parlaments weniger populäre und gefeierte Namen haben, aber wenn ein Beschluß des norddeutschen Reichstags die Sanction der Bundesregierung erhalten hat, dann wird er vollstreckt werden. Er wird nicht das Schicksal des Parlamentsbeschlusses vom 8. Januar 1849 theilen. Dessen können wir versichert sein. Und das ist der wesentlichste Unterschied zwischen dem alten und dem neuen Parlament.

Als Preußen die Territorien erwarb, in welchen Spielbanken bestehen, erwartete jedermann und auch die Spielinteressenten fürchteten, die Regierung, welche so lange am Bundestag für Beseitigung der Hazardspiele gekämpft und den beabsichtigten Erfolg nicht erreicht hatte, weil ihr die Gesandten der nun annectirten Spielstaaten ein höhnisches Veto entgegenriefen, werde ohne Weiteres die Spielbanken schließen und die Spielverträge zerreißen.

Es geschah noch nicht. Das Motiv der Unterlassung des allgemein erwarteten Acts kennen wir nicht. Daß man das Spiel zu Berlin unter die „berechtigten Eigenthümlichkeiten" rechnet, glauben wir nicht. Vielleicht handelt es sich auch hier um einen Act jener eigenthümlichen Schonung, mittelst welcher man in Hannover eine so temeräre, frivole und schonungslose Opposition mit großgezogen hat. Noch wahrscheinlicher aber ist, daß man in Berlin vorläufig an die Frage der Spielhöllen gar nicht gedacht hat, weil man dringlichere Arbeiten vor sich hatte, — vor allem die Militärorganisation und die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in den neuerworbenen Ländern. Doch sei dem, wie ihm wolle; die den Spielbanken gewährte Frist hat den Spielinteressenten wieder mächtig den Muth gehoben. Sie pochen, wie der weiland Bundestag es auch that, auf ihr formelles Recht und streuen Zeitungsnachrichten aus, Preußen und der norddeutsche Bund würden die bestehenden Spielpachtverträge, die zum Theil noch bis 1880 oder 1890 und in Homburg gar bis tief in das zwanzigste Säculum hineinlaufen, respectiren. Diese Nachricht wird dann von den preußenfeindlichen Blättern, namentlich den wienern, mit Frohlocken aufgenommen und glossirt: „Seht, wir Wiener sind doch bessre Menschen! Wir haben die Spielbanken aufgehoben; aber Preußen respectirt sie, — dieses Preußen, welches die Throne nicht respectirt hat," u. s. w., u. s. w. Man kennt ja die Melodie!

Ein preußischer König, ein deutsches Parlament wird, auch abgesehen von dem Willen, an welchem wir durchaus zweifeln, diese Anstalten nicht halten können. Sie sind gegründet von französischen Abenteurern, welche in ihrer Heimath Frankreich mit ihrem schmutzigen Gewerbe unterdrückt, es hinübertrugen auf den geduldigen deutschen Boden, wo denselben einige sehr kleine

Digitized by Google

Ländchen, wie Homburg, Lübeck und Waldeck, und einige sehr schlecht regierte Staaten, wie Kurhessen, Nassau und Mecklenburg, ein Asyl bereiteten aus Beweggründen, welche zu errathen nicht schwer ist.

Nicht nur die beiden Großstaaten, sondern auch sämmtliche deutsche Mittelstaaten, namentlich die Königreiche Würtemberg, Bayern, Sachsen und Hannover haben sich wohl gehütet, ihren Boden mit solchem Unkraut zu bepflanzen. Und was das kleinere und noch nicht erprobte Preußen nicht duldete, das wird das vergrößerte, mächtige und hochgeachtete Preußen noch weniger dulden dürfen. Was dem Parlament von 1849, das keine Executive hinter sich hätte, mißlang, das wird dem Parlament von 1866 ohne Zweifel gelingen. Auch wird sich in ihm kein Jacob Venedey finden, um für die Spielhölle zu plaidiren.

Eine andere Frage ist die des Vollzugs. Hier bedarf es in den neu erworbenen preußischen Provinzen wohl schonender Uebergänge. Wir wollen die Interessenten nicht vertheidigen. Aber es verdient immerhin berücksichtigt zu werden, daß es die vergangenen Regierungen von Hessen-Homburg, Nassau und Kurhessen waren, welche ihre Badeorte und ihre Unterthanen systematisch verleitet haben, ihre Intelligenz und ihr Capital einem unsoliden und unmoralischen Erwerbe zuzuwenden, während sie solche für productive und gemeinnützige Zwecke hätten nutzbar machen, und vor allem die natürlichen Heilkräfte ihrer Brunnen und Bäder besser hätten ausbeuten sollen, als dies bis dahin geschehen ist.

Hier bedarf es zur Vermeidung von Krisen einer wohlwollend führenden Hand; und wenn — wie wir glauben — die Möglichkeit geboten ist, die Verführten zu retten, so soll man es thun, und wäre es auch auf Kosten des Verführers.

Zur Geschichte der Judenverfolgung.

Otto Stobbe. Die Juden in Deutschland während des Mittelalters in politischer, socialer und rechtlicher Beziehung. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn (M. Bruhn). 1866. 8. X u. 312 S.

Der Verfasser, durch seine Arbeiten auf dem Gebiet des deutschen Rechts auch in weitern Kreisen als ausgezeichneter Kenner dieses Fachs bekannt, hat

Digitized by Google

das Thema seines neuesten Werkes schon vor Jahren in einem Aufsatze behandelt, der in diesen Blättern (1859, Nr. 17) abgedruckt ist, und wenn er das Resultat seiner fortgesetzten Studien über diesen so interessanten Gegenstand erst jetzt in einer umfangreichen Monographie veröffentlicht, so wird man ihm gewiß nicht Uebereilung vorwerfen dürfen. Er hat einen werthvollen und dankenswerthen Beitrag nicht blos zur Geschichte der Juden, sondern auch zur Culturgeschichte des deutschen Mittelalters geliefert, der überall den Eindruck gewissenhafter Forschung und objectiver, streng unparteiischer Beurtheilung der Thatsachen macht und auch dem Laien auf dem Gebiete des deutschen Rechts (Referent ist ein solcher) eine übersichtliche, im besten Sinn des Worts populäre Belehrung bietet. Die Ergebnisse der Untersuchung sind in einer fortlaufenden Darstellung zusammengefaßt, das ungemein reiche Material, auf dem sie beruht, ist in einen besondern Anhang (S. 197—312) verwiesen, in dem man auch einige wichtige Privilegien abgedruckt findet.

Aus dem mannigfaltigen Inhalt dieses Buchs dürften die Abschnitte über die Kammerknechtschaft und den Judenschutz, sodann über die Handels- und die Geldgeschäfte der Juden vom allgemeinsten Interesse sein. Die Anschauung des ganzen spätern Mittelalters, daß die Juden die Knechte des Kaisers sind, in seinem Schutz stehn und ihm dafür Abgaben zahlen müssen, war in der kaiserlichen Pflicht begründet, den Bedrängten überall im ganzen Reiche gegen ihre Bedrücker beizustehen: und wer bedurfte dieses Beistandes mehr als die Juden, besonders seit im Zeitalter der Kreuzzüge die fromme Wuth gegen die Feinde Christi von neuem entbrannt war und sich in schaudervollen Ausbrüchen kundgab? Das Abhängigkeitsverhältniß der Juden war aber keineswegs ein vereinzeltes. Jeder, der sich nicht selbst beschützen konnte und sich deshalb in den Schutz eines Mächtigen begab, dem er für diese Vogtei Abgabe zahlte, war nicht mehr vollkommen frei, und Knecht, servus, hieß nicht blos der rechtlose Mann, sondern auch der, welcher nicht frei über sich verfügen konnte und in bestimmten Beziehungen dem Willen eines andern unterworfen war. Auch den Ministerialen, den Ritter unfreier Abstammung nannte man so, noch zu einer Zeit, in welcher er sich längst über den freien Bürger und über den Bauer erhoben hatte. Die Kammerknechtschaft der Juden bedeutet also nur, daß sie dem Kaiser unterworfen und zu Abgaben an die kaiserliche Kammer verpflichtet, nicht daß sie Leibeigne seien. Doch wurde ihre Schutzlosigkeit mehr und mehr als Vorwand gebraucht, um ihre Bedrückungen und Beraubungen zu einem kaiserlichen Monopol zu machen, und allmälig kam der Satz zur Geltung, daß den Juden ihr Vermögen nur precario gehöre und ihnen jeder Zeit vom Kaiser wieder genommen werden könne, ja auch daß ihr Leib und Leben zur unbeschränkten Verfügung des Kaisers stehe. In vollster Nacktheit spricht dies eine Urkunde des Markgrafen Albrecht von Brandenburg vom Jahr 1462 aus: „Dann

Digitized by Google

so ein yeder Romischer konig oder kayser gekrönet wird, mag er den Juden allenthalben jm Reich alle jr gut nemen, dazu jr leben, und sie tödten bis auf ein anzal, der lutzel sein soll, zu einer Gedechtnus zu erhalten." (Schon im elften Jahrhundert sagt ein französischer Benedictinermönch: es sei nöthig, daß einige von ihnen übrig blieben zum Zeugniß des von ihnen vergossenen Blutes Christi, und darum werde es wohl die göttliche Vorsehung zugelassen haben, daß die Wuth der Christen gegen sie sich zur Zeit gemildert habe.) Dafür, daß der König von seinem Recht auf das Leben der Juden keinen Gebrauch machte, mußten sie ihm bei der Krönung oder Huldigung eine besondere außerordentliche Abgabe bezahlen.

Der Judenschutz war ein Regal, das nur infolge kaiserlicher Verleihung auf andere Fürsten und Herren übergehen konnte, und nicht in der Landeshoheit einbegriffen war. Der Kaiser konnte dies Recht in den Territorien der Landesherrn sich reserviren, er konnte es auch auf dritte Personen z. B. hohe Reichsbeamte, benachbarte Landesherren übergehen lassen, so daß diese die Befugniß erhielten, in eine fremde Landeshoheit hineinzugreifen. Die Uebertragung des Judenschutzes erfolgte auch in der Form, daß der Landesherr oder die Obrigkeit eines Gebietes, auf dem noch keine Juden saßen, die Erlaubniß erhielt, sie aufzunehmen. Solche Privilegien, *Juden zu halten* (Judaeos habere, tenere) scheinen zuerst unter Friedrich dem Zweiten ertheilt zu sein, seitdem geschah es vielfach. Kaiser Karl der Vierte räumte in der goldenen Bulle (1356) allen Kurfürsten das Judenregal ganz generell ein; nachdem dort die ihnen auf ihren Territorien zustehenden Bergwerkenutzungen aufgezählt sind, heißt es: „ebenso sollen sie Juden halten dürfen und die Einkünfte von den Zöllen erheben".

Der Grund, weshalb Fürsten und Städte sich um das Recht der Judenaufnahme bewarben, war hauptsächlich der Wunsch, Capitalisten im Lande zu haben, die sowohl in hohem Grade steuerkräftig waren als auch mit Credit und baarem Gelde aushelfen konnten. Seit den Kreuzzügen waren die Juden vom Großhandel ausgeschlossen und auf Schacher und Wucher beschränkt: der Wucher machte sie einerseits unentbehrlich, andrerseits zum Gegenstande des Hasses und der Verachtung. Da die Kirche den Christen das Ausleihen von Geld auf Zinsen streng verbot, mußte sie den Juden den Wucher gestatten, der nun ihre Haupterwerbsquelle ward, seit die Ausbildung des gewerblichen Lebens und des Innungswesens sie von Handwerk und Handel ausschloß. Als Bernhard von Clairvaux 1146 während des zweiten Kreuzzuges von der Verfolgung der Juden abmahnte, brauchte er auch das Argument, daß wenn die Juden nicht da wären, die christlichen Wucherer es noch übler wie die Christen machen würden. Die den Juden gestatteten Zinsen waren enorm hoch. Der gesetzliche Zinsfuß im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert schwankte zwischen 21⅔ und 86⅔ Procent. Wie durch diesen Wucher, in dem die Juden durch keine

Digitized by Google

Concurrenz beschränkt waren, der Judenhaß immer neue Nahrung gewann, ist selbstverständlich, und die periodisch eintretenden, durch das ganze spätere Mittelalter sich hinziehenden Judenverfolgungen waren die unausbleiblichen Folgen dieses Hasses.

Ueber die Judenverfolgungen ist der Verfasser mit Recht kurz gewesen; es ist ebenso ermüdend als widerwärtig, die zahllosen, wesentlich in der Regel dasselbe enthaltenden Berichte darüber der Reihe nach zu lesen. „Es bietet kein eigentliches Interesse dar, zu verfolgen, wie überall in allen Gegenden Deutschlands und der gesammten christlichen Welt immer dieselben Gräuel von den Landesherrn, der Geistlichkeit und dem Pöbel begangen werden, wie immer dieselben Vorwürfe, welche ebenso wie die Anschuldigungen, denen in den Hexenprocessen Tausende zum Opfer fielen, das beklagenswerthe Erzeugniß unglaublicher Dummheit und abgefeimter Bosheit sind, gesucht und gefunden werden, um das unglückliche Volk zu peinigen und zu martern." Doch hat der Verfasser ein gewiß sehr vollständiges Verzeichniß der bekannten Judenverfolgungen (von denen nur sehr wenige der Zeit vor den Kreuzzügen angehören) gegeben.

Der Verfasser sagt in der Vorrede, an die neuesten Judenkrawalle in Böhmen erinnernd, daß die Juden, wenn der Staat sie nicht schützte, noch immer der Mißhandlung des Pöbels ausgesetzt sein würden. Er hätte hinzufügen können, daß der rohe Judenhaß des Pöbels an manchen Orten Deutschlands sogar gestissentlich genährt und gereizt wird. Die Augsburger Allg. Zeitung brachte im April d. J. in ihren Beilagen (Nr. 102—109) eine Reihe von Artikeln unter der Ueberschrift „Der Judenmord zu Deggendorf", aus der liebenswürdigen Feder L. Steubs, eine Erholung für die Leser dieser Blätter, die jetzt bekanntlich meist mit dilettantischem oder tendenziösem Geschwätz, mit Anzeigen von Büchern wie die „Geheimnisse des sächsischen Cabinets" und selbst die „Hohenzollernkönige von Venanz Müller", mit giftigen Ausbrüchen noch mehr der Preußenfurcht als des Preußenhasses und mit („nicht für die crapule geschriebenen") Präconisirungen des großen Beust und der übrigen mittelstaatlichen Staatsmänner, der edeln, echt christlichen Landesmutter Karoline von Reuß ältere Linie u. dergl. gefüllt werden. Steub hatte einmal von dem großen Judenmord in Deggendorf an der Donau (1337) gesprochen, der jetzt noch durch Processionen, Wallfahrten, Predigten und Ablässe gefeiert werde. Hierauf erfolgte (A. A. Z. 21. Januar) eine Berichtigung. „Was zu Deggendorf gefeiert werde, sei nicht der angebliche „große Judenmord", sondern das große Wunder, durch welches Gott vor 500 Jahren das katholische Dogma von der heiligen Eucharistie in augenfälliger Weise zu documentiren und zu verherrlichen gewürdigt, seien die consecrirten Hostien, welche jüdische Wuth und Verblendung in schmählichster und schrecklichster Weise mißbraucht, die aber bis zur Stunde noch ganz unversehrt erhalten seien." Steub hat sich nun die Mühe genommen, die deggen-

Digitized by Google

dorfer Tradition genau zu untersuchen, und a. a. O. (nach einer vorausgesandten längern Einleitung über die ältern Judenverfolgungen) darüber einen ebenso gründlichen als schlagenden Bericht gegeben. Es ist eben eine der unzähligen Geschichten von durchbohrten und blutenden Hostien, die den Mord der dortigen Juden veranlaßt hat oder beschönigen sollte, deren allmälige Ausbildung der Verfasser bis zu den neuesten im Jahr 1864 (!) „mit scheußlichen Holzschnitten" gedruckten Wallfahrtsbüchlein verfolgt und vorgelegt hat. Er bemerkt, daß in Deggendorf sich aus dem benachbarten Böhmen viele Czechen einfinden, „und ihre jetzigen Heldenthaten lassen sich vielleicht eben mit dieser Wallfahrt in einige Beziehung bringen." Wir können uns nicht versagen, den Schluß der trefflichen Abhandlung herzusetzen:

„Während andere Leute philosophische Systeme ausdachten, die nordwestliche Durchfahrt versuchten, Planeten entdeckten, Telegraphen erfanden, Pfahlbauten ausgruben, breiteten die Deggendorfer alle Jahre von Michaelis bis Francisci (29. September bis 4. October) ihre Arme aus, empfingen mit Freundlichkeit die zahlreichen Schaaren der Wallfahrer, zeigten ihnen Ahle, Dorn und Hostien, hielten einen gewerbsamen Jahrmarkt, tractirten ihre bessern Gäste mit leichtem Bier, mit Boressen, Sauerkraut und Schweinshozeln, warfen mitunter einen Andächtigen, der sich betrunken hatte, zur Thüre hinaus, und priesen dankbar ihre Ahnen, die durch eine heroische That nicht mehr verstandener Frömmigkeit sowohl für die Ehre Gottes als auch zum Gedeihen ihrer Nachkommen so verdienstlich zu wirken gewußt. Im Jahre 1837 wurde das halbtausendjährige Jubiläum begangen ....."

Wir wollen übrigens noch etwas weiter zurückgehen und anmerken, daß sich Johann Christoph Freiherr v. Aretin in seiner Geschichte der Juden in Bayern (1803), die obwohl in glaubensloser Zeit geschrieben, doch viel mehr Christenthum athmet, als die jetzigen Wallfahrtsbüchlein, also vernehmen läßt: „Daß auch eine Litanei, die voll von fanatischen Beschimpfungen der Juden war, jährlich in Deggendorf gehalten und der Pfarrer Golling, der sie abstellen wollte, durch die damalige Inquisition unglücklich gemacht wurde, ist ohnehin bekannt." Dieses ist zwar jetzt nicht mehr „ohnehin bekannt", aber wir glauben es dem edlen Freiherrn auf sein ritterliches Wort."

Der Verfasser erwähnt noch ein damals gegebenes Trauerspiel „Der Religionsopfer oder die Ausrottung der Juden in Deggendorf" und darauf bezügliche Bilder, die noch heute in der Kirche des Dorfes Grassau am Chiemsee sind, wo es unter dem elften Bilde wörtlich heißt: „Die Juden wurden von denen Christen mit rechtmäßigem, Gott gefälligem Eifer ermordet und ausgereutet. Gott gebe, daß von diesem Höllengeschmeiß unser Vaterland bewahrt bleibe." Der Verfasser fährt fort:

„Ich bedauere das Volk, dem solche Speise geboten wird, sagte August

Digitized by Google

v. Platen in der Kirche zu Fischbachau, als er von den Wunderkräften des heiligen Scapuliers predigen hörte. Dürfen wir nicht noch mehr die blöden Wallfahrer von Deggendorf bedauern? Und ist es zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß die oft beklagte Rohheit und die blutigen Thaten unsres Landvolks auch daher rühren, daß ihm solche Speise geboten wird? daß es wenigstens nicht besser werden kann, so lange ihm Raub und Mord, sei es auch nur an Juden verübt (!) als gottgefälliges Werk empfohlen werden?" —

Stillleben eines Kleinstaates.

Der Staat, von dem ich rede, umfaßt keine 150 Quadratmeilen. Sein zum Theil reicher Grund dehnt sich an den beiden Ufern jenes Stromes aus, der schon dadurch beweisen kann, daß er nicht Deutschlands Grenze bildet.

Wenn unten an den sonnigen Halden der Vorberge die Rebe knospt und die Aprikose blüht, liegt hoch oben im Gebirge noch der Schnee und der Postillon treibt die keuchenden Pferde, daß sie den schweren Wagen nicht stecken lassen. Drüben über dem Strom ein leichtlebiges Volk, dem Wein statt Blut durch die Adern läuft. Diesseits des Stroms kreist das Blut langsamer; in der tabak- und getreidebauenden reichen Ebene gemahnt freilich das Aussehen der Landschaft an die Landsleute im Westen; die ländliche Tracht ist hüben und drüben verschwunden, und die Sprache klingt fast gleich und ähnelt den Dialekten, in denen Nadler und Schandein ihre Gedichte schrieben. Hinter der Gebirgswand im Osten wohnt der minder reiche Theil der Bevölkerung. Mühsam klettert das Spannvieh an den Bergen hinauf und des Landmanns „Güst und Gott" klingt wie eine Stimme aus den Wolken gegenüber dem „Har und Gott" des Tabakbauers im Thal. Dem Feldbau sind diese Berge häufig zu steil und die Thäler zu unwirthlich; nur selten verirrt sich der fremde Wanderer hierher. Aber der Bauer sitzt oft behaglich auf dem Erbe seiner Voreltern, deren Tracht er noch trägt: den langen blauen Rock, Kniehosen und Gamaschen und jenen wunderlich aufgebauten Hut „Dreimaster" oder auch „Wettervertheiler" genannt. Und wenden wir uns schließlich nordwärts, so kommen wir in den Theil des Landes, dem der Staat seinen Namen verdankt. Hier sitzt der Kern jenes Volkes mit grobgeschnitzten, charakteristischen Gesichtern und jener eigenthümlichen Tracht, die bei dem weiblichen Theil sich so bezeichnen läßt: was den Röcken an Länge abgeht, haben sie an Umfang zugesetzt. Der Bauer der hessischen Ebene sitzt auf fetten Gütern und das alte Sprichwort sagt, daß ihm nur Heu und Holz fehle, um noch einmal so stolz zu werden. Was diesem versagt ist,

Digitized by Google

hat der Bauer des Gebirgs mit seinen Bergwiesen, Wäldern und Herden gedrungenen Rindviehs. Höher hinauf kommen wir dann in die arme Region. Der Bewohner fühlt sich in der ärmlichen Einsamkeit wohl, aber es kommt einer Verbannung nach Sibirien gleich und wird für Strafe gehalten, aus dem warmen Luftkreis der Residenz auf jene Höhen versetzt zu werden, wo der Weinstock zur Mythe wird und der Fruchtbranntwein neben dem Biere herrscht.

Auch politisch bildet unser Staat ein Conglomerat vieler einzelner Souveränetäten, die zum Theil aus halben und Viertelsdörfern bestanden hatten. Als man sie in und nach den napoleonischen Kriegen zusammenschmiedete, da flammte der Miniaturparticularismus in den Bezirken einzelner Mediatisirten auf und der damalige Landesherr ließ seine Truppen marschiren zum Schutz der neuen Grenzpfähle, die von rebellischen Bauern waren umgerissen worden. Aber die ehemaligen souveränen Grafen und Fürsten, die heutigen Standesherren, bewahrten, namentlich in den südlichen Landestheilen, aus jener Zeit des eigenen Glanzes noch lange eine Anhänglichkeit an das östreichische Kaiserhaus. Die jüngeren Glieder jener Familien dienen meist im kaiserlichen Heer und der Geburtstag des Kaisers Franz Joseph ist dort feierlich begangen worden. In dem Staat von Napoleons Gnaden waren schon von Alters her eine Masse von Land- und Stadtrechten im Gebrauch. Dazu kam noch das französische Recht, das den neu hinzugekommenen Landestheilen der Hauptsache nach gewährleistet ward. Der Staat ist somit kein natürliches Ganze, sondern nach dem alten System der Theilungen und des Länderschachers zusammengebaut; er hat im Lauf der Jahrhunderte seine Gestalt mannigfach verändert, abgetreten, wo er mußte, und annectirt, wo er durfte. Schwach ist das Band, welches die einzelnen Theile enger verbindet, man müßte denn grade die überall in den Landesfarben glänzenden Wegweiser und Grenzpfähle als Bindemittel betrachten, außerdem auch die officiellen Festtage oder die allerdings mit anderen Staaten gleichmäßig geführte Nationalhymne, welche die Möglichkeit bietet, den Namen des regierenden Fürsten oder seinen Rang darin unterzubringen.

Die Bewohner des Landes dürfen sich im Ganzen einer guten Regierung rühmen. Das Herrscherhaus weist manchen bedeutenden Namen auf und manche herzgewinnende Erzählung aus den gemüthlichen Zeiten des Patrimonialstaates lebt noch im Munde des Volks. Früher noch als die meisten anderen Fürsten ertheilte einer der Regenten dem Lande eine Verfassung und der Zollverein fand hier fast zuerst eine gute Statt. Es war im Ganzen ein mildes, patriarchales Regiment, in deutscher Weise zuweilen emsig, wo der Fleiß nicht grade nöthig war, und groß im Kleinen.

Das Jahr 1848 hatte entschieden ungünstig gewirkt. Mit der Verwilderung der Ansichten über Regierungsgewalt und Volksrecht war auch eine bedenkliche Veränderung des äußeren Menschen vor sich gegangen. Wer erinnert sich

Digitized by Google

nicht noch der ungeheuern „Heckerhüte", die mit mächtigen Krämpen keck auf dem Ohr getragen, für einen ganzen Bienenstock demokratischer Gedanken Raum boten. Bei ordnungsliebenden Leuten war diese Tracht schon lange mißliebig geworden. Aber auch Anderes, was abwärts von den Hüten sich zeigte, verrieth nicht selten eine Verwilderung, die mit der der politischen Ansichten Hand in Hand ging. So hatte die Regierung unseres Staats mit Grund übel vermerkt, daß auch die Staatsdiener sich des Tragens außerordentlicher Bärte befleißigten. Wäre es nur bei kleinen Backenbärten geblieben! Aber diese Wüsteneien hätte man sehen sollen! Nicht nur auf den Wangen trug man Bärte von unanständiger Länge, sondern der Schnurrbart wuchs auch derart über den Mund herab, daß das Sprichwort gerechtfertigt erschien: „Er hat Haare auf den Zähnen", und von dem Kinn wallte es hernieder bis zur zottigen Hochbrust. Daß dies in geordneten Staaten zu einer Zeit wiederkehrender Ruhe nicht geduldet werden konnte, war klar. Es erschien demgemäß eine Verfügung, daß von nun an alle Staatsdiener den Bart wegzuschneiden hätten bis auf einen wirklich genügenden Ueberrest von Backenbart. Dabei war genau darauf zu achten, daß dieser Restbart sich nicht zu weit nach dem Kinn zu ausbreite und daß von der Kehle aufwärts nach dem Kinn nichts im Verborgenen blühe. Wer wie einzelne übelgesinnte Advocaten sich dem Gesetz nicht fügen wollte, wurde zu öffentlichen Vertheidigungen nicht zugelassen. Nur die Forstleute, zur symbolischen Anerkennung ihres Amtes, durften den Wald im eigenen Antlitz mit einigen normirten Beschränkungen pflegen. Dazu kamen solche, welche bei den Soldaten gewesen und die, welche nachweisen konnten, daß ein Bart für sie durchaus nöthig sei. Der eine erbrachte den Beweis, daß er seinen Vollbart haben müsse, um ein Muttermal oder eine häßliche Narbe zu verdecken; der andere ließ sich vom Arzt bezeugen, daß er ohne Bart an unerträglichem Reißen zu leiden habe; Glückliche, heimlich beneidet von glätteren Freunden. Aber im Ganzen erfreute sich das Volk einer gesitteten Nacktheit decenter Körpertheile.

Auch in der Kleidung forderte man die Manifestation eines geordneten Staatswesens, die Uniform. Bis dahin war so ziemlich jeder Staatsdiener nach seiner Façon selig gewesen. Das Gerichtswesen und die öffentlichen Lehranstalten hatten zu den Jahren eines freisinnigeren Regiments richtige Urtheile gefällt und wackere Männer herangezogen, jetzt erschien wünschenswerth, wenn auch in diese Disciplin mehr Methode kam. Sorgfältig ward berathschlagt, welches Tuch zu Staatsuniform und zum Paletot, zu den Beinkleidern für allerhöchste Festtage und für die Werkeltage, — wozu auch die kirchlichen Festtage gehörten, — zu nehmen sei; und wo die allgemein recipirten Grundsätze für Uniformen nicht ausreichten, wurde neu bestimmt, auf welche Weise man die einzelnen Ministerien und in diesen wieder Excellenzen, Geheime-Ober-, die

Digitized by Google

Ober- und Unter-, und dann den großen Haufen der untersten Staatsdiener von einander zu unterscheiden habe. Und es begann ein reges Schaffen in der Bevölkerung.

So kam denn der große Tag, an dem der Staatsdiener von weitem als solcher erkannt werden konnte, wo zum ersten Mal, seit die Welt steht, die Professoren des Gymnasiums, die Ober- und Unterlehrer in standesgemäßer Uniform zur Schule zogen. Damals hingen die Schüler in den Gittern der Fenster und empfingen mit Jubel, der je nach der Beliebtheit des Lehrers in größerem oder geringerem Maß sich zeigte, die Bildner ihrer Jugend. Graue Beinkleider, grauer Paletot mit hechtgrauem Sammetkragen, und o Wunder! aus dem Paletot guckte der schwarzlackirte Gurt, an dem ein schöner Degen befestigt war. Den Kopf bedeckte eine dunkelblaue Mütze mit hellblauem Rand. Denn hellblau war das Abzeichen des Ministeriums des Innern, dem auch die Polizeidiener angehörten, weshalb oberflächlich Blickende stets geneigt waren, die Lehrer und Polizeidiener zu verwechseln. Das Ministerium des Aeußern hatte dunkelroth; auch die Justiz schritt mit eigener Farbe an Kragen- und Aermelaufschlägen und Mützenrändern einher, und so hatte jede größere Abtheilung der Staatsmaschine ihr sinniges Abzeichen.

Sonntags und bei feierlichen Gelegenheiten war es anders. Da erschien der Staatsdiener in dunkelblauem Waffenrock, an dessen Stehkragen wie bei der östreichischen Armee die Würde mit Goldsternen angegeben war. Wer „Rath" war oder dessen Rang hatte, bekam einen Goldkragen, das Ziel, nach dem Viele mit stiller Sehnsucht zustrebten. Den Leib umspannte dann bei den Unterbeamten der schwarze, bei den Beamten von einem Stern an aufwärts ein goldner Degengurt und den Kopf zierte ein Dreimaster, an dem die Nationalkokarde, zwischen Gold und Silber gebettet, weithin glänzte. Bei fürstlichen Namens- und Geburtsfesten Casimirhosen. Manche, die an Geldmangel oder schlechter Gesinnung litten, pflegten an solchen Tagen krank zu werden, oder machten sich in stiller Frühe zu einer Landpartie auf. Wer Lehrer war, verfiel vielleicht gar auf den Einfall, seine Schüler auf solche Fahrten mitzunehmen und im nächsten Schulprogramm ward rühmend erwähnt, wie der Festtag von den Schülern in würdigster Weise durch einen größeren Ausflug gefeiert worden sei.

Auch die Geistlichkeit ward in Schwarz und ohne Degen uniformirt und von oben wurde zeitweise strenge Musterung auf den Balleien gehalten nach fehlenden Degen, schiefzugeknöpften Röcken und verrätherischen, aus der vorgeschriebenen Halsbinde hervorstehenden Vatermördern. Nur die Universität hatte sich für ihren Hausverkehr beharrlich der Neuerung widersetzt und erschien nach wie vor in einfachem Schwarz. Aber auch da, wo man sich der Verordnung fügte, geschah es oft mit stiller Rachsucht; für die officiösen Stimmen des Landes war in einer Zeit politischen Katzenjammers jenes Uniformedict

Digitized by Google

ein vortrefflicher Stoff der Erörterung. Man verfocht auch in der Presse lebhaft die Zweckmäßigkeit, Schönheit und Billigkeit der Staatsdienertracht und brach Lanzen für den Vorzug feuervergoldeter Knöpfe. Nur eine Niederlage erlitt die triumphirende Regierung. Sie bestrebte sich, ein gegenseitiges Grüßen aller über die Straße wandelnder Uniformen durchzusetzen. Dieses jedoch erschien als Tyrannei, die Uniform wollte man sich zuletzt gefallen lassen, aber gegen das Grüßen sträubte sich der Freiheitsstolz des Deutschen. Stumm wandelten die Roth-, Blau- und Schwarzbefragten an einander vorüber und sie thun es auch heute noch.

Aber die Regierung ging weiter. Von den Beamten schritt sie zu einer gewissen artigen Uniformirung der Landschaft selbst, in welcher die Beamten wohnten. Das Land hatte sich seit längerer Zeit vortrefflicher Staatsstraßen zu erfreuen. Die Waldungen waren im besten Stand und in vieler Beziehung Muster für die Forstanlagen anderer Länder. Von der Residenz aus konnte man stundenweit über Berg und Thal gehen, ohne das sichere Behagen zu verlieren, welches ungezwungene Parkanlagen auf den Beschauer machen. Die Landesfarbe bekam man dabei freilich niemals aus den Augen; denn an jeder Ecke stand ein zierlicher vier- oder achteckiger Wegweiser, der entweder den Namen der Waldschneise oder das nächste Ziel des Weges angab. Dabei las man in schwarzer Farbe auch das Jahr vermerkt, in dem der Wegweiser zum letzten Male angestrichen war. Wer je in diesem Theile Deutschlands gewandert ist, wird diese Einrichtung hoher Civilisation wohl geschätzt haben, die ihm da, wo sie häufig und kunstvoll wurde, sicher die Nähe einer größern Stadt anzeigte. War man auf solchem Marsche unter den stummen Lenkern bis zu einer Anhäufung menschlicher Wohnungen gekommen, so sagte eine große Tafel, an einem bicoloren Pfahl befestigt, selbstverständlich, wie dieser Wohnsitz heiße, ob es Marktflecken, Dorf oder Stadt sei und in welchem Landgericht und Kreisamt es liege; stand die Tafel an der Staatsstraße, so erhob sich daneben ein zweiter, sorglich angestrichener Block, mit der Aufschrift: „Pfad für Reiter", während ein Zwillingsbruder auf der andern Seite des Wegs die einsamen Wanderer einlud, mahnte, und dringend ersuchte, den durch die Regierung approbirten „Pfad für Fußgänger" nicht außer Acht zu lassen.

Diese gefällige Adjustirung der Wege und Stege brachte die Regierung zur Entdeckung anderer geographischer Uebelstände, welche unerträglich wurden. Es erschien eine Verordnung, wonach alle Ortschaften des ganzen Staats, die in ihrem Namen ein Ober und Unter, ein Mittel, Klein, Groß, Kurz oder dergleichen enthielten, nicht in einem Wort geschrieben werden durften, sondern als zusammengesetzte Wörter mit Verbindungsstrichen zu schreiben waren. Einzelnen Ortsnamen wurde dabei ein „Groß" wider die historische Ueberlieferung vorgehängt. Auf Grund dieses Edictes wurden, wie sich gebührte, Tüncher angestellt, um diese Fehler gegen die deutsche Grammatik aller Orten auszumerzen. Neue Formularköpfe wurden gedruckt, die Siegel geändert und es gab eine einschneidende Uniformirung localer Mißbräuche.

So spielte sich der Drang unserer Regierung nach Uniform und Ordnung aus der Geographie in die Grammatik. Dieselbe Thätigkeit, welche von den Rebenhügeln im Süden bis zu den Höhen der nördlichen Provinz waltete, fand natürlich am Sitz der Regierung eine ganz besonders günstige Gelegenheit zu schaffen. Hier ist alles strammer, strenger, höher entwickelt. In der Residenz wäre ein unerhörtes Verbrechen, was in Provinzialhauptstädten wohl vorkommt, daß man zugleich mit Uniform und dem Spazierstock sich auf der Straße zeigte; es wurde auch vortrefflich dafür gesorgt, daß jeder einigermaßen auffallende Punkt der Stadt oder ihrer Umgebung einen officiellen Namen erhielt. Man

Digitized by Google

ging dabei ganz amerikanisch zu Werke. Erst schuf man auf leerem Felde die Straßennamen, dann mochte der getaufte Weg zusehen, wie er links und rechts von sich Häuser bekam. Aber auch alte Straßen wurden grammatisch begutachtet und sprachliche und etymologische Fehler verbessert. Die Bewohner eines Stadttheils, die sich ungefähr zu den Bewohnern der Stadt verhalten, wie die Sachsenhäuser zu den Frankfurtern, sehen eines schönen Tages zu ihrem nicht geringen Erstaunen, wie ein Tüncher ein kalligraphisch untadelhaftes „Pankratiusstraße" zu Anfang und Ende der von ihnen bisher bewohnten „Baugertsgasse" aufmalt. Gemeines Urtheil hatte bis dahin geglaubt, daß „Bangert" in demselben Verhältnisse stehe zu „Baumgarten", wie „Wingert" zu „Weingarten". Aber die Straße wurde jetzt eines Besseren belehrt und unter den Schutz eines Kalenderheiligen gestellt. Wenn die Bewohner derselben ihre Orangenbäume fortan leichtsinnig den Fröſten des Mai aussetzen, so ist das ihre Schuld. Die Regierung hat alles Mögliche gethan, die Leute zu warnen. — Zuweilen geräth die Regierung bei solcher Thätigkeit selbst in die innerliche Unsicherheit, welche dem Grammatiker nicht erspart bleibt. Der Tüncher z. B. taufte eine Straße der Neustadt auf hohen Befehl „Kasernenstraße". Aber bald kamen der Regierung ernste Bedenken über diese Maßregel. War solche Bezeichnung nicht im Grunde ein Unsinn, da ja nur eine Kaserne und gar nur mit einer Ecke in der Straße stand? Und bald darauf turnte abermals der Tüncher die Leiter hinan und vertilgte das „n" als Fehler wider die deutsche Grammatik und die Straße hieß „Kasernestraße".

So wurde bei uns schlicht und gerecht, gutherzig und eifrig gelebt und das Regiment war nicht unbeliebt. Viel war auch bei uns noch zu thun. Die Uniformirung des Landes hatte noch große Fortschritte zu machen. Man hatte die Männer des Staates in Regierungskleider gesteckt, an unsern Staatsfrauen war auch noch sehr Wesentliches zu egalisiren, beim Ballet war bereits ein Anfang gemacht. Dann konnten die Säuglinge auf Schnürbänder in Landesfarben verpflichtet werden u. s. w.

Da kam das tolle Jahr 1866, es störte uns auf, zerriß die alte Ordnung und das Gefüge des Landes. Was wird mit den alten lieben Straßentafeln und Wegweisern um Biedenkopf geschehen? Die Herren Preußen sind zu vielem fähig, sie sind auch capabel, Kleinmausheim zu schreiben, statt Klein-Mausheim. Und wie werden die Amtskleider der Beamten von Oberhessen in dem neuen Bundesstaat beschädigt werden! Diese und andere Fragen, welche dahinter liegen, beunruhigen uns schwer. Und Sie fragen, ob wir Aussicht eröffnen, mit der neuen Ordnung, die für uns die ärgste Unordnung ist, zufrieden zu sein? Nein, versichere ich Ihnen. Wir sind sehr unzufrieden, mit uns selbst, mit Ihnen draußen, mit der ganzen Welt.

Wir waren in Vielem Muster eines kleinen Staats. Auch in dem persönlichen Verhältniß eines gutherzigen Fürsten zu seinen Unterthanen. Aber es giebt auch bei uns nicht wenige verständige Männer, welche aus diesen Monaten einer friedlosen Auflösung alter liebgewordener Ordnung auch bereits eine rettende bittere Arznei erkennen, gegen dies warme, bequeme Stillleben in gestickten Röcken zwischen den hölzernen Pfählen der Landesheimath.

Verantwortlicher Redacteur: **Gustav Freytag.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Darstellung
der
in Deutschland zur Zeit der Reformation
herrschenden
nationalökonomischen Ansichten
von
Dr. Heinrich Wiskemann.
Eine Preisschrift.
hoch 4. Preis: 1 Thlr. 10 Ngr.

Die
antike Landwirthschaft
und
das von Thünen'sche Gesetz.
Aus den alten Schriftstellern dargelegt
von
Dr. Heinrich Wiskemann.
Eine Preisschrift
hoch 4. Preis: 24 Ngr.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Beck, K., Jadwiga. M.-A. 16 Ngr.
Böttger, Adolf, Liederchronik deutscher Helden für die reifere Jugend. 4. Aufl. Min.-Ausg. cart. 24 Ngr. — Der Fall von Babylon. Dichtung. Tasch.-Ausg. broch. 1½ Thlr., eleg. geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 25 Ngr.
Cyth, Max, Volkmar. Historisch-romantisches Gedicht. 2. Ausgabe. 27 Ngr.
Katsch, Adolf, Emilie. Eine Erzählung. eleg. carton. 1 Thlr.
Lied und Bild deutscher Dichter und Künstler. eleg. cart. 24 Ngr.
Longfellow, H. W., Das Lied von Hiawatha, deutsch von Ad. Böttger. Tasch.-Ausg. broch. 1⅓ Thlr. eleg. gebund. mit Goldschn. 1⅔ Thlr.
Meißner, Alfred, Gedichte. 8. Ausg. 27 Ngr. M.-A. eleg. gebnd. mit Goldschn. 1 Thlr. 27½ Ngr. — Ziska. 8. Ausgabe. 22½ Ngr., M.-Ausg. eleg. gebund. mit Goldschn. 1 Thlr. 25 Ngr. — Das Weib des Urias. Tragödie. 24 Ngr. — Der Prätendent von York. Trauerspiel. 1 Thlr. — Reginald Armstrong. Trauerspiel. 1 Thlr.
Reichenau, Rud., Aus unsern vier Wänden. M.-A. 3 Abthlgn. in einem Bande. carton. 2 Thlr. 1.—3. Abthlg. gebunden 3½ Thlr. — Pracht-Ausgabe mit Zeichnungen von O. Pletsch. 1. Abthlg carton 3½ Thlr., fein gebunden in Originaleinband 4½ Thlr.
Rodenberg, Jul., Die Harfe von Erin. 2. Ausg. 27 Ngr.
Tempeltey, Eduard, Mariengarn. 5. Aufl. M.-A. eleg. cart. 15 Ngr., eleg gebdn. mit Goldschn. 24 Ngr. Hie Welf hie Waiblingen. 2. Aufl. M.-A. brosch. 27 Ngr., eleg. gebdn. mit Goldschnitt 1 Thlr. 6 Ngr.

Diese Dichtungen eignen sich besonders durch ihren innern Gehalt und äußere Ausstattung zu passenden Festgeschenken.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Katsch, Adolph, Emilie. eleg. cart. 1 Thlr.

Eine liebliche, dem wirklichen Leben abgelauschte Dichtung, reich an trefflichen Naturschilderungen, reich an sinnigem Ernste und schalkhaftem Humor, reich an innigem, echt deutschen Gemüths- und Seelenleben, voller Originalität und Frische.

„Emilie", welche sich wie kaum ein anderes derartiges Werk zur Damenlectüre eignet, wird sich den beliebtesten poetischen Schöpfungen würdig anreihen und als **Weihnachtsgeschenk** ganz besondere Freude bereiten.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Dr. K. Brunnemann,
Geschichte der nordamerikanischen Literatur.

8°. brochirt. — 20 Ngr.

Dieses Werk ist keineswegs eine trockene Aufzählung dessen, was Amerika auf dem Gebiete der Literatur hervorgebracht hat, sondern es entrollt in lebendiger Darstellung vor dem Auge des Lesers ein treues Bild der allmähligen literarischen Entwicklung des grossen Landes jenseits

Digitized by Google

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorräthig:

Benedix, Rod., Bilder aus dem Schauspielerleben. 2 Bde. 1 Thlr.

Beta, H., Deutsche Früchte aus England. 2 Bde. 2⅓ Thlr. — Aus dem Herzen der Welt. 2 Bde. 2⅔ Thlr.

Busch, Moritz, Eine Wallfahrt nach Jerusalem. Bilder ohne Heiligenscheine. 2 Bde. 2½ Thlr.

Cosmar, A., Erziehung und Ehe. 3 Bände. 4 Thlr.

Ernesti, Louise, Waldemar Bookhouse. 2 Bde. 2 Thlr. — Bilder und Skizzen. 2 Bde. 2 Thlr. — Die Tochter des Spielers. 3 Bde. 3 Thlr. — Unverhofft kommt oft. 1 Thlr.

Gayette, Jeane Marie von, Jacobäa von Holland. 2 Bde. 2⅔ Thlr.

Genast, Wilhelm, Das hohe Haus. 4 Bde. 4 Thlr.

Grabowski, Stanisl. Graf, Ein leidenschaftliches Herz. 2 Bde. 1⅔ Thlr.

Großmann, A., Wahn und Wahrheit. 2 Bde. 2⅔ Thlr.

Gundling, Julius, Henriette Sontag. 2 Bde. 2 Thlr. — Satan Gold. 1 Thlr. — — Advokat Schnobeles. 2 Bde. 1½ Thlr. — Fes und Tschako. 1 Thlr. — Ein moderner Don Juan. 2 Bde. 1½ Thlr. — Pêle-mêle. 3 Bde. 4 Thlr.

Hauser, M., Aus dem Wanderbuche eines österreichischen Virtuosen. 2 Bde. 1½ Thlr.

Helene, Marie, Bilder aus dem Leben. 1⅓ Thlr.

Hemsen, Theodor, Die Czarentochter. 4 Bde. 4⅔ Thlr.

Herbert, Lucian, Louis Napoleon. 2. Volksauflage. 5 Bde. 4⅔ Thlr. — Napoleon III. 8 Bde. à 1⅓ Thlr. — Carlo Alberto und Louis Napoleon. 4 Bde. à 1⅓ Thlr. — Victor Emanuel. 4 Bde. à 1⅓ Thlr. — Napoleon III. und sein Hof. 1⅓ Thlr. — Neue Anekdoten aus dem Leben Napoleon III. 1⅓ Thlr. — 1830. Juli-Revolution. 2 Bde. 2 Thlr. — 1831. Polens letzte Tage. 2 Bde. 2 Thlr. — Aus Frankreich. 1⅔ Thlr. — Zwischen Leben u. Sterben. 1⅓ Thlr. — Die todte Hand. 4 Bde. 5 Thlr. — Nikolaus u. Metternich. I. Abthlg. 2 Bde. 2⅔ Thlr. — König Leopold I. 1⅓ Thlr.

Katsch, Ad., Vitibuck. 3 Bde. 3⅓ Thlr. — Unter dem Storchnest. 3 Bde. 4 Thlr.

Kessel, C. v., Schleswig-Holstein meerumschlungen. 22½ Ngr.

Kleißner, Alfred, Neuer Adel. 3 Bde. 3⅓ Thlr. — Zur Ehre Gottes. 1⅓ Thlr. — Die Sansara. T. A. 4 Bde. 2½ Thlr. Desgl. Octav-Ausgabe. 4 Bde. 3⅔ Thlr. — Zwischen Fürst und Volk. Die Geschichte des Pfarrers von Grafenried. 3 Bde. 3 Thlr. — Durch Sardinien. 15 Ngr. — Charaktermasken. 3 Bde. 4 Thlr. — Novellen. 2 Bde. 2 Thlr. — Am Stein. 15 Ngr.

Mende, Fritz, Politische Sünden. 1½ Thlr.

Mergentheim, J. v., Ein Freiheitskrieg in Böhmen (1681). 1⅓ Thlr.

Mühlbach, Louise, Erzherzog Johann und seine Zeit. 2. ill. Aufl. 4 Abth. à 3 Bde. 6 Thlr.

Mund, E. D., Erlebnisse eines Arztes. 2 Abthlgn. 4 Bde. 4 Thlr. — Die geraubte Schatulle. 2 Bde. 2⅓ Thlr.

Pichler, Louise, Bei Lampen- und Sternenschein. 2 Bde. 2⅓ Thlr. — Die Kaiserbraut. 2 Bde. 2 Thlr. — Unter dem Lindenbaum. 1⅓ Thlr. — Friedrich von Hohenstaufen, der Einäugige. 3 Bde. 1 Thlr. 18 Ngr. — Der letzte Hohenstaufe. 3 Bde. 3 Thlr. 6 Ngr. — Heinrich IV. Vermählung mit Bertha von Susa. 2 Bde. 24 Ngr. — Aus böser Zeit. 3 Bde. 1 Thlr. 18 Ngr. — Vergangene und vergessene Tage. 24 Ngr.

Schirmer, A., Lütt Hannes. 3 Bde. 3½ Thlr. — Aus aller Herren Ländern. 3 Bde. 4 Thlr.

Smetana, Aug., Geschichte eines Excommunicirten. 3. Volksausgabe. 24 Ngr.

Smidt, Heinr., Deutsche Schiffe und dänische Kaper. 2 Bde. 1½ Thlr.

Stein, P., Johannes Gutenberg. 3 Bde. 3 Thlr. — Novellistische Gemälde aus Stadt und Land. 2 Bde. 2 Thlr. — Handwerk und Industrie. 2 Bde. 2 Thlr. — Drei Christabende. 1 Thlr. — Der letzte Churfürst von Mainz. 3 Bde. 2 Thlr. — Das Haus der Hofräthin. 2 Bde. 1⅔ Thlr. — Aus dem schwäbischen Volksleben. 1 Thlr. — Die Braut im Kloster. 3 Bde. 2⅔ Thlr. — Albrecht von Brandenburg. 3 Bde. 3 Thlr. — Leopold's Irrfahrten. 2 Bde. 2⅔ Thlr. — Aus Andalusien. 2 Bde. 2⅓ Thlr.

Steffens, Alfr., Der Brandstifter. 1⅓ Thlr.

Stifft, A., Von Nord und Süd. 1⅓ Thlr.

Wartenburg, Karl, Neue Propheten. 2 Bde. 2 Thlr. — Die Väter der Stadt. 3 Bde. 2 Thlr. — An trüben Tagen. 2 Bde. 2⅓ Thlr. — Französisches Leben. 1⅔ Thlr. — Deutsche Opfer. 1⅓ Thlr.

Wickede, Jul. von, Preußische Husarengeschichten. 3 Bde. 2 Thlr. — Die Soldaten Friedrich des Großen. 4 Bde. 2 Thlr.

Ishlfahrt, Kirchenrath Dr., Der Student von [illegible]rd, Pädagog. Roman. 1⅓ Thlr.

Digitized by Google

XXVI. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 2.

Ausgegeben am 4. Januar 1867.

Inhalt:

Das Neueste über die Klosterfrage in Mecklenburg . . . . Seite 41
Die Anschauung und die Alterthumswissenschaft 45
Der einjährig Freiwillige in Preußen 60
Die hannoverschen Offiziere 69
Aus der Provinz Preußen 73
Briefe aus Wien 77
Literatur 79

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(F. W. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Neueste über die Klosterfrage in Mecklenburg.

Extract aus dem Landtagsprotokoll d. d. Malchin, den 28. November 1866. — Den 3. December.

Herr Pogge auf Pölitz giebt zu Protokoll:

Am 29. November ist bei Gelegenheit der Wahl zur Klosterrevisionscomité meine Betheiligung an derselben von dem Herrn Vicelandmarschall v. Maltzan auf Gr.-Luckow zurückgewiesen worden, und bin ich dadurch in meinem, nach § 122 des landesgrundgesetzlichen Erbvergleichs als Mitglied der Ritterschaft mir zustehenden Recht der Theilnahme an der Klosterverwaltung behindert worden. Durch die Reversalen vom 2. Juli 1572 sind die drei Landesklöster den Ständen überwiesen worden „zur christlich ehrbaren Auferziehung der inländischen Jungfrauen, so sich darinn zu begeben Lust haben". Für die Ueberweisung der Klöster übernahm das Land die Tilgung der landesherrlichen Schulden im Betrage von 400.000 Goldgulden, welche Summe von dem ganzen Lande, nicht von den Ständen allein, aufgebracht wurde. Das darüber erschienene Contributionsedict hat sich noch in den ständischen Acten erhalten, und heißt es darin unter anderm:

„Daß die Superintendenten, fürstliche Räthe und Diener, Kirchendiener, Prädicanten, Küster und andere Kirchen- und Schulverwandten, und alle andern Unterthanen und Schutzverwandten, so Handel und Wandel treiben, es sey an Handelsleuten, Schäfern, Hirten, Schmieden, Pachtmüllern, Leinwebern, Schneidern, Krügern ꝛc. auch der Fürsten eigene Bauern, dazu beigetragen."

Da das ganze Land die Mittel, welche die Ueberweisung der Klöster herbeiführten, hat aufbringen müssen, so liegt es auch in der Billigkeit, daß das ganze Land an dem Nutzen, den dieselben gewähren, theilnimmt. Damit im Widerspruch hat aber die Ritterschaft ihr ständisches Verwaltungsrecht dazu benutzt, um aus den Erziehungsanstalten, die für das ganze Land

Digitized by Google

bestimmt waren, fast ausschließlich Versorgungsanstalten für die Töchter des eingebornen und recipirten Adels zu machen! — Der Werth der Klöster ist auf über sechs Millionen zu berechnen, deren Ertrag jährlich auf circa eine Viertelmillion sich beläuft. Würden diese in zweckmäßiger Weise zu fundationsmäßigen Erziehungszwecken verwandt, so wären die Mittel geschaffen, um viele der Hauptübelstände zu beseitigen, an welchen das Schulwesen im Lande leidet und die Reformbestrebungen wegen desselben scheitern. In der jetzigen Benutzung der drei Klöster liegt mithin ein Unrecht gegen die ganze Bevölkerung. So lange die jetzige ständische Verfassung, welche dem eingebornen und recipirten Adel den überwiegendsten Einfluß einräumt, bleibt, wird dieser Uebelstand schwerlich beseitigt. Wenn aber die in Aussicht stehende neue Ordnung der Dinge dahin führen sollte, daß Mecklenburg eine andere Verfassung und von der ganzen Bevölkerung gewählte Landstände erhielte, so ist die Hoffnung eine berechtigte, daß die anders zusammengesetzten Landstände auch eine andere Verwaltung und Benutzung der Klosterrevenuen herbeiführen werden, wozu sie um so mehr berechtigt wären, als die Reversalen von 1572 nicht dem eingebornen Adel, sondern ausdrücklich der Landschaft, d. h. gesammten Landständen die Klöster zu Erziehungszwecken für das ganze Land überweisen. Bei dem hohen materiellen Interesse, welches sich an die Klöster knüpft, ist aber die politische Bedeutung derselben nicht zu übersehen. Der Werth von sechs Millionen, den sie repräsentiren, bildet ein mächtiges, nicht zu verkennendes Band, wodurch das Interesse des Adels an den Fortbestand der alten Landesverfassung geknüpft wird. Ich halte es jetzt für nützlich, auf diese Verhältnisse aufmerksam zu machen, da die Conjuncturen den Bestrebungen derjenigen günstig zu werden scheinen, welche eine gründliche Reform unserer Verhältnisse anstreben. Der Herr Vicelandmarschall v. Maltzan hat mich durch Zurückweisung meiner Betheiligung an der Wahl verhindert, meine Absichten in Betreff der Klöster anderweitig geltend zu machen und so sehe ich mich veranlaßt, sowohl gegen dieses Verfahren, als auch gegen die Benutzung der Klöster zu Gunsten des eingebornen und recipirten Adels zu protestiren.

Der hohen Versammlung empfehle ich mich so hochachtungsvoll als ergebenst.

Infolge dieses Dictamens bringt das Rostocker Tageblatt in Nr. 293 einen Aufsatz des Herrn Manecke-Duggenkoppel, „die Klosterfrage" betitelt, worin nachgewiesen wird, auf welche sinnreiche Weise der augenblickliche Besitz der Klöster durch den Adelsverein vom 3. December 1795 so recht befestigt worden. Derselbe lautet:

Man ist dem Herrn Pogge auf Pölitz, der es selbst unter den jetzt obwaltenden Verhältnissen über sich gewinnen kann, den Landtag zu besuchen, gewiß zu Dank verpflichtet, daß er diese so höchst wichtige Frage einmal wieder

Digitized by Google

in Anregung gebracht und in seinem Dictamen vom 3. December nochmals die Gründe recapitulirt hat, welche gegen die augenblickliche Verwaltung und Benutzung der drei Landesklöster mit Recht vorgebracht werden können!

Noch umfassendere Darlegung dieser Frage findet man in der ganzen Anzahl der werthvollen Sendschreiben des Herrn Dr. Schnelle an die Gutsbesitzer bürgerlichen Standes, namentlich des dritten von 1841, in der Sr. königlichen Hoheit dem Großherzoge unterm 6. November 1841 überreichten „Begründung", sowie im vierten, in der Verwahrung vom 23. November 1841 u. s. f.

Aus allen vorgebrachten Argumenten geht hervor, daß die jetzige Verwaltung und Benutzung der Klöster im Widerspruch mit der Ueberweisungsacte vom Jahre 1572 steht. Wenn man auch Rücksicht nehmen muß, daß eine solche Umwandlung aus Irrthum entstanden ist, so wird, nachdem dieser Irrthum erkannt worden, das ganze Land auf die Billigkeit der sich augenblicklich im Besitz befindenden Personen rechnen müssen, damit auch von dieser Seite eine ruhige und vernünftige Regulirung dieser Angelegenheit Platz greifen kann.

Es sind aber zwei Punkte, welche solche Rectification besonders erschweren, nämlich die sogenannten Exspectantenlisten und der Umstand, daß die Spitzen der Regierung sich dieser Frage gegenüber in einer ganz besonderen Situation befinden, indem dieselben auch zu dem sogenannten eingeborenen und recipirten Adel gezählt sein wollen, über dessen Begriff noch immer seit den herzoglichen Rescripten vom 7. März 1789 und 18. November 1793 eine gesetzliche Definition fehlt, die aber de facto agirt.

Die Exspectantenlisten sind schon vor dem Landesvergleich vom Adel auf dem Landtage beliebt und dahin festgestellt, daß jedes Mitglied, welches sich zum eingeborenen oder recipirten Adel zählt, befugt sein soll, gleich nach der Geburt einer Tochter dieselbe bei den Klöstern anzumelden, wonach das Kind in obige Listen eingetragen und nach der Reihenfolge zum Genuß von Einkünften aus den Kassen der Klöster kommen kann. Ueber die Zahl der so Eingeschriebenen ist zwar im Publikum nichts bekannt, doch kann man annehmen, daß sie ziemlich groß sein muß.

Es wäre nun sowohl hart als unbillig, wenn man sowohl den bereits im Genuß solcher Einkünfte sich Befindenden, als denen, welchen durch Eintragung in die Exspectantenlisten die Aussicht darauf eröffnet ist, irgendetwas hiervon schmälern wollte, vielmehr müssen diese jedenfalls bis zu ihrem Ende in Besitz bleiben; aber gerecht wäre es auch gewiß, wenn man diese Exspectantenlisten so bald wie möglich schlösse, da ohne einen solchen Schluß die nothwendige Veränderung nicht eintreten kann. Zum Glück giebt der qu. Erbvergleich von 1753 hierfür in seinem § 123 einen gesetzlichen Anhaltspunkt, indem derselbe lautet:

„Die von der Landesherrschaft bishero nicht abgenommenen Rechnungen dieser dreyer Klöster sollen nach Inhalt vorangegangener Reversalen von Uns

Digitized by Google

und den Ritter- und Landschaftlichen Deputirten aufgenommen, auch solcher Gestalt alle Jahre gefertigt und abgeleget werden."

Ob eine solche Rechnungsablegung bisher stattgefunden hat, ist nicht bekannt; daß sie aber nach diesem Paragraph von großherzoglicher Regierung vorgenommen werden kann, leidet keinen Zweifel. Solche festgestellte Rechnungsablegungen bezwecken aber nicht eine Prüfung in calculo allein, sondern erheischen auch eine Prüfung in materialibus, und würde sich dabei ja sofort der Widerspruch, worin sich die augenblickliche Verwaltung und Benutzung der Landesklöster mit der Fundationsacte befindet, herausstellen und ein Dringen auf Wiedereinlenkung zu letzterer durchaus gerechtfertigt sein.

Zu einer solchen Maßnahme ist aber natürlich die Mitwirkung der höchsten Spitzen der Regierung erforderlich; dieselben sind aber leider durch ein anderes, oben erwähntes Verhältniß gebunden, wodurch es ihnen unmöglich sein wird, auf die obenberegte Maßnahme eingehen zu können.

Dies hemmende Verhältniß besteht nämlich darin, daß diese Herren als zum „eingeborenen und recipirten Adel" gehörig selbst denjenigen Verpflichtungen folgen müssen, welche ihnen durch folgenden Schlußpassus der Vereinsacte des Adels von 1795 auferlegt ist:

„So haben Namens des eingeborenen und recipirten Adels seine obenbenannte und ad acta legitimirte Bevollmächtigte, Namens der noch nicht recipirten adeligen Landbegüterten aber sämmtliche Anwesende für sich und ihre Nachkommen diese Vereinigungsacte unterschrieben und besiegelt, versprechen auch für sich und ihre Erben darob nicht nur stets fest und unverbrüchlich zu halten, sondern auch allem denjenigen willig die Hand zu bieten, und mit Person und Gut mitzuwirken, was nach gemeinsamer Beliebung zur Aufrechthaltung der Gerechtsame des Standes die Zeitläufte erheischen werden, wowider sie dann keine Ausflucht oder Einwendung, keine Rechtswohlthat schützen soll, weil sie ihnen allen gleich, als wären sie hier namentlich benannt, sammt der Rechtsregul, die eine solche allgemeine Verzicht ungültig machen könnte, entsagen und die genaueste Erfüllung bei Adelichem Wort und Ehren sich wechselsweise zusichern. Geschehen zu Sternberg auf dem allgemeinen Landtage in der besonderen Versammlung des Adels, den 3. December 1795."

Wenn nun zu solchen vermeintlichen „Gerechtsamen des Standes" gewiß der augenblickliche Besitz der Klöster, als in erster Linie, vom eingeborenen und recipirten Adel gerechnet wird, so ist es nicht möglich von jenen Herren zu verlangen, daß sie, ohne von jener Verpflichtung entbunden zu sein, zu Maßregeln die Hand bieten, welche den jetzigen factischen Zustand ändern.

Schon früher habe ich mir erlaubt, auf die Gemeinschädlichkeit dieses Vereins sowohl für das ganze Land als für die Mitglieder selbst aufmerksam zu

Digitized by Google

machen, das eine vorstehende Beispiel zeigt die Nothwendigkeit der Aufhebung dieser Vereinsacte des Adels deutlich genug.

Diese Aufhebung und die oben angeführte Schließung der Exspectantenlisten bedingen sich somit gegenseitig, denn wenn das Object, die Klöster, wieder zu Nutz und Wohlfahrt des ganzen Landes, wie es die Fundationsacte bestimmt, dienen sollen, so hört auch die Hauptsache des Zwecks des Adelvereins auf.

Somit sind die Aufhebung der Vereinsacte des Adels vom 3. December 1795 und die Schließung der Exspectantenlisten die ersten nothwendigen Vorbedingungen, um die Klosterfrage einer ruhigen und vernünftigen Entwickelung entgegenführen zu können.

December 1866. Manecke auf Duggenkoppel.

Rechnet man hinzu, daß die Erlaubniß politischer Vereine laut Verordnung von 1852 einzig von den Ministern abhängt, diese aber selbst Mitglieder des Adelsvereins, des gefährlichsten von allen sind und denselben ganz uneingeschränkt dulden, so erscheint, wenigstens noch augenblicklich, das Bollwerk, wodurch der Besitz der Klöster gesichert ist, bombenfest. Ob es mittelst der gezogenen politischen Geschütze der Neuzeit gelingen wird hier Bresche zu schießen, ist eine der Fragen, deren Lösung wir aus dem Gang der Verhandlungen des ersten norddeutschen Parlamentes wenigstens mit einiger Sicherheit hoffen prognosticiren zu können.

Die Anschauung und die Alterthumswissenschaft.

Als im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert das Interesse für das entschwundene Alterthum in Italien zuerst wieder erwachte, durchsuchte man nicht allein die Klosterbibliotheken nach den Schätzen der alten Literatur, sondern Hand in Hand damit begann ein nicht minder eifriges Suchen nach den andern noch unmittelbareren Zeugnissen des Alterthums, den Bau- und Bildwerken, die sich aus dem großen Ruin barbarischer Jahrhunderte gerettet hatten. Anfangs freilich sah es gar traurig aus, ein volles Jahrtausend hatte gründlich aufgeräumt. Wenn unter Konstantin die Menge der zu Rom befindlichen Statuen sich noch hoch in die Tausende belaufen hatte, so konnte im Beginn des funf-

Digitized by Google

zehnten Jahrhunderts der unermüdliche Aufspürer jedes antiken Restes, der große Handschriftenentdecker Poggio Bracciolini nur noch fünf marmorne und eine bronzene Statue im ganzen Umfang der ewigen Stadt auffinden! Indessen bald änderte sich dies; unablässige Nachgrabungen wurden von fast regelmäßigem Erfolge gekrönt, die Masse der Kunstwerke wuchs rasch zu stattlicher Zahl. Wohl war es zunächst weniger das wissenschaftliche als ein künstlerisches Interesse, mit dem man sowohl den schriftlichen wie den baulichen und bildlichen Resten des Alterthums gegenübertrat und dieselben zu freiem Schalten und Walten, zu willkürlicher Ergänzung und zu eigner Nachbildung sich aneignete. Aber man sammelte doch, man hegte und pflegte mit liebevollem Eifer, was bis dahin unbeachtet gelegen hatte oder gar muthwillig zerstört worden war. So ward der wissenschaftlichen Benutzung wenigstens der Stoff bereitet, wenn auch die jugendliche, im Vollgefühl eigner Schöpferkraft schwelgende Philologie der Italiener des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts selber kaum den Anfang mit der Verwerthung machte.

Um die Mitte des letztgenannten Jahrhunderts siedelte die Philologie nach Frankreich über, dann nach kurzer Blüthe, infolge der Hugenottenkämpfe, nach den Niederlanden. Joseph Justus Scaliger ist der vollendetste Repräsentant dieser Entwickelungsstufe, von Familie ein Italiener, das Haupt der französischen, der Begründer der niederländischen Philologie. Aus dem Dilettantismus und dem Virtuosenthum bildete sich die ernste strenge Wissenschaft hervor, die ihren Zweck in sich selbst hat, nicht für die Interessen des Tages arbeitet, deren Ziel nicht das dem Einzelnen schön und gefällig Erscheinende, sondern das objectiv Wahre, das Echte ist. Da war es aber verhängnißvoll, daß der Sitz der Wissenschaft sich immer weiter von dem Boden entfernte, auf dem das Alterthum selber sein Leben entfaltet und die Zeugnisse desselben hinterlassen hatte. Dieser Uebelstand machte sich vielleicht weniger bei den kritischen und linguistischen Arbeiten geltend, obgleich auch hier die Anschauung der antiken Reste wie der fortlebenden antiken Sitte und die Vertrautheit mit manchen aus dem Latein überkommenen Spracheigenthümlichkeiten vor Abwegen und vor Leblosigkeit der Auffassung hätte bewahren können. Weit empfindlicher ward jene Entfernung vom classischen Boden natürlich bei allen den Bestrebungen fühlbar, welche darauf gerichtet waren, die realen Seiten des Alterthums zu erforschen und darzustellen. Es fehlte nicht an der eifrigsten Thätigkeit auf diesem Gebiet. Casaubonus und Salmasius, Lipsius und Meursius und so manche andre neben ihnen waren unermüdlich thätig, um mit staunenswerther Gelehrsamkeit aus der alten Literatur das Leben und die Einrichtungeu der Griechen und Römer nach den verschiedensten Seiten hin aufzuhellen. Aber kaum hier und da wird einmal das eine oder das andre Monument herbeigezogen, um diese oder jene Schwierigkeit in den Werken der Schriftsteller damit zu beleuchten. Der Herausgeber von Sal-

Digitized by Google

masius' Briefen meint gradezu, Rom besitze nichts Besondres, um dessen willen es sich lohne oder gar erforderlich sei, dorthin zu wandern; „überdies," fährt er fort „haben wir ja alles, was nur zur gelehrten Kenntniß des Alterthums beitragen kann, Inschriften oder anderweitige Denkmäler, durch die Fürsorge der Augenzeugen im Druck und in artigen Abbildungen dargestellt, sogar weit zierlicher und besser, als diese Dinge an Ort und Stelle zu sehen sind."

Freilich dachten nicht alle wie dieser Jesuit. Die Zahl derer, welche nach Italien pilgerten und nicht unbedeutende Früchte von ihren Wallfahrten hereinbrachten, ist beträchtlich genug. In Italien selbst fehlte es auch nicht ganz an Männern, welche den heimischen Antiquitäten ein ernsthafteres Studium zuwandten. Desgleichen entstanden allmälig auch außerhalb Italiens Museen für Alterthümer, namentlich Münzsammlungen. Inschriften und Münzen waren überhaupt lange Zeit diejenigen Monumente, welche in vorzüglicher Gunst bei Sammlern und Gelehrten standen; leicht transportabel waren namentlich die Münzen am bequemsten zugänglich (freilich auch oft gefälscht), sie dienten nicht allein historischen Untersuchungen, sondern waren auch besonders geeignet, hier und da als Belege anderweitig überlieferter Nachrichten zu dienen. Denn das ist im Wesentlichen die Anschauungsweise jener Zeit der „Antiquitäten", der Werth der „Monumente" — um diesen allgemeinsten Ausdruck zu gebrauchen — beruhe auf der Verwendbarkeit derselben zur Illustration unsrer literarischen Quellen. Diese allein gelten für würdig, um ihrer selbst willen durchforscht, verstanden, erklärt zu werden, nur sie sind glaubwürdige Zeugen und beachtenswerthe Productionen des Alterthums. Daß die Baudenkmäler und die Werke der bildenden Kunst als directe Erzeugnisse des antiken Geistes ebenbürtig neben den Werken der Literatur stehen und ihren selbständigen Werth in sich tragen, daß ferner der Boden der classischen Länder in unmittelbarster Beziehung zu den einst darauf lebenden Völkern und deren Entwickelung steht, diese Betrachtungsweise lag jener Zeit noch fast völlig fern. Wo einmal eine Richtung hervortrat, welche jene Ketzereien mit einigem Erfolg durchzuführen suchte, da fand sich auch alsbald ein Stockphilologe bereit „den anschwellenden Strom in seine Kanäle abzuleiten", d. h. selber die verwerflichen Disciplinen zu lehren und sie um so sichrer wieder in Vergessenheit zu begraben, je unwissender der Lehrer darin war und je vollständiger ihm jede Liebe und Begeisterung für seinen Stoff mangelte. Nicht zu übersehen ist dabei, daß grade dasjenige der classischen Länder, welches die schönsten Kunstwerke barg und den Zusammenhang zwischen Land und Leuten am klarsten vor Augen zu stellen vermochte, daß Griechenland noch so gut wie unentdeckt war. Hatte doch gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts ein deutscher Professor an seine theologischen Correspondenten in Konstantinopel alles Ernstes die Frage stellen müssen, ob es überhaupt noch ein Athen gebe! —

Digitized by Google

Aus den sandigsten Strecken der Mark Brandenburg erwuchs der Mann, den zuerst die glühende Sehnsucht, nicht blos zu lesen in den Werken der Alten und aus der Ferne das Alterthum zu erkennen, sondern zum lebendigen Erschauen desselben zu gelangen gen Süden führte und neue Bahnen der Wissenschaft einschlagen ließ. Schon als Student war Winckelmann, da Cäsars Schilderung des gallischen Krieges ihn lebhaft ergriff, trotz gänzlicher Mittellosigkeit aufgebrochen, um an Ort und Stelle dieselbe unmittelbarer auf sich wirken zu lassen und gründlicher zu verstehen. Homer und Sophokles nebst den übrigen griechischen Dichtern waren seine nächsten Vertrauten, die griechische Poesie in ihrer lautern Schönheit war in ihm völlig lebendig geworden. Da erweckten die Kunstcabinete Potsdams und Dresdens in ihm den unbezwinglichen Wunsch, die Lande der Römer und der Griechen, die er längst in der Seele suchte, nun auch leibhaftig anzuschauen. Auch der theuerste Preis war ihm nicht zu hoch, um dies zu erreichen. Kaum aber war er in Rom, so stürzte er sich mit ganzer Seele in die Fülle der Eindrücke. Jedoch versank er nicht wie so Viele vor ihm in den Strudel kleinlicher antiquarischen Detailuntersuchungen — so wenig er dieselben auch, wo sie nöthig waren, verschmähte — sondern strebte unverrückt dem einen Ziele zu, den Geist der Alten, insbesondere ihre Poesie in ihrer Gesammtheit zu erfassen und in sich wieder lebendig werden zu lassen, die Poesie, welche nicht blos in dem gesungenen und geschriebenen Dichterworte wirkt, sondern ebenso die Werke der bildenden Künste geschaffen hat und durchweht. Daher ist, wie erst vor Jahresfrist in diesen Blättern ausgeführt ward, Winckelmanns Geschichte der alten Kunst ein Werk von so unermeßlicher Bedeutung, weit über die nächsten Grenzen des Stoffes hinaus, weil hier zuerst der Versuch gemacht worden ist, ein Gebiet des poetischen Schaffens nicht vereinzelt, sondern im Zusammenhange des Ganzen darzustellen, die Kunstentwickelung als einen Theil der gesammten Geistes- und Culturentwickelung aufzufassen. Die reine Sprachphilologie hat es auch heute noch nicht aufgegeben, von der Höhe ihrer doch auch erst allmälig erworbenen sichren Methode herab der Archäologie, der Wissenschaft von der alten Kunst, ihren Mangel an Methode vorzuwerfen. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, ob dieser Vorwurf noch immer ein gerechter sei, wohl aber darf daran erinnert werden, daß von der Archäologie aus der erste Versuch gemacht worden ist, in dem bezeichneten großartigen Sinn einen Theil des Alterthums wahrhaft historisch zu erforschen und künstlerisch darzustellen. Und auch das muß dankbar anerkannt bleiben, daß bei niemandem zuvor die unvergängliche Schönheit der antiken Poesie und Kunst eine so helle Flamme nachempfindender Begeisterung entzündet hatte, daß von keinem Andern das Alterthum so lebendig angeschaut und mit so überzeugungskräftiger Wärme geschildert worden war, wie von Winckelmann.

So lebhaft die Bewunderung war, welche diesem von künstlerischer und

Digitized by Google

literarischer Seite gezollt ward, so schwer konnte man sich in den Kreisen der zünftigen Fachgelehrsamkeit entschließen, die ausgetretenen Geleise antiquarischer Forschung zu verlassen und dem hohen Schwunge winckelmannscher Begeisterung zu folgen. Einige wie der leipziger Ernesti leisteten bewußte Opposition, andere wie Heyne in Göttingen wären schon gern mitgegangen, hätte ihnen nur nicht künstlerischer Sinn und jegliche eigene Anschauung gemangelt. Es war eben damals noch zu schwierig, die Reise gen Süden zu unternehmen und dort „ins Volle zu greifen", die Stellung der Gelehrten noch zu bescheiden, um ihnen eine Romfahrt zu gestatten; an einen Besuch Griechenlands vollends mochten wenige denken. Winckelmann hatte auch diese Absicht gehabt, er hatte eine große Ausgrabung in der mit leichtem Flußschlamm überspülten Ebene von Olympia beabsichtigt — ein Plan, den fast hundert Jahre später die preußische Regierung aufnahm und der nur am Ausbruche des orientalischen Krieges scheiterte. — Wie sehr aber damals und noch später Griechenland außerhalb des gewöhnlichen Gesichtskreises lag, das zeigt sich recht deutlich an dem verschiedenen Grade von Interesse, welches griechische und italienische Entdeckungen erweckten. Die genauen Zeichnungen und Vermessungen der Bauwerke und Sculpturen Athens, welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von den Engländern Stuart und Revett aufgenommen und bald darauf dem Publikum vorgelegt wurden, gingen an den Forschern lange Zeit fast spurlos vorüber, während doch zu gleicher Zeit die aus der Asche wiedererstehenden Städte Italiens Herculanum und Pompeji in der ganzen gebildeten Welt, bei Gelehrten wie Laien die allerlebhafteste Theilnahme fanden. Freilich ward man hier auf das Unmittelbarste in das Leben der Alten selbst eingeführt, aber es waren doch nur kleine Provinzialstädte aus verhältnißmäßig später römischer Zeit; in Athen dagegen vermochten die höchsten Meisterwerke von der glänzendsten Culturepoche des gesammten Alterthums das beredteste Zeugniß abzulegen.

Es sind vorzugsweise Engländer, denen wir die erste umfangreichere Kunde des hellenischen Landes verdanken. Auf der einen Seite entzog Lord Elgin die kostbarsten Werke des Pheidias und seiner Schule den muthwilligen Zerstörungen kalkbereitender oder bilderschändender Türken, versetzte sie von den schwer zugänglichen Höhen der athenischen Akropolis in die Prachtsäle der britischen Hauptstadt und machte hierdurch eine wirklich eindringende Würdigung, eine lebendige Kenntniß und Anschauung dieser Werke und damit des eigentlichen Centrums der ganzen alten Kunst erst möglich. Dies ist jedoch nur etwas Einzelnes, wenn auch von noch so großer Wichtigkeit. Daneben ist aus dem ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts mit besonderem Danke namentlich dreier Männer zu gedenken, welche mit unermüdlicher Ausdauer, keine Strapaze und Mühsal scheuend — wie sie das Reisen in einem gänzlich uncivilisirten Lande nothwendig mit sich brachte —, das ganze Hellas allmälig für die Wissenschaft

Digitized by Google

wiedereroberten: Dodwell, Gell und Leake. Ausgerüstet mit einer unverächtlichen Kenntniß der alten Literatur, erfüllt von echter warmer Begeisterung für das Alterthum durchstreiften diese drei Männer bald einzeln, bald gemeinsam oder auch im Verein mit anderen Reisenden, Stackelberg, Bröndsted, Haller, jeden Winkel Griechenlands, geleitet von dem vor siebenzehn Jahrhunderten geschriebenen Reisehandbuch des Pausanias, dem treuesten Führer durch das alte Hellas im neuen. Und zum Erstaunen der Reisenden bot das noch fast unbekannte Land auf Schritt und Tritt den Forschern reiche Reste der alten Cultur. Unzählbar ist namentlich die Menge der Burgen und Festungen, deren Mauern, Thürme und Thore noch mehr oder minder wohlerhalten die Hauptstätten der griechischen Sage und Geschichte bezeichnen; von den regelmäßigen Anlagen aus schön behauenen Quadern an, wie sie die durch Epaminondas gegründeten Städte Messene und Mantineia darbieten, bis hinauf zu den nicht minder kunstvollen Bauten der alten Heroenzeit. Da liegt im innersten Winkel der Ebene von Argos, halb auf der Höhe, der Burghof von Mykenä, umfriedigt von einem wohlgefügten Mauerring aus vieleckigen, sorgfältig an einander gepaßten Steinen. Ueber dem Thor halten neben einer gebälktragenden Säule, der Andeutung des Palastes, zwei majestätische Löwen von hochalterthümlichem Stile Wacht, treu ausharrend an dem Posten, den sie wohl schon zu jener Zeit inne hatten, da nach hellenischer Sage die schauerliche Familientragödie des Pelopidengeschlechts sich hinter diesen Mauern abspielte, von der Mahlzeit des Thyestes an bis zu Orestes Muttermord. Sage und Drama im Verein haben diesen Ort für alle Ewigkeit geweiht. Dicht daneben liegen in die Erde hineingegraben mächtige kuppelförmige Gewölbe mit Resten einstmaliger Erzbekleidung an den Wänden, die Grab- und Schatzkammern der Atriden, welche noch heute den Namen Agamemnons im Volke bewahren und Zeugniß ablegen von dem sagenberühmten Reichthum des von der homerischen Poesie gefeierten Geschlechtes. Wirkt hier neben den Erinnerungen der Sagenzeit die Massenhaftigkeit der uralten Bauten, so ist es anderswo das Ebenmaß, die Schönheit, die künstlerische Vollendung. So namentlich in den herrlichen Tempelruinen, die von dem schroffen Cap Sunion, der Südspitze Attikas, oder von den kahlen Felsen Aiginas hinabschauen auf das weite blaue Meer, selber von dem reinsten Aether umgossen, die unweit Phigaleias halbversteckt im baumreichen Hochgebirge auf einsamer Höhe thronen, die das lautlos verlassene Wiesenthal Nemeas oder das von Erdbeben verwüstete Stadtgebiet der alten Meerbeherrscherin Korinth zieren, die endlich in unerreichter Schönheit des Marmors wie der Formen Stadt und Burg Athen ihren unvergleichlichsten Schmuck leihen. Wie der Fels der Akropolis stolz und gebietend aus der weiten Ebene hervorragt, so ist gleichsam durch Naturnothwendigkeit der Parthenon aus dem Felsen emporgewachsen; die Kunst hat sich auf das Innigste der Natur angeschmiegt, ihr das Schöpfungsgeheim-

Digitized by Google

niß abgelauscht und tritt nur als Fortsetzung, als Krönung und Abschluß der Natur auf.

Wiederum eine neue Welt öffnet sich mit dem griechischen Inselmeere, eine Welt, in der wir den ganzen Zauber der Odyssee noch alle Tage von neuem erproben können. Hat auch die strenge Forschung das homerische Ithaka als ein bloßes Erzeugniß der frei schaffenden Poesie nachgewiesen, dem das wirkliche Ithaka in allen wesentlichen Punkten nicht entspricht, dennoch ruhen jene Dichtungen auf dem realsten Boden wirklicher Anschauungen, nur daß es das Recht des Dichters ist, in einem Bilde zu vereinigen, was in der Natur weit zerstreut sich vorfindet. Wie einladend ist es jetzt wie einst für den Schiffer, von Insel zu Insel sein Fahrzeug zu lenken, immer ein nahes Ziel im Auge, immer auf allen Seiten von den schimmernden Kykladen umringt, und doch an jedem Morgen in einer neuen, nicht minder schönen Umgebung. Läßt der Wind nach, so wird auch heute noch zu den Rudern gegriffen, die in tactmäßigem Schlage das Schiff vorwärtstreiben; wird der Wind oder die Strömung zu mächtig, so lenkt der Steuermann in den nächsten schützenden Hafen, wo der Reisende eines gastlichen Empfanges sicher sein kann. Der Eine ladet ihn in sein Haus, wo die Tochter ihm einen Blumenstrauß zum Willkommen, die Gattin Erfrischungen darreicht, der Andere sendet dem Fremden ein Lamm, der Dritte einen Korb mit köstlichem Obst — man glaubt sich zum König Alkinoos und zu seinen Phäaken versetzt! Fehlen doch auch dessen Zaubergärten nicht, wo Orangen und Citronen in ganzen Wäldern die Luft mit ihrem Duft erfüllen, wo aus dem breiten Blätterfuße die Aloe ihren hohen Schaft emportreibt, wo Gruppen schlanker Palmen majestätisch ihr Haupt wiegen. Dabei steht das Haus nicht leer von Besuchern, welche dem Ankömmling die alten homerischen Fragen vorlegen:

Wer und woher der Männer? wo hausest du? wo die Erzeuger?

Es ist auch wohl eine dunkle Kunde zu ihnen gedrungen von jenem kimerischen Lande, „woher unser König ist", wo das Wasser im Winter einem Spiegel gleicht und wo die Menschen sich eiserne Platten unter die Füße schnallen; ob es aber dort auch Häuser giebt, ob jene fernen Barbaren auch Pferde haben, darüber sind die Meinungen getheilt. Abends versammelt sich die Jugend,

Blühende Jünglinge dort und vielgefeierte Jungfraun
Tanzen, all' an einander die Händ' an dem Knöchel sich haltend.
Bald nun hüpfen sie dort mit wohlgemessenen Tritten
Leicht herum, so wie oft die befestigte Scheibe der Töpfer
Sitzend mit prüfenden Händen herumdreht, ob sie auch laufe;
Bald dann hüpfen sie wieder in Ordnungen gegen einander.
Zahlreich steht das Gedräng' um den lieblichen Reigen versammelt,
Innig erfreut; vor ihnen auch singt ein göttlicher Sänger

Digitized by Google

Rührend die Harfe, und zween Haupttummeler tanzen im Kreise,
Wie den Gesang er beginnt, und drehen sich hierhin und dorthin.

Auch der Inhalt des Gesanges erinnert an die homerische Linosklage und die „Heldenlieder". Es sind selbstgedichtete Lieder von den Thaten berühmter Freiheitskämpfer aus dem Türkenkriege, von den letzten Räubern, deren Hinrichtung bedauert wird, „denn so tapfer sind wir nicht, wenn es einmal gegen den Türken geht", von Charos, dem verderblichen Alten, der dem Hirten seine Heerde raubt und ihn selbst zum Hades hinabzieht; oder es wird eine Sage berichtet von dem heiligen Dionysios, der in seiner Kindheit nach Naxia zog und dort die erste Rebe pflanzte, welche schon selbiges Tages die Naxioten erquickte und berückte. Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn. Hier ist alles homerisch, auch die Delphine, welche das Schiff umspielen, wie einst das tyrrenische Fahrzeug, das den Gott Dionysos trug; ja in Syra wimmeln zur Erinnerung an den ältesten berühmten Syrier, an den „göttlichen Saubirten" die steilen Straßen der Oberstadt von den Thieren, deren Hut auf Ithaka einst dem geraubten Königssohne oblag. Freilich leben auch die unholden Gesellen der Odyssee fort in den Klephten und Räubern; nur die verderblichen Ungeheuer jener Schiffermärchen sind ganz und gar verschwunden oder haben doch unbedeutenderen, weniger gefährlichen als lästigen Nachfolgern Platz gemacht.

Erwecken so in Griechenland — und wenig anders ist es in Italien — die Reste der Kunst wie die lebendige Umgebung bei jedem Schritt das Bild der alten Zeit, so wird dieser Eindruck noch bedeutend erhöht durch den unvergänglichen Hintergrund, den die stets sich wiederverjüngende Natur heute wie damals durch die ganze Gestaltung der Gegend geschaffen hat und schafft. Wenn wir in den wild zerklüfteten Gebirgen des nördlichen Arkadiens in schauerlichster Einöde einer kolossalen, himmelanstrebenden Bergwand gegenüberstehen, über welche im innersten Winkel der Schlucht der schmale Staubbach der Styx hoch aus der Schneedecke des Bergstockes herabrinnt, da wird die Phantasie der alten Hellenen in uns wieder lebendig, welche diese Gegend in die Unterwelt versetzte, da begreifen wir die Gewalt des Schwures, welcher selbst die olympischen Götter band:

Zeuge mir jetzo die Erd' und der wölbende Himmel da oben,
Auch das träufelnde Wasser des Styxfalls, was ja der größte
Und der furchtbarste Eidschwur ist für die seligen Götter.

Auch der alte Glaube an die gefährlichen Wirkungen des eiskalten Wassers ist noch jetzt im Volke lebendig, niemand trinkt von der Fluth, die das umliegende Gestein so giftig grün färbt. Nicht minder gewaltig wirkt auf ein für Natureindrücke empfängliches Gemüth die enge Thalschlucht, an deren nördlichem Rande Delphi liegt, terrassenförmig rasch emporsteigend zu dem künstlichen Pla-

Digitized by Google

teau des Tempels, bis die überragenden Steilwände des Parnasses eine Grenze setzen; mit den geringsten Mitteln hat hier die Natur einen Raum von ernster imposantester Großartigkeit geschaffen. Daneben fehlt es auch an freundlicheren Bildern nicht. Reiten wir zum Beispiel in die athenische Ebene hinab und überschauen die weite Fläche, aus deren Mitte der schroffe Tafelberg der Akropolis und der allmälig ansteigende Lykabettos mit seiner kühnen Felsenkrone sich erheben, ringsum eingerahmt von den feinst geschnittenen Bergumrissen. Wie ein leise bewegtes Giebelfeld hebt sich hier der pentelische Marmorberg empor, dort senkt sich der massige Hymettos, noch heute durch seine Bienen ausgezeichnet, steil gegen das Meer. Ein breiter silbergrüner Streifen durchzieht die sonst fast baumlose Ebene, es sind die alten heiligen Oelbäume des Zeus und der Athena, deren Oel den Siegern im panathenäischen Wettkampfe als Preis gegeben ward. Von den Rändern des Kephissos ziehen sich Gärten Jahr für Jahr näher an die niedrige Felshöhe des Kolonos heran, und bald wird wie zu Sophokles Zeiten wiederum

singen in schattigen Auen
Die Nachtigall zahlreich schwärmend
Ihr hell ertönendes Lied,

es werden auch wieder muntere Narcissen und Krokus erblühen, wo jetzt nur die bleiche Todtenblume Asphodelos den marmornen Grabstein Karl Otfried Müllers umgiebt.

Müller liegt dort begraben, eines der edelsten Opfer, das die wiedergewonnene Anschauung Griechenlands von der Wissenschaft gefordert hat, einer der eifrigsten Vorkämpfer in Wort und That für die damals noch neue Richtung der Alterthumswissenschaft. Schon im Beginne unseres Jahrhunderts hatte ein Mann, dem wir die Einsicht verdankten, daß die homerischen Gesänge das Erzeugniß nicht eines einzelnen Dichters, sondern eines ganzen dichtenden Zeitalters seien, hatte Friedrich August Wolf von der Philologie die engen Fesseln abgestreift, welche die pedantische Schulgelehrsamkeit ihr angelegt hatte, und sie zur Alterthumswissenschaft erhoben, die keine Seite des antiken Culturlebens unberücksichtigt zu lassen, sondern alle in einem einzigen Bilde zusammenzufassen hat. Damit war der Weg gewiesen aus der Enge der rein grammatischen Betrachtung und der zersplittertsten Kleinigkeitskrämerei zu der Auffassung des classischen Alterthums als einer einheitlichen, lebendig sich entwickelnden Geistesbewegung. Man brauchte nicht zu sorgen, daß darüber die geringeren Aufgaben der Philologie vernachlässigt werden möchten. Im Gegentheil, seit den Tagen der italienischen Renaissance ist kein Zeitalter so unermüdlich thätig gewesen, das philologische Material herbeizuschaffen, zu sichten, zu läutern. Wiederum bleibt keine Bibliothek undurchsucht, immer neu ans Licht tretende Handschriften bieten uns die alten Schriftsteller in reinerer Gestalt dar, große Sprachmeister

Digitized by Google

wie Immanuel Bekker, Gottfried Hermann und August Meineke, wie Karl Lachmann, Nikolaus Madvig, Moritz Haupt und Friedrich Ritschl haben uns gelehrt, die alten und neuen Schätze methodisch zu benutzen und die Mängel der Ueberlieferung nach Kräften zu beseitigen, während August Böckh und Theodor Mommsen für die inschriftlichen Quellen die gleiche Aufgabe gelöst haben. So erhalten wir erst jetzt eine wirklich sichere Grundlage für alle weitere philologische Arbeit. Außerdem gewinnt die Grammatik nicht allein durch die erst so ermöglichte genauere Durchforschung der classischen Sprachen selber, sondern ebenso sehr durch die Einsicht in den Zusammenhang dieser Sprachen mit den anderen des indogermanischen Stammes, durch die Sprachvergleichung, einen ganz neuen Aufschwung. Je größer nun aber in den bezeichneten Gebieten die Thätigkeit ist, je eifriger Kritik und Grammatik gepflegt werden, desto nöthiger ist es, auch das letzte gemeinsame Ziel, wie Wolf es vorgezeichnet hatte, nicht aus den Augen zu verlieren. Hierfür gebührt nächst Wolf und fast mehr noch als ihm das Hauptverdienst August Böckh, der es tausenden von begeisterten Schülern fest in die Seele geprägt hat, die Philologie habe die möglichst vollständige Wiedererkenntniß alles dessen zum Ziele, was in dem geistigen Leben der classischen Völker einmal erkannt oder empfunden ward. Denken und Empfinden war aber bei jenen Völkern so wenig wie bei irgendeinem andern stets das gleiche, sondern hatte im Laufe der Zeiten und Ereignisse eine höchst mannigfache Entwickelung durchzumachen. Demzufolge wird die Philologie, so aufgefaßt, unausbleiblich eine historische Wissenschaft, wie sie auch ihr Name als die „Liebe zu den Ueberlieferungen" bezeichnet, sie wird am letzten Ende zur Geschichte der alten Cultur. Die Grammatik gestaltet sich nunmehr um zur Geschichte der Sprache als der Form für die Denkweise des Volkes, wandelbar wie die Denkweise selbst. Die Mythologie hört auf, die Mythen und Sagen der verschiedenartigsten Zeiten zu einem buntscheckigen und daher albern erscheinenden Bilde zusammenzuwerfen, sie sucht vielmehr nachzuweisen, wie die religiösen Anschauungen des Volkes allmälig sich entwickeln und umgestalten, im Verein und in Wechselwirkung mit allen übrigen Seiten des Volksgeistes: sie wird zur Religionsgeschichte. Es erhellt nun auch, von welcher Wichtigkeit für die Philologie eine gesunde Entwickelung der übrigen Geschichtsforschung ist. Schwerlich ist es zufällig, jedenfalls aber als ein besonderes Glück auch für die Alterthumswissenschaft anzuerkennen, daß zu gleicher Zeit mit dem geschilderten Aufschwunge der Philologie ein Mann wie Niebuhr die Geschichtsforschung neu begründete. Nicht allein daß er zuerst umsichtige methodische Kritik der Quellen anwandte, er rückte uns ja auch zuerst die alte Geschichte dadurch näher, daß er zeigte, wie die Volksentwickelung sich im Alterthum nach den gleichen Gesetzen vollzieht, wie noch heutzutage, so weit nämlich die äußeren Bedingungen gleiche oder ähnliche sind. Wenn Niebuhr so die römische Geschichte aus der

Digitized by Google

früheren abstracten Auffassung befreite, wenn er sie sozusagen mit Fleisch und Blut versah, so ward er freilich zunächst nur von den ihm angeborenen Eigenschaften des echten Historikers, von lebendigstem Gefühl und feinstem Tact für historische Erscheinungen, sowie von seinen staunenswerthen sonstigen Kenntnissen geleitet; geschärft aber ward sein Blick nachträglich durch die langjährige lebendige Anschauung des heutigen Bodens und Volkes von Rom. Dies Hineinleben in den Charakter, in die Denkweise, in die Bräuche der heutigen Römer und Italiener überhaupt, dann das klare Bild des Locals, in dem die römische Geschichte namentlich der ersten Jahrhunderte sich abspielt, das bewirkt ebenfalls zu gutem Theile den wunderbaren Zauber der Frische und Lebendigkeit, welcher sich über das Werk des größten Schülers Niebuhrs, die römische Geschichte Theodor Mommsens breitet.

Grade hier greift die Thätigkeit eines anderen Mannes ein, dessen Wirksamkeit für den schon mehrfach bezeichneten Gesichtspunkt nicht hoch genug angeschlagen werden kann; ich meine den Schöpfer der modernen Geographie Karl Ritter. Er hat zuerst scharf und consequent das Wechselverhältniß hervorgehoben, welches zwischen der Natur eines Landes und dem darin wohnenden und sich entwickelnden Volke besteht. Einseitig freilich würde es sein, wollte man die Volksentwickelung lediglich als ein Product klimatischer und sonstiger äußeren Einwirkungen der umgebenden Natur betrachten und alle anderen mitwirkenden Bedingungen ignoriren, wie eng aber der Zusammenhang zwischen Natur und Geschichte in der That ist, das zeigt sich wohl an keinem Lande so greifbar wie an Griechenland. Italien mit seinem langen Rückgrat der Apenninenkette ist weit einförmiger gestaltet und bietet einer einheitlichen Machtconcentration weit weniger Hindernisse dar. Dort, in Griechenland, bilden zuvörderst die fortlaufenden mehrfachen Reihen von Inseln, welche das ägäische Meer durchziehen, die natürliche Brücke zwischen den reichen Flußebenen und weit vorgestreckten Halbinseln des vorderen Kleinasiens und der durch den gleichen Formenreichthum ausgezeichneten Ostküste des griechischen Halbinsellandes. Das ägäische Inselmeer ist in der That der Mittelpunkt Griechenlands und der griechischen Geschichte, der Vermittler zwischen den asiatischen und europäischen Hellenen. Während an der Ostküste Griechenlands ein schöner Hafen dem andern, eine reichentwickelte Landschaft der andern folgt, ist die Italien zugewandte Rückseite des Landes mit wenigen Ausnahmen durch flache sandige Uferstrecken oder durch gefährliche zerrissene Steilküsten der Schiffahrt unzugänglich. Dem entsprechend tritt die Bedeutung dieser Landestheile in der Geschichte zurück. Das östliche Arkadien, durch hohe mit einander verbundene Bergzüge in viele geschlossene Thäler getheilt, war der Sitz einer ganzen Reihe von selbständigen kleinen Herren oder Freistaaten, während der westliche nicht so klar gegliederte, sondern von rauhen Gebirgen planlos durchzogene Theil derselben

Digitized by Google

Landschaft sich in unzählige unbedeutende Landgemeinden zersplitterte. Athen, in der Mitte einer steinigen, ziemlich unfruchtbaren, auf drei Seiten von hohen Bergen eingeschlossenen Ebene gelegen, ward von der Natur selbst auf das Meer gewiesen, gegen das sich die Ebene im Südwesten öffnet; die köstlichste Hafenhalbinsel, welche die Welt kennt, die des Peiräeus, war die natürliche Wiege der attischen Seemacht. Wie anders dagegen Sparta! Abgeschnitten vom Meere, ringsum von schützenden Bergen umgeben, liegt das hohle Lakedämon, wie eine Mulde voll des reichsten Fruchtsegens; hier der auch im heißesten Sommer nie versiegende Eurotas, dessen Bette mit röthlichem Oleander ausgesetzt ist, — dort, unmittelbar am Fuße des jähen schneebedeckten Taygetos, ein lang hingestreckter Wald von Oelbäumen und Orangen — inmitten üppige Saatfelder. Da hatten die Spartiaten alles beisammen, dessen sie bedurften, und doch sorgte die rauhe Gebirgsmauer dafür, daß sie nicht verweichlichten, während in dem benachbarten Messenien der dorische Bruderstamm verkam und unterging, weil der noch weit reicheren Natur die Abgeschlossenheit und die rauhe, die Kräfte stählende Gebirgsumgebung nicht in gleichem Maße zur Seite stand. Blicken wir endlich noch nach Nordgriechenland, so finden wir, daß die einzige große Landstraße von dem Nordthore Griechenlands, den Thermopylen, nach dem Peloponnes durch den weiten boiotischen Bergkessel führt, eingeengt zwischen hohen Bergen und weiten Sumpfstrecken, bei Chäroneia, Orchomenos, Koroneia vorbei bis in die südlichere Ebene von Leuktra und Platää — so viel Namen, so viel Entscheidungskämpfe, von der glorreichen Abwehr der Barbaren, durch die blutigen Fehden der griechischen Staaten unter einander, bis zum Untergange griechischer Selbständigkeit. Die Natur selbst hatte den Kriegen diese Stätte bezeichnet.

Die Beispiele werden genügen, um auf den Zusammenhang zwischen der physischen Beschaffenheit des Landes und der Entwickelung der Bewohner hinzuweisen. Als nun auf Böckhs Anregung die Untersuchung der einzelnen griechischen Stämme, Staaten und Städte nach ihren Besonderheiten begann, da machte sich bald auch für die Philologie die Nothwendigkeit fühlbar, das Land selbst in seiner Vielgestaltigkeit kennen zu lernen. Dies Bedürfniß im Interesse der Philologie hat zuerst K. O. Müller klar erkannt und schon in seiner Erstlingsarbeit über Aegina ausgesprochen; er hat es weiter verfolgt in allen seinen späteren Werken und hat die ebendahin gerichteten Bestrebungen Andrer mit dem lebhaftesten Interesse begleitet und gefördert, bis es zuletzt ihm selbst möglich ward Griechenland aufzusuchen — um nicht wieder heimzukehren. Sein eigener Lieblingsgott Helios-Apollon traf ihn in Delphi selbst, an den Grundmauern des pythischen Tempels, mit den tödtlichen Pfeilen seiner Julisonne. Aber sein Reisebegleiter und späterer Nachfolger auf dem göttinger Lehrstuhl, Ernst Curtius, zugleich ein Schüler Ritters und Böckhs, hat das

Digitized by Google

Werk des Meisters weitergeführt. Seine Schilderung des Peloponnesus kann den Mangel eigner Anschauung, so weit das überhaupt möglich ist, weniger fühlbar machen; seine Darstellung der griechischen Geschichte wird stets da am schönsten, wo Naturschilderung und Erzählung der Thaten im Verein die Vergangenheit als Gegenwart lebhaft empfinden lassen.

Auch nach einer andern Seite ist zu gleicher Zeit in den griechischen Ländern ebenso wie in dem Schwesterlande Italien gesucht und geforscht, auf dem Gebiete der alten Kunst. Die von Winckelmann angebahnte, seitdem ins Leben getretene Auffassung der Alterthumswissenschaft wies auch der Kunst ihre richtige Stelle an. Die Schöpfungen derselben waren nicht mehr ausschließlich zu dem Handlangerdienst verurtheilt, manche Dunkelheiten der Literatur durch Illustration aufzuhellen. Gewiß gewähren sie auch diesen Nutzen, die Archäologie leistet der Mythologie und Literaturgeschichte sogar noch erheblichere Dienste, indem sie aus dem Schatze ihrer Denkmäler wichtige Ergänzungen der anderweitig uns überlieferten Kunde darbietet. Aber die eigentliche Bedeutung der Kunstwerke ist eine andre. Selbständig und in gleicher Berechtigung stehen sie neben den Erzeugnissen der Literatur, da sie nicht minder eine originale Schöpfung des Geistes sind, als die Werke der Poesie. Ja die Alterthumswissenschaft kann einer eingehenden Betrachtung der Kunst um so weniger entrathen, je ausnahmsloser sich zumal in dem hellenischen Volke das Bedürfniß zeigt, für den Inhalt, den Kern, eine entsprechende Form zu finden, welche das Wesen und die Bedeutung desselben in veredelnder Weise zum Ausdruck bringt und erklärt, das heißt eben eine künstlerische Form. Wo nur irgendein Gedanke eine Darstellung im Raume erheischte oder zuließ, die bildende Kunst der Griechen hat sich dessen bemächtigt, von den zum täglichen Gebrauch bestimmten Geräthen bis zu den Schilderungen der Großthaten der Vorzeit, in glänzenden Werken der Plastik und Malerei, bis zu dem unvergleichlichen Organismus des hellenischen Tempels, wo alle Künste sich zum höchsten sichtbaren Ausdrucke der religiösen Gedanken und Gefühle vereinigt haben. Wer an all der Pracht vorübergeht, ohne ihr mehr als einen flüchtigen Blick zu schenken, der beraubt nicht nur sich selber hohen Genusses, er lernt auch die Griechen nur halb kennen, er gelangt nie zu einer vollen Anschauung hellenischen Geisteslebens, hellenischer Schöpferkraft. Die Kunstgeschichte verlangt gebieterisch ihren Platz neben der Geschichte der Literatur.

Die Entdeckungen auf diesem Felde gehen zum Theil Hand in Hand mit der Ausbreitung der geographischen Kenntniß von den classischen Ländern. Es ward oben bereits auf die Burgen und Tempelruinen Griechenlands hingewiesen, welche zu Anfang unsres Jahrhunderts entdeckt oder durchsucht wurden; es ist um so weniger nöthig diesen Punkt hier weiter zu verfolgen, als vor nicht gar langer Zeit in diesem Blatte eine Betrachtung der Aufgaben, welche die Ge-

Digitized by Google

schichte der alten Kunst heutzutage zu lösen hat, auch zu einem Ueberblick über die wichtigsten neueren Entdeckungen auf diesem Gebiete führte. Hier gilt es nur darauf aufmerksam zu machen, wie leicht es allmälig einem jeden gemacht wird, sich einige eigne Anschauung antiker Kunstwerke zu verschaffen. Fast jede Universitätsstadt besitzt, seit Welcker in Bonn den Anfang gemacht, ihr größeres oder kleineres Gipsmuseum; meistens fehlt es auch nicht an einem Docenten, der die Adepten die schwierige Kunst des Sehens lehrt. Und wen führte sein Weg nicht einmal nach Berlin und in das neue Museum? Anhebend von dem mykenäischen Löwenthor, dessen Abguß die preußische Expedition vom Jahre 1862 heimgebracht hat, mag er dort die ganze Folge der griechischen und römischen Kunstentwickelung rasch überfliegen oder in sinniger Einzelbetrachtung sich zu eigen machen, je nachdem Zeit und Lust ihn treibt. Andern wird die nächste Bibliothek dies oder jenes Prachtwerk zu Gebote stellen, aus dem sie sich ihre Anschauung holen können. Die Bemühungen des Buchhandels um Popularisirung der Kunstforschung und um zweckmäßige Illustration der zahlreichen, jenem Zwecke dienenden Handbücher setzen weiterhin einen jeden in den Stand, seiner Bibliothek, auch der bescheidensten, das eine oder das andere Anschauungsmittel einzuverleiben. Endlich haben sich längst der Mode der Visitenkartenporträts auch die alten Statuen und Büsten anbequemen müssen; der Apollon vom Belvedere oder die sinnende Polyhymnia, auch sogar die melische Aphrodite, obgleich ohne Arme und in gar nicht salonmäßigem Kostüm, erfahren nicht selten die Ehre, im Photographiealbum den Platz hinter den Schönheiten der Familie einzunehmen.

Aber noch weiter! Lange schon hat der alte Spruch

nicht ist jeglichem Manne die Reise vergönnt nach Korinthos

seine Wahrheit verloren und verliert sie von Tage zu Tage mehr. Italien ist längst das Ziel zahlreicher Ferienreisen geworden, und die Zahl der jungen und alten Alterthumsforscher, welche ein oder auch wohl mehre Wanderjahre dort zugebracht haben, ist nicht mehr gering. Der preußische Staat entsendet alljährlich einige junge Philologen auf öffentliche Kosten dahin, in richtiger Erkenntniß der Bedeutung, welche die selbsterworbene Anschauung für die späteren Schulmänner oder Universitätslehrer haben muß. Es ist ein rühmenswerther Anfang, bescheiden freilich, wenn wir erwägen, welch ungeheure Summen die Nachbarn jenseits des Rheins seit langer Zeit auf ihre écoles françaises in Rom und Athen und auf ihre zahllosen missions scientifiques verwenden. Griechenland ist schwerer zu erreichen, sowohl wegen der größeren Entfernung und der mangelhaften Transportmittel, wie wegen der bedeutenderen Kosten einer griechischen Reise. Und doch wächst auch die Zahl philologischer Namen im athenischen Fremdenbuche unaufhörlich; ja es ließe sich ein deutscher Schulmann

Digitized by Google

nennen, der seine um acht Tage verlängerten Herbstferien von nunmehr vierwöchentlicher Länge dazu benutzte, unmittelbar aus der Schulstube heraus in acht Tagen bis Athen zu reisen, in den folgenden zwei Wochen Athen und Korinth, Argos und Mykenä, Delphi und Theben, die Schlachtfelder von Chaironeia, Platäa und Marathon zu besuchen und dann eiligst heimzukehren; Sonntag Abend wieder angekommen, tritt er am Montag Morgen vor seine Schüler, und sicherlich hat die Stunde, da er ihnen frisch von den gesehenen Wundern erzählt, tieferen Eindruck auf diese gemacht und reichere Anregungen hinterlassen, als manche Woche des gesammten sonstigen Unterrichts. Sollen wir noch einen Mann namhaft machen, der zeigen kann, welche Früchte die Benutzung aller Hilfsmittel des Lernens und Schauens in einer glücklich organisirten, für alles Schöne und Echte empfänglichen Natur zu zeitigen vermag? Es ist Friedrich Gottlieb Welcker. In liebevoller Vertrautheit mit den Classikern aufgewachsen, hat dieser Mann zuerst in der Jugend mehre Jahre in Rom zubringen können; dann war es ihm, den Sechzigern nahe, noch beschieden Griechenland und Kleinasien zu besuchen, grade noch zeitig genug, um alle Eindrücke in voller Frische in sich aufzunehmen. Ohne je eine philologische Vorlesung gehört zu haben, ist er einer der anregendsten und begeisterndsten Lehrer der Wissenschaft geworden und hat sein ganzes Leben lang unablässig und mit dem glänzendsten Erfolge gestrebt, das Alterthum in seiner Gesammtheit zu erfassen und den Jüngern lebendig vor Augen zu stellen. Die griechische Poesie in jeder Aeußerung zu verfolgen, in den verschiedenen Gattungen der Literatur nicht minder als in den Werken der bildenden Kunst und in den tiefsten Schöpfungen des Glaubens und religiöser Speculation, das ist die Arbeit seines mehr als achtzigjährigen Lebens. So steht denn auch seine ganze Thätigkeit selber da wie ein Kunstwerk, abgerundet und in sich geschlossen, eine Quelle reichster Belehrung, dauernden Genusses, dankbarer Bewunderung.

Digitized by Google

Der einjährig Freiwillige in Preußen.

Schreiber dieses ist ein junger Justizbeamter und war einjähriger Freiwilliger in der preußischen Armee. Er will es versuchen ein möglichst anschauliches und vorurtheilfreies Bild von dem zu geben, was die zahlreichen jungen gebildeten Leute, die in den neupreußischen Ländern jetzt zum Militärdienst herangezogen werden, bei ihrem Eintritt erwartet. Er hofft ihnen damit zugleich eine Beruhigung zu gewähren. Denn kaum irgendetwas wird in den gebildeten Kreisen der neu erworbenen Landestheile als eine schwerere Last empfunden, als die Nothwendigkeit der persönlichen Ableistung des militärischen Dienstes. Man wird diese Last um so mehr fürchten, als tausend Einzelnheiten über die schweren Anforderungen, die körperlichen Strapazen, die rücksichtslose Behandlung, unter der die preußischen Freiwilligen zu leiden haben, in die Welt gedrungen sind, selten aber sich eine Stimme erhebt, die die köstlichen Früchte des militärischen Dienstes, die daraus hervorgehende körperliche und geistige Frische, das lebendige Vaterlandsgefühl mit beredten Worten preist.

Art. 34 der preußischen Verfassungsurkunde sagt: „Alle Preußen sind wehrpflichtig." Alle diejenigen jungen Leute, welche sich bis zu ihrem zwanzigsten Lebensjahre eine gewisse wissenschaftliche Bildung angeeignet haben, welche durchschnittlich der auf der Secunda eines deutschen Gymnasiums erworbenen entspricht, brauchen nicht drei, sondern nur ein Jahr beim stehenden Heer zu dienen. Sie heißen einjährig Freiwillige, haben als Abzeichen schwarz-weiße Schnüre um die Achselklappen, erhalten im Frieden keine Löhnung und müssen sich die Bekleidungsgegenstände selbst anschaffen. Die Waffen und Ausrüstungsgegenstände (Gewehr, Seitengewehr, Tornister, Munition ꝛc.) erhalten sie vom Staat leihweise gegen eine geringe Vergütung.

Ausgenommen von dieser Pflicht sind selbstverständlich alle körperlich Untüchtigen — ein sehr dehnbarer und ausschließlich in das Gewissen der untersuchenden Aerzte gestellter Begriff — außerdem nur die der Theologie Beflissenen, wenn sie bis zu ihrem dreiundzwanzigsten Lebensjahre das erste theologische Examen bestanden haben, und selbstverständlich die sich dem Militärstande Widmenden. Die Mediciner brauchen nicht mit der Waffe zu dienen, sondern können nach Absolvirung des Doctorexamens ihrer Dienstpflicht genügen, indem sie ein Jahr lang unentgeltlich als Militärärzte fungiren.

Andere Ausnahmen giebt es nicht. Wer sich die betreffenden Kenntnisse angeeignet hat, muß sich in seinem zwanzigsten Lebensjahre stellen, er erhält dann einen Berechtigungsschein als einjährig Freiwilliger zu dienen, und den

Digitized by Google

Eintritt in das Heer bis zur Vollendung des dreiundzwanzigsten Lebensjahres hinauszuschieben. Im Fall einer Mobilmachung geht aber das Recht dieses Aufschubs verloren.

Der einjährig Freiwillige tritt in das Heer als Gemeiner ein, er darf sich die Waffengattung (ob er als Infanterist, Artillerist, Cavalerist oder Pionier dienen will) und den Truppentheil sowie die Garnison selbst wählen. Er leistet gleich nach seinem Eintritt den Fahneneid und untersteht selbstverständlich der Militärgerichtsbarkeit, er muß alle Dienste des Gemeinen thun, hat jeden Chargirten der ganzen Armee, also auch jeden Unteroffizier, als seinen Vorgesetzten zu betrachten, muß die Uniform tragen und ist zu unbedingtem Gehorsam gegen die Befehle der Vorgesetzten, zur Subordination verpflichtet. Er wird mit dem gemeinsten Proletarier, ja mit solchen, die die Ehrenrechte verloren haben, in Reih und Glied gestellt, und hat im Princip nichts vor ihm voraus, auf keine mildere Behandlung als dieser Anspruch. Der Weg der Beschwerde steht ihm, wie jenem in gewissen sehr beschränkten Formen offen, doch darf er sich bei Vermeidung der strengsten Strafe erst nach Erfüllung desjenigen Befehles, durch den er sich verletzt fühlt, beschweren.

Das ist denn freilich hart genug, und oft genug mag sich der gebildete junge Mann innerlich empören über die rauhen und sehr derben Zurechtweisungen der meist an Bildung tief unter ihm stehenden Unteroffiziere, noch mehr aber über die Ueberhebung, mit der zuweilen blutjunge und oft nur sehr oberflächlich gebildete Offiziere die Freiwilligen behandeln.

In der That könnte bei der unbedingten Gewalt, die den Vorgesetzten über die Untergebenen gegeben ist, die Lage des Freiwilligen eine unerträgliche werden. Aber hier tritt die Praxis mildernd ein: der Dienst wird nicht durch die unmittelbaren Vorgesetzten, die Unteroffiziere, sondern durch die höhern Offiziere bestimmt und controlirt, die durchweg der gebildeten Classe angehören. Auch pflegen die Unteroffiziere bei allem Diensteifer sich gern mit ihren Freiwilligen gut zu stellen.

Die wichtigste Person für den Freiwilligen ist der Hauptmann seiner Compagnie, resp. der Rittmeister seiner Schwadron und der Feldwebel, resp. der Wachtmeister. Von deren Persönlichkeit hängt die Lage des Freiwilligen ab. Da zu Feldwebeln nur langbewährte tüchtige und geschickte Unteroffiziere genommen werden, so pflegen diese von vornherein einige Rücksicht auf die Freiwilligen zu nehmen.

Einige Erleichterungen sind außerdem durch die Praxis durchweg eingeführt. Da der Freiwillige keine Löhnung erhält, so wird er auch nicht zu eigentlichen Arbeiten verwendet, sondern sein Dienst beschränkt sich auf Uebung in den Waffen und in körperlicher Gewandtheit. Er kann essen und wohnen, wo er will, erhält auch bald nach seinem Eintritt eine Urlaubskarte, welche ihm ge-

Digitized by Google

stattet, bis 11 Uhr Abends seine Wohnung zu verlassen, während sonst jeder Gemeine vom Zapfenstreich bis zur Reveille, d. h. von 9 Uhr Abends bis Tagesanbruch in seinem Quartier bleiben muß. In großen Garnisonen, wie in Berlin, ist es dem Freiwilligen sogar gestattet, außerhalb des Dienstes in Civil zu gehen. Die Zeit, die durch den militärischen Dienst täglich in Anspruch genommen wird, ist sehr verschieden. Während der Recrutenzeit — d. h. regelmäßig die ersten sechs Wochen — wird täglich 4—5 Stunden exercirt, im Winter gewöhnlich von 9—11 und von 3—5, im Sommer von 7—10 und von 3—5, außerdem wird wöchentlich mehrmals, gewöhnlich Abends von 6—7, eine sogenannte Unterrichtsstunde abgehalten, in welcher der Recrut mit den militärischen Einrichtungen und den dienstlichen Pflichten durch einen Unteroffizier bekannt gemacht wird. Eine immerhin lehrreiche Stunde, oft eine ergötzliche Erinnerung.

Nach Beendigung dieser Lehrwochen wird man in die Compagnie eingestellt, und muß nun den ganzen Waffendienst der ausgebildeten Leute mitmachen. Es wird in der Regel im Sommer von 7—9, Nachmittags von 3—4, im Winter von 9—10 und von 3—4 exercirt. Doch pflegen einige Nachmittage ganz dienstfrei zu sein. Den Unterricht erhält der Freiwillige nun von gebildeten Offizieren, es werden dazu zwei Stunden der Woche bestimmt.

Außerdem werden nun ganze Tage durch den Wachdienst in Anspruch genommen. Der Freiwillige muß als Gemeiner mindestens drei Wachen thun. Er hat sich dabei 24 Stunden hindurch im Wachlocal aufzuhalten und davon 8 Stunden — immer 2 Stunden hinter einander, mit Zwischenräumen von je 4 Stunden — Posten zu stehen.

Im Sommer und namentlich im Herbst sind die Schieß- und Felddienstübungen sehr zeitraubend; die Schießübungen nehmen in der Regel einen Vormittag bis 11, die Felddienstübungen einen Nachmittag in Anspruch.

Bei einigen Truppentheilen existirt die leidige zeitraubende Einrichtung des Appells, für den die höchst charakteristische Definition lautet: „Wenn man warten muß". Er dauert ½—1 Stunde, oft auch noch länger, und wird um die Mittagszeit abgehalten; es werden dort die Befehle ausgegeben. Von dem Erscheinen hierzu sind jedoch die Freiwilligen meist dispensirt, sie können sich die Befehle durch einen Dritten überbringen lassen, sind aber natürlich selbst für die gehörige Bestellung verantwortlich.

Für die Instandhaltung der Sachen, das Putzen der Knöpfe, Gewehre und sonstigen Montirungsstücke ist der Freiwillige ebenfalls selbst verantwortlich und die minutiöse peinliche Sorgfalt, welche in Bezug hierauf in der preußischen Armee herrscht, ist eine der unbequemsten Seiten des militärischen Dienstes. Doch pflegt man diese Bedientendienste nicht selber zu besorgen, sondern durch einen Gemeinen, den sog. Burschen, der dafür eine monatliche Vergütung von

Digitized by Google

1—2 Thlr. erhält, besorgen zu lassen. Der Feldwebel weist dafür ordentliche Leute zu.

Der Sonntag ist dienstfrei, höchstens wird man alle vier Wochen zur Kirche commandirt, öfters findet wohl auch Sonntags einmal Appell statt.

Im Laufe des Jahres hat der Freiwillige außerdem auf 14 Tage Urlaub Anspruch, und Dispens von einzelnen Dienststunden wird bei besonderen Veranlassungen und sonstiger guter Führung regelmäßig ertheilt.

Man wird aus dieser Schilderung der durch den militärischen Dienst in Anspruch genommenen Zeit ersehen, daß es recht gut möglich ist, noch nebenbei sich für seine bürgerliche Laufbahn auszubilden. Freilich einen regelmäßigen Erwerbszweig wird man nebenbei nicht betreiben können; aber wer, wie dies bei einer sehr großen Zahl der Freiwilligen der Fall ist, studirt, und zumal in den ersten Semestern studirt, verliert für seine Carrière nicht eine Stunde, wenn er wirklich seine Zeit benutzen will. Durch ausdrückliches Ministerialrescript soll in den Universitätsgarnisonen von Seiten der Militärbehörde darauf Rücksicht genommen werden, daß den Freiwilligen der Besuch der Collegien ermöglicht wird. Wer als junger Beamter dient, kann die Bureaustunden von 10—1 und von 4—6 ziemlich regelmäßig einhalten, wer Kaufmann oder Oekonom ist, hat hinreichende Zeit, um in dem Dienstjahre seine bürgerlichen Kenntnisse in einer für seine Laufbahn förderlichen Weise zu erweitern, z. B. Buchführung, Französisch und Englisch zu lernen.

Es ist eine oft ausgesprochene Behauptung, daß der Dienst körperlich so anstrenge, daß eine ernste geistige Beschäftigung nebenbei nicht möglich sei. Diese Behauptung kann nur von solchen ausgesprochen werden, die zu ernster geistiger Beschäftigung keinen Trieb haben. Während der ganzen sechs Monate von November bis April besteht der Dienst, mit Ausnahme der wenigen Wachen, fast nur im täglichen Exerciren, allenfalls einigen Schießübungen. Letztere sind körperlich gar nicht anstrengend, erstere geben eine gesunde körperliche Motion, die nicht mehr ermüdet, als durch einen nächtlichen achtstündigen Schlaf vollkommen ausgeglichen werden kann. In den heißen Sommermonaten freilich ist die körperliche Anstrengung, besonders bei dem Exerciren in größeren Massen und bei den Felddienstübungen, oft groß, so daß der Körper auch in den Tagesstunden der Ruhe bedarf. Aber diese Monate gehen auch im bürgerlichen Leben für ernste geistige Beschäftigung fast gänzlich verloren.

Die vom Schreiber dieses während seiner Dienstzeit gewonnene Ueberzeugung ist, daß bei einigermaßen milder Handhabung des Dienstes von Seiten des Compagniechefs es dem Freiwilligen sehr wohl möglich ist, das Jahr, welches seinem Körper so äußerst wohlthätig ist und manche geistige Eigenschaften, Pünktlichkeit, Ordnungsliebe, Geistesgegenwart, Selbstbeherrschung in hohem Grade entwickelt, auch für seine bürgerliche Stellung sehr nutzbar zu machen.

Digitized by Google

Aber der junge Mann darf kein Weichling sein, er muß ernsten Willen haben, denn es ist freilich dem Trägen und Lässigen ein willkommener Vorwand, körperliche Uebermüdung hindere ihn an geistiger Arbeit. Besonders sich selbst wird er damit sehr häufig betrügen, um den Weg in die Restauration, statt zur Arbeit zu nehmen. Den gesunden Menschen macht die körperliche Motion vielmehr zu geistiger Arbeit doppelt tüchtig, und wenn Schreiber dieses aus eigener Erfahrung sprechen darf, so muß er gestehen, daß er immer mit größerer Lust und frischerer Kraft an seine juristischen Arbeiten gebt, wenn der Körper vorher sich eine Stunde in freier Luft getummelt hat, als wenn er eben dem trägen Bette entstiegen ist.

Eins freilich bleibt wahr: undequem ist das Militärjahr. Keinen Augenblick darf der Freiwillige sich selber aus den Augen verlieren, auf der Straße muß er die Aufmerksamkeit auf die Vorübergehenden richten, damit den Vorgesetzten die vorschriftsmäßigen Honneurs gemacht werden, zu Hause muß er seine Sachen im Stande halten, um jeden Augenblick im Dienst erscheinen zu können. Ein altes Witzwort sagt: „Was muß der Soldat zuerst thun, wenn er Morgens aus dem Bette steigt?“ — Antwort: „Er muß Abends vorher seine Knöpfe geputzt haben!“ Ueber keine vor ihm liegende Stunde kann der Freiwillige mit Sicherheit disponiren, — der königliche Dienst ist unbedingt, keine Rücksicht des bürgerlichen Lebens, keine Entschuldigung gilt, selbst die Stunden der Nacht schützen nicht vor ihm, denn das Allarmsignal zwingt zu sofortigem Erscheinen.

Der Freiwillige steht unter einem eisernen Gesetz: ein nicht geputzter Knopf, eine versäumte Minute, die geringste Vergeßlichkeit setzt ihn der Gefahr harter und demüthigender Strafen aus. Hat er das Unglück körperlich ungeschickt zu sein, so muß er nacherercirren und ist dem Spott und den Zurechtweisungen der subalternen Vorgesetzten ausgesetzt. Kleineren Strafen, wie Nacherercirren, ist man oft beim besten Willen zu entgehen nicht im Stande. Wohl noch kein Freiwilliger mag sein Dienstjahr beendet haben, ohne einmal unverdienterweise verwiesen oder bestraft worden zu sein. Sich zu beschweren ist mißlich, da man unweigerlich bestraft wird, wenn die Beschwerde unbegründet erfunden wird.

Die Arreststrafen, die vom Hauptmann für jedes kleinste Versehen, z. B. Zuspätkommen, schlechtes Putzen, mangelhaftes Grüßen u. dergl., verhängt werden können, sind für den Gebildeten fast unerträglich. Mittelarrest, eine gewöhnlich auf drei Tage für kleinere Vergehen festgesetzte Strafe, besteht z. B. in der Einsperrung in einen schwach erleuchteten, käfigartigen Raum mit einer Holzbank als Möbel und einem schweren Schwarzbrod als ausschließlicher Nahrung. Jedes Vergehen auf Wache, z. B. das sich Hinsetzen eines auf Posten Befindlichen, zieht dagegen schon achttägigen strengen Arrest nach sich; da wird der Mann in einen leeren Käfig gesperrt, der durch ein faustgroßes

Digitized by Google

Loch Licht erhält. Jeden vierten Tag kommt er in ein Mittelarrestlocal, erhält einen Strohsack und etwas warmes Essen.

All dies scheint bedrohlich und kann auch lästig werden; Thatsache aber ist, daß nur ein sehr kleiner Theil der Freiwilligen im Laufe seines Jahres einmal mit Arrest bestraft ist, und ebenso sicher ist, daß noch kein Freiwilliger sein Jahr abgedient hat, ohne nicht ein und das andre Mal nach dem Gesetz die härtesten Strafen verdient zu haben.

Wenn sich nun auch nicht läugnen läßt, daß der Freiwillige gar manche Unbill erdulden muß, so ist es doch leicht, mit einem gewissen Idealismus über all das Schwere hinwegzukommen. Es ist ja keine Unehre, als Soldat vieles thun, sich vieles gefallen zu lassen, was im bürgerlichen Leben theils lächerlich, theils anstößig erscheinen würde. Man ist Soldat, jeder muß es sein in Preußen, der Vornehmste wie der Niedrigste muß diese Zeit durchmachen, der Offizier selbst muß eine Zeit lang als Gemeiner gedient haben; also der Person kann der Dienst nicht zur Unehre gereichen, und die Sache, nun die ist wahrhaftig großartig genug, um auch Schlimmeres zu dulden.

Uebrigens avancirt der Freiwillige bei einigermaßen guter Führung rasch. Mit sehr seltenen Ausnahmen wird er nach sechs Monaten Gefreiter und thut als solcher Unteroffizierdienste, d. h. er braucht nicht selbst in Reih und Glied mit dem Gewehr zu exerciren, sondern erhält ein Commando über 6—12 Mann. Schon früher wird er oft zum Commandiren verwendet, damit er auch diese Kunst erlernt. Ueberhaupt wird bei seiner Ausbildung von dem Grundsatz ausgegangen, daß man in ihm einen künftigen Offizier sieht, und in der That besteht die ganze zahlreiche Classe der bei jedem Kriege in Action tretenden Vicefeldwebel und Landwehroffiziere ausschließlich aus früheren Freiwilligen. Zur Qualification als Landwehroffizier ist allerdings ein Examen nöthig, das in der Regel sämmtliche Freiwillige im elften oder zwölften Monat ihrer Dienstzeit absolviren. Neben unbedeutenden schriftlichen Arbeiten über den Dienst im Krieg und Frieden besteht dasselbe aus praktischen Uebungen im Exerciren einer Compagnie. Wer es besteht, wird bald darauf Unteroffizier und als solcher entlassen, wer es nicht besteht, wird freilich auch nach zwölf Monaten entlassen, avancirt aber nicht.

Natürlich ist die Dienstpflicht mit dem einen Jahre nicht zu Ende. In Friedenszeiten erfolgt indeß für die Offiziersaspiranten, d. h. die das Landwehroffiziersexamen bestanden haben, nur noch eine Einziehung auf sechs Wochen, in der dieselben zu Offizieren ernannt werden. Bei einer Mobilmachung werden natürlich auch die nicht Avancirten eingezogen und wie Gemeine behandelt oder zu Unteroffizieren gemacht, und sie erhalten wie alle Eingezogenen und auch alle ihr Jahr Abdienenden als mobile Truppen Löhnung und Kleidung, haben aber kein Abzeichen und müssen all und jeden Dienst thun. So sind

Digitized by Google

im letzten Kriege eine große Zahl gebildeter junger Leute in den Festungen zu Erdarbeiten verwendet worden. Uebrigens werden bei diesen Einziehungen Reclamationen wegen Unentbehrlichkeit im Civildienst oder für die Ernährung der Familie möglichst berücksichtigt.

Zum Offizier muß man übrigens durch Wahl der Offiziere des Regiments, zu dem man gehört, vorgeschlagen werden. Diese Wahl wird jedoch nur verweigert, wenn ganz bestimmte Gründe, wie persönliche Mißliebigkeit, oder Bescholtenheit vorliegen.

In den nächsten Jahren nach Abdienung des Jahres gehört man zur Reserve, dann tritt man in das erste Aufgebot der Landwehr über und wird nur bei Mobilmachung eingezogen. Nach weiteren sieben Jahren kommt man zur Landwehr zweiten Aufgebots, endlich mit vollendetem neununddreißigsten Lebensjahr zum Landsturm, der nur auf besonderen Befehl des Königs zur Landesvertheidigung berufen wird. In diese Kategorie gehören auch die jungen Leute von 17—20 Jahren.

Werfen wir aber auch einen Blick auf die großen moralischen und physischen Errungenschaften, die der militärische Dienst grade für den Gebildeten mit sich bringt.

Vor allem wird der Körper allseitig ausgebildet, gestärkt und in der Erduldung von Kälte und Hitze, Hunger und Durst geübt, doch wird dabei immer eine Grenze beobachtet, welche eine dauernde Benachtheiligung der Gesundheit ausschließt. Dieses Moment gewinnt an Bedeutung, wenn man bedenkt, wie sehr die jungen Leute der Jetztzeit zur Verweichlichung hinneigen. Mag der Freiwillige Student, Kaufmann oder Beamter sein, fast überall führt ihn sein Beruf auf eine sitzende Lebensweise, die muß er als Freiwilliger aufgeben, die freie Luft ist das Medium, in dem naturgemäß der militärische Dienst geübt wird; der junge Mann ist zu einer gesunden Lebensweise gezwungen. Langes Schlafen und Nachtschwärmereien verbieten sich von selbst, wenn der frühe Morgen den Mann auf dem Exercirplatze finden muß. Freilich das muß zugegeben werden, eine einseitige ausschließliche Berufsthätigkeit ist während des Dienstjahrs nicht möglich. Aber grade darin liegt eine nicht leicht zu überschätzende Lichtseite: wer zu einer einseitigen vom übrigen Leben ausschließenden Thätigkeit hinneigt, der wird aus dieser oft so verderblichen Neigung herausgerissen. Die Menschen- und Weltkenntniß, besonders das Talent mit Menschen umzugehen, wird durch das Dienstjahr ungemein gefördert. Wo hat sonst der Gebildete Gelegenheit mit dem gemeinen Mann zu verkehren und als Gleichstehender zu verkehren? Als Freiwilliger hat er nicht nur die Gelegenheit, er muß, er mag wollen oder nicht, sich dazu bequemen, mit dem sich auf einen leidlichen Fuß zu stellen, auf den er in seiner bürgerlichen Stellung herabsehen würde, mit ihm aus einer Flasche zu trinken, von einem Brode zu essen, die-

Digitized by Google

selbe Cigarre zu rauchen, denselben meist humoristischen Ton des Gesprächs anzuschlagen — denn es giebt unter den Soldaten einen esprit de corps, gegen den niemand ungestraft ankämpft, und dieser ist doppelt mächtig, weil hier einer auf des andern Hilfe angewiesen, mit ihm Freuden und Leiden des Dienstes zu theilen gezwungen ist. Wer den Kameraden seiner Compagnie ein offenes frohes Antlitz, einige Kraft und guten Willen zeigt, mit ihnen zu verkehren, der wird bald erkennen, wie gutherzig sie sind, und wie bereitwillig und vertrauend sie grade die geistige Ueberlegenheit des Freiwilligen anerkennen. Gute Kameradschaft auch mit dem Gemeinen zu halten ist aber auch ein dringendes Gebot, wenn man nicht dem Spott und dem Haß der Kameraden preisgegeben sein will, und in diesem Fall sind sie auch nicht grade heikel in der Wahl ihrer Mittel, wenn es gilt ihren Gefühlen Ausdruck zu geben.

Es giebt aber zwei Arten gute Kameradschaft zu halten, wie es zwei Arten gesellig zu verkehren giebt — man kann zu den Leuten herabsteigen und sie zu sich hinaufziehen. Wie das Letztere zu machen ist, läßt sich natürlich nicht beschreiben, das muß dem Tacte des Einzelnen überlassen bleiben; das aber ist sicher, daß, wenn es für den Gebildeten zu den höchsten geistigen Genüssen gehört, von seiner Bildung anderen etwas mitzutheilen, kaum jemand dazu so herzerfreuende Gelegenheit findet als der preußische Freiwillige. Und darin liegt die hohe sittliche Bedeutung dieser Staatseinrichtung für die Volksbildung. Durch die Zahl der Freiwilligen, deren sich durchschnittlich etwa vier auf hundertundfunfzig Gemeine finden, wird, wenn auch im Einzelnen unmerklich, doch sicher der Bildungsgrad des Heeres gehoben, und dem Gemeinen manches Korn feinerer Bildung eingepflanzt. Wer nach dem diesjährigen Krieg den Urtheilen der Ausländer gefolgt ist, wird auch bemerkt haben, daß man namentlich in England grade diese Bedeutung des Freiwilligenthums sehr richtig gewürdigt hat, so sehr, daß man diesem Momente einen Theil der wunderbaren Erfolge des preußischen Heeres im vergangenen Sommer vindicirt hat.

Endlich muß hier noch darauf hingewiesen werden, welch eine unübertreffliche Vorschule das Dienstjahr für das künftige praktische Leben ist. Wer nicht schon früher sich an Pünktlichkeit, Ordnungsliebe und peinliche Sauberkeit gewöhnt hat, der wird es dort thun. Auch männliche Tugenden, Entschlossenheit und Geistesgegenwart werden geübt. Denn der Dienst erfordert oft die Anspannung aller geistigen Kräfte, um in jedem Augenblicke sich bewußt zu sein, was man zu thun, zu sagen, wie man sich zu verhalten hat. Eine Unzahl von Kleinigkeiten müssen so gelernt werden, daß man jeden Moment danach zu handeln im Stande ist. Das militärische Commando erfordert augenblickliches Nachkommen — die lässige Befolgung gegebener Anweisungen, wie sie im bürgerlichen Leben gewöhnlich ist, wird nicht gelitten. Das eben vernommene Commando muß den Körper schon zur Ausführung bereit finden. Und diese

Digitized by Google

Zucht, welche den Körper in ganz neuer Weise dem Geiste gehorsam macht, welche die Willenskraft steigert und zu schweller Entschlossenheit hinleitet, bleibt jedem, der gedient hat, ein unermeßlicher Segen für das ganze Leben. Sie macht den Mann noch in späteren Jahren sicher und fest in seiner Umgebung, in vielen Fällen seinen Berufsgenossen überlegen.

So ist das Dienstjahr reich an segensreichen Wirkungen für Körper und Geist. Durch das Gefühl, selbst von der Pike auf gedient zu haben, wird jene tüchtige Staatsgesinnung, die wir an den Völkern des Alterthums preisen, großgezogen, und selten mag ein Preuße es bereut haben, ein Jahr lang einmal einen Theil seiner Kräfte dem Vaterlande gewidmet zu haben — selbst wenn es ihm nicht vergönnt gewesen ist, im Kampfe für das Vaterland seine Kräfte zu proben. Wem aber auch dies Glück zu Theil geworden ist, der wird das als etwas Großes für immer empfinden, und wohl ist es für die Gebildeten Preußens ein erhebendes Gefühl, daß die köstlichen Erfolge nicht von einer Soldatenkaste, sondern von dem ganzen Volke im wahrsten Sinne des Wortes errungen sind.

Unter den Kämpfern bei Königsgrätz haben junge Beamte, Kaufleute, Oekonomen, Studirende, Gelehrte ebenso gut ihre Waffe geführt, wie der gemeine Knecht, wie der Proletarier. Das ist etwas Großes, die Früchte sind nicht ausgeblieben und auch das mag man bedenken, daß, wo die Gebildeten so eminent mitgekämpft haben für die Erhaltung und Erweiterung des Vaterlands, da haben sie auch ein besonderes Recht erworben, an der Regierung des Staates theilzunehmen; mit andern Worten: dort findet das verfassungsmäßige constitutionelle Staatsleben einen gesunderen und berechtigteren Boden, als wo die Gebildeten, die in und durch die Volksvertretung das Staatsschiff lenken wollen, auf ihren Schätzen und in der warmen Häuslichkeit saßen, während draußen das arme Volk auf den Schlachtfeldern Gut und Blut für sie opferte.

Wen also jetzt die Wendung der deutschen Geschicke, wenn auch noch wider seinen Willen, zwingt, aus dem bürgerlichen Leben in die Reihen der preußischen Armee zu treten, der mag sich der hier in Kurzem entwickelten hohen Bedeutung dieses Waffendienstes bewußt werden, und wen der patriotische Gesichtspunkt nicht tröstet, weil ihm sein Vaterland zu neu ist, der mag sich der segensreichen praktischen Wirkungen freuen, die das Militärjahr für ihn haben wird.

Zum Schluß mag den Neupreußen hier der Rath ertheilt werden, sich wo möglich zur Ableistung der Dienstpflicht große Garnisonen, wie Berlin, oder Universitätsgarnisonen zu wählen. Berlin bietet vor allen andern die größte Freiheit außerhalb der Dienststunden, da eine Controle nicht möglich ist und auch nicht geübt wird. In Universitätsstädten pflegen stets auf die Freiwilligen, die

Digitized by Google

dort immer als Studirende vorausgesetzt werden, billige Rücksichten genommen zu werden. Abzurathen ist von allen Festungsgarnisonen.

In Bezug auf die Truppengattung bildet natürlich die Infanterie die Regel, auf die auch hier besonders Rücksicht genommen ist. Bei der Cavalerie ist der Dienst für den, welchem Reiten vertraut ist, etwas leichter aber weit kostspieliger.

Die hannoverschen Offiziere.

Die hannoverschen Offiziere stehen durchschnittlich den bürgerlichen Kreisen nicht so nahe wie z. B. die kurhessischen Offiziere. Kein gemeinschaftlicher Verfassungskampf hat sie mit einander verknüpft; im Gegentheil, je mehr sich im Bürgerthum die Opposition gegen den Hof befestigte, desto weiter ward die Kluft, die die Zöglinge des Cadettenhauses von der großen Masse der übrigen Berufsstände schied. Wenn man sie im Hoftheater das Parquet füllen sah, lauter Uniformen, fast ohne alle Unterbrechung durch einen schwarzen Rock oder das Kleid einer verlegen dasitzenden versprengten Dame, so hatte man ein ziemlich getreues Bild ihrer socialen Stellung vor sich. Deshalb war es eine ungleich allgemeinere Sorge, womit die Bevölkerung Kurhessens während des Krieges der Rückkehr auch der Offiziere, nicht blos der Truppen, von ihrer ziemlich unfreiwilligen Fahrt nach Süddeutschland entgegensah, als womit man im Lande Hannover neuerdings auf die Entscheidung des Schicksals der ehemals hannoverschen Offiziere wartete. Unmittelbar berührte diese Angelegenheit nur den Adel und die von jeher zum Adel haltenden sogenannten Beamtenfamilien. Die Masse des Volks schaute der Entwickelung der Sache nicht viel aufgeregter und beunruhigter zu als die deutschen Politiker aller Orten.

Es wäre natürlich anders gewesen, wenn man nicht von beiden Seiten alles gethan hätte, um die Sache der Offiziere von derjenigen der Unteroffiziere und Gemeinen zu trennen. Preußischerseits war es nicht etwa ein Ausfluß machiavellistischer Politik, wenn dem Fahneneid der Offiziere eine höhere Unverbrüchlichkeit beigelegt, für sie daher von der Aufhebung der Verbindlichkeit dieses Eides alles abhängig gemacht wurde; es entsprach lediglich der Anschauungsweise, welche die maßgebenden Kreise in Berlin beherrscht. Aber es

Digitized by Google

hatte auch so die nützliche Wirkung, den inneren Zusammenhang eines so bedeutenden und widerstandsfähigen Körpers wie des hannoverschen Heeres aufzulösen. In ihm stellte sich der preußischen Annexionspolitik augenscheinlich die sprödeste Schwierigkeit entgegen. Es war die größte geschlossene Masse natürlicher Gegner in den neuen Provinzen; es hatte glorreiche Traditionen, dergleichen ja immer erst aus einem Haufen uniformirter Waffenträger eine wirkliche Armee machen. Die Wucht dieser aufrechterhaltenden geschichtlichen Ueberlieferungen wurde noch unendlich verstärkt durch den Umstand, daß die Politik des preußischen Ministeriums einen Zusammenstoß der Preußen mit den Hannoveranern zu einer Zeit erfordert hatte, wo letztere eine sehr erhebliche numerische Ueberlegenheit besaßen, und daß infolge dessen das hannoversche Heer einen tactischen Triumph noch in dem Augenblick davontrug, ehe es strategisch und politisch für immer unterging. Demzufolge zerstreuten sich die Bataillone und Schwadronen nach der Capitulation nicht beschämt und gedemüthigt, sondern erbittert. Die zurückkehrenden „Sieger von Langensalza" säten den Preußenhaß in jedem Dorfe des Königreichs aus. Eine besondere Wuth und Zähigkeit der Feindschaft entwickelten die Unteroffiziere oder die es werden wollten, denn ihnen nahm die Einverleibung in der That mehr als nur die Bequemlichkeit gewohnter Zustände. Sie wußten, daß mit den preußischen Farben die allgemeine Wehrpflicht ins Land komme, das Ende aller Stellvertretung, von der sie ein so hübsches vieljähriges Einkommen gezogen hatten. Im preußischen Heere winkte ihnen nichts als der Sold, und nach dem Ablauf der Dienstzeit die auch in Hannover nicht fehlende, ja in Hannover durchschnittlich noch höhere Besoldungen darbietende Anwartschaft auf Civilversorgung. Daher die leidenschaftliche Erbitterung dieser Leute, die sich stellenweise in der widerwärtigsten Mißhandlung preußisch gesinnter Nachbarn und Landsleute Luft gemacht hat. Man kann fragen: ob die Regierung dies nicht hätte voraussehen und deshalb einer Zerstreuung der feindlichen militärischen Propaganda über das Land hin hätte vorbeugen müssen? Allein auf der einen Seite scheint es denn doch von endlichen Menschenkräften zu viel verlangt, wenn man meint, Graf Bismarck oder Herr v. Roon hätte am Vorabend der ungeheuern Entscheidungskämpfe in Böhmen der Behandlung einer eben gewonnenen Provinz, die dort erst wahrhaft erobert werden konnte, eine gründlich eindringende Aufmerksamkeit zuwenden sollen; und für Beamte zweiten oder dritten Ranges war die Angelegenheit zu schwieriger politischer Natur. Auf der andern Seite läßt sich wohl auch zweifeln, ob irgendeine der denkbaren Vorbeugungsmaßregeln nicht schlimmer gewesen wäre als das wirklich eingetretene Uebel. Eine Abführung der gefangenen Armee nach preußischen Festungen hätte nicht blos bedeutende Kosten verursacht, nicht blos über eine gewisse kurze Zeit hinaus billigerweise doch nicht festgehalten werden können, sondern sie würde wahrscheinlich auch die Bevölkerung noch

Digitized by Google

tiefer gegen den Lauf der Ereignisse und die neuen Zustände verstimmt haben. In den Kasematten von Stettin und Köln wären die hannoverschen Truppen vielleicht mehr zu fürchten gewesen, als da sie Groll und Siegerhochmuth frei daheim unter den Ihrigen auslassen durften.

Inzwischen wurde Oestreich niedergeschlagen und die Einverleibung der besetzten Gebiete nördlich vom Main von den andern Großmächten allerseits zugestanden. Daß die Bevölkerung Hannovers fortan ihren Beitrag zum preußischen Heere ganz in derselben Weise stellen werde, wie die alten preußischen Landestheile, war niemand im entferntesten zweifelhaft. Es fragte sich im wesentlichen nur noch, was die Berufssoldaten, der Hauptsache nach also die Offiziere, thun würden; ob sie preußische Dienste nehmen, oder wie ihre Vorfahren in früheren Zeiten fremder Ueberziehung dem einmal geleisteten Treuschwur ritterlich anhangen sollten? Die allgemeinen Umstände des Falles und der Zeit waren gegen die letztere Alternative. Der unter ihnen herrschende Geist war eher dafür, und wurde von der Denkungsweise dessen, der sie formell allein vom Fahneneide entbinden konnte, kräftig unterstützt. Nichtsdestoweniger ist die Frage nach drei oder vier Monaten wesentlich im Sinne der ersteren Alternative entschieden worden, — ein neues Zeichen für die innere Gesundheit und Vernunft des über Deutschland gekommenen großen Umschwungs.

Die nationale Auffassung, welche seit 1848 und zumal seit 1859 wieder im deutschen Bürgerstande mehr und mehr die tonangebende wurde, hat im hannoverschen Offiziercorps gewiß nur wenige Proselyten gemacht. Wer sie nicht schon in die Kaserne oder auf die „Messe" mitbrachte, unterlag sicherlich keiner Ansteckungsgefahr. Aber die Begebenheiten sorgten für einige aufklärende Erfahrungen. Die theoretische Erkenntniß, daß eine kleine Armee heutzutage im Grunde gar keine Armee mehr sei, d. h. kein zu selbständiger Action und Politik befähigter militärischer Körper, ging von den einzelnen nachdenkenden Köpfen, deren ursprüngliches Eigenthum sie war, rasch auf weitere Kreise über, als die Theilnahme an der Bundesexecution in Holstein dazu ihre praktischen Commentare lieferte. Mochte nach der erzwungenen Räumung Rendsburgs und später ganz Holsteins im Sommer 1864 die Wunde des gekränkten Selbstgefühls anfänglich noch so schmerzhaft brennen, und mochte sich der Groll der gedankenlosen Mehrzahl immerhin ausschließlich gegen Preußen kehren als den mächtigen Beleidiger, den zu hassen obendrein die stillschweigende Vorschrift von oben her war: eine nicht unbeträchtliche Anzahl tüchtiger Offiziere gerieth seitdem doch in die Stimmung, das Aufgehen in irgendeiner größern Armee selbst für den höchsten Preis nicht zu theuer erkauft zu achten. In der Artillerie und einigen Infanteriebataillonen beobachtete man schon im Herbste 1864 diese Stimmung als die herrschende. Von ihr aus wurde es dem hannoverschen Offizier auch leichter, die patriotischen Bestrebungen der liberalen Partei zu

Digitized by Google

verstehen; und die seinem Beruf eigenthümliche realistische Denkungsweise sorgte dafür, daß er nicht in die Excesse der Phantasie verfiel, die es seit jenen Tagen so manchem ehrlichen Liberalen erschwerte, sich mit dem Gange der vaterländischen Dinge zu befreunden.

So darf man annehmen, daß eine sehr bedeutende Minderheit, vielleicht sogar schon die Mehrheit der hannoverschen Offiziere vollkommen bereit war, ins preußische Heer überzutreten, als die Verhandlungen früh im Herbste begannen. Noch aber hielt der von dem vertriebenen Hofe her genährte Geist feindseligen Widerstandes diese Neigung im Zaume. In der „Neuen Welt" zu Hietzing bei Wien, dem Asyl des Exkönigs und seiner paar Getreuen, scheint man sich geraume Zeit dem Wahne hingegeben zu haben, man könne die Masse des Offiziercorps überhaupt vom Eintritt in die preußische Armee zurückhalten. Im nächsten Frühling hoffte man ja die Turcos und Zuaven am Rheine erscheinen zu sehen, und dann war alle Noth vorüber. Da dieses Luftschloß sich doch nur für die erregbare Einbildungskraft der Emigration, nicht aber für die prosaischen Existenzsorgen der in den Schoß ihrer Familien zurückgekehrten Offiziere bewohnbar erwies, so nahm man den Traum eines Masseneintritts in die sächsische Armee und ähnliche Projecte auf. Dort sollten die Ritter des entthronten Welfenhauses bei erträglicher Leibeskraft und Berufsübung erhalten werden, bis die Trompete sie zum Rachezuge abrief. Allein auch diese Nebelgebilde zerrannen bei genauerer Betrachtung. Gleichzeitig entwickelte man preußischerseits in Berlin und Hannover eine musterhafte Geduld. Man litt es, daß eine Anzahl höherer Offiziere von keineswegs sehr ausgeprägter Preußenfreundlichkeit sich als eine „Commission" für die Leitung dieser Angelegenheit aufwarfen, und unterhandelte mit ihnen sogar in Berlin. Der Generalgouverneur ließ es sich gefallen, daß diese Commission, ohne es ihm nur anzukündigen, von seinen ihr zu enge dünkenden Instructionen an die oberste Instanz appellirte. General v. Voigts-Rhetz entfaltete überhaupt in dieser ganzen langwierigen Unterhandlung eine Rücksicht, die dem ebenfalls so rücksichtsvollen Civilcommissär an seiner Seite schon viel zu weit ging. Aber das Ergebniß hat alle beobachtete Rücksicht nun gerechtfertigt. Nachdem der König Georg noch die redlichen Bemühungen des General v. d. Knesebeck hartnäckig zurückgewiesen, denselben sogar durch seine Creaturen ungehindert hatte beleidigen lassen, gab er am Tage vor Weihnachten den dringenden Vorstellungen einiger Mitglieder der oben erwähnten Commission nach. Sie haben ihn wahrscheinlich darauf hingewiesen, daß die Masse der Offiziere auf keine Art länger zurückzuhalten sei. In der That hatten die Meldungen zum Eintritt auf alle Gefahr hin bereits begonnen. Unter diesen Umständen bequemte sich der verjagte Welfenkönig, vernünftigem Rathe Gehör zu schenken, anstatt noch länger auf die leidenschaftlichen Eingebungen seiner Exilsgefährten oder solcher jün-

Digitized by Google

gerer Offiziere, die bereits einer Anstellung in Rußland oder Oestreich sicher waren, zu hören. Kaum war denn auch diese Nachricht auf den Schwingen des Telegraphen ins Land gedrungen, als beim Generalgouvernement massenhafte Meldungen zum Eintritt einliefen. Durchaus nicht blos die Masse der jüngeren, auch viele ältere Offiziere haben sich entschlossen fortzudienen. Damit und mit den bereits begonnenen Anstalten zur Einreihung der Zwanzigjährigen ist der Proceß der militärischen Einverleibung Hannovers in Preußen als vollendet anzusehen. Die Selbstverbannung einzelner Offiziere hat ebenso wenig auf sich wie die Flucht einiger Haufen bethörter Bauernbursche übers Meer. Ein abgesondertes hannoversches Contingent wird die Welt schwerlich je wieder sehen; was an den früheren Thaten der hannoverschen Armee unsterblich ist, vermischt sich fortan untrennbar mit den Annalen des ruhmreichen preußischen Heeres.

Aus der Provinz Preußen.

Wer die preußischen Soldaten bei ihrem Siegeseinzuge in Berlin am 20. und 21. September gesehen hatte, dem mußte es auffallen, mit welchem Gleichmuth diese Männer, einschließlich der Offiziere jeden Ranges, dahinzogen, als kämen sie eben von einem gewöhnlichen Uebungsmarsch. Keine Spur einer besonderen Erregtheit, nur der Ausdruck der Sicherheit und der Zufriedenheit mit sich selbst. Man hatte seine Schuldigkeit gethan und war durch das, was man geleistet hatte, nicht überrascht. Dieselbe Erscheinung mögen die Truppen wohl in allen Provinzen geboten haben; an den beiden äußersten Punkten nur, in Köln und in Breslau, ist es lebhafter zugegangen. Dagegen haben sich ohne Zweifel am ernstesten und stillsten die Ostpreußen verhalten. Sie fast allein trugen das herbe Gefühl, sich in diesem Feldzuge nicht genug gethan zu haben. Ausmarschirt in der Erwartung und mit dem Vorsatze, sich hervorzuthun und als die würdigen Söhne des yorkschen Corps zu bewähren, welches dereinst an der Katzbach, bei Leipzig und am Montmartre gekämpft, — mußte grade das ostpreußische Armeecorps das Schicksal einer Schlappe treffen. Zwar haben diese wackeren Soldaten sich bei Trautenau mit Erbitterung geschlagen; aber sie erhielten den Befehl zum Rückzug und mußten die Siegesarbeit der Ga-

Digitized by Google

überlassen. Während des ganzen übrigen Feldzugs brannte das Corps vor Begierde, diese Scharte wieder auszuwetzen, aber es wurde ihm weder bei Königsgrätz, noch bei Tobitschau hinreichende Gelegenheit dazu. Die Kampflust mußte in sich selbst verkohlen; und so kehrten sie denn heim mit Gram und Unmuth im Herzen. Genugthuung und Gewähr für besseres Geschick in künftigen Tagen wurde ihnen dadurch gegeben, daß der ruhmgekrönte Vogel v. Falkenstein das Commando erhielt. Sollte es in Jahr und Tag wieder zu einem Kriege kommen, dann mag der Feind sich vor dem falkensteinschen Corps hüten.

Es ist selbstverständlich, daß die ganze Provinz an dem Mißgeschick ihrer tapferen Soldaten theilnimmt. Dies häusliche Interesse hat lange hin alle anderen zurückgedrängt. In der inneren Politik ist die Stimmung sehr conservativ geworden. Der altpreußische Stolz ist zu tief aufgewühlt durch die äußeren Gefahren und den Neid der Nachbarn, als daß man sich nicht mit neuer Hingabe an die Regierung anschließen sollte. Die letzten Nachwahlen haben davon Kunde gegeben. War Preußen bisher die liberalste Provinz, welche verhältnißmäßig die meisten Abgeordneten den entschieden liberalen Fractionen zuführte, so hat sie schon zum jetzigen Hause fast zum Drittel conservativ gewählt: bei einer Auflösung würde die Neuwahl vermuthlich eine noch höhere Ziffer nach dieser Seite aufweisen. Ganz besonders würden neue ernste Conflicte in militärischen Fragen — die bis jetzt glücklich vermieden sind — jenes Resultat gezeitigt haben.

In dem westlichen Theile unserer Provinz, noch mehr in Posen ist die Siegesfreude unter den Deutschen eine um so größere gewesen, als durch jede Erhöhung und Machterweiterung des Staats der gegenwärtige Zustand in diesen Provinzen und deren Besitz überhaupt um so sicherer wird. Die Polen dagegen haben sich dadurch keineswegs beugen lassen, sondern sie sind rüstig damit beschäftigt, die Vereinigung dieser „polnischen Erde" mit dem Gesammtreiche, dessen Wiederherstellung diesmal — mutatio delectat — von Oestreich erwartet wird, vorzubereiten. Die Zähigkeit, mit der dieses Volk an seinem geträumten politischen Leben hängt, ist die eines irre gewordenen Greises, der sich die fixe Idee in den Kopf gesetzt hat, noch Jüngling zu sein; sie kann dem, welcher die Leute aus der Nähe kennen gelernt hat, wenigstens nicht Bewunderung erregen. Nichtsdestoweniger muß der Alte immerwährend beobachtet werden; denn Unheil genug kann er noch anrichten. Für Männer aber ist es unwürdig, von der Humanität der in jedem Sinne mächtigeren Nachbarn und Hausgenossen zu leben. Und was sonst als freie Humanität verhindert die Regierung, gegen sie ebenso zu verfahren, wie ihre Stammverwandten, die Russen, deren Einmarsch sie von Zeit zu Zeit herbeiwünschen? Einen Ausnahmezustand über die unzuverlässigen Kreise zu verhängen, wäre sie alle Augenblicke berechtigt.

Digitized by Google

Es ist nicht nöthig, darauf aufmerksam zu machen, daß nicht alle polnischen Adeligen und Priester mit der Agitationspartei in ein Horn stoßen; aber es sind deren immer nur wenige; denn es gehört ein fester Charakter dazu, wenn man sich von allen Standesgenossen trennen und sich ihren Anfeindungen aussetzen will. In dieser Lage befinden sich unter anderen Graf Taczanowski, auf dem letzten posener Provinziallandtage Vicelandtagsmarschall, Erzbischof Graf Ledochowski und Bischof von der Marwitz von Kulm. Der letztere ist zwar von deutscher Abkunft, aber seine Muttersprache ist die polnische. Er hält treu zu Preußen. Als man in seinem Sprengel während des letzten Krieges so keck war, für die östreichischen „Glaubensbrüder" Geld zu sammeln und es ihm im Vertrauen auf seine Gesinnungsübereinstimmung zur Beförderung einschickte, lieferte er den Betrag zur Kasse für preußische Verwundete ab. Dennoch hat er es nicht hindern können, daß einige Pfäfflein seiner Diöcese die polnischen Landwehrmänner aufforderten, nicht auf die „katholischen Brüder" in der weißen Uniform zu schießen. Einer dieser Fanatiker hat zur Strafe gezogen werden können.

Ihre Agitationen haben jetzt zunächst zwei Ziele: sie wollen eine polnische Universität in der Provinz Posen, natürlich durch preußische Staatsgelder, zu Stande bringen und die Wahlen zum norddeutschen Parlament möglichst auf Mitglieder ihrer Nationalpartei lenken. Wenn die Universität zu Stande käme, woran freilich nicht zu denken ist, würden sie wohl die meisten Lehrstühle an die Jesuiten, die alten Erzieher ihres Volkes, vergeben wissen wollen. Außerdem besitzen die Polen auch nach ihrer eigenen Versichernng eine ganze Reihe von Philosophen, welche eigene Systeme „auf slawischer Grundlage" aufgebaut haben. Diese großen, bisher in der Republik der Gelehrten unbeachtet gebliebenen Geister finden Platz genug in Lemberg oder Krakau, wo das deutsche Wort nicht mehr Träger der Wissenschaft ist und polnische Logik sogar der praktischen Politik zu Grunde zu liegen scheint.

Was die polnischen Abgeordneten zum norddeutschen Parlament betrifft, so sollen sie selbstverständlich den billigen Coup der Tschechen von 1849 durch feierlichen Protest gegen ihre eigene Einberufung noch einmal wiederholen, um so mehr, da man über den Protest von Libelt und Genossen auf dem preußischen Landtage im vergangenen September zur Tagesordnung übergegangen ist. Sie erwarten zwar ebenso wenig, daß sich Graf Bismarck dadurch wankend machen lassen werde, als sich ihre eigenen Vorfahren auf dem Reichstage zu Lublin durch den Protest der westpreußischen Stände gegen die Einverleibung in Polen, sowie durch die Thränen und den Kniefall der Lithauer aus derselben Veranlassung erschüttern ließen; sie erreichen aber doch so viel dadurch, daß das Ausland, sei es Frankreich oder Oestreich oder Rußland, gelegentlich darauf zurückkommt und solche Erklärungen als Handhabe benutzt. Indeß die

Digitized by Google

zähen katholischen Protestanten dürfen sich doch nicht verhehlen, daß seit dem Sommer des vergangenen Jahres alle politischen Proteste gar sehr im Preise gesunken sind.

Das allgemeine directe Wahlrecht, wie es nun für das norddeutsche Parlament zur Anwendung kommen soll, ist übrigens, wenn irgendwo, so für die polnischen Gegenden des preußischen Staates ein zweischneidiges Messer. Der große Haufe der ungebildeten Polen läßt sich in den Dingen, die er nicht versteht — und dazu gehört vor den vielen andern jede Landtagsangelegenheit, geschweige eine Wahl zu einem neuen Reichstage — blind von seinen Priestern leiten, die eng mit dem polnischen Adel verbunden sind. Selbst die deutschen Katholiken vom Lande werden, wie schon früher oft, auf deren Seite stehn, und wir besorgen, daß das Gebot der Bischöfe, die Geistlichen hätten sich aller politischen Agitationen zu enthalten, nur halben Gehorsam finden wird. Da die protestantischen Deutschen sich bis jetzt niemals so allgemein an den Wahlen betheiligt haben, weil ihnen die energischen Treiber fehlten, so war zu fürchten, daß nur in den ganz oder fast rein deutschen Wahlbezirken von Westpreußen und Posen deutsche Parteiwahlen stattfinden, die meisten aber polnisch ausfallen würden. In allen gemischten Gegenden, selbst in der Stadt Posen, wo zum preußischen Landtage immer ein deutscher Abgeordneter durchgesetzt wird, schienen die Deutschen ihr Spiel verloren zu geben. Nur in Bromberg, von jeher der regsamsten Stadt beider Provinzen, hatte man zeitig Vorberathungen gehalten und gutes Resultat vorbereitet.

Da war es ein Resultat von ernster Bedeutung, daß sich sämmtliche politische Fractionen der Deutschen zu gemeinsamer Agitation für die Wahlen verbunden haben. Zum ersten Mal seit dem Erwachen unseres parlamentarischen Lebens findet eine solche Vereinigung der Kräfte statt. Es war hohe Zeit. Wir aber erfüllen eine patriotische Pflicht, wenn wir den Vertretern sämmtlicher — bisher so schroff entgegengesetzter Richtungen für ihre Selbstverläugnung danken und den Wunsch aussprechen, daß die Einigung bei den Wahlacten selbst ein wirkliches aufrichtiges und energisches Zusammenwirken zur Folge haben möge. Denn noch wichtiger als der Vertrag der Führer ist das feste und entsagende Zusammenstehen der deutschen Parteien in den einzelnen Wahlkreisen, und dafür zu wirken ist jetzt Pflicht jedes Deutschen in Preußen und Posen.

Digitized by Google

Briefe aus Wien.

Das kaiserliche Patent, welches eine außerordentliche Reichsrathsversammlung zum 25. Februar nach Wien beruft, motivirt die Dringlichkeit dadurch, daß die Zeitverhältnisse in kürzester Zeit einen Abschluß der Verfassungsfrage nothwendig erscheinen lassen. Diese Motivirung erinnert sehr an frühere Patente, in denen befunden wurde, daß ein Wegfall des jährlichen Deficits nothwendig sei. Wenn nur das für uns Nothwendige sich durch Decrete und constituirende Versammlungen schaffen ließe!

Das neue Patent wird, das ist zu befürchten, eins der zahlreichen vergeblichen Experimente sein, welche bei uns kaum noch Hoffnungen erregen. Es war wahrscheinlich eine Absicht, durch dasselbe dem norddeutschen Reichstage, der fast in denselben Tagen zusammentreten soll, ein Paroli zu biegen. Dies Jahr wird stark an Parlamentsreden und Verfassungskämpfen sein. Aber ihre Aufgabe ist in Oestreich und in Norddeutschland sehr verschieden. Bei Ihnen trotz allem Eigensinn einzelner Landschaften eine frische aufsteigende Kraft; auch unter denen, welche ihre eigenen Regierungen haben, ein feuriges Gefühl der Zusammengehörigkeit, bei uns unter einer einheitlichen Regierung allgemein ein Gefühl der Kraftlosigkeit, im letzten Grunde selbst bei den renitenten Ungarn, und daneben fast überall das Bestreben sich abzusondern und von einander zu trennen.

Man hat bei Ihnen doch keine Ahnung von den tief schmerzlichen Gefühlen, mit denen die gebildeten Deutschösterreicher ihre politische Trennung von den Landsleuten betrachten. Unser Geist und Gemüth ist durch tausend Fäden an Deutschland gebunden und man möchte manchmal laut aufschreien über das Verhängniß, welches uns das Vertrauen auf die Zusammengehörigkeit verringert hat.

Die deutsche Presse Oestreichs giebt von diesem bittern Schmerz gar keine Vorstellung, die großen Zeitungen sind Speculationsunternehmungen, unter den Mitarbeitern sind einzelne sehr ehrenwerthe Männer, aber sehr viele charakterlose und unsichere Gesellen, auch ist unsere Presse viel unfreier und viel abhängiger von der Regierung, als man nach außen gestehn will, und nur wenige unserer Journalisten sind im Stande, die deutschen Verhältnisse unbefangen zu würdigen.

Aber sehr traurig ist die Stimmung und das Schicksal den Tausende gebildeter Familien, welche gewöhnt sind, Bildung und geistige Nahrung aus Deutschland zu holen und jetzt eine Isolirung empfinden, welche sie täglich be-

Digitized by Google

drückt, wenn sie an die Länder jenseits der böhmischen Berge gedenken. Möchte man auch bei Ihnen nicht vergessen, wie groß die Zahl gebildeter und feinfühlender Menschen bei uns ist, welche die Liebe zu Deutschland bewahren, und wie gut und tüchtig trotz aller Unbildung das Wesen unserer Bevölkerung zumal auf dem Lande blieb.

Harte Ereignisse haben uns die Erkenntniß unserer sehr gefährdeten Lage gebracht. Noch schmerzen unsere Augen von den Blitzstrahlen dieses Sommers. Aber wir begreifen vollständig die Gefahr, in welcher wir schweben. Unläugbar ist das deutsche Element seit dem Jahre 1844 in beständigem Rückschritt in Böhmen, Mähren, Kärnthen, Krain, Istrien, in Galizien und in Ungarn. Dauern die Fortschritte der Fremden in derselben Weise noch durch ein halbes Menschenalter, so sind diese Landschaften dem Deutschthum ganz entfremdet. Auch für Deutschland liegt darin eine große Gefahr. Die Czechen saßen seit vielen hundert Jahren wie eine Insel von Deutschen umgeben, und waren in früheren Jahrhunderten auf dem besten Wege selbst deutsch zu werden, wird jetzt Mähren ganz slavisch, so streckt die Slava ein zusammenhängendes Ländergebiet bis in das Herz Deutschlands und eine neue Form des Panslaviesmus macht den weisen Czaren zum Schutzherrn des Landgebietes bis an die bayrischen Berge. Ebenso frißt das welsche Wesen in Tirol und dem Littorale weiter und unsere Alpen werden zur Zeit der Enkel im Besitz von slavischen und welschen Stämmen sein.

Wir Deutsche sind zu schwach, durch eigene Kraft dieses moderne Etabliren fremder Nationalitäten in unsern Grenzen zu verhindern. Und die Scham darüber wird unter uns um so größer, weil wir die Willkür und Hohlheit dieser Eiferer übersehen, welche mitten unter uns fremde, schwache Nationalitäten, die bereits halb germanisirt waren, unserer Bildung entfremden. Die Art und Weise, in welcher die fremden Sprachen und Literatur jetzt gemacht werden, ist so abgeschmackt als möglich, aber wir haben das Recht verloren, darüber zu spotten, denn wir haben keine genügende Widerstandskraft. Diese Fremden sitzen unter uns als Professoren in der Universität, als Beamte der Regierung, ja sie sind, man erröthet es zu schreiben, zum Theil abtrünnige Deutsche, jedenfalls Männer, die ihre ganze Bildung der deutschen Literatur verdanken. Unserer Regierung fehlt jedes Verständniß für diese Gefahr. Mit vornehmer Gleichgiltigkeit sieht sie über die Maulwurfsarbeit weg, welche im Staate die Wurzel deutscher Cultur untergräbt. Gelehrte, Czechen und Slovenen, czechische Beamte, polnische und magyarische Edelleute sind der Reihe nach die Begünstigten. Wir Deutsche gelten der Regierung noch als Theilhaber und Mitschuldige an ihrer wankenden Herrschaft über die Fremden. Ist doch Wien groß geworden durch das Geld, welches fremde Grundbesitzer bei uns verzehren. Welches Recht haben wir also zu murren?

Digitized by Google

Und warum fehlt uns Deutſchen ſo völlig die Kraft, Welſche, Slaven und Magyaren mit uns zu verbinden? Es giebt nur eine Antwort darauf, die man mit Achſelzucken oder einem Fluch von jedem gebildeten Deutſchöſtreicher hören kann: Uns ruinirt die Kirche und Schule, wie ſie bei uns verkommen, verfallen, verdorben ſind. Die gute Art unſeres Volkes iſt unverwüſtlich, aber es lebt wie im Traume dahin, die Intelligenz fehlt, die Strebſamkeit und das frohe Gefühl der Kraft, welches durch Wiſſen und Können in Ihre Norddeutſchen gekommen iſt. Die Verfaſſung der alten Kirche liegt als ein Alp auf dem Volke, der Eifer unſerer deutſchen Geiſtlichen geht nur dahin, die ketzerſche Bildung vom Lande fern zu halten, der Eifer unſerer ſlaviſchen Geiſtlichen iſt aus demſelben Grunde, die fremde Nationalität, der ſie angehören, oder die ſie angenommen haben, vor deutſcher Ketzerei zu ſchützen.

Wenn jetzt das Miniſterium Beuſt-Belcredi ein neues Verfaſſungsexperiment macht, ſo ſetzt es auf ein riſſiges Haus, deſſen Grund in unſichrem Moorgrunde ſteht, wieder einmal ein neues Dach. Schon oft ſind die Ziegel deſſelben umgekegt und immer wieder iſts von unten geborſten.

Für uns giebts nach menſchlichem Ermeſſen nur zwei Wege der Rettung, die wir beide zu finden zur Zeit nicht im Stande ſind. Entweder ein eiſerner Reformator, der mit ſeinem Heere jeden Widerſtand niederbricht, die Herrſchaft der Kirche zerſchlägt und das Volk in die deutſche Schule treibt. Wo aber ſoll uns eine ſolche gepanzerte Kraft herkommen, ein liberaler Tyrann, der zugleich Kriegsherr und Schulmeiſter iſt?

Und kommt er uns nicht, dann bleibt uns kein anderer Wunſch übrig, als daß alles Land, was diesſeits der Leitha liegt, gleichviel auf welche Weiſe, ſo bald als möglich mit dem übrigen Deutſchland zu einem Staat vereinigt werde.

Literatur.

Die deutſchen Maler-Radirer des neunzehnten Jahrhunderts. Bearbeitet von Andreas Andreſen. I. Band. Leipzig, Rudolph Weigel. 1866.

In dem Bewußtſein, daß wir es heut zu Tage namentlich in der Photographie ſo herrlich weit gebracht, hat unſer Kunſtpublikum den Sinn für die ſtrengen, künſtleriſchen Reproductionsweiſen in betrübendem Grade eingebüßt. Der blos illuſtrirende

Digitized by Google

Holzschnitt, der neuerdings auf bestem Wege ist, sich zum Spottvogel aller vervielfältigenden Künste zu degradiren, indem er sie sämmtlich nachahmt, uneingedenk seines herrlichen Berufs, bei dem er leider nur selten angetroffen wird, ferner die leicht gewordene Lithographie, welche den Ernst, dessen sie gar wohl fähig ist, fast ganz hinzugeben scheint für den kümmerlichen Ehrgeiz, banalsten Anforderungen zu genügen, haben die selbständige Vervielfältigungstechnik in Mißcredit gebracht. Aber wo wir eine Gelegenheit erhalten, uns wieder auf sie zu besinnen, da wird Segen gestiftet; denn es ist eine große Sache um echtes Künstlerbemühn, das auf populäre Wirkung ausgeht. Daß wir auch nach dieser Richtung wieder in aufsteigender Entwicklung sind, dafür bürgt neben dem Sammlerfleiße, der keineswegs ausgestorben ist, vorzüglich das Erscheinen solcher Werke wie das vorliegende. Der Verfasser, der sich bereits durch seinen deutschen Peintre-Graveur einen guten Namen gemacht hat, unternimmt es, auch von den künstlerischen Originalarbeiten der neuesten Zeit Rechenschaft zu geben. Indem er mit Hilfe seiner ausgebreiteten Kenntnisse und Erfahrungen an die stille Arbeit der Aetzkunst erinnert und ihre Meister charakterisirt, weist er zunächst die Künstler auf eine langversäumte edle Pflicht zurück, giebt dem Forscher die reichsten Hilfsmittel und wird auf diese Weise beitragen, daß unsrem Publikum mit dem Stolz auf das, was wir besitzen, auch der Geschmack und die Liebe zur echten Reproductionskunst wiederkehre. Der erste Abschnitt des vorliegenden Bandes, der sich zeitlich an den einstigen Abschluß des deutschen Peintre-Graveur anschließt, umfaßt die älteren Namen J. A. Koch, J. M. v. Wagner, Haach, Berthold, Dahl, Sprosse, Wilh. v. Kobell, Heinel; der zweite das umfangreiche Werk J. C. Reinharts. Kein derartiges Werk kann ganz vollständig sein, aber was es als Grundlage und durch seine Anregung wirkt, ist schon dankenswerth genug; hier haben wir überdies eine Leistung, die alle Garantien der Trefflichkeit giebt und für welche dem Autor und dem Verleger warmer Dank der echten Kunstfreunde gebührt. —

Lieder und Sprüche. Aus dem lyrischen Nachlasse von Friedrich Rückert. Frankfurt a./M. Sauerländer.

Eines der lieblichsten Angebinde für seine Gemüther. Daß sich unter den mehren Hunderten kleiner poetischer Gaben, die hier vorliegen, sehr viele unbedeutende und alltägliche Gedanken finden; daß der Greis nicht mehr mit dem Schwunge des Jünglings dichtet, wird niemanden Wunder nehmen. Aber die unwiderstehliche Anmuth des rückertschen Verses, die knappe, sinnige, zierliche Form ist geblieben, und das zarte Gefühl, mit dem der liebenswürdige Alte bis zum letzten Herzschlag aus jedem blühenden Strauch, aus jedes Vogels Lied die Harmonie der Welt herausempfunden, die edle Ergebung, mit der er von dem allen Abschied nimmt, hat etwas innig Rührendes. Keiner, der von Rückert ein volles Geistesbild zu haben wünscht, kann des Büchleins entbehren, keiner, der ihn einmal lieb gewonnen, wird es ohne Dank aus der Hand legen.

Verantwortlicher Redacteur: **Gustav Freytag.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bei S. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen:

Die Chroniken
der deutschen Städte
vom 14. bis in's 16. Jahrhundert.

(Herausgegeben durch die historische Commission bei der Königl. Akademie der Wissenschaften in München.)

Fünfter Band:

Die Chroniken der schwäbischen Städte.

Augsburg.

Zweiter Band.

Mit einem Plan der Stadt Augsburg im Jahre 1521.

gr. 8. Preis: 2 Thlr. 20 Ngr.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien und ist in allen Leihbibliotheken vorräthig und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Meißner, Alfr., Novellen. 2 Bde. 2 Thlr.
— — Neuer Adel. 3 Bde. 3 Thlr. 15 Ngr.
— — Charaktermasken. 3 Bde. 4 Thlr.
— — Zur Ehre Gottes. 1 Thlr. 6 Ngr.
— — Die Sansara. T. A. 4 Bde. 2 Thlr. 15 Ngr.
— — Zwischen Fürst und Volk. 3 Bde. 3 Thlr.
— — Am Stein. 15 Ngr.
— — Durch Sardinien. 15 Ngr.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Beck, K., Jadwiga. M.-A. 16 Ngr.
Böttger, Adolf, Liederchronik deutscher Helden für die reifere Jugend. 4. Aufl. Min.-Ausg. cart. 24 Ngr. — Der Fall von Babylon. Dichtung. Tasch.-Ausg. broch. 1½ Thlr., eleg. geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 25 Ngr.
Eyth, Max, Volkmar. Historisch-romantisches Gedicht. 2. Ausgabe. 27 Ngr.
Katsch, Adolf, Emilie. Eine Erzählung. eleg. carton. 1 Thlr.
Lied und Bild deutscher Dichter und Künstler. eleg. cart. 24 Ngr.
Longfellow, H. W., Das Lied von Hiawatha, deutsch von Ad. Böttger. Tasch.-Ausg. broch. 1½ Thlr. eleg. gebund. mit Goldschn. 1⅔ Thlr.
Meißner, Alfred, Gedichte. 8. Ausg. 27 Ngr. M.-A. eleg. gebnd. mit Goldschn. 1 Thlr. 27½ Ngr. — Ziska. 8. Ausgabe. 22½ Ngr., M.-Ausg. eleg. gebund. mit Goldschn. 1 Thlr. 25 Ngr. — Das Weib des Urias. Tragödie. 24 Ngr. — Der Prätendent von York. Trauerspiel. 1 Thlr. — Reginald Armstrong. Trauerspiel. 1 Thlr.
Reichenau, Rud., Aus unsern vier Wänden. M.-A. 3 Abthlgn. in einem Bande. carton. 2 Thlr. 1.—3. Abthlg. gebunden 3½ Thlr. — Pracht-Ausgabe mit Zeichnungen von O. Pletsch. 1. Abthlg carton. 3½ Thlr., fein gebunden in Originaleinband 4½ Thlr.
Rodenberg, Jul., Die Harfe von Erin. 2. Ausg. 27 Ngr.
Tempeltey, Eduard, Mariengarn. 5. Aufl. M.-A. eleg. cart. 15 Ngr., eleg gebdn. mit Goldschn. 24 Ngr. Hie Welf hie Waiblingen. 2. Aufl. M.-A. brosch. 27 Ngr., eleg. gebdn. mit Goldschnitt 1 Thlr. 6 Ngr.

Diese Dichtungen eignen sich besonders durch ihren innern Gehalt und äußere Ausstattung zu passenden Festgeschenken.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Dr. K. Brunnemann,
Geschichte der nordamerikanischen Literatur.

8°. brochirt. — 20 Ngr.

Dieses Werk ist keineswegs eine trockene Aufzählung dessen, was Amerika auf dem Gebiete der Literatur hervorgebracht hat, sondern es entrollt in lebendiger Darstellung vor dem Auge des Lesers ein treues Bild der allmähligen literarischen Entwicklung des grossen Landes jenseits des Oceans, und bietet so auch denen, die sich nicht gerade mit literar-historischen Studien befassen, eine angenehme und zu gleicher Zeit unterhaltende und belehrende Lectüre.

☞ **Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.**

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

XXVI. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 3.

Ausgegeben am 11. Januar 1867.

Inhalt:

Das Muster eines Beamten im Kleinstaat . . . . . Seite 81
England im neuen Jahr 99
Die Lage in den Vereinigten Staaten 93
Zwei Schulmeisteroriginale aus altrömischer Zeit 97
Zustände und Aussichten in Oestreich. I 109
Neueste Romanliteratur 118

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(F. W. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Das Muſter eines Beamten im Kleinſtaat.

Alles was iſt, ſagt der wohlwollende Staatsweiſe, hat ſeine Berechtigung; denn weil es geworden iſt, waren die Vorbedingungen ſeiner Exiſtenz vorhanden, es mußte ſo kommen. Aber es giebt, Gott ſei Dank, auch ehrliche Narren in der Welt, welche das Gewordene mit Vergnügen untergehen ſehen, ſogar ſolche Exiſtenzen, welche uns durch ihr Daſein zum Lachen brachten. Damit die Heiterkeit nicht ausſtirbt, verzeichnet man dieſe Curioſa. Schon in wenigen Jahren dürfte ihnen der Glaube fehlen und das jetzige Geſchlecht muß die Glaubwürdigkeit atteſtiren, unſere Nachkommen müſſen manche Dinge bezeugt haben, ihr Verſtand würde ſie zweifeln laſſen an der Hiſtorie.

Zwiſchen den Flüſſen Rhein und Main, ſo ziemlich bis in die Ecke ihres Zuſammenfluſſes, lag früher das Herzogthum Naſſau, ein ſchönes Land mit Bergen und Flüſſen reich bedacht, mit herrlichen Wäldern, den edelſten Weinbergen, Fruchtthälern und Weiden bedeckt; die ſteilen und unfruchtbaren Felſen bergen die Metalle, als Eiſen, Blei, Silber, auch Kupfer, Zink und entſenden die berühmteſten Mineralquellen Europas an das Tageslicht. In einem großen Kriege geſchah es, daß dieſes Herzogthum erobert wurde und daß das Königreich Preußen ſich das Land einverleibte. So reich und ſchön das Land iſt, ſo iſt es doch nicht groß und ein rüſtiger Fußgänger möchte es wohl in einem Sommertage von Aufgang bis Untergang der Sonne durchſchreiten. Aber es war ein Reich für ſich, hatte einen Herrſcher, ein Parlament, und zwar ein Oberhaus und Unterhaus, eine Armee, Miniſter und ein Heer von Beamten. Alles war wohldisciplinirt und der Herrſcher kannte alle ſeine Leute von Perſon und alle ſeine Beamten nach den Neigungen ihres Herzens, wußte, wo ſie ihren Schoppen Wein zu trinken pflegten und mit wem ſie umgingen. Natürlich gab es auch politiſche Parteien im Lande, und da eine davon ſich überzeugt hielt, daß auf dieſer Parcelle deutſchen Landes ein eigner ſelbſtändiger Staat nicht

Digitized by Google

gedeihen könnte, predigte sie die Einheit Deutschlands und zunächst den Anschluß an den größten Nachbarstaat Preußen; deshalb hieß sie die Umsturzpartei. So lange die Parteien Krieg führten, wurde der Beamtenstand gezwungen zu denken wie das Staatsoberhaupt, und da man die Gedanken der Menschen erkennen kann aus ihrem Umgang und dem Local, wo sie ihren Schoppen Wein trinken, so theilte man die Beamten ein in gute und schlimme, und soweit man die ganz schlimmen nicht absetzen konnte, setzte man sie an Orte, wo das Klima am rauhesten und die Einsamkeit am größten war, und zog die andern in schöne Städtchen und in die Flußthäler des Rheins, des Mains, der Lahn. Es konnte nicht ausbleiben, daß unter den Gutgesinnten sich prächtige Exemplare ausbildeten, denn sie hatten schöne Stellen, ein gewisses Wohlleben, freie Bewegung. Es mißfiel zuweilen den Bürgern, daß sie sich sollten regieren lassen von Originalen, aber der Mensch ist geduldig und was in allerhöchster Huld sinnd, das brauchte sich nicht zu kehren an das Murren beschränkter Unterthanen.

Ein kleines Bild aus dem beschriebenen Kleinstaat möchten wir als vollständig beglaubigt der Nachwelt aufbewahren zur Erheiterung und als Beitrag zur Culturgeschichte. Sollte jemandem der Umstand auffallen, daß zur Zeit der Existenz der zu berührenden Persönlichkeit nichts laut wurde von dem merkwürdigen Thun derselben, so bemerken wir ihm, daß der vergangene Staat nicht immer darauf bedacht war, wirkliche Tüchtigkeit zu fördern, aber die geringste Anspielung auf die Person eines seiner Mandarinen als Amts- und Dienstehrenkränkung mit strenger Ahndung heimsuchte. Dem Erzähler ist die Wahrheit durch Actenstücke und Zeugnisse aus eigener Wahrnehmung bewiesen.

Das Herzogthum Nassau hatte mehre Einrichtungen, die einzig in ihrer Art waren, erinnerte manches an das Mittelalter, so war anderes doch neugeschaffen nach ganz eigenen nirgends nachgeahmten Recepten.

So ist z. B. in diesem Lande im Jahre 1849 die Justiz von der Verwaltung getrennt worden, und zwar nur um im Jahre 1854 wieder damit vereinigt zu werden. In unterster Instanz sprechen Recht die sogenannten Aemter, besetzt mit einem Amtmann, einem bis zwei Assessoren und einem oder mehren Accessisten. Der Amtmann und die Assessoren richten als Einzelrichter in erster Instanz ohne Beschränkung ihrer Competenz in Civilsachen, außer bei Ehescheidungen, und haben auch in Criminalsachen als erkennende und vor allem als Untersuchungsrichter wichtige Functionen. Die Accessisten arbeiten dem Namen nach unter specieller Aufsicht der verantwortlichen Einzelrichter, Amtmann und Assessoren, in Wirklichkeit aber selbständig. Außer der Rechtssprechung hat aber das Amt alle Verwaltungsgeschäfte, es conscribirt, baut Wege, Wasseranlagen, leitet die Erziehungsanstalten, den Communalhaushalt, die Forstwirthschaft, hat die ganze Polizei, Verkehrs-, Sanitäts-, Sicherheitspolizei u. s. w. Ein Amt

Digitized by Google

hat gewöhnlich 10—20.000 Seelen. — Zur Besorgung der Geschäfte der freiwilligen Gerichtsbarkeit, Führung der öffentlichen Grundbücher, zur Mitwirkung in Vormundschaftssachen, bei Theilungen, ja sogar bei der Grundsteuerregulirung besteht eine eigene Magistratur, der Landoberschultheiß, auch ein Jurist, und zwar nach neuester Willkür ein Mann mit fester Besoldung, während der Staat die Gebühren für alle vorerwähnten Acte einstreicht. Rentabel ist dies Geschäft natürlich nicht.

Ein dritter unerläßlicher Posten in jedem Amt ist der Recepturbeamte, auch Rentmeister genannt, der Erheber und Verrechner aller öffentlichen Gelder, der Verwalter der nutzbaren Vermögensobjecte des Staats und der Domäne, auch Agent der Centralstaatskasse und der Landesbank. Die weiteren Posten, in jedem Amt sich wiederholend, können wir übergehen, der Staat hat bei uns für alles gesorgt und alles angestellt und rangirt: Aerzte und Apotheker, Bautechniker und Forsttechniker, Meister in allem Wissen und Männer von allen Fähigkeiten.

Nun war aber in unserem Herzogthum ein Amtsbezirk vorhanden, eine Enclave, abgetrennt von dem Hauptlande, die nur zwei Dörfer hatte und in beiden circa 1.400 Seelen, 800 in dem einen, 600 in dem andern. Man konnte wegen der Entfernung keinem der Einwohner zumuthen, sein Gericht und seine Vorgesetzten überhaupt in dem Hauptlande zu suchen, das war ein Weg von vielen Meilen und doch hat man im Interesse der Unterthanen denselben alle die staatlichen Wohlthaten wollen zu Theil werden lassen, wie den übrigen glücklichen Nassauern.

Man hat ihnen also ein eigenes Amt gegeben und einen eigenen Landoberschultheiß, und einen eigenen Recepturbeamten, außerdem natürlich alle nöthigen Gesundheits-, Forst- u. s. w. -Beamten. Das Amt freilich bestand nur aus dem Amtmann und einem Accessisten, der Landoberschultheiß hatte keinen Gehilfen, der Recepturbeamte keinen Secretär, alle drei Stellen vielleicht einen Schreiber gemeinschaftlich. Aber auch so war doch die Arbeit zu klein für drei Menschen und es mußte sich die Befürchtung aufdrängen, daß einer den andern zu Tode ärgern würde, um nur nicht selbst auf der vereinsamten Insel, rings vom Ausland umgeben, aus Mangel an Bewegung umzukommen. Da ist unsern Staatslenkern kluger Rath gekommen und man hat alle drei Aemter einer Person übertragen und einen Mann bestellt, daß er Recht spreche und Verwaltung treibe, die freiwillige Gerichtsbarkeit leite und Steuerkataster aufstelle, Hypothekenbücher führe und alle und jede Leistung an den Staat oder von dem Staat einnehme, ausgebe und verrechne. Das ist manches Jahr so gegangen und, wenn es auch oft mißlich war, die Beschwerde gegen das Verfahren in der freiwilligen Gerichtsbarkeit ordnungsmäßig bei dem Amtmann anzubringen, da der judex a quo und ad quem eine und dieselbe Person waren,

Digitized by Google

so hatte immer die Partei oder der Beamte nachgegeben und dann gings mit einigem Schwanken ganz gut.

Da ereignete es sich, daß der Stammhalter einer alten Familie, die ihren Sitz auf der Bank irgendeiner Ritterschaft im heiligen römischen Reich behauptet hatte, zum Amtmann in Reichelsheim, dieser einst nassauischen Enclave im Großherzogthum Hessen, ernannt wurde, dadurch zugleich die Functionen des Landoberschultheiß erhielt und auch Recepturbeamter sein mußte. Die drei Aemter drückten schwer.

Der neue Beamte sann darüber nach, wie er seine Lasten trage und nicht Verwirrung in die verschiedenen Angelegenheiten seiner drei Beamtungen bringe. Wie er es fertig brachte im Laufe der Zeit und sich wohnlich einrichtete in dem einzigen Staatsgebäude seines Bezirkes, das hätte nicht leicht ein Anderer ausdenken mögen, obwohl die Idee der deutschen Trias schon lange erfunden ist.

Zuerst ging er daran, seine Dreifaltigkeit äußerlich zu kennzeichnen und die Locale der dreifachen Thätigkeit gehörig zu trennen. In dem Amthause befanden sich bald nachher an drei Thüren des Erdgeschosses drei Blechtafeln mit großen Inschriften: „Herzogliches Amt", „Herzogliche Landoberschultheißerei", „Herzogliche Receptur", gewissenhaft wurden die Bureaustunden vertheilt und der Herr Amtmann arbeitete so viel Stunden in dem Zimmer des Amtes, um sodann als Beamter der freiwilligen Gerichtsbarkeit auf dem Bureau der Landoberschultheißerei zu sitzen und schließlich als Rentmeister Kassenbuch und Kassenschlüssel zu handhaben.

Hätten die nassauischen Beamten Uniformen tragen müssen, wie alle großherzoglich hessischen, die verschieden sind für jedes Departement und jeden Grad in dieser Hierarchie, so hätte der Herrscher von Reichelsheim noch zweimal des Tages seine Gewandung wechseln müssen — denn in Hessen z. B. ist sogar der Stoff so genau vorgeschrieben, daß der Oberstaatsprocurator als Vorgesetzter der Notare diesen in einem Rescripte die Heiligkeit der Dienstkleidung einschärfte und gleichzeitig zwei Muster von Sommerhosenstoffen nebst Adresse der Lieferanten beilegte —. In diesem Fall brauchte er blos durch eine Thür zu gehen, um die Metamorphose zu vollenden.

Der herzoglich nassauische Amtmann ist der Vertreter der Staatshoheit, im Range steht er also über allen Beamten des Bezirks, soweit aber seine speciellen Functionen nicht reichen, ist ihm der Rentmeister, der Medicinalrath, der Oberförster, der Baumeister coordinirt. Der Beamte der freiwilligen Gerichtsbarkeit steht unter dem ordentlichen Richter seines Bezirks, wird von diesem controlirt, ist ihm subordinirt. Das darf man nicht vergessen und selbst der arme Beamte, der sich selbst subordinirt und coordinirt war, konnte das nicht.

Der Vorgesetzte *rescribirt* an den Untergebenen, jedes Schriftstück des Amtmanns an den Verwalter der freiwilligen Gerichtsbarkeit ist ein *Rescrip-*

Digitized by Google

tum. Die Vorgesetzten coordinirter Dienststellen schreiben aneinander, ihre Correspondenz heißt „Schreiben“. Der subordinirte Beamte berichtet an die vorgesetzte Stelle. Der Amtmann in Reichelsheim war in der glücklichen Lage, daß er an sich selbst berichten, schreiben und reskribiren konnte. Und das hat der Mann nicht unterlassen, und während die anderen Beamten, welche alle für Bureauaufwand ein Aversum beziehen, auf schlechtes Papier schreiben lassen und sich schlechte, d. h. billige Schreiber zu halten pflegten, sorgte der Reichelsheimer für das Aeußere seiner schriftlichen Ausfertigungen auf das glänzendste.

Er hatte eine in ritterlichen Kreisen seltene benausische Neigung und trieb in seinen Mußestunden, deren er trotz der vielen Aemter immer noch mehre des Tages hatte, die edle Buchdruckerkunst, und so ließ er sich nicht verdrießen, in schönen großen Lettern die Köpfe seiner amtlichen Schreiben zu drucken und hatte daran eine dreifache Freude, denn es erquickt den Menschen das Bewußtsein, Schönes geschaffen zu haben, und es erfreut den Schreiber, auch äußerlich die Spur seiner geistigen Thätigkeit in schönem Gewand zu erblicken und dem Adressaten macht ein schönes sauberes Schriftstück auch mehr Vergnügen als schlechtes Gekritzel auf schlechtem Papier. In dieser Privatofficin entstanden darum zahlreiche Impressen und Formularien und auf schönem Papier die Köpfe der Berichte an Regierung, Staatsministerium, Finanzcollegium, Obergericht (Hof- und Appellationsgericht), Kriegsdepartement, Oberjägermeisteramt u. s. w. an alle Staats- und Hofstellen. Davon reichten aber stets wenige Exemplare aus, der Verkehr der Localstellen unter einander ist natürlich bedeutender und seine schriftlichen Producte sind massenhafter. Dafür war ebenfalls gesorgt und schöne Bogen mit den zierlichen Aufschriften „Das herzogliche Amt zu Reichelsheim an die herzogliche Landoberschultheißerei daselbst“, „Das herzogliche Amt zu Reichelsheim an die herzogliche Receptur daselbst“, „An herzogliches Amt zu Reichelsheim gehorsamster Bericht der herzoglichen Landoberschultheißerei daselbst“ lagen auf den verschiedenen Bureaus des einen und doch dreifältigen Beamten.

Wenn ein Unterthan mit Hinterlassung minderjähriger Kinder gestorben, so machte der Bürgermeister davon vorschriftsmäßig die Anzeige an das Amt. Der Amtmann nahm einen sauberen Kopfbogen mit der Aufschrift „Das herzogliche Amt an die herzogliche Landoberschultheißerei“ und schrieb darauf: „Ich beauftrage Sie mit der Vornahme der Inventarisation und Theilung und sehe der Vorlage der Theilungsacten innerhalb vier Wochen entgegen.“ Er hatte sich selbst einen Auftrag gegeben und nachdem er ihn vollzogen, nahm er einen Bogen mit der Aufschrift: „An herzogliches Amt gehorsamster Bericht der herzoglichen Landoberschultheißerei“ und schrieb darauf, nachdem er rechts oben die Rubrik gesetzt: „Die entstandenen Acten lege ich gehorsamst

Digitized by Google

vor." Er theilte sich selbst Acten mit. Auf dem einen Bureau sitzend, schrieb er an die herzogliche Receptur, indem er die Liste der bestraften Feldfrevler zur Erhebung und Verrechnung der Geldstrafen mittheilte und der Bureaudiener siegelte den Brief und addressirte ihn: „An herzogliche Receptur dahier" und trug ihn hinaus aus der Amtsstube und hinüber über den Gang in das Local der Receptur und legte ihn dort auf den Tisch, damit nachher der Herr Rentmeister ihn finde, eröffne, mit dem praesentatum versehe und registrire. Adressant und Adressat sind eine physische, aber zwei moralische Personen und die Erscheinung, daß der Briefsteller auch selbst sich die Antwort schreibt, dürfte nicht leicht so oft vorgekommen sein, als in der nassauischen Enclave in der Wetterau.

Die Details dieser amtlichen Thätigkeit und die seltsame Sprache des Herrn Amtmanns, wenn er einen „gehorsamen Bericht" des herzoglichen Landoberschultheißen nunmehr zum dritten Male in Erinnerung bringen mußte, die Rescripte des Amtmanns an den Landoberschultheißen, wenn er zufolge seiner Dienstverpflichtung die ganze Verwaltung der freiwilligen Gerichtsbarkeit einer sorgfältigen Controle unterzogen hatte und allerlei zu tadeln fand, sind nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen, es waltete darüber das Dienstgeheimniß und das mag gut sein, der geneigte Leser kann sich ohne Sorge das Fehlende ergänzen: Zwiegespräche zweier Seelen in einer Brust.

Manches Jahr ist das so fortgegangen und mehrentheils wohl in Ordnung, die verschiedenen Behörden unter einem Dache und einem Kopfe haben sich vertragen, das Gegentheil ist wenigstens nicht bekannt geworden. Wo aber die Keime zu einer Verwickelung liegen, findet sich die Gelegenheit, und so ging es auch hier.

Der herzogliche Landoberschultheiß, der Beamte der freiwilligen Gerichtsbarkeit in Reichelsheim, hatte eines Tages ein Testament aufgenommen, worin ein kinderloser Unterthan die Erbfolge nach seinem Tode zu ordnen suchte. Wie es gesetzliche Vorschrift ist, hatte der Landoberschultheiß das Testament zu den amtlichen Depositen gegeben, es bei sich selbst hinterlegt. Der Testator ist bald darauf mit Tode abgegangen, und wie es ebenfalls das nassauische Gesetz vorschreibt, wurde das Testament beim Amte in Gegenwart der Intestaterben geöffnet und verkündigt. Was aber der Testator gewollt hatte, daß nach seinem Tode seine Erben in Friede und mit Vernunft nach den Bestimmungen des Testaments sich auseinandersetzen sollten, das traf nicht zu, wie so häufig die letzten Wünsche der Menschen vereitelt werden. Die Erben geriethen in einen Proceß und das Testament gerieth in die Acten, es war ein Beweisstück und seine Auslegung ein Hauptgrund der Entscheidung. Und die Entscheidung hing von dem herzoglichem Amte ab, das in erster Instanz Urtheil sprechen mußte.

Der herzogliche Amtmann gab sein Urtheil ab, und es mußte einer oder

Digitized by Google

beiden Parteien nicht gefallen haben, denn es wurde dagegen Appellation angezeigt, und ging diese an das vorgesetzte Obergericht, das Hof- und Appellationsgericht zu Dillenburg. Die Acten wurden dahin gesandt und das neue Urtheil gesprochen. Mit einer Abschrift dieses Erkenntnisses kehrten die Acten zurück und in einem Reskripte hatte diesmal das Obergericht zu Dillenburg das herzogliche Amt angewiesen, wegen eines Formfehlers oder einer Nachlässigkeit in der Redaction des bewußten Testaments dem Landoberschultheißen einen Verweis zu ertheilen und denselben aufzufordern, in Zukunft streng nach der Vorschrift zu verfahren. Der Beamte hatte natürlich nur einen der schönen Kopfbogen vor sich zu legen und diesen Verweis dem hohen Auftrag entsprechend an seinen Untergebenen zu richten. es mag sein, daß er sich nicht gefreut hatte, einen solchen Auftrag zu erhalten, Thatsache aber ist es, daß er erst in Aerger ausbrach, als er nach einigen Stunden den sich selbst ertheilten Verweis auf seinem andern Arbeitstisch, an welchem er sich als Landoberschultheiß fühlte, vorfand und zur Kenntniß nahm. Der Landoberschultheiß konnte nun vor Aerger nicht mehr ruhen, er setzte sich sofort hin und berichtete eine lange und gelehrte Vertheidigung an das Amt und setzte darin auseinander, warum er also verfahren bei Abfassung des Testamentes und bat schließlich, diese seine Remonstration an das Obergericht gelangen zu lassen. Was in dem Mann kochte, war nunmehr heraus, es stand auf schönem Papier und der Bureaudiener siegelte es, adressirte es und trug es hinüber in das andere Zimmer, wo der Herr Amtmann zu sitzen pflegte. Nach einiger Zeit fand sich auch der Amtmann ein und erbrach den Bericht des Landoberschultheißen und ohne einen Schein von Parteilichkeit legte er die Vertheidigung mit einem Berichte dem Obergericht vor.

Dasselbe muß nun im Recht gewesen sein oder die Gründe des großen Juristen und Praktikers nicht gewürdigt haben; es rescribirte, daß es bei dem Verweis bleiben solle und in Zukunft anders verfahren werden müßte. Auch diesen harten Bescheid theilte der Amtmann in großer Seelenruhe dem untergeordneten Landoberschultheißen mit; und es war erst an diesem zu ergrimmen und mit heftiger Feder dem Gerichtshof zu Leibe zu rücken, der in seiner Allwissenheit glaubte, keines Menschen Gründe hören zu dürfen. Es mag diese zweite Remonstration etwas unhöflich gewesen sein und es sollen überhaupt die Juristen leicht bei Streiten über wissenschaftliche Sätze oder deren Anwendung auf einzelne Fälle in kleine Anzüglichkeiten gerathen — zum Beweis die bekannte quaestio Domitiana und die Antwort des Juventius darauf — oder war der Herr Referent am Obergericht sehr empfindlich gegen Angriffe auf seine Autorität, genug es erging von neuem ein Rescript an das Amt, worin dem Landoberschultheißen der Verweis wiederholt bestätigt und ihm nebenher wegen einiger bitteren Bemerkungen über den ganzen Rescriptsproceß eine Disciplinarstrafe von fl. 5 angesetzt wurde. Der Amtmann mußte diese Strafe in das

Digitized by Google

Strafmanual eintragen und er hat dies, wie die Geschichte in ihrem Verlauf zeigt, redlich gethan, jedenfalls auch sein in einer anderen Beamtung steckendes Selbst durch Rescript benachrichtigt.

Nun wäre die Sache sehr wohl erledigt gewesen, wenn einestheils der Herr sich über den Verlust von fünf Gulden hätte trösten können und anderntheils nicht noch eine Instanz übrig war, die schützen konnte gegen solche mißverstandene Anwendung der Disciplinargewalt.

In dem gewesenen Herzogthum Nassau konnte jeder, der mit irgendwelcher Strafe von dem Gerichte oder im Disciplinarweg, ja von dem Bürgermeister als Ortspolizeirichter belegt worden war, dagegen die Gnade des Souveräns anrufen, und er konnte dies nicht blos, sondern bei jeder wenigstens gerichtlichen Verurtheilung mußte der Richter dem Condemnaten seine Zuständigkeiten genau bezeichnen und nöthigenfalls erklären und zu diesen Zuständigkeiten gehörte der Gnadenweg.

Der Herzog hatte sein schönstes Recht theilweise dem Ministerium übertragen, einer Behörde, die unter dem Titel „Haus- und Staatsministerium" eine Recursinstanz über die verschiedenen Departements bildete und die Functionen des Justizministers hatte; dieses Ministerium, besetzt mit einem Minister, der sich seine Qualification als hessischer Cavalerieoffizier erworben, und einigen Räthen, entschied auf Gnadengesuche, wenn die Strafe nicht mehr betrug als 30 Gulden an Geld oder 28 Tage Gefängniß.

Der arme bestrafte Landoberschultheiß suchte um gnädigen Erlaß seiner Geldstrafe nach, und, wie es so ging, hatte das Gesuch in der Kanzlei des Ministeriums kein anderes Schicksal, als daß es der vorgesetzten Behörde zum Bericht verschrieben wurde und es hatte der dreifache Gewalthaber in Reichelsheim nunmehr über sein eignes Straferlaßgesuch zu berichten und mochte wohl fühlen, daß auf seinen gut motivirten Antrag viel ankommen könne.

Während dieser Manipulationen war nunmehr ein Monat zu Ende gegangen und es hat am Schlusse eines jeden Monats jeder Beamte einen Auszug seines Strafmanuals der oberen Finanzbehörde vorzulegen, welche denselben festsetzt und der betreffenden Erhebungsstelle, der Receptur des Amtes, zur Erhebung überträgt. Und so geschah es auch diesmal und das Finanzcollegium zu Wiesbaden mandirte den Recepturbeamten in Reichelsheim, die im Strafmanual des Amtmanns angesetzte Strafe von dem Landoberschultheißen zu erheben. Die Recepturen haben Untererheber, welche nur im Vertragsverhältniß zu den Recepturbeamten stehen und von den erhobenen Steuern, Strafen, Gefällen eine Provision beziehen. Dieser Untererheber erhielt denn hier von dem Recepturbeamten, der stets dieselbe Kleidung trug, wie sein anderes Selbst der Amtmann oder seine dritte Incarnation, der Landoberschultheiß, den Auftrag, fünf Gulden Strafe von dem Landoberschultheißen zu erheben und abzuliefern.

Digitized by Google

Aber damit war der Condemnat nicht einverstanden, sondern er erwirkte sich bei dem Amtmann eine Bescheinigung, daß er ein Gnadengesuch eingereicht habe und damit bis zur erfolgten Entschließung hierauf eine Sistirung des Beitreibungsverfahrens. Als dann so die unmittelbare Gefahr einer finanziellen Execution sich verzogen, machte sich der Amtmann daran und berichtete eingehend über sein als Landoberschultheiß eingereichtes Straferlaßgesuch und soll in diesem Berichte in unparteiischer Auseinandersetzung endlich gefunden haben, daß er als Landoberschultheiß ohne Fehl und streng gesetzlich gehandelt und in seinen Remonstrationen gegen die oberrichterlichen Verweise den passenden Ton nicht verletzt habe.

Und so ging dieser Bericht ab und das herzogliche Amt setzte von dessen Abgang vorsorglich die herzogliche Receptur in Kenntniß, damit sie sich ungefähr denken könne, wie lange sie die Beitreibung der Geldstrafe gegen den Landoberschultheißen sistiren dürfe. Denn es darf hier nicht verschwiegen werden, daß die schönen Kopfbogen aus der eigenen Druckerei des Herrn Amtmanns, Landoberschultheißen und Rentmeisters jeden der drei Gewalthaber in der Dreieinigkeit zu kalligraphischen und stilistischen Uebungen nur zu leicht verführten. Es währte aber lange mit der Entscheidung auf das so eigenthümlich eingeführte Straferlaßgesuch, und der Recepturbeamte, der gern seine Restanten schwinden sah, mahnte öfters den Schuldner und erhielt die amtliche Antwort, daß noch nicht decretirt sei auf die Eingabe, und auch der Herr Amtmann soll erbittert gewesen sein über die Verzögerung; nur der Herr Landoberschultheiß habe immer gelächelt und sich gefreut, denn so lange die Entscheidung auf sich warten ließ, so lange behielt er seine fünf Gulden in der Tasche. Aber es sollte alles anders kommen, als der dreieinige Beamte sich vorgestellt hatte und kam recht hart.

Die herzoglich nassauischen Beamten der Justiz in unterster Instanz standen in Disciplinarsachen nicht unter den Gerichten, sondern unter der Verwaltung, da sie gleichzeitig Verwaltungsbeamte waren und man die Verwaltung als die Hauptsache, die Rechtsprechung immer nur als ein Nebengeschäft betrachtete. Die oberste Verwaltungsbehörde hieß die Landesregierung und hatte etwa die Functionen eines Ministeriums des Innern. Mit dieser, also dem Amte zu Reichelsheim vorgesetzten Behörde hatte das Appellationsgericht zu Dillenburg, welches die Strafe gegen den Landoberschultheiß verfügt hatte, sich in Benehmen gesetzt, als es das Straferlaßgesuch mit dem schönen Berichte des Amtes erhielt, und da ihm die unterhaltende Correspondenz einer Person in amtlicher Stellung mit sich selbst doch zu scherzhaft erschien, auf eine Untersuchung dieses Curiosums angetragen. Und diese harte Regierung ließ die Acten einfordern und so sehr der Herr Amtmann betheuerte und nachwies, daß alles in Ordnung sei, alles nach Gesetz und Brauch hergegangen sei, fand sie das ganze Manöver schlecht

Digitized by Google

geeignet, eines Beamten Ansehen zu fördern, sie tadelte es unerbittlich und setzte dem ordnungsliebenden Mann, der unter der Last dreier Aemter, um die verschiedenen Geschäfte nicht zu vermischen, sich selbst getheilt hatte, eine empfindliche Geldstrafe an.

Von da an soll er an sich selbst nur noch in solchen Sachen geschrieben haben, wo er nicht auch Partei war, also volle Unparteilichkeit in allen drei Aemtern wahren konnte, und er soll, trotzdem es ihm unverständlich blieb, wie man ihn tadeln konnte, doch stets besorgt gewesen sein, Acten, in denen solche Selbstgespräche vorkommen, der Cognition der Oberbehörden so viel als möglich zu entziehen.

Jetzt ist der Mann gestorben und das Herzogthum Nassau verschwunden, es mag aber noch ähnliche Zustände im deutschen Reiche geben. Gott bessere es!

England im neuen Jahr.

London, den 6. Januar 1867.

In ihrem Rückblick auf das Jahr 1866 gesteht die Times unumwunden zu, daß der Einfluß Englands in der auswärtigen Politik (in the councils of the world) stetig abgenommen habe oder doch wenigstens suspendirt sei und schreibt dies der relative inefficiency of the national armaments zu. Ueber die Thatsache selbst kann kein Zweifel sein, England gilt in Europa augenblicklich als Macht zweiten Ranges, aber wir zweifeln, ob die geringe Zahl seiner Soldaten der einzige Grund hierfür ist und nicht vielmehr die eigentliche Ursache in dem Mangel jeder bestimmten Politik liegt. Von Waterloo bis zur russischen Campagne haben die englischen Regimenter nirgends in europäischen Angelegenheiten gefochten und doch war der britische Einfluß mächtig, weil man wußte, daß hinter dem Wort der Minister der Entschluß zu handeln stand. Lord Russell hat England um diesen Einfluß gebracht, es war schon an sich der größte Mißgriff, einem Manne, der sein ganzes Leben sich ausschließlich mit inneren Fragen beschäftigt, das Auswärtige Amt zu übergeben, blos weil er es verlangte, um seine Sympathie für Italien zu zeigen und man seines Beistandes nicht entrathen konnte, um das derbyshe Cabinet zu stürzen. Er hat dann in allen Fragen zwar eine große Geschäftigkeit gezeigt, aller Welt Lectionen über ihre

Digitized by Google

Pflichten ertheilt, aber niemals gehandelt. Er nahm mit Frankreich die Sache Polens auf und erklärte im kritischen Augenblick, England werde niemals dafür Krieg führen, er nahm bald darauf in der unverständigsten Weise Partei für Dänemark und überließ es seinem Schicksal, er hatte nicht den Muth, die amerikanische Conföderation anzuerkennen und compromittirte doch das Verhältniß Englands zur Union durch die versteckte Duldung der Ausrüstung von südlichen Kapern und die schroffe Abweisung der Entschädigungsansprüche wegen der Alabama, er zeigte endlich im verflossenen Sommer die lauteste, aber auch unfruchtbarste Sympathie für Oestreich bis zu dem Augenblick, wo seine Regierung durch die halbschlächtige Reformbill Gladstones fiel. Daß an seine Stelle Lord Stanley trat, mußte jeden befremden, der nicht mit dem englischen Parteiwesen bekannt ist, gleich Lord Russell hatte sich sein Nachfolger niemals um auswärtige Angelegenheiten bekümmert, vielmehr ausschließlich inneren Fragen zugewandt, er hatte Indien und Amerika bereist, aber der Continent war ihm fremd. Seine Ernennung hatte denn auch nur den Grund, daß die Partei Disraeli, dessen Ehrgeiz das Foreign Office seit lange erstrebt, dort nicht haben wollte, weil sie ihm mißtraut, die Tories können den talentvollen Emporkömmling nicht als Führer des Hauses entbehren, aber sie wollen ihn nicht zu einer Stellung gelangen lassen, wo sein Thatendrang unbequem werden könnte, man fürchtete, er könne England in einen Krieg stürzen, deshalb wies man ihm das Schatzamt zu, wo er füglich nichts weiter thun kann, als die gladstonische Finanzpolitik fortzusetzen. Lord Stanley hat nun allerdings den Tact gezeigt, sich nicht wie sein Vorgänger als unberufener Rathgeber überall aufzudrängen, er hat dem großen Umschwung der öffentlichen Meinung entsprechend eine freundliche Stellung zu Preußen angenommen und wünscht dem deutschen Einigungswerke Gelingen, aber seine ganze Politik hat doch nicht mehr positive Ziele als die der Whigs und geht nur darauf hinaus, England vor jeder Verwickelung ängstlich zu bewahren. Es steht indeß dahin, ob nicht grade diese Tendenz zu Verwickelungen im Osten führen muß, hätten die Westmächte die kandiotische Frage gleich ernstlich in die Hand genommen, so hätte sie niemals ihre gegenwärtige Bedeutung gewinnen können. Allein dem hiesigen Cabinet, wie dem Kaiser Napoleon schien das Wiederaufleben der orientalischen Frage sehr ungelegen, Marquis de Moustier führte, als er sich von Konstantinopel nach Paris begab, um sein Portefeuille zu übernehmen, auf der Durchreise in Athen eine fast drohende Sprache, England secundirte, dadurch ward die Pforte halsstarrig gemacht, verweigerte jede Concession und suchte nur die Unterwerfung der Kandioten zu forciren, bis die Katastrophe von Arkadi der Welt zeigte, daß es sich hier um einen Vernichtungskampf zwischen Griechen und Türken handelt. Jetzt wandte sich nun wieder das Mißvergnügen der Westmächte gegen die Pforte und sie tadelten laut, daß dieselbe

Digitized by Google

keinerlei Concessionen mache, sie verlangen jetzt, man solle in Konstantinopel den Forderungen Serbiens nachgeben, welche vorläufig dahin gehen, daß die türkischen Besatzungen aus den dortigen Festungen zurückgezogen werden sollen. Die Pforte aber erklärt es unmöglich, die Citadelle von Belgrad zu räumen, weil das Aufgeben dieses Gibraltars in den Augen ihrer muselmännischen Bevölkerung, in welcher schließlich ihr ganzer Halt ruht, eine Selbsterniedrigung wäre. Außerdem weiß man sehr wohl in Konstantinopel, daß dieser Forderung andere folgen würden, weil Serbien dieselbe Unabhängigkeit erkämpfen will, welche die Donaufürstenthümer errungen haben. Inzwischen läßt die griechische Regierung die Maske der Neutralität immer mehr fallen, der diplomatische Bruch mit der Türkei wird sich schwerlich noch lange hinausschieben lassen und demselben dürften thatsächliche Feindseligkeiten bald folgen. Daß Rußland im Stillen schürt, zeigt die ganze Haltung seiner officiösen Presse, Fürst Gortschakoffs Ziel ist es, Rußland von den Fesseln des Vertrages von 1856 loszumachen, seine Organe sind geschäftig zu beweisen, daß die dort stipulirte Unverletzlichkeit der Türkei durch die Einführung der Erblichkeit in Aegypten und den Donaufürstenthümern aufgegeben sei, daß die christlichen Unterthanen der Pforte trotz des Hatti-Hamagun nur um so mehr gedrückt seien, daß also vom pariser Frieden nichts übrig sei als die gegen Rußland gerichteten Bestimmungen.

Was werden England und Frankreich dieser wachsenden Bewegung gegenüber thun? Vorläufig scheinen sie nur zu dem Einverständniß gelangt, in engster Gemeinschaft bleiben zu wollen, damit sind alle weitergehenden Plane, welche wohl sonst der Politik beider vorgeschwebt haben, wie z. B. die Erwerbung Aegyptens durch England, für jetzt bei Seite geschoben. Aber werden sie sich über eine positive Action einigen, wenn alle Versuche, die Bewegung einzudämmen, gescheitert sind? Es ist erlaubt, hieran zu zweifeln, bis man Beweise des Gegentheils hat, hier wenigstens wird auch für diesen Fall bereits stark absolute Nichtintervention gepredigt, eine Politik, die ganz mit den Wünschen der Moskauer Zeitung übereinstimmt, welche dagegen die Garantie geben will, daß Rußland auf jede Vergrößerung im Oriente verzichte.

Oestreichs innere Lage ist so verzweifelt, daß es schwerlich irgendwie activ in jene Verhältnisse eingreifen kann, Preußen ist in der günstigen Situation nicht direct betheiligt zu sein und daher um seine Freundschaft werben lassen zu können.

Im Ganzen macht freilich unstreitig die auswärtige Politik der englischen Regierung die geringste Sorge, die große Frage, mit der Lord Derby steht und fällt, ist die Parlamentsreform, welche die Session von 1867 wohl zu der bewegtesten seit Abschaffung der Korngesetze machen wird.

Digitized by Google

Die Lage in den Vereinigten Staaten.

Das vorige Jahr, welches die Stellung der europäiſchen Mächte ſo gründlich verändert hat, iſt für die neue Welt kaum weniger bedeutſam geweſen. Zwar der furchtbare Kampf, welcher jahrelang die Union verwüſtet, iſt beendet, die große Nordarmee iſt aufgelöſt und ihre Mitglieder ſind wieder zu ihren bürgerlichen Beſchäftigungen zurückgekehrt, aber die politiſchen Folgen des Krieges und des Sieges des Nordens treten erſt jetzt mit voller Conſequenz hervor in dem Conflict zwiſchen dem Congreß und dem Präſidenten. Der Krieg, welcher die volle Concentration aller Kräfte verlangte, hatte die Macht der Execution ſehr erhöht, aber niemand ſah dies mit Mißtrauen, ſo lange Lincoln an der Spitze ſtand, der ſeine Gewalt nur im Einverſtändniß mit der großen Mehrheit des Volkes brauchte, indeß die Situation änderte ſich, als ſein Nachfolger nach Beendigung des Kampfes immer offener für den beſiegten Süden vortrat. Wir ſind überzeugt, daß Präſident Johnſon in vielen Punkten ſeiner Politik an ſich vollkommen recht hat und daß die Durchführung des radicalen Programms mit großen Unzuträglichkeiten verbunden ſein wird, aber die Weiſe, in welcher er ſeine Abſichten durchzuſetzen trachtete, war höchſt verkehrt und muß ihm verhängnißvoll werden, während ein ſtaatskluges Einlenken im Anfang des vorigen Jahres noch zu einem Compromiß hätte führen können. Damals waren außer den Demokraten noch eine bedeutende Anzahl der gemäßigten Republikaner für eine Verſtändigung, der Congreß opponirte ſich nicht, als das Amendement zur Verfaſſung, welches die Sklaverei aufhob, den legislativen Verſammlungen der Südſtaaten zur Sanction unterbreitet ward und die nothwendigen zwei Drittel Majorität erhielt, damit hatte man aber auch offenbar zugegeben, daß dieſe Verſammlungen wieder geſetzliche Exiſtenz gewonnen. Die Proteſte der Führer der radicalen Partei, Thaddeus Stevens und Summers, blieben unbeachtet und man ging ein auf die Frage der Wiederzulaſſung der Südſtaaten in die Union. In der langen Debatte, welche ſich hierüber in beiden Häuſern entſpann, gewannen indeß die republikaniſchen Tendenzen mehr und mehr Boden, man erzielte endlich eine Uebereinſtimmung durch das bekannte Conſtitutional-Amendement. Daſſelbe beſtimmte allerdings, daß Perſonen, welche in den Einzelſtaaten kein Stimmrecht hätten, auch für Wahlen in Bundesangelegenheiten daſſelbe nicht genießen ſollten, aber es ſchloß alle diejenigen von Staats- und Bundesämtern aus, welche früher der Union Gehorſam geſchworen und nachher doch der conföderirten Regierung gedient hatten. So gerecht dies im Princip ſein mochte,

Digitized by Google

so schwierig war es in der Ausführung, denn in den eigentlichen Südstaaten waren damit eigentlich alle Candidaten von irgendwelcher Bedeutung ausgeschlossen, in der That haben dann außer dem Süden auch die sogenannten Grenzstaaten dem Amendement ihre Zustimmung verweigert. Der Präsident trat seinerseits immer offener auf die Seite des Südens, er machte von seinem Begnadigungsrechte den umfassendsten Gebrauch, sanctionirte die Bildung von Regierungen in den Staaten der frühern Conföderation, verlangte vom Congreß die Zulassung von Senatoren und Abgeordneten derselben und setzte der Bill für Verlängerung der dem Freedmen-Bureau übertragenen Gewalt sein Veto entgegen. Aber hiermit nicht zufrieden, griff er seine Gegner auf das ungemessenste persönlich an, am Geburtstage Washingtons scheute er sich nicht auf offener Straße zu erklären, daß die Führer im Congreß Pläne gegen sein Leben verfolgten, auf einer Herbstrundreise durch die nördlichen Staaten, die er unternahm, um seinen erschütterten Einfluß herzustellen, erging er sich in den maßlosesten Invectiven gegen die Republikaner und klagte bei einer Gelegenheit den Congreß an, „as a usurping body, which represented only a section of the Federal Republic". Weit entfernt seiner Sache zu nützen, erbitterte er seine Gegner durch derartige Ausfälle noch mehr und beleidigte selbst seine bisherigen Anhänger. In den bald darauf folgenden Wahlen siegte in allen Nordstaaten die republikanische Partei, so daß er in dem zum März eintretenden neuen Congreß mehr als zwei Drittel Majorität gegen sich haben wird, ja selbst in der gegenwärtigen Versammlung ist die herrschende Partei stark genug, ihre Maßregeln gegen sein Veto durchzusetzen und wenn er in der Botschaft seinen Standpunkt starr festhält, so kann dies nur den Sinn haben, daß er ohne Hoffnung seine Sache durchzusetzen wenigstens den Ruhm der Consequenz ernten will.

Es ist indeß fraglich, ob ihm dies nicht theuer zu stehen kommen wird. Bereits im Herbst drohten seine Gegner laut mit Verfolgung und nach Zusammentritt des Congresses erhielt der Antrag Ashleys, „zu untersuchen, ob sich irgendwelche Beamte der Union des Hochverrathes oder andrer Vergehen schuldig gemacht", nur deshalb nicht die erforderliche Majorität von zwei Drittel, weil er als zu vag betrachtet wird, ein neuer Antrag, welcher darauf gehen soll zu untersuchen, ob das Verfahren des Präsidenten hinreichenden Anlaß zur Verhaftung giebt, wird wahrscheinlich angenommen werden, außerdem ist die Justizcommission des Hauses beauftragt, die Praxis bei Verhaftungsfällen festzustellen. Man wird bis März schwerlich über diese Präliminarien hinauskommen und die Entscheidung dem neuen Congreß überlassen. Die Verfassung besagt über diesen Fall folgendes, Art. II, Tit. 4:

„Der Präsident, Vicepräsident und alle Civilbeamten der Vereinigten Staaten sollen des Amts entsetzt werden, wenn sie wegen Verrath, Bestechung

Digitized by Google

oder anderer Staatsverbrechen und Vergehen verhaftet und überführt sind." Art. I, Tit. 1 und 3: „Das Haus der Repräsentanten soll allein das Recht der Verhaftung haben, der Senat allein soll in solchen Fällen entscheiden, in diesem Falle sollen die Mitglieder speciell vereidigt werden. Ist der Präsident der Vereinigten Staaten angeklagt, so soll der Oberrichter (Chief justice) präsidiren, niemand soll ohne eine Majorität von zwei Drittel der anwesenden Stimmen verurtheilt werden können. Das Urtheil soll nur gehen auf Amtsentsetzung und Unfähigkeit, irgendeinen Ehren-, Vertrauens- oder einträglichen Posten in den Vereinigten Staaten zu bekleiden, doch bleibt die verurtheilte Partei haftbar für andre Anklage, Proceß, Verurtheilung und Bestrafung nach dem Gesetze."

Diese Bestimmungen sind wenig eingehend und überlassen sehr vieles dem Ermessen des Hauses der Repräsentanten, sowohl hinsichtlich der Vergehen, wegen derer ein Beamter verhaftet werden soll, als hinsichtlich der Formen, nach denen man vorzugehen hat, die Urheber der Verfassung haben offenbar vorhergesehen, daß, da eine Verhaftung des Präsidenten etwas ganz Abnormes ist, auch jeder Generation ein gewisser Spielraum gelassen werden muß, nach bewandten Umständen zu verfahren. So scheint es diesmal die Absicht, den Präsidenten während des Processes von seinen Functionen zu suspendiren, was in der Verfassung nicht vorgesehen, aber dadurch begründet wird, daß Johnson gedroht, sich seiner Verhaftung mit allen Mitteln zu widersetzen. Es würde dies der erste Fall eines Hochverrathsprocesses gegen einen Präsidenten sein, nur fünf Fälle gegen andere Beamte sind überhaupt vorgekommen, merkwürdigerweise ist Johnson selbst der Urheber der letzten Verhaftung, indem er als militärischer Gouverneur von Tenessee den Richter Humphries anklagte, daß er in öffentlicher Rede das Secessionsrecht von der Union vertheidigt.

Wie erwähnt wird aller Wahrscheinlichkeit nach erst der kommende Congreß eine Entscheidung in dieser merkwürdigen Frage bringen, aber auch die übrigen sachlich weit gewichtigeren Maßregeln, namentlich die Reconstruction des Südens, die Zulassung der Farbigen zum Stimmenrecht und Aemtern und die Finanzpolitik, scheinen bis zum Frühjahr vertagt werden zu sollen. Das einzige Gesetz, was bis jetzt zu Stande gekommen, ist die District of Columbia Suffrage Bill, welche den Farbigen in dem washingtoner Regierungsbezirk Stimmrecht verleiht. Dies weist auf gleiche Maßregeln hinsichtlich der Südstaaten, welche die Majorität des Congresses zu Territorien degradiren will; ob es möglich ist, die 5—6 Millionen Weiße im Süden in permanenter Unterwerfung zu halten, wird die Zeit lehren, aber augenblicklich haben die Radicalen Macht, alles durchzusetzen. Das merkwürdigste politische Resultat des Krieges ist überhaupt die ungeheure Vermehrung der Macht des Congresses und die ihr entsprechende Verminderung der Macht des Präsidenten, bisher waren die begrenzten Functio-

Digitized by Google

nen der Bundesregierung sehr wesentlich in den Händen des letzteren, der Krieg dehnte die Macht der Centralgewalt sehr aus, Lincoln war zu einer Zeit so allmächtig wie Napoleon der Dritte, aber es war nur, weil er in Uebereinstimmung mit der großen Mehrheit der Bevölkerung regierte, die Johnson gegen sich hat. Die straffere Centralisation wird bleiben, aber sie wird nicht mehr von der Execution, sondern von der Legislation geübt werden. Staatssecretär Seward äußerte kürzlich gegen ein englisches Parlamentsmitglied: „Bei Ihnen geht die Tendenz vom parlamentarischen zum Volksregiment, bei uns umgekehrt vom Volksregiment, als dessen Repräsentant bisher der Präsident galt, zum Parlamentarismus."

Mehr Erfolg hat die auswärtige Politik des Präsidenten gehabt, denn wesentlich auf das Drängen Amerikas hat Napoleon sich zum Rückzuge aus Mexico verstanden und in der Aufrechthaltung der Monroedoctrin sind alle Parteien einig. Seit dem Siege des Nordens war das Experiment eines lateinischen Kaiserthums im Westen unrettbarem Untergang verfallen, aber die Anarchie scheint nach Abzug der Franzosen grauenvoll zu werden und es bleibt abzuwarten, ob die Vereinigten Staaten durch die Uebernahme einer Art von Protectorat dem Unwesen steuern werden, womit ihr Schützling Juarez bereits seinen Wiedereintritt in das unglückliche Land bezeichnet habe. Die Differenzen mit England haben im verflossenen Jahre keine Lösung gefunden, Lord Stanley hat sich zwar in der Alabamafrage entgegenkommender gezeigt als sein Vorgänger, aber auch er wird sich so wenig als irgendein anderer englischer Minister dazu verstehen können, einfach die amerikanische Entschädigungsforderung zu acceptiren, deren Betrag noch nicht einmal fest genannt ist, jedenfalls aber enorm sein muß.

Die glänzendste Seite des verflossenen Jahres für die Union bieten ihre Finanzen, doch ist dies ein so reiches und merkwürdiges Capitel, daß wir es uns für einen besonderen Artikel zurücklegen.

Digitized by Google

Zwei Schulmeisteroriginale aus altrömischer Zeit.

Die nationale Verflachung, der unerquickliche Kosmopolitismus, welcher im letzten Jahrhundert der römischen Republik alle Schichten der Gesellschaft mit hellenischer Tünche überkleidete, äußerte auch einen bedeutenden Einfluß auf Erziehung und Unterricht. Nicht genug, daß die griechische Sprache und die griechischen Wissenschaften sich als integrirende Bestandtheile der italienischen Bildung einbürgerten; auch auf den lateinischen Unterricht ging griechischer Geist und griechische Methode über. Die Häufung des Bildungsstoffes erzeugte eine Erweiterung der Disciplinen, eine Verlängerung der Lernzeit und eine Steigerung der Unterrichtsziele, und da überhaupt die Ausbildung des Körpers durch Gymnastik, die in Hellas so harmonisch mit der Cultur des Geistes Hand in Hand ging, bei den Römern nur als Vorbereitung zum Kriegsdienste getrieben wurde, so bekommt durch die vorwiegende Berücksichtigung der geistigen Ansprüche, sowie auch durch die Benutzung der griechischen Sprache als eigenthümlichen Bildungszweiges der damalige Unterricht manche Aehnlichkeit mit dem modernen und es verlohnt sich deshalb um so mehr, an ein paar durch auffallende Absonderlichkeit ausgezeichneten Lehrern aus dem Ende der Republik und der ersten Kaiserzeit auch die Verhältnisse, in welchen sich die Vertreter der Pädagogik der Schule und dem Leben gegenüber befanden, näher zu beleuchten.

In dem unruhigen Consulatsjahre Ciceros (63 v. Chr.) geschah es, daß aus dem ungefähr dreißig Meilen von Rom entfernten Benevent, einer schon damals durch Fruchtbarkeit der Gegend und belebte Straßenzüge in blühendem Zustande befindlichen Stadt Samniums, der Schulmeister Orbilius Pupillus nach der Hauptstadt übersiedelte. Berufungen von Professoren kannte man in jener Zeit noch nicht; alle Schulen waren Privatunternehmungen, um die sich die Stadt nicht kümmerte. Der Mann aus Benevent kam also jedenfalls nach Rom, um hier durch eine auf eigenes Risico etablirte Anstalt mehr Ruhm und Gewinn zu erzielen als in seiner Vaterstadt, wo wahrscheinlich, wie in Venusia, dem Geburtsorte des Horaz, die Söhne wichtigthuender Centurionen die Hauptrolle unter der Schuljugend spielten. Keineswegs war aber Orbilius ein Glücksritter nach Art seiner griechischen Collegen, die damals schaarenweise nach Rom strömten, um ihre Weisheit an den Mann zu bringen, welche auch bei immer stärker werdender Nachfrage genug Käufer fand. Orbilius hatte überdies keine Ursache, auf Fortunas Gunst zu bauen; er hatte eine schicksalsschwere

Digitized by Google

Vergangenheit hinter sich liegen und die Blüthe des Mannesalters bereits überschritten, denn er zählte genau funfzig Jahre; aber er brachte eine reiche Berufserfahrung mit. Seine Aeltern scheinen grade nicht in ärmlichen Verhältnissen gelebt zu haben, da Orbilius schon als Knabe mit großer Lust den Wissenschaften oblag; vielleicht trieb sein Vater ein einträgliches Handwerk. Aber eine entsetzliche Katastrophe vernichtete plötzlich des Knaben Jugendglück. Seine beiden Aeltern wurden, wie Sueton in seinen kurzen Biographien berühmter Grammatiker erzählt, an einem und demselben Tage ermordet. Da dies nicht bei einem räuberischen Ueberfalle geschah, sondern „durch die Arglist ihrer Feinde", so ist es leicht möglich, daß politische Motive zu Grunde lagen und daß der Vorfall mit den erbitterten Parteikämpfen vor dem Ausbruche des Bundesgenossenkrieges in Zusammenhang stand. Ob die Familie zufällig schon den Beinamen Pupillus, d. h. „Waise", „Mündel", führte, oder ob der junge Orbilius infolge seiner Verwaisung von seinen Landsleuten so genannt wurde, wissen wir nicht. Jener Schlag beraubte ihn wahrscheinlich aller Existenzmittel; denn er sah sich gezwungen, auf irgendeine Weise sein Brod zu verdienen, und da er kein Handwerk gelernt hatte, so übernahm er ein subalternes Amt im Dienste der städtischen Behörden, entweder als Lictor mit dem Stecken vor den hochvermögenden Zweimännern oder den Aedilen Benevents herschreitend, oder als beflügelter Amtsbote deren Befehle verkündend, oder — und dies ist wohl das Wahrscheinlichste — als Schreiber oder Rechnungsführer in der Kanzlei beschäftigt. In allen diesen Fällen war der Lohn ebenso gering als das Ansehen des Standes vor der Welt, und wenn sich in Rom nur Leute niederer Herkunft zu solchen Anstellungen drängten, so war es natürlich in einer Provinzialstadt nicht anders. Nur wenige Jahre kann Orbilius diesen friedlichen Dienst bekleidet haben, als er, vielleicht um das Jahr 90 v. Chr. zur militärischen Carrière überging. Ob dies aus freiem Entschlusse geschehen sei oder ob ein Aushebungscommissär ihn ausfindig gemacht habe, bleibt dunkel; beinahe möchte man sich aber für das Zweite entscheiden, weil seit Marius die Conscription in ganz Italien stattfand, weil sein kleines Amt ihm nicht Dienstfreiheit verschafft haben mag und weil zum Dienstelaß jeder Zeit eine reiche Geldspende für die mit der Aushebung betrauten Offiziere unerläßlich war. Als Vaterlandsvertheidiger diente der künftige Schulmonarch nach Sueton in Macedonien. Zu dieser Provinz gehörte aber auch Thessalien und es ist mehr als wahrscheinlich, daß er dort den zwischen 87 und 85 sich abspielenden Krieg gegen den pontischen Mithridates mitmachte. Er brachte es sogar hier bald zum Adjutanten des Legionsobersten, vielleicht weniger durch seine Tapferkeit als durch seine Federgewandtheit, da nun die Kanzlei des Commandirenden zu seinem Ressort gehörte. Sein Posten stand aber immer noch einen Grad unter dem Hauptmann, wenn er auch im Avancement vom Gemeinen an die zehnte

Digitized by Google

Stufe einnahm! Der Sold betrug also wohl höchstens das Doppelte des gewöhnlichen, d. h. damals etwa 100 Thaler und Orbilius legte deshalb bald seine Auszeichnung, einen mit zwei Hörnchen verzierten Helm ab, um — zur Cavalerie überzutreten, zu der er vielleicht eine besondere Passion verspürte, bei der ihm wenigstens die dreifache Löhnung winkte. Die Zeit, wo die Blüthe der aristokratischen Jugend sich zum Reiterdienst stellte, war damals längst vorüber. Die römischen Ritter wurden wohl noch vom Censor gemustert und hielten jährlich einmal einen glänzenden Paradeaufzug durch die Stadt; aber die Reiterei im Felde bestand lediglich aus Nichtrömern, besonders Kelten und Germanen, nebenbei auch aus italienischen Freiwilligen. Es war also eine sehr bunt gemischte Truppengattung und Orbilius mag sich in solcher Umgebung vereinsamter als je gefühlt haben und oft genug in trübe, bittere Stimmung gerathen sein. Seine Dienstzeit hätte eigentlich zwanzig Jahre gedauert. Es scheint aber doch, als ob sie auf irgendeine Weise verkürzt worden sei. Es heißt nämlich bei Sueton: „Nachdem er den Kiegsdienst überstanden, kehrte er zu den Studien zurück, mit denen er sich schon von den Knabenjahren an eifrig befaßt hatte (es läßt sich voraussetzen, daß er auch als Soldat an seiner Weiterbildung arbeitete!) und war lange öffentlicher Lehrer in seiner Vaterstadt, bis er endlich im funfzigsten Jahre nach Rom zog." Bei vollständigem Ausdienen der üblichen Jahre wäre schwerlich eine „lange" Zeit für sein Lehramt in Benevent übrig geblieben.

Als Orbilius nach Rom kam, hatte sich der Unterricht schon in verschiedene Stufen gespalten, wenn auch die Lehrziele der einzelnen Schulanstalten noch keineswegs fest standen. Auf den Elementarlehrer folgte der sogenannte Grammatiker und von diesem gingen die jungen Leute zum Professor der Rhetorik über. Orbilius ist lange mit Unrecht in jeder Weise herabgesetzt worden; er lehrte keineswegs die ersten Elemente des Lesens, Schreibens und Rechnens, sondern muß den wissenschaftlich gebildeten Grammatikern als Mittellehrern zugerechnet werden. Dennoch wird die Einrichtung seiner Schule ebenso einfach und den Gewohnheiten des Südens angemessen gewesen sein, wie die der niedrigeren Lehranstalten, d. h. er miethete sich außer seinem Logis eines jener luftigen Locale, die außerdem auch zum Ausstellen von Bildern benutzt zu werden pflegten und aus verandaähnlichen Vorbauen parterre oder auf dem flachen Dache bestanden, welche nach der Straße zu ganz offen waren. Von hier aus erschallten nun schon in der frühesten Morgenstunde zum Aerger der unerbittlich dadurch den Armen des Schlafes entrissenen Nachbarn die Stimmen der bei Lampenschein in buntem Chore recitirenden Schüler, unterbrochen von dem „Donnern" des „laut schreienden" Lehrers. Die Schule des Orbilius erwarb sich bald einen guten Ruf. Fünf Jahre nach ihrer Eröffnung ward der junge Horaz nach Rom gebracht. Sein Vater war in Erziehung desselben so gewissen-

Digitized by Google

haft, daß er nicht nur die besten Lehrer, deren sich kein Senators- oder Rittersohn schämen konnte, aussuchte, sondern auch selbst an Stelle des sonst zu diesem Zwecke dienenden Pädagogus oder Gouverneurs den Lehrstunden beiwohnte. Es gereicht also dem Orbilius zur Ehre, daß der ältere Horatius seinen Sohn ihm anvertraute und der Dichter nennt unter allen seinen Lehrern grade nur den Mann aus Benevent. Auch Domitius Marsus, ein bedeutender Epigrammendichter, genoß seinen Unterricht. Von Horaz erfahren wir nebenbei, daß Orbilius Pupillus nach allgemeiner Sitte seinem Unterrichte die lateinische Uebersetzung der Odyssee von dem merkwürdigen Poeten, Schauspieler und Schulmeister Livius Andronikus zu Grunde legte. Die roh gezimmerten und harten saturnischen Verse derselben wurden den Knaben vorgesprochen und dictirt, auswendig gelernt und in singendem Tone stehend wiederholt. Dabei sah der Lehrer nicht blos auf die Rechtschreibung, auf Grammatik und Metrik, sondern knüpfte auch an die Erklärung geschichtliche, mythologische, geographische Notizen. Ob Orbilius das philologische Gebiet überschritt und auch rhetorische Uebungen vornahm, wissen wir nicht; wenn wir es aber auch annehmen, so waren letztere gewiß nur propädeutischer Natur und beschränkten sich auf die ersten Versuche im Freisprechen und Stilisiren.

Trotz des rühmlichen Namens, den sich Orbilius bei den Zeitgenossen errang, hat ihn die Nachwelt zu einem abschreckenden Beispiel gestempelt, indem sie sich unter einem Orbilius einen allezeit schlagfertigen, gefühllosen Schultyrannen dachte. Und allerdings hat Sueton einen Vers von Domitius Marsus aufbewahrt, welcher lautet:

„Wen Orbilius einst mit Ruth' und Peitsche gezüchtigt",

und noch gravirender ist die Aeußerung von Horaz:

„Nicht als wär' ich ein Feind von des Livius Versen und wünschte
Alles vertilgt, was Orbilius einst unter Schlägen — noch weiß ich's —
Vordeclamirt dem Knaben."

Freilich trifft ein guter Theil des Vorwurfs den ganzen römischen Lehrerstand, der sich wie der griechische von dem Gebrauch der Ruthe und sogar der Peitsche viel zu versprechen pflegte. Prügelten schon die dem Sklavenstande angehörenden Hofmeister die ihnen anvertrauten Knaben oft bei dem geringsten Vergehen, so war es in der Schule gradezu Regel, dem Verständniß mit dem Stocke nachzuhelfen. Quintilian sagt: „Wiewohl es gewöhnlich ist und von Chrysippus nicht getadelt wird, daß die Lernenden geschlagen werden, so mag ich doch nichts davon wissen." Seine Gründe drangen jedoch nicht überall durch. Noch Martial nennt den Stengel des Gartenkrauts „das Scepter der Pädagogen" und schilt auf einen neben ihm wohnenden Lehrer, der vom ersten Hahnenschrei an seine Prügeltrachten auszutheilen pflegte. Ja, die ein-

Digitized by Google

zige Abbildung einer Schulstube, die wir aus dem Alterthum besitzen, ein herkulanisches Gemälde, stellt den Moment einer solchen Strafexecution dar. Niedergeschlagen sitzen drei Bildungsobjecte an ihren Plätzen, hinter welchen, augenscheinlich gelangweilt, wartende Hofmeister und Diener stehen und lehnen. Im Vordergrunde aber sauft die vergeltende Ruthe auf den Rücken eines Delinquenten herab, den ein vierter Mitschüler an den Armen über seinen Rücken gezogen hält, während der fünfte durch Emporheben der Beine die Kehrseite des Unglücklichen in eine prügelrechte schiefe Ebene verwandelt!

Was Orbilius betrifft, so kommen auch die sittlichen Zustände der Zeit in Anschlag, die in höchsten und niedrigsten Kreisen den schrecklichsten Verfall offenbarten und unfehlbar auf sein Schülerpublikum ihren Rückschlag äußern mußten. Die jüngeren Brüder jener Modeherren der catilinarischen Zeit mögen die Bubenstücke ihrer Vorbilder nur zu bald zu üben begonnen und beim Schwinden aller erziehenden Unterstützung von Seiten des Hauses den Lehrer oft bis zum Verzweifeln geärgert haben! Wenn solchen verzogenen, keine Autorität achtenden Burschen gegenüber Orbilius zum Stocke griff, so ist ihm dies wohl um so eher zu verzeihen, als er durch seinen langjährigen Militärdienst an strengen Gehorsam und pünktliche Pflichterfüllung gewöhnt war. Es wäre überhaupt vollkommen ungerechtfertigt, wollte man ihn deshalb zu einem Lehrer machen, der im Schlagen und Strafen ein Vergnügen, eine Art von Erholung gesucht habe, ungefähr so, wie der von Friedrich Jakobs in seinem classischen Brief an Döring geschilderte Professor oder wie der Schwabe Johann Jakob Häberle, welcher binnen eines halben Jahrhunderts über 900,000 Stockschläge und 24,000 Ruthenhiebe, 18,000 Maulschellen und Ohrfeigen und 1,115,800 Kopfnüsse ausgetheilt haben soll! Doch läßt sich auch nicht läugnen, daß die Herbigkeit der Lehr- und Wanderjahre in dem Charakter des Orbilius ihren Nachgeschmack zurückgelassen haben muß. Er war reizbar, kurzangebunden und von göttlicher Grobheit. Collegen, die andere Grundsätze als er befolgten und vertheidigten, nahm er auf das bitterste mit und wehe überhaupt jedem, der ihm zu nahe trat! Einst diente er als Zeuge gegen einen Angeklagten vor Gericht. Dessen Vertheidiger, der Vater des nachmaligen Kaisers Galba, wollte den ihm wohlbekannten Schulmeister verblüffen und sich stellend, als kenne er den Beruf desselben nicht, fragte er malitiös: „Was treibst Du und welches Handwerk hast Du gelernt!“ — „Ich pflege Bucklige im Sonnenschein zu frottiren!“ erwiederte barsch Orbilius; der Sachwalter war nämlich so mißgestaltet, daß schon ein anderer Zeitgenosse von ihm gesagt hatte, sein Geist habe sich ein schlechtes Quartier ausgesucht! Dagegen zeugt es wieder von seiner Ehrlichkeit ebensowohl als von wissenschaftlichem Sinne, daß er, wie Sueton berichtet, ein in falsche Hände gerathenes Werk des gelehrten Grammatikers Pompilius Andronikus wieder auslöste und unter dem Namen des Autors herausgab (was

Digitized by Google

ihm schon deshalb keinen Gewinn einbringen konnte, da die Buchhändler kein Honorar zahlten). Verschiedene Andeutungen Suetons beweisen auch, daß Orbilius mit mehren eigenen Schriften an die Oeffentlichkeit getreten ist, und wie er überhaupt in Rom zu Ruf würde gekommen sein, wie ihm Benevent, und noch dazu auf seinem Capitole, eine Statue errichtet haben würde, wenn er nur als qualificirter Stockmeister gewirkt hätte, ist schwer einzusehen. Wieland und viele, die ihm nachbeteten, hat daher über Orbilius ganz schief geurtheilt, indem er schrieb: „Orbil war ein abgedankter Soldat, der den Schulscepter aus Noth ergriffen hatte, als der Knabe Horaz bei ihm lesen und schreiben lernte. Wahrscheinlich reichte seine eigene Gelehrsamkeit nicht weit und er las mit seinen Schülern den Livius (Andronikus), weil es der Autor war, aus dem er selbst lesen gelernt hatte."

Die merkwürdigste Schrift des Orbilius war ohne Zweifel diejenige, in welcher er seine eigenen langjährigen Erfahrungen niederlegte, insbesondere über das Verhältniß der Schule zum Hause. Sie führte den bezeichnenden Titel „Der Vielgeplagte" und enthielt nach Sueton Klagen über die Kränkungen, die den Lehrern durch die Nachlässigkeit und Eitelkeit der Aeltern zugefügt würden, „ein Thema," sagt Gottl. Lange, ein Vertheidiger des Orbilius, „das in neuerer Zeit oft wieder behandelt worden ist und immer wieder behandelt werden wird, worin aber auch der Aufschluß über die Grämlichkeit manches wackeren Schulmanns liegt."

Orbilius war natürlich auch in seiner derben und geraden Weise gar nicht der Mann dazu, sowie es die durch die devote Schmeichelei und Heuchelei der Griechen verwöhnten Vornehmen wollten, sich zu geben oder sich in wegwerfender Weise behandeln zu lassen. So wird er sich denn durch Wahrheit und Offenheit manchen Verdruß zugezogen haben, den ein Geschmeidigerer und Gefügigerer vermieden hätte. Dazu kam, daß man wohl die Lehrer der Wissenschaften benutzte und bewunderte, aber im socialen Leben verachtete. Gelehrte Männer waren ja für Geld zu kaufen und wenn sie auch ungeheure Summen kosteten, so waren sie eben weiter nichts als Sklaven. Auch die Schulinhaber waren mit wenig Ausnahmen Freigelassene und nur Leute niedrigen Standes wagten es daher, sich ihnen beizugesellen und sich mit einem Berufe zu befassen, an dem auch, als einem Lehrgewerbe, ein Makel haftete. So schreibt selbst Cicero in seinem Werke über den Redner: „Aber (sagt man) das Lehren verträgt sich nicht mit der Ehre! Gewiß, wenn es wie in der Schule getrieben wird; wenn aber auf dem Wege des Ermahnens, des Ermunterns, des Fragens, — so weiß ich nicht, warum man nicht lehren wollte, falls man einmal dadurch die Leute besser machen kann." Orbilius erlebte es noch in seinem 69. Jahre, daß Cäsar die öffentliche Achtung des Lehrerstandes dadurch hob, daß er allen Docenten das römische Bürgerrecht ertheilte. Er selbst war

Digitized by Google

wohl seit dem Bundesgenossenkriege als Beneventer dieser Ehre theilhaftig geworden.

Endlich hatte es vielleicht Orbilius grade seinen eckigen Manieren mit Schuld zu geben, wenn er, wie Sueton erzählt, „mit größerem Rufe als Gewinn" lehrte. Ueberhaupt durfte ja der Mittellehrer weniger fordern als der Rhetor und des letzteren Ehrensold betrug zu Juvenals Zeit nicht ganz 150 Thlr. für jeden Schüler. Am besten fuhren wohl diejenigen, welche, wie der gewandte und artige Zeitgenosse und College des Orbilius: Antonius Gnipho, gar keine Uebereinkunft über das Schulgeld trafen, sondern dies der Liberalität der Aeltern anheimstellten. Orbilius kam wenigstens nicht dazu, sich einen Sparpfennig für sein Alter zurückzulegen und doch war es ihm beschieden, beinahe das hundertste Jahr zu erreichen! So docirte er denn fort, bis die Kräfte abnahmen und die Zahl der Schüler sich verringerte. Schon in der genannten Schrift erwähnte er, daß er „unter den Dachziegeln", also wahrscheinlich mehre Treppen hoch, wohne, als einer von denen, „welchem," wie Juvenal sagt, „allein vor Regen ein Dachstein Schirm verleiht, wo die zärtlichen Tauben nisten." Zuletzt verlor er sein treffliches Gedächtniß gänzlich, so daß ein Vers des spitzigen Jambendichters Furius Bibakulus lautete: „Wo ist Orbil, der Wissenschaft Vergeßlichkeit?" Wie es heute noch so oft geschieht, hatten die bitteren Erfahrungen des Vaters seinen Sohn dennoch nicht abgehalten, denselben Beruf zu wählen. „Er hinterließ einen Sohn," heißt es bei Sueton, „der ebenfalls Lehrer der Grammatik war." Es scheint, als habe Sueton die Bildsäule des Orbilius Pupillus zu Benevent sich selbst zeigen lassen; denn er weiß genau, daß sie auf der linken Seite des Capitols stand und daß der Gefeierte in sitzender Gestalt und im griechischen Mantel (wodurch man ihn wahrscheinlich als zur griechischen Gelehrten- und Philosophenzunft gehörig bezeichnen wollte) aus Marmor gebildet war, während zwei jener großen cylindrischen Schachteln, in denen die Bücherrollen verwahrt wurden, neben ihm standen.

Orbilius starb ungefähr ein Decennium vor Christi Geburt. Der zweite Schulmann, dem wir Beachtung schenken, wird grade zu unserer Zeitrechnung das Licht der Welt erblickt haben. Es liegen also zwischen der Zeit, wo Orbilius aufhörte zu wirken und seinem Auftreten als Grammatiker kaum funfzig Jahre. Wie mancherlei änderte sich dennoch in dieser kurzen Periode im Schulwesen! Hatten die Bürgerkriege am Ende des Freistaats auf alle literarischen Verhältnisse störend und hemmend gewirkt, so traten die Studien und wissenschaftlichen Interessen unter Begünstigung des Hofes bald so in den Vordergrund, daß geistige Cultur und Bildung schnell aufhörte das Besitzthum Weniger zu sein. Natürlich gewannen dadurch Schulen und Lehrer an Schätzung und Umfang. Der Unterricht wurde rationeller und schmiegte sich passender an die verschiedenen Altersstufen an. Besonders aber wuchs das Material, indem man,

Digitized by Google

von ſtümperhaften Ueberſetzungen abſehend, die Meiſterwerke der eigenen Literatur den Schülern vorlegte und Cicero, Virgil, Horaz und andere nationale Schriftſteller zu tractiren begann. Andererſeits freilich wurden dieſe Fortſchritte paralyſirt durch die wachſende Verderbniß und Charakterloſigkeit der häuslichen Erziehung. Die Blaſirtheit und Altklugheit der Jugend brachte den ungebundenen Ton des laſterhaften Hauſes mit zu dem Lehrer und ſtrebte auch bei vorhandenem Eifer immer mehr nach dem Genuſſe des prickelnden Schaumes als nach gründlicher Befriedigung des Wiſſensdranges. Beſonders ſchwärmte das Zeitalter für die öffentlichen Productionen einer ſophiſtiſchen Rhetorik und die Examenprobe des römiſchen Schülers war ein declamatoriſches Schauſtück. Viele Lehrer gingen aus Ehrgeiz oder Gewinnſucht auf die Thorheiten des Zeitalters ein. Namentlich zogen die Grammatiker die Künſte der Rhetorik in ihren Bereich hinein, ſo daß Quintilian ſagt: „Es iſt doch höchſt lächerlich, daß man einen Knaben nicht eher zum Lehrer der Declamirkunſt ſchicken zu dürfen glaubt, als bis er ſchon zu declamiren verſteht.“ Höchſt ungünſtig charakteriſirt die Nachgiebigkeit und Unſelbſtändigkeit der Lehrer Tacitus in ſeinem Geſpräche über die Redner. Nachdem davon die Rede geweſen iſt, daß die jungen Leute zu Hauſe und in der Schule von nichts ſprächen als von Schauſpielern, Gladiatoren und Pferden, fährt er fort: „Selbſt die Lehrer unterhalten ſich über keinen Gegenſtand häufiger mit ihren Zuhörern. Denn ſie ſammeln ſich Schüler nicht durch Strenge der Zucht, noch durch Beweiſe von Talent, ſondern durch antichambrirende Wohldienerei und durch den Köder des Schmeichelns.“

Ein recht auffallendes Beiſpiel für die Möglichkeit, in jener Zeit bei der niedrigſten Geſinnung und dem unſittlichſten Lebenswandel ſein Glück als Lehrer machen zu können, liefert der Grammatiker Quintus Rhemmius Fannius Palämon, deſſen Blüthe in die Regierungszeit der Kaiſer Tiberius, Caligula und Claudius fällt. Er ſtammte aus Vicenza im Venetianiſchen und war ein geborener Sklave. Die Arroganz und Zungenfertigkeit, welche er ſpäter entwickelte, ſtand vielleicht nicht außer Zuſammenhang mit ſeinen erſten Lebensumſtänden; denn die im Hauſe aufwachſenden Sklaven wurden theils von den Gebietern verhätſchelt, theils lernten ſie auch genau die Geheimniſſe und ſchwachen Seiten derſelben kennen und infolge deſſen war ihre Dreiſtigkeit und geſchmeidige Schlauheit ſprichwörtlich. Sein Herr, Rhemmius Fannius, ſcheint frühzeitig geſtorben zu ſein. Die Wittwe verkannte oder mißachtete die Fähigkeiten des jungen Burſchen und ſteckte ihn in die Spinnſtube, wo die Spinnmädchen die Spindel drehten und die Weberſchiffchen durch den Aufzug ſchwirrten, begleitet von zeitverkürzendem Geſang der Weber und Weberinnen. Die Erlernung der Weberei, einer Kunſt, welcher in der guten alten Zeit die Hausfrauen ſelbſt im Atrium obgelegen hatten, wird dem anſtelligen Palämon nicht ſchwer gefallen ſein. Wer konnte auch wiſſen, wozu ihm einſt dieſe Kenntniſſe nützen ſollten?

Digitized by Google

denn er lernte nichts umsonst in seinem Leben, dieser Egoist. Da geschah es aber, daß das Söhnlein des Hauses soweit heranwuchs, daß er zur Schule wandern mußte, und Palämon wurde seines Dienstes enthoben und dem Knaben zucommandirt, um diesem, der sich nach dem guten Ton nicht mit dem großen Pennale, das Bücherrollen, Schreibmaterialien u. dgl. enthielt, befassen durfte, als Träger desselben zu dienen. Als literarischer Handlanger seines Herrn bekam Palämon auch das Recht, unentgeltlich in dessen Unterrichtsstunden zu hospitiren. Hier ging ihm eine neue Welt auf und kein Schulmeister von Vicenza wird wohl einen wissensdurstigeren Zuhörer gehabt haben, als der Schnurrant Palämon war! Wir wollen dem eigentlichen Rhemmius Fannius nicht Unrecht thun; aber wir glauben doch darin nicht zu irren, daß er weniger lernte als sein Famulus. Dieser wurde übrigens einige Zeit später, vielleicht durch Testament seiner Herrin, freigelassen (wobei er den Familiennamen seiner Herrschaft der Sitte nach zwischen den Sklavennamen Palämon und den neu gewählten Vornamen Quintus setzte) und widmete sich ganz der Philologie. Nachdem er sich vielleicht schon in Oberitalien im Lehramte geübt hatte, zog er unter Tiberius nach Rom. Hier gewann er bald pädagogischen und wissenschaftlichen Ruf und galt endlich für den ersten Grammatiker der Residenz. Eine ungemeine Gewandtheit im Sprechen und ein großes Sachgedächtniß fesselte die Leute. Er war wohl im Stande, den unverschämten Anforderungen an die Gelehrsamkeit der Lehrer, welche Juvenal in seiner pikanten Satire aufzählt, entsprechen zu können. Außerdem verfertigte er aber auch Gedichte aus dem Stegreife und schrieb in verschiedenen künstlichen Strophenarten. In der Grammatik war er scharfsinnig und seine Eintheilung der Redetheile, wie seine Definition der Pronomina, Conjunctionen und Präpositionen wurden von späteren Grammatikern adoptirt. Auch scheint er der Erste gewesen zu sein, der die Interjection als besonderen Redetheil erkannt hat. Kurz, er galt als eine Autorität in seinem Fache. Als solche bezeichnet ihn auch Quintilian, indem er ihn neben dem berühmten Aristarch nennt, und Juvenal, indem er den Namen Palämon figürlich für die ganze Grammatikerzunft setzt und an einer Stelle von den überbildeten Frauen sagt:

„Ich hasse auch jene,
Welche mir immer von neuem die Kunst des Palämon abhaspelt,
Stets beachtend den Brauch und die regelnde Satzung der Sprache,
Als Altforscherin mir unerkundete Verse bereit hält,
Und Ausdrücke, von uns überhört, der altfränkischen Freundin
Tadelt. Dem Ehherrn soll Sprachschnitzer zu machen erlaubt sein."

Zu seinen Schülern zählte der Satiriker Persius und der edle Quintilian. Wenn dieser in seiner Anweisung zur Redekunst von einigen Schuleinrichtungen seiner früheren Lehrer spricht, so hat man volles Recht, dabei vorzüglich an

Digitized by Google

Palämons Schule zu denken. „Ich weiß," sagte er, „daß eine recht nützliche Sitte von meinen Lehrern beobachtet wurde, indem sie uns Knaben in Classen getheilt hatten und nun nach den Kräften des Geistes die Reihe des Vortrags bestimmten; so declamirte jeder an einem höheren Platze, je nachdem seine Fortschritte zuzunehmen schienen. Darüber wurden Urtheile ausgetheilt und es herrschte unter uns ein außerordentlicher Wetteifer um den Preis; Oberster der Classe zu sein, war das Herrlichste. Jedoch wurde der Beschluß nicht nur einmal gefaßt; der dreißigste Tag gab es dem Besiegten in die Hand, den Kampf zu erneuern. So wurde der Höhere durch den Erfolg nicht lässig und den Besiegten reizte der Schmerz, die Schmach von sich abzuwenden. So weit ich dem Urtheile meines Geistes traue, möchte ich behaupten, daß jene Maßregel einen kräftigeren Sporn für unseren wissenschaftlichen Eifer abgegeben hat als die Ermahnungen der Lehrer, die Aufsicht der Hofmeister, die Wünsche der Aeltern." Palämon hatte es um so nöthiger, seine Schüler nach Classen zu sondern, als er ungemein großen Zulauf gehabt zu haben scheint. Nach Sueton brachte ihm seine Schule jährlich 400,000 Sestertien oder 29,000 Thaler ein. Diese Summe ergiebt aber schon 200 Schüler, wenn man das von Juvenal genannte Honorar der Rhetoren für diesen Fall gelten lassen will; so hoch (2,000 Sestertien jährlich) darf man aber schwerlich greifen und man kann daher getrost seine Schülerzahl auf 300 stellen. Wir denken nun bei den Classen sogleich an getrennte Schulzimmer und ebenso viele Unterlehrer als Classen.

Wie man aber noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts bei uns oft mehre Schulclassen in einem Auditorium gleichzeitig unterrichtete, findet sich für jene Zeit keine Spur von geschiedenen Räumen; ja auch die Unterlehrer, welche allerdings erwähnt werden, erinnern mehr an die aus reiferen Schülern gebildeten Monitoren der lankasterschen Methode als an Collegen des Directors.

Es scheint, als ob der literarische und pädagogische Ruf unserem Palämon über den Kopf gewachsen sei. Er bekam allmälig einen so hohen Begriff von seinem Werthe, daß endlich seine Einbildung die zeitgenössischen Gelehrten mehr ergötzt als geärgert haben mag. Sueton hat uns einige Proben seiner thörichten Arroganz aufbewahrt. So soll er geprahlt haben, daß die Wissenschaften mit ihm auf die Welt gekommen seien und mit ihm auch untergehen würden! Auch rühmte er sich, daß ihn einst Straßenräuber nur um der Berühmtheit seines Namens willen verschont hätten (vielleicht glaubten sie eher, bei einem auf einer Ferienreise begriffenen Schulmeister sei nicht viel zu holen). Terentius Varro, den fleißigsten und gelehrtesten Römer (er soll 620 Bücher verfaßt haben!), welchen er wahrscheinlich wegen seiner Systemlosigkeit und seines altfränkischen Festhaltens am nationalen Römerthum haßte, wagte er geradezu mit dem Ehrennamen „Schwein" zu belegen. Endlich äußerte er — vielleicht doch nur in halbem Scherze! — schon Virgil habe auf ihn als den einstigen

Digitized by Google

höchsten Kritiker aller Poeten und deren Producte hingewiesen, weil nämlich in dessen dritter Idylle als Schiedsrichter des Wechselgesangs ein benachbarter Hirt, Namens Palämon, auftritt!

Diese Selbstüberhebung bildete jedoch noch nicht die schlimmste seiner Eigenschaften. Alle grobsinnlichen Neigungen der herabgewürdigten, sittlich erniedrigten Menschenclasse, welcher er ursprünglich angehörte, suchten in ihrer ganzen Gemeinheit Befriedigung, sobald der Erfolg in seiner Berufsthätigkeit die Mittel dazu bot. Er ergab sich allen Vergnügungen und Ausschweifungen, an denen das hauptstädtische Leben so widerlich reich war. An Unkeuschheit wetteiferte er mit den berüchtigtsten Roués, so daß wir das, was Sueton darüber berichtet, nicht wiederzugeben vermögen. Als besonderes Zeichen seiner Ueppigkeit und Verschwendung erwähnt derselbe Autor nur, daß er mehre Male am Tag sich zu baden pflegte, während hierzu eigentlich nur die Stunde nach der Siesta bestimmt war. Es bekommt diese Notiz erst ihr rechtes Licht, wenn man bedenkt, daß die zu jener Zeit mit der luxuriösesten Pracht ausgestatteten Thermen Orte der unsinnigsten Schwelgerei und Vergnügungssucht waren. Das warme, bei zu häufiger Wiederholung entnervende Bad selbst war eigentlich nur Nebensache. Am meisten kosteten die theuren Salben, die Zechgelage, die Rendezvous, und schon im Trinumus des Plautus legt der rechnende Sklave ein Hauptgewicht darauf, was wurde „verschmaust, vertrunken, versalbt, verwaschen in den Bädern". Kurz, wir müssen es dem Sueton glauben, daß Palämon nicht im Stande war, mit seinen Einnahmen aus der Schule seinen Aufwand zu bestreiten. Aber er wußte sich zu helfen, indem er sein industriell-speculatives Talent zu Rathe zog. Zunächst verwerthete er die in seiner Jugend erworbenen Kenntnisse im Webersache. Hatte seine Herrin in Vicenza, wie alle wohlhabenden Leute für den Hausbedarf spinnen und weben lassen, so errichtete er für weniger bemittelte Personen, die ihre Bedürfnisse kaufen mußten, eine Fabrik von Stoffen und fertigen Kleidern, die dann in mehren Magazinen in der Stadt zum Verkaufe standen. Doch damit begnügte er sich nicht. Wie mancher Präceptor suchte sich schon einen oft von der Concurrenz angefeindeten Nebenverdienst zu verschaffen, indem er die Lieferung des nöthigen Schreibmaterials für seine Schüler übernahm! Dies wäre für Palämon zu kleinlich gewesen; auch bemalte ja meist die Jugend nur die Rückseiten schon beschriebener Blätter! Er legte, wenn auch nicht eine Papierfabrik, so doch eine Appreturanstalt an, in welcher er eine bisher in einer Fabrik neben dem Amphitheater zu Alexandria in Aegypten gefertigte und danach benannte Papiersorte einer Umarbeitung nach eigener Erfindung unterwerfen ließ, wodurch das Papier aus einem Fabrikat vierten Ranges zur vorzüglichsten unter allen Sorten emporstieg. Plinius der Aeltere schreibt hierüber: „Der nächste Name, Amphitheaterpapier, stammt von dem Orte der Bereitung her. Dieses übernahm zu Rom die scharfsinnige

Digitized by Google

Werkstätte des Fannius, verdünnte es durch eine sorgfältige Zurichtung, machte es aus einer geringeren Sorte zum feinsten Papier und gab ihm den Namen (es hieß „das fannische"). Was eben nicht so umgearbeitet ward, blieb nach wie zuvor Amphitheaterpapier." Dieses Unternehmen mag ihm großen Nutzen gebracht haben; denn erst unter Claudius kam ein nach dem Kaiser benanntes Papier auf, welches nicht blos glatt und dünn war, sondern das fannische auch an Dichtigkeit übertraf.

Doch den besten Wurf that er vermöge seines praktischen Blickes durch eine ökonomische Speculation. Die Ländereien in der Nähe der Stadt standen damals niedrig im Preise und viele von ihnen waren auch durch Nachlässigkeit in der Cultur zurückgekommen. Nun hatte aber grade ein gewisser Acilius Sthenelus, ein Mensch von niedriger Herkunft, aber ein tüchtiger Landwirth, auf dem ungefähr fünf Stunden von Rom entlegenen Gebiet von Nomentum, wo eine treffliche Weinsorte wuchs, ein Landstück von sechzig Morgen durch sorgfältige Cultur so emporgebracht, daß er es für 29,000 Thaler wieder verkaufte. Palämon folgte diesem Beispiel und erwarb ein Landstück um 43,000 Thaler, worauf er nach der Theorie des Sthenelus den Weinbau begann. Wenn Plinius der Aeltere, dem wir auch diese Nachricht verdanken, meint, Palämon habe das Unternehmen aus reiner Prahlerei und nicht aus kühner Entschiedenheit angegriffen, so irrt er wohl darin, daß er die bei Palämon im Dienste des Egoismus stehende Energie unterschätzt. Der Erfolg war kein Zufall, sondern das Resultat kluger Berechnung. Genau den Sthenelus nachahmend im öfteren Umgraben des Bodens und Behacken der Pflanzen erzielte er von Jahr zu Jahr reichlichere Ernten und im achten Jahre verkaufte er die Weinlese, wie sie an den Reben hing, für 29,000 Thaler, also zwei Dritttheile des Gutspreises! Die Leute strömten zusammen, um die Unmasse der Trauben zu sehen — nach Sueton trug ein einziger Weinstock deren 365! — während die benachbarten Oekonomen ihrer eigenen Faulheit nichts vergebend die Erfolge des Palämon seinen gelehrten Kenntnissen zuschrieben, vielleicht sogar von geheimen Zaubermitteln munkelten! Zuletzt wurde der reiche Philosoph Annäus Seneka so lüstern nach dem Besitze des Grundstückes, daß er seinen tiefen Widerwillen gegen Palämon und den Aerger darüber, daß er demselben einen Triumph auch auf diesem Gebiete einräumen mußte, überwand, mit ihm über den Kauf in Unterhandlung trat und endlich 174,000 Thaler, also das Vierfache des ursprünglichen Kaufgeldes dafür bezahlte!

Daß Palämon zu der Zeit, wo Seneca als Gelehrter und Hofmann auf dem Gipfel seines Ansehens stand, noch lebte, beweist wenigstens, daß er sein Leben über funfzig Jahre brachte. So alt wie Orbilius wird er seiner Lebensweise nach schwerlich geworden sein und, wäre es geschehen, so hätte er wohl nicht in einer Dachstube geendigt. Palämon paßte zu allem mehr als zum

Digitized by Google

Lehrer und Erzieher der Jugend; ja die Kaiser Tiberius und Claudius hatten unverhohlen geäußert, er sei der Letzte, dem man Knaben und Jünglinge anvertrauen dürfe. Aber alles half nichts; die Menge ließ sich durch den Flitterschein seines Wissens blenden und Palämon, wenn er seine Memoiren geschrieben hätte, würde wohl nicht den Titel „der Vielgeplagte" gewählt haben, sondern vielleicht den passenderen: Mundus vult decipi!

Zustände und Aussichten in Oestreich.

1.

Das übliche Neujahrsgeschenk der östreichischen Regierung für ihre getreuen Völker ist auch diesmal nicht ausgeblieben. Der Minister Bach seligen Andenkens liebte es bekanntlich, mit der Verkündigung neuer Gesetze, ersehnter Reformen, mitunter auch unerwünschter Anleihen die Welt zum Jahresschlusse zu überraschen. Bei dieser Sitte ist es auch seither geblieben. Die Wiener Zeitung vom 31. December und der Monitеur vom 2. Januar, welcher Napoleons Neujahrsrede mittheilt, spannten regelmäßig die Neugierde aller Politiker und das erstere Blatt befriedigte sie auch gewöhnlich. Das Angebinde zu diesem Jahre besteht aus dem Wehrgesetze, welches auch in Oestreich ein Volksheer schaffen will, aus der Einberufung eines außerordentlichen Reichstages zur Regelung der Verfassungsfrage und aus dem Finanzberichte des Grafen Larisch, welcher in dürren Worten constatirt, daß im Jahre 1866 in „Galizien und Bukowina Hungertyphus, in Ungarn allgemeiner Nothstand herrschte, in Steiermark und Kärnthen die Verarmung in bedenklicher Weise zunahm, bei dem Ausbruche des Krieges nur Böhmen, Mähren und Schlesien steuerfähig waren, der Steuerausfall in den ersten fünf Monaten siebzehn Millionen betrug".

Zu politischem Grübeln wäre also ein reicher Stoff geboten. Aber nicht genug daran. Oestreichs Lage ist nachgrade ein Gegenstand europäischer Sorge geworden und wenn das Wort vom kranken Manne jemals Sinn hatte, in Bezug auf den Kaiserstaat trifft es zu. Der kranke Mann ist nicht fern in der Türkei zu suchen, im Herzen Europas hat er sein Schmerzenslager aufgeschlagen. Wer ehedem in Oestreich lebte, hörte wohl hier und da selbst von guten Patrioten, ja grade von den besten und wohlmeinendsten Männern den Staat

Digitized by Google

verfluchen und daß das wüste Conglomerat von Ländern und Stämmen bald zusammenbreche, wünschen. Aber das geschah leise, nur unter den vertrautesten Freunden und wurde geäußert, wie man eben Träume ausspricht, ohne die Ahnung möglicher Erfüllung. Daß sich laut und öffentlich der Gedanke eines zerfallenden Oestreichs kundgiebt, daß in einer politischen Versammlung in Wien der Kronprinz Rudolph als Romulus Augustulus bezeichnet, im böhmischen Landtage die Schlacht am weißen Berge als das größte Unglück der Nation dargestellt, die freie Fürstenwahl als ein praktisch wichtiges Recht proclamirt wird, mußte auch den Insassen der Hofburg den Schreckeff in die Glieder jagen, wenn man hier nicht Hoffen und Fürchten längst verlernt und das in den Tag Hineinleben zum Grundsatze angenommen hätte.

Was in Oestreich vorgeht, ist keine innere Frage mehr, ganz Europa ist daran interessirt und vor allem wir Preußen haben alle Ursache, mit der größten Aufmerksamkeit den Verlauf des Processes, — ist es ein Proceß der Neubelebung oder der Zersetzung? — zu beobachten. Mit dem reorganisirten Oestreich, das die Kraft zu existiren in sich selbst findet, können wir friedlich abrechnen und freundliche Beziehungen unterhalten. So weitverbreitet auch in Oestreich der Glaube ist, daß Bismarck auf den Verfall des Kaiserreichs speculire, jeder Preuße in Erbfeindschaft gegen Oestreich erglühe, so wenig ist derselbe doch in Wahrheit begründet. Unser Kampf galt Oestreich als dem Hort der deutschen Kleinstaatsmisère, galt seinen unberechtigten Ansprüchen auf die Herrschaft in Deutschland. Mit Oestreich, welches seinen Schwerpunkt nicht mehr außerhalb seiner Grenzen sieht, nur Culturinteressen mit Deutschland gemeinsam hat, drohen uns keine Conflicte. Dagegen sind wir uns dessen wohl bewußt, daß ein so gewaltiger Korper nur nach heftigen Zuckungen absterben kann. Gewinnen auch die leitenden Kräfte in Wien die Ueberzeugung, daß für den Staat die Wege der Regeneration verspernt sind, so werden sie noch einen und den andern Verzweiflungsstreich wagen, um auf dem alten gezwungen verlassenen Wege die Macht, wenn auch nur für kurze Zeit, wieder zu erringen. Solchem desperaten Streiche zu wehren, den Arm des Wahnsinnigen zu lähmen, ehe er uns verwundet, ist unsere Pflicht.

Wenn sogar das ultraconservative „Vaterland" das Bekenntniß ablegt, so wie bisher gehe es nicht weiter, so sind wir wohl des Beweises von der Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Zustände enthoben. Darüber ist alle Welt einig. Was aber an die Stelle des Alten treten soll, weiß niemand zu errathen, positive Rathschläge wagt niemand zu ertheilen. Wie häuften sich in früheren Jahren die Verfassungsprogramme, mit welcher Gewißheit proclamirte jede Partei die glänzendsten Erfolge für den Staat, wenn er ihre Grundsätze annähme. Jetzt weist man nur achselzuckend auf die Schwierigkeiten hin, welche sich der Constituirung des Gemeinwesens entgegenstellen, selbst politische Char-

Digitized by Google

latane verzichten darauf, an der östreichischen Verfassungsfrage ihre Kunst zu zeigen.

Soll etwa der Kaiser den Knoten einfach zerhauen, einen Staatsstreich wagen und im Namen der materiellen Interessen, die in dem ewigen Verfassungsstreite so furchtbar leiden, die absolute Gewalt an sich reißen? Im Anfange der funfziger Jahre erging man sich in allerhand Dictaturgelüsten, pries Louis Napoleon als nachahmungswerthen Helden; man verstand ihn aber nur in einem Punkte wirklich nachzuahmen, in dem brutalen Umsturze der Verfassung. In allem Uebrigen blieb es bei Velleitäten, die die Furcht vor der absoluten Gewalt bald in Verachtung verwandelte. Was damals nicht gelang mit verhältnißmäßig frischen Kräften, bei gehobenem Selbstvertrauen, matten, ruhebedürftigen Völkern gegenüber, damit kann man jetzt noch weniger durchdringen, wo nur ausgeschwitzte Staatsmänner und muthlose Politiker zu finden sind. Die vollständige Unfruchtbarkeit des Absolutismus von 1849—59 hat, es mag vielleicht paradox klingen, etwas Beängstigendes. Denn es brach sich derselbe nicht an dem zähen Widerstande, an der Opposition der Regierten: durch die Unfähigkeit der Staatslenker ging er zu Grunde. Eine Machtfülle, wie selten zuvor, war in ihren Händen angesammelt, selbst ein gewisser Schein des Rechts mangelte nicht. Inmitten der allgemeinen Zerfahrenheit, des Kampfes Aller gegen Alle konnte der höhere Staatswille nur durch greifbare Härte sich geltend machen. Aber diese rücksichtslose Zurückweisung aller Sonderrechte mußte durch das Angebot eines reichen Culturlebens gesühnt, durch materielle Vortheile ersetzt werden, was an Rechtsformen verloren ging. Zehn Jahre eines absolutistischen Regiments brachten jedoch nur ein Resultat: Theatralisch geputzte Gensdarmen, deren jeder für sich die Ehren von Geßlers Hute in Anspruch nahm.

Von dem Alpe einer absolutistischen Reaction, wie sie 1849—1859 herrschte, sind die östreichischen Völker befreit. Aber auch das einigende constitutionelle Band ist ihnen abhanden gekommen. Von dem Augenblicke an, wo wir uns überzeugten, der kremsierer Verfassungsentwurf sei einfach ein historisches Actenstück, für seine Verwirklichung erhebe sich keine Partei, sein Inhalt sei aus der Erinnerung ausgewischt, sanken unsere Hoffnungen, jemals eine constitutionelle Ordnung in Oestreich herrschend zu sehen. Unter den Protokollen des kremsierer Verfassungsausschusses stehen die Namen Lesser und Breßl, Hein und Smolke, Fischhof und Rieger, Pinka und Palazky, Jachimovicz und Ziemialkowsky friedlich neben einander. So gut ist es Oestreich nie wieder geworden, die Vertreter der verschiedenen nationalen und politischen Parteien haben sich seitdem nicht mehr zu einem gemeinsamen Werke verbunden. Die kremsierer Verfassung war ein ehrliches Compromiß zwischen Deutschen und Slawen, zwischen Föderalisten und Centralisten. Als der Verfassungsausschuß

Digitized by Google

— er hatte glücklicherweise sich erst nach dem Octoberaufstande constituirt — zusammentrat, war der revolutionäre Rausch bereits verflogen, der träumerischen politischen Phantasie von dem praktischen Verstande das Feld wenigstens theilweise abgewonnen worden.

Die Partei, welche in dem Kaiserreiche nur einen Haufen zusammengeworfener Werksteine sah, die sich bei neuen politischen Bauten besser verwenden lassen und deshalb den Haufen auseinanderschlagen wollte, hatte die Flucht ergriffen oder sich in verzagtes Schweigen gehüllt, die Anhänger des Hofes, die Beamten glaubten noch nicht, auch ohne Zugeständnisse mit der Revolution fertig werden zu können. Die extremen Meinungen nach rechts und links regten sich nicht, das Gefühl der Zusammengehörigkeit der einzelnen Provinzen und Stämme machte sich in hohem Grade geltend, man sah die Nothwendigkeit einer Einigung ein, weil namentlich kein außerdeutscher Stamm für sich hinreichende Lebenskraft besaß, man erkannte auch die Möglichkeit derselben. Das praktische Beispiel der Verträglichkeit bewies der kremsierer Reichstag und je länger er tagte, eine desto geringere Macht übten die anfangs so schroffen nationalen Gegensätze auf seine Beschlüsse aus. Die streng politischen Grundsätze des kremsierer Verfassungsentwurfs lassen sich nicht anfechten, sie trugen, um Dauer zu gewinnen, viel zu sehr die Spuren der achtundvierziger Stimmung an sich, sie waren zu stark von der betäubenden Märzluft durchzogen. Das Problem, innerhalb der durch die östreichische Staatsidee gebotenen Grenzen den einzelnen Nationalitäten und Provinzen gerecht zu werden, löste eben die kremsierer Verfassung vollkommener als jede spätere Constitution.

Doch was nützt die Trefflichkeit einer Verfassung, wenn sie nun einmal zu den begrabenen und vergessenen Dingen gehört. In Briefen, die zwischen den Mitgliedern des kremsierer Reichstags gewechselt wurden, hallte die Erinnerung an sie bis etwa in die Mitte der funfziger Jahre nach. Der alte wackere Viser in Linz gönnte wenigstens im Postscriptum der kremsierer Thätigkeit ein freundliches Wort, der viel zu früh verstorbene Pinka in Prag hielt das kremsierer Werk hoch in Ehren, auch aus Fischhofs, des Vielgeprüften und doch Ungebrochenen, Munde vernahm man ein billiges Urtheil, aber die große Masse des Volks, die spätere Generation der Politiker weiß nichts mehr von Kremsier. Die Czechen beeilten sich, zu ihrer unfruchtbaren föderalistischen Doctrin zurückzukehren, die Polen waren froh, auf eigene Faust wieder Intriguen schmieden und ihren Phantasien nachgeben zu können, die deutschen Liberalen in Wien, insbesondere die Helden des juridisch-politischen Lesevereins, hielten sich für viel zu vornehm, um einen Verfassungsplan, den sie nicht selbst geschaffen, zu stützen. Die Clique, die mit Bach gute Freundschaft pflegte und dann mit umgewendetem Rocke unter Schmerling diente, konnte es niemals verschmerzen, daß sie im Jahre 1848 zum Kegelschieben in Döbling und anderem still ländlichen Zeit-

Digitized by Google

vertreib verurtheilt war, während bloße Provinzler, in den Augen des echten alten Wieners untergeordnete Creaturen, das große Wort im Reichstage führten. Es mag conservativer scheinen, daß man auch nach dem Sturze des Absolutismus 1859 nicht an die achtundvierziger Vorgänge anknüpfte, es mag dem Organisationstalente der östreichischen Staatsmänner schmeicheln, daß jeder neue Verfassungsentwurf von der früheren Gestaltung des Landes absieht: in der Thatsache, daß der kremsierer Verfassungsentwurf ganz vergessen werden konnte, sehen wir nur den Beweis, daß das östreichische Gemeingefühl an Stärke verloren hat. Für den kremsierer Verfassungsentwurf stand die entschiedene Majorität der östreichischen Völker ein, für die Verfassungspläne, die in den letzten Jahren auftauchten, können immer nur Minoritäten gewonnen werden.

Zu den trefflichen statistischen Tabellen, welche Ficker vor vier Jahren (Bevölkerung der östreichischen Monarchie, Gotha, Pertbes) herausgegeben hat, fehlt eigentlich ein Supplementheft, welches die Verbreitung der centralistischen, dualistischen und föderalistischen Politik graphisch darstellte. Die schwersten Bedenken gegen die Durchführung irgendeines der letzthin gepriesenen Verfassungspläne würden dann erwachen. Der Centralisation, wie sie das Februarpatent verkündigt, sind nur die Deutschen und Ruthenen, bedingungsweise vielleicht auch die Rumänen in Siebenbürgen zugethan, also höchstens 39 Procent der Gesammtbevölkerung; 53 Procent (Magyaren und Slawen) stehen in leidenschaftlicher Opposition. Der Dualismus, die Trennung Oestreichs in zwei Hälften, in deren jeder wieder die Centralisation herrschte, kann wieder nur auf die Stimme der Magyaren und eines Bruchtheils der Deutschen, etwa 25 Procent rechnen, gegen den Föderalismus endlich würden sich die Deutschen, Magyaren, Ruthenen einmüthig erheben, also würde nahezu die Hälfte der Bevölkerung, wobei das Gewicht Wiens, der Einfluß des ungarischen Adels und die Traditionen des Hofes, die durchweg antislawisch sind, noch auf die Wagschale gelegt werden müssen. Diese Schwierigkeiten werden in tonangebenden Kreisen keineswegs übersehen. Eben weil kein Verfassungsprincip sich in Oestreich rein verkörpern läßt, weil es auf das Balanciren der verschiedenen Systeme vorzugsweise ankommt, konnte nicht der gewöhnliche Weg eingeschlagen, mußte das außerordentliche Ziel auch durch außerordentliche Mittel erreicht werden. Zu den letzteren rechnet man denn die Berufung des Herrn v. Beust aus dem sächsischen in den östreichischen Staatsdienst.

Oestreichische Journale ließen sich durch ihre Abneigung gegen alles Fremde zu der Frage verleiten: Was will Herr v. Beust von Oestreich? und waren indiscret genug, auch Verhältnisse zu berühren, welche die heiligsten Privatgefühle des Herrn v. Beust verletzen mußten. Wir begnügen uns zu fragen: Was soll Herr v. Beust in Oestreich? Daß wir das Porträt, welches officiöse Blätter von dem Vielgewandten, Vielduldenden entwarfen: Herr v. Beust in weißem

Digitized by Google

Friedenskleide mit dem Oelzweige in der Hand, nicht ähnlich finden, wird dieser selbst begreifen. Hätte er in Ischl und dann in Prag dem östreichischen Hof keinen andern Rath zu ertheilen gewußt, als: Liebet euch, Kindlein, und küsset die Hand, die euch züchtigt, so wäre ihm gewiß in höflicher aber entschiedener Weise die Thüre gewiesen worden. Herrn v. Beusts Rechtstitel war sein persönlicher Haß auf Bismarck, seine Ansprüche auf das höchste östreichische Staatsamt gründeten sich auf seine Lust und seine Fähigkeit, an Preußen Rache zu üben. Er hat wohl nicht in einen rothen Mantel gehüllt, bei fahlem Fackelscheine mit gezücktem Dolche eine Rachearie gesungen, er hat aber nichts gethan, um die von ihm gehegten Erwartungen zu zerstören, wenn man seine Tendenzen falsch auffaßt, die Irrthümer zu zerstreuen. Die Stimmung am Hofe ließ sich doch nicht mißverstehen. Man denkt daselbst etwa so, wie Hauptmann Vivenot sich die ganze Sachlage vorstellte. Nachdem Hauptmann Vivenot den preußischen Staat in seinem berüchtigten Buche über den Herzog von Sachsen-Teschen mit der Feder vernichtet hatte, wollte er ihm auch mit dem Schwerte Garaus machen. Er sammelte einzelne Versprengte und Marodeurs der östreichischen Armee, zog noch mehre Bauern an sich und führte an der Spitze dieser Bande, Landsturm genannt, in den böhmisch-schlesischen Grenzdistricten Krieg mit den Telegraphendrähten und Proviantfuhren. Auch Proclamationen streute er mit freigebiger Hand aus, in welchen er den unerhörten Frevel Preußens entbüllte. „Der Kurfürst von Brandenburg" wagt den Kaiser mit Fehde zu überziehen. Ob die böhmischen Bauern Vivenots Entsetzen theilten, wissen wir nicht, das aber ist uns genau bekannt, daß in den höchsten Kreisen das Wagniß Preußens gleichfalls als ein unerhörtes galt, als eine Auflehnung gegen die höhere Autorität angesehen wurde und daher der glorreiche Erfolg der Rebellion auf das tiefste verletzte. Oestreichs Niederlage erscheint nicht als ein Unglück, sondern als eine Schande, die um jeden Preis gelöscht werden müsse. Und bei einer solchen Stimmung soll die Mahnung, zu vergeben und zu vergessen, Eindruck gemacht haben? Die Freunde des neuen östreichischen Ministers können höchstens behaupten, daß auch noch andere Eigenschaften desselben zu seiner Berufung führten. Er kam mit den leitenden wiener Kreisen zu einer Zeit in Berührung, in welcher sich dieselben in ohnmächtigem Grimm verzehrten, was zu thun und zu lassen sei, platterdings nicht wußten. Sie erwarteten, den Herrn v. Beust noch rathloser und niedergeschlagener zu finden. Wie erstaunten sie, als sie in ihm nicht allein die Zuversicht zu sich selbst, den Glauben an seinen Stern ungebrochen entdeckten, sondern von ihm auch erfuhren, daß noch eine ganze Apotheke voll von untrüglichen Heilmitteln für Oestreich existire. Oestreich fehle nur der Muth, wieder groß und mächtig zu werden. Es müsse nicht alle Fragen und Gefahren wie bisher an sich kommen lassen, sondern ihnen herausfordernd die Stirne bieten, es müsse die Initiative

Digitized by Google

ergreifen, bei allen Actionen in erster Linie stehen, dann könne es nicht fehlen, daß es zur alten Herrlichkeit emporsteige. Es klage über seine Isolirtheit, sind denn aber nicht die depossedirten und auch die auf Wartegeld gesetzten deutschen Fürsten seine natürlichen Bundesgenossen, gebe es nicht tausend Mittel, um sich die Freundschaft Frankreichs zu sichern? Da sei die polnische Frage. Wenn man sie wieder in Fluß bringe, bereite man Preußen eine schwere Verlegenheit, erobere sich die Gunst der öffentlichen Meinung Europas, zwinge Frankreich aus der reservirten Stellung herauszutreten. Da sei die orientalische Frage. Man müsse Rußland die Sympathien der christlichen Bevölkerung in der Türkei abgewinnen, auf diese gestützt sich den Westmächten unentbehrlich machen. Kein Zweifel, daß diese für Oestreichs Cooperation sich erkenntlich beweisen werden. Es ist gewiß schnöder Undank, wenn Herr v. Beust für seine Rührigkeit von manchem mürrischen Altösterreicher mit dem Namen eines Farceurs beschenkt wird. Der Sorge können aber auch wir uns nicht entschlagen, daß der elastische Staatsmann dem schwerfälligen österreichischen Körper zu viel zumuthet. Durch die Theilnahme, die er den Polen widmet, hat sich Herr v. Beust allerdings den Dank der Ultramontanen gesichert und das Mißtrauen, mit welchem kirchliche Würdenträger anfangs den protestantischen Minister des kaiserlichen Hauses betrachteten, verscheucht. Die römische Curie hat bekanntlich mit der Bekehrung der orientalischen Christen kein sonderliches Glück. Was kann sie ihnen auch bieten? Einen pomphaften Cult? diesen besitzen die orthodoxen Griechen in ungleich reicherem Maße. Den wirksamen Schutz der Heiligen? Die griechischen Heiligen sind aber viel tractabler, sie lassen sich zwingen, ihren Verehrern zu helfen, stehen auf einem ganz vertrauten Fuße mit ihren Bekennern. Zum wenigsten soll aber die griechische Kirche nicht ausschreiten, nicht die Grenzen der lateinischen Christenheit einengen. Mit banger Furcht sieht die Curie das griechisch-orthodoxe Element in Polen vordringen. Wer es mit Polen hält, vertheidigt auch die Rechte der Kirche. Zur Sicherung seiner persönlichen Stellung bedient sich daher Herr v. Beust eines trefflichen Mittels, wenn er sich zum Gönner der Polen aufwirft. Gewiß hatte es aber auch gute Gründe, daß ein so eminent österreichischer Staatsmann, wie Graf Stadion, von der polnischen Wirthschaft nichts wissen wollte. Eine dauernde politische Agitation in Galizien ist mit dem wirthschaftlichen Ruine des Landes gleichbedeutend. Der Finanzminister mag Herrn v. Beust sagen, ob die ökonomischen Verhältnisse in Galizien so geartet sind, daß sie eine tiefere Störung vertragen können. Dann aber muß Herr v. Beust mit sich darüber fertig sein, ob Oestreich eine seiner größten und militärisch wichtigsten Provinzen verschenken kann.

Fühlen sich die Polen stark genug, um loszuschlagen, um Rußland und Preußen, wie Herr v. Beust hofft, eine ernste Verlegenheit zu bereiten, so werden sie auch die Bande, die sie an Oestreich knüpfen, zerschneiden. Wir fürchten aber

Digitized by Google

für den Ruhm des Herrn v. Beust, daß sie auch jetzt wieder den rechten Zeitpunkt übersehen, zu früh oder zu spät die ihnen zugemuthete Rolle zu spielen anfangen werden und die Verlegenheit nur auf Herrn v. Beust und den von ihm geleiteten Staat zurückwerfen. — Eine noch größere Vorsicht möchten wir ihm in der Behandlung der orientalischen Frage empfehlen. Denn mit Polen mag er in seiner früheren Stellung sich vertraut gemacht haben, schwerlich aber hatte er in Dresden Muße, die verschlagene List südslawischer Führer zu studiren. Wir bedauern Herrn v. Beust, wenn es wahr ist, was die Zeitungen verkündigen, daß er die thatkräftige Politik Oestreichs im Orient mit der Unterstützung der katholischen Bosniaken beginnt. Das ist der kürzeste Weg, das Mißtrauen der griechisch-katholischen Bevölkerung — und diese giebt den Ausschlag — zu wecken. Wir würden ihn aber noch mehr bedauern, wenn er wirklich von Garaschanin und Marinovich sich in das Schlepptau hätte nehmen lassen und Serbiens Forderungen an die Pforte unter Oestreichs Schutz nehmen wollte. Frankreichs Wohlwollen kann sich Herr v. Beust damit erkaufen, denn beide Männer sind Frankreichs anerkannte Schützlinge, haben ihren Feldzugsplan längst in Paris verabredet. Schwerlich wird es aber zu Oestreichs Vortheil ausschlagen, wenn auch unter seine südslawische Bevölkerung der Keim der Agitation geworfen, die Gravitation nach Belgrad noch stärker wird, als es schon jetzt der Fall ist. Schwerlich wird es Oestreich kräftigen, wenn die Magyaren zu einem Verzweiflungskampfe getrieben werden, um sich der Einschnürung durch slawische Staaten zu entziehen. Es giebt keinen ungarischen Politiker, der nicht die größte Gefahr für sein Vaterland in der Zerstückelung der Türkei, in der Erweckung selbständiger südslawischer Staatskörper erblickte. Herr v. Beust fand freilich erst lange nachdem er das Ministerium angetreten hatte, Muße, sich in den ungarischen Angelegenheiten zu orientiren, diese Thatsache aber, daß die Ungarn alles eher dulden werden als die Schöpfung eines Mittelpunktes für die südslawische Agitation, war ihm gewiß nicht unbekannt. Kein östreichischer Staatsmann wird mit verschränkten Armen zusehen, wenn die türkische Erbschaft zur Vertheilung kommt, aber kein östreichischer Staatsmann, der nicht ganz und gar der Lust zu intriguiren verfallen ist, wird noch bei Lebzeiten des Erblassers die Hand auf ein Beutestück ausstrecken. — Der Sieg der nationalen Politik in Italien und Deutschland hat Oestreich blos auf seine natürliche Machtsphäre zurückgewiesen. Der Triumph derselben im Osten würde den Kaiserstaat auseinandersprengen. Die Nachrichten, daß Herr v. Beust den Ungarn günstig gesinnt sei und daß er ein kräftiges Protectorat über die christlichen Stämme in der Türkei führen wolle, widersprechen einander. Thut er das Eine, so muß er das Andere lassen. Der Ausgleich mit Ungarn ist aber nicht allein dringender, sondern auch möglicher als der Gewinn einer festen Position im Orient. Die östreichischen Finanzen wissen davon zu erzählen,

Digitized by Google

was dem Staate der unüberlegte Streich des Fürsten Schwarzenberg, den montenegrinischen Protector spielen zu wollen, kostete. Der Ausgleich mit Ungarn ist möglicher, aber nicht wahrscheinlich, wenn die Einberufung des außerordentlichen Reichstages nach Wien das letzte Wort ist, welches die Regierung in dieser Sache zu sprechen weiß.

Wir begreifen, daß die Regierung nach einem Ausweg suchen mußte, um aus der unseligen Lage, in welcher sie sich seit einem Jahre befand, herauszukommen. Das Februarpatent, das gestehen auch seine Vertheidiger ein, hat nur taube Frucht getragen, das Sistirungspatent war eben nur der Ausdruck absoluter Rathlosigkeit. Bei letzterem konnte man nicht länger bleiben, zu ersterem nicht füglich wieder zurückkehren, nachdem außer den Czechen auch die Polen und die deutschen Autonomisten dem Februarsystem untreu geworden sind. Die Regierung mußte also einen Staatsstreich wagen. Daß sie dieses aber nur in verschämter Weise that und nicht den Muth zu einem unverschämten Staatsstreiche fand, ist in ihrem und vielleicht auch im Interesse des Staates zu beklagen. Es wird ihr auch nicht der geringste Vorwurf erspart, sie kann sich aber über den Vorwurf nicht durch irgendeinen erreichten Vortheil trösten. Sie läßt die Landtage nach den Grundsätzen des Februarpatents zusammentreten, stellt es aber den Landtagen frei, ob sie die Abgeordneten zum Reichstage entweder aus den Gruppen der Großgrundbesitzer, Städte, Industrieorte, Landgemeinden, wie es die Februarverfassung vorschreibt, oder einfach aus der Landtagsmitte, wählen wollen. In diesem Belieben liegt der Rechtsbruch. Es wird dadurch keine beiläufige Bestimmung des Februarpatents, sondern sein Eckstein umgestoßen, das Princip der Majoritäten, welches die Februarverfassung sorgsam vermieden hatte, durch ein Hinterpförtchen verstohlen und heimlich eingeführt. Hätte die Regierung directe Reichstagswahlen ausgeschrieben oder wenigstens auch bei den Landtagswahlen gleiches Recht für alle proclamirt, so würde sie ein klares und vielbestechendes Princip verwirklicht haben. Den Anhängern der Februarverfassung wäre das Protestiren erschwert worden, denn das Majoritätssystem besitzt nach constitutioneller Lehre den Vorzug vor dem Gruppensystem und den Ungarn hätte sich die Ueberzeugung deutlich eingeprägt, daß ihrem Parlamente eine wirkliche unverfälschte Volksvertretung gegenüberstehe. Jetzt hat die Regierung nur das erreicht, daß die Polen und Czechen etwas weniger unzufrieden sind als früher, wogegen unter den Deutschen und Ruthenen die Mißstimmung den höchsten Grad erreicht hat und die Ungarn über den halbwüchsigen Reichstag verächtlich die Achseln zucken. Die Tendenz des Ministeriums bei der Veränderung der Wahlordnung war offenbar, dem augenblicklich mit dem Adel verbundenen slawischen Elemente das Uebergewicht im Reichstage zu verschaffen. Wie stimmt das wieder mit dem Wunsche, die ungarische Angelegenheit endlich zu regeln, zusammen? Die Czechen,

Digitized by Google

wenn sie consequent sind, müssen für die Theilung des ungarischen Reiches in vier oder gar fünf nationale Staatsgruppen stimmen. Neigt sich die Majorität dieser Ansicht zu, so reicht das hin, um das radicale Element in Ungarn wieder in die Höhe zu bringen, es genügt aber nicht, um die widerspenstigen Magyaren zu bändigen. Denn dann werden nicht nur die deutschen Demokraten wie im Jahre 1848, sondern auch die Conservativen gegen die Regierung auftreten und ob in der Armee, die an und für sich streng centralistisch gesinnt ist, die Lust groß sein wird, für die problematischen Figuren einer Slowakei, Magyarei, Walachei u. s. w. zu kämpfen, steht dahin. Hält die Regierung, wie noch immer behauptet wird, an einem dualistischen Programme fest, so hat sie durch den Ausschluß der Deutschen ihrer natürlichsten Bundesgenossen sich beraubt. Zwar hat der Dualismus unter den Deutschen bis jetzt nur wenige zerstreute Anhänger; überzeugen sie sich aber, daß die Centralisation nicht durchführbar sei, so werden sie doch noch eher zum Dualismus sich bekehren, als dem slawischen Föderalismus huldigen. Sie wollen freilich überhaupt nichts von dem außerordentlichen Reichstag wissen, denselben nicht beschicken. Die Demonstration wäre imposant, wenn in den rein deutschen Provinzen Einmüthigkeit herrschte. Sie ist auch nur in diesem Falle anzurathen. Können sich die Deutschösterreicher nicht einigen, bleiben die Deutschen in Böhmen und Niederösterreich bei der Weigerung, fügen sich dagegen die Steiermärker und Tiroler, dann wäre es besser gewesen, die Deutschen hätten nie mit dem „Nessuno" gedroht. Die Schule, die eine Minorität durchmachen muß, bleibt ihnen in keinem Falle erspart. Es ist eine harte, aber besonders für die Deutschösterreicher heilsame Schule.

A. S.

Neueste Romanliteratur.

Während das Jahr 1865 auf diesem Felde eine Anzahl Werke von bleibender Bedeutung zu Tage gefördert hat, wird von den 1866er Erzeugnissen das Meiste (eine glänzende Ausnahme davon macht das reizende jüngste Kind der reuterschen Muse) schon nach wenigen Jahren der Vergessenheit anheimgefallen sein. Je massenhafter — wie dies bereits in einer der letzten Nummern hervorgehoben wurde — die Production gewesen war, um so betrübender fällt uns die fast durchgängige Mittelmäßigkeit des Gebotenen auf. Indessen das Vorzügliche kann nicht immer neu, das Neue nicht immer vorzüglich sein und auch die bescheidenen Pflänzchen, die nur auf eine geringe Weile sich selbst und den Garten schmücken, dürfen auf flüchtige Beachtung Anspruch machen; während man andrerseits vom Unkraut, auch wo es in unscheinbarer Gestalt aufwuchert, die Beete säubern soll. Aus diesem Gesichtepunkte werfen wir einen Blick auf einige der jüngsten novellistischen Producte.

Immer zunehmenderer Beliebtheit erfreut sich die Feuilletonnovelle, die in kurzen pikanten Zügen den bequemen Leser der Neuzeit alltäglich oder allwöchentlich, je nach dem Verhältniß seines Bedürfnisses, zu amüsiren weiß. Einige Wenige haben sie wahrhaft künstlerisch zu gestalten gewußt; unter ihnen steht

Digitized by Google

Paul Heyse obenan, dessen letzte Erzählung: „Auferstanden“ in der Gartenlaube mit seinen elegantesten früheren Schriften wetteifert. Sonst pflegen diese Geschichtchen die kurzlebigsten aller Eintagsfliegen zu sein, unter deren Schwarme freilich auch manches verloren geht, das eines längeren Lebens nicht unwerth wäre. Dahin rechnen wir z. B. eine kleine Sammlung

Novellen von L. Rosen. Detmold, Meyer,

deren Verfasser zwar noch etwas schülerhaft durch freundliche Schickungen des Zufalls jede sich irgendwie aufthürmende Schwierigkeit und Bedenklichkeit klüglich zu entfernen weiß, sich jedoch durch originelle Erfindung und hübsche Darstellungsweise bereits vortheilhaft auszeichnet und bei größerer Vertiefung in Charakter- und Weltstudien im Stande sein wird, auf diesem Felde recht Gutes zu leisten.

Einige hübsche kleine Dorfgeschichten ähnlicher Art finden sich bei

Riendorf, Contraste der Gegenwart; Skizzen aus dem deutschen Culturleben. Berlin, Springer,

als Zugaben unter einer Partie kleiner Aufsätze, die zur Hebung bäuerlicher und kleinbürgerlicher Verhältnisse auf dem Gebiete der socialen und politischen Bildung bestimmt sind. Hätte das Buch statt seines wunderlichen Titels die einfache Ueberschrift: „Bilder aus dem Leben eines preußischen Landwirths“, so würde es mit seiner gesunden, einfachen Darstellungsweise bald sein geeignetes Publikum und den verdienten guten Erfolg erlangen. —

Angstvoll suchten früher unsere Mütter nach passender Lectüre für ihre heranwachsenden Töchter; jetzt, seit Tauchnitz seine Collection of british authors erscheinen läßt, wählen sie unbedenklich jedes Buch daraus, dessen Autor das Glück hat, sich mit der Paßkarte „Miss“ legitimiren zu können, und der unermeßliche Absatz, dessen diese Literatur sich beim letzten Feste zu erfreuen hatte, zeigt aufs neue, wo das gelobte Land liegt, zu dem man in dieser Hinsicht das höchste, ja fast ausschließliche Vertrauen hegt. Doch sind wir in der Lage, ihnen auch aus deutscher Feder wenigstens ein anziehendes Büchlein für ihre Zwecke empfehlen zu können, nämlich:

Still und bewegt. Ein Lebensbild von Amalie v. Klausberg. Jena, Mauke.

Schilderung eines edlen Mädchencharakters, die, wenn sie an realistischer Treue jenen englischen Erzeugnissen nachsteht, dafür eine idealistische Seite anschlägt, welche um so vernehmlicher und harmonischer in unserer deutschen Brust wiederklingt und in ihrer freundlichen Einfachheit jedenfalls besseres Vorbild darbietet, als die frömmelnden Erbauungsnovellen, für deren Hervorbringung neuerlich auch bei uns so manches Treibhaus entstanden ist.

Uns Männern hat das verflossene Jahr eine Anzahl „historisch-politischer“ Tendenznovellen beschceert. Auf diesem Gebiete sehen wir namentlich Schmidt-Weißenfels thätig, freilich nicht immer mit gleichem Glücke. Interessant ist seine kleine Skizzensammlung:

Hinter Schloß und Riegel. Hundert Jahre französischer Geschichte in den Gefängnissen. Berlin, Seebagen.

Ein sehr dankbarer Vorwurf: was wären unsere modernen Novellisten, Scott und Dumas obenan, ohne die Gefängnisse? welcher ihrer Romane hätte nicht seine spannendsten Effecte in den Kerkerscenen? Der Verfasser führt uns in diese wichtige Maschinerie der Romantik mit der planvoll durchgeführten Absicht ein, die Strafe des Gefängnisses und das Loos der Gefangenen unter richtige Gesichtepunkte zu fassen und zu einer brennenden Frage unserer Zeit zu machen. Auf den Namen „Geschichte“ können diese vielfach durchaus nicht nach den authentischsten Quellen berichteten Erzählungen nur in beschränkterem Sinne Anspruch machen, auch führt den Verfasser der Eifer für seine Sache

Digitized by Google

stellenweise zu weit. So kann doch sicherlich die Verurtheilung Neys nur unter bedenklichster Verwirrung aller Rechtsbegriffe ein „politischer Mord" genannt werden. Abgesehen von solchen Einzelheiten muß man zugestehen, daß der Verfasser nicht nur etwas Interessantes, sondern auch Verdienstliches geliefert hat.

Weit minder gelungen ist sein neuestes Buch:

Polignac. Historisch-politischer Roman in zwei Bänden. Ebendaselbst.

Schmidt-Weißenfels bekämpft hier die Willkür und Gewaltthätigkeit des Absolutismus, indem er uns das französische Ministerium der Preßordonnanzen und dessen Gegner darzustellen versucht. Aber ein deutliches Bild von den damaligen Zuständen Frankreichs erhalten wir nicht, namentlich nicht von dem französischen Geiste, der jene Tage durchsprüht. Was wir zu erkennen vermögen, ist nur die Absicht, mit Gedanken, die in steif geschnittenen Schablonenfiguren verkörpert sind, einen Kampf gegen gewisse Zustände unsers Vaterlandes einzugehen, der in dieser Gestalt größtentheils bereits zum Anachronismus geworden ist. Keine rührigen, praktischen Franzosen bevölkern dieses Buch, sondern fast nur schwerfällige Ideologen, deren Deutschthum sich auch äußerlich so wenig verläugnet, daß einer unter ihnen, Graf Quémont, seinen zum Constitutionalismus umgeschlagenen Sohn einen „Schwärmer Marquis Posa" nennt. Das Buch ist ein in bester Absicht unternommener, aber in der Ausführung verkümmerter Versuch. Die Skizzen aus dem Leben der Heimath, die der Verfasser in einem früheren Werke mit geschickter Hand gezeichnet hat, sind jedenfalls das geeignetere Feld für seine Thätigkeit.

Zum Schluß wenden wir den Blick auf eine Tendenzschrift wider den Katholicismus, deren Titel anziehend genug klingt:

Verlorene Seelen. Roman in 3 Bänden von Leo Wolfram, Verfasser der Dissolving views. Berlin, Janke.

Der Autor klagt über die Schwierigkeit, für unser jetziges verwöhntes Publikum einen pikanten Romananfang zu bieten, findet ihn indessen glücklich in einer schlüpfrigen Situation. Doch wird der Leser, den der Anfang gewinnen sollte, bald ernüchtert. Das wäre nicht schlimm, wenn nur das übrige Buch nicht zu sehr mit langweiligen theologischen Streitigkeiten angefüllt wäre, die wiederum in ihrer Seichtheit und Unzulänglichkeit den tiefer Gebildeten abstoßen. Die beiden verlorenen Seelen sind: weiblicherseits eine Dame, die, um sich scheiden zu lassen, Protestantin wird und als angehender Freigeist sich besonders mit Läugnung der persönlichen Unsterblichkeit hervorthut; männlicherseits ein Geistlicher aus vornehmer Familie, der durch naturwissenschaftliche Studien seinem Stand entfremdet, in demselben doch unter allerhand Schwankungen verharrt, bis seine Oberen, da sie ihre Hoffnung, sein Erbe zu erschleichen, vereitelt sehen, ihn unter lügnerischen Vorspiegelungen in ein Kloster locken und dort als Sträfling gefangen halten; dies endlich bewirkt, nachdem es ihm gelungen, zu entkommen, seine Bekehrung zum Protestantismus und die Vermählung mit der andern „verlorenen Seele". Die Geistlichkeit stiehlt in diesem Buche kostbare Diamanten und schiebt dafür geringere unter; sie dingt den ersten besten Lump, um zu einer gläubigen Christin die Geisterstimmen ihrer verstorbenen Aeltern reden zu lassen und das Mädchen dadurch zu einer unnatürlichen Ehe zu bestimmen; versteht sich, wieder um Geld zu erpressen, — und dgl. mehr. Wer solche selbstgemachte Strohpuppen verbrennt, hat freilich leichtes Spiel, aber in Wahrheit fehlt ihm von den realen geistigen Mächten, über die der Katholicismus gebietet, jeder Begriff und er besitzt daher für die Bekämpfung desselben den allergeringsten Beruf. — Die Entwicklung ist nachlässig und erfordert beständige Einschaltungen und Nachträge; der Stil ist unrein, mit Fremdwörtern und Provincialismen gleichsam gespickt. — d.

Verantwortlicher Redacteur: Gustav Freytag.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bestellungen auf die im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin erscheinenden

Preußischen Jahrbücher

herausgegeben von

Heinrich von Treitschke

werden in allen Buchhandlungen und bei allen Postanstalten angenommen. Der Preis eines Bandes von 6 monatlich erscheinenden Heften ist 3 Thaler.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben von **Friedrich von Raumer.**

Vierte Folge. Siebenter Jahrgang. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Heinrich der Löwe. Geschichte, Sage und Poesie. Von Hans Prutz. — II. Der Kampf der Fürsten gegen die Städte in den Jahren 1449 und 1450. Von Theodor von Kern. — III. Ueber die Studien Winckelmann's in seiner vorrömischen Zeit. Von Karl Justi. — IV. Dr. Karl Friedrich Bahrdt. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Aufklärung von Gustav Frank. — V. Der lütticher Executionszug 1789 und 1790. Ein Beitrag zur Geschichte vom Untergange des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation von L. H.

In dem vielseitig interessanten und bedeutenden Inhalt des soeben erschienenen 37. Jahrgangs dieses bekannten Sammelwerks ist dem Forscher neue und werthvolle Ausbeute, allen Freunden geschichtlicher und culturhistorischer Darstellung eine genußreiche Lektüre geboten.

Der erste bis dreißigste Jahrgang des Historischen Taschenbuchs (1830—59) kosten zusammengenommen, statt 68 Thlr. 5 Ngr., im ermäßigten Preise nur 25 Thlr., jede der drei Folgen (à 10 Jahrgänge) 10 Thlr., einzelne Jahrgänge 1⅓ Thlr. Von der vierten Folge kostet jeder Jahrgang 2½ Thlr

---

Zeitschriften für 1867

aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

4. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen. Vierteljährlich 2½ Thlr.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Robert Prutz und Karl Frenzel.

8. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen. Vierteljährlich 2½ Thlr.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Neue Folge. Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

8. In halbmonatlichen Heften von 5 Bogen. Jedes Heft 6 Ngr.

Vorstehende Zeitschriften gehören zu den geachtetsten und gediegensten der deutschen Journalliteratur und sind jedem Lesecirkel, jedem vom gebildeten Publikum besuchten öffentlichen Local als Lektüre zu empfehlen. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern. Probenummern sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Dr. K. Brunnemann,

Geschichte der nordamerikanischen Literatur.

8°. brochirt. — 20 Ngr.

Dieses Werk ist keineswegs eine trockene Aufzählung dessen, was Amerika auf dem Gebiete der Literatur hervorgebracht hat, sondern es entrollt in lebendiger Darstellung vor dem Auge des Lesers ein treues Bild der allmähligen literarischen Entwicklung des grossen Landes jenseits des Oceans, und bietet so auch denen, die sich nicht gerade mit literar-historischen Studien befassen, eine angenehme und zu gleicher Zeit unterhaltende und belehrende Lectüre.

Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

XXVI. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 4.

Ausgegeben am 18. Januar 1867.

Inhalt:

Der Miantonomoh . . . . . Seite 121
Bayrische Landes- und Volkskunde 130
Die neue Anthologie der Wissenschaften, Literatur und Künste in Italien 145
Aus Prag 151
Vor den Reichstagswahlen 155
Literatur 159

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(F. W. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Miantonomoh.

Für den Freund des Schönen bietet die Art, wie das Seewesen in den letzten Jahrzehnten sich entwickelt hat, trotz aller seiner technischen Vervollkommnung wenig Erfreuliches. Die stolze Pracht des Segelschiffes früherer Zeiten ist zum großen Theil verschwunden: die Formen des Körpers strecken sich immer länger und geradliniger dahin, die Takelage wird verhältnißmäßig immer niedriger, und wenn dies schon von den Schiffen der Handelsmarine gilt, so ist es noch viel mehr der Fall bei den Kriegsschiffen. Der kühne luftige Bau der hochragenden Masten mit ihren schlanken, in wundervoll pyramidaler Proportion sich verjüngenden Raaen und Spieren, das kunstvolle dichte Gewirr der Taue und sein feines, bunt sich durchkreuzendes Netzwerk, in dem doch die strengste Regelmäßigkeit herrscht; die reiche Fülle der weißen Segel mit ihren üppig gerundeten Conturen, die sonst die Takelage des ganzen Schiffs wie weiße Festkleidung dicht verhüllten — all diese Schönheit welkt seit der allgemeineren Anwendung der Dampfkraft; den Todesstoß erhält sie durch das Aufkommen der Panzerschiffe, dieser ungeschlachten schwarzen Kolosse, denen ihr ungeheures Eisengewicht nur niedrige Bemastung gestattet. Zwar haben die Panzerfregatten der Engländer noch eine so reiche Takelage, als ihre eiserne Beschwerung irgend zuläßt, aber sie ist lang hingedehnt über den enormen Rumpf dieser Riesenfahrzeuge und läßt die schöne ästhetische Wirkung der früheren Holzschiffe ganz vermissen. Die französischen und die italienischen Panzerfregatten haben sich noch mehr beschränkt, denn sie haben eine kümmerliche Barktakelage angenommen, die Amerikaner und ihnen folgend die Russen haben die Takelage ganz fallen lassen. Kein Wunder also, wenn diese Fahrzeuge kaum noch den Eindruck von Schiffen machen, wenn sie in ihrem Aeußeren nichts von jener imposanten Majestät haben, durch welche früher die schlanken Fregatten, die noch schöneren, noch ebenmäßiger geformten stolzen Linienschiffe im Schmuck ihrer weißen Batterien sich auszeichneten.

Digitized by Google

Aber auch in technischer Beziehung sind diese neuesten Schöpfungen der Schiffsbaukunst keineswegs fehlerfrei. Wir hatten diese Wahrnehmung schon früher aus Schilderungen und Rissen amerikanischer Panzerschiffe gemacht; sie ist durch die persönliche Anschauung des Miantonomoh, des neuen amerikanischen Monitors, welcher letzthin die baltischen und die Nordsee-Häfen besuchte, nur noch sicherer bestätigt worden. Wir haben im Auslande Panzerschiffe der verschiedensten Systeme in allen Stadien der Vollendung kennen gelernt, und namentlich einen großen Theil der Schiffe, welche in der Seeschlacht bei Lissa mitthätig gewesen sind: wir müssen aber gestehen, daß uns selten so viel Mängel bei genauerer Untersuchung zu Tage getreten sind, als bei dem so viel gepriesenen amerikanischen Panzerschiff, das nur dem Unkundigen durch die kolossalen Dimensionen einzelner Stücke, wie der Geschützausrüstung, imponiren kann, seinen Ruhm aber wesentlich der Reclame verdankt.

Die amerikanischen Panzerschiffe, die „Monitors", weichen von denen andrer Nationen in ihrem Bau sehr bedeutend ab — wie es denn überhaupt eine sehr große Anzahl von Panzerschiffsystemen giebt, von denen allein in der englischen Flotte sechzehn vertreten sind. Im Allgemeinen scheiden sich die Panzerschiffe hauptsächlich nach dem großen Gegensatz von Breitseitenarmirung und Armirung mit Pivotgeschützen. Bei der Breitseitenarmirung stehen die Geschütze an beiden Seiten des Schiffes hart an Bord, und entsprechen sich immer paarweise einander gegenüberstehend, so daß eins rechts, eins links hinausschießt. Beim Pivotsystem steht nur je ein Geschütz von doppelter oder noch größerer Schwere in der Mittellinie des Schiffs auf dem Oberdeck, und läßt sich um eine senkrechte Achse drehen und so nach jeder Seite hin verwenden. Gedeckt sind die Geschütze bei dem Breitseitensystem, welches Takelage zu führen gestattet, und dessen Schiffe (die Panzerfregatten) somit den Holzschiffen einigermaßen ähnlich aussehen, durch die Schiffswand selber, die meistens mit 4½ Zoll starken Eisenplatten gepanzert ist. Dagegen sind bei den Schiffen des Pivotsystems die Geschützdrehscheiben mit ihren beiden Geschützen durch eiserne Kuppeln (cupola) oder Thürme (turrets) gedeckt: jede Drehscheibe trägt zwei Geschütze neben einander, einmal um den Raum auszunutzen, und dann, um durch das Einschlagen zweier Kugeln dicht neben einander größeren Effect zu erzielen; die Geschütze können nämlich selbständig keine Seitenrichtung nehmen, diese wird allein durch Drehung des Thurms bewirkt. Da die Höhe der Geschütze über Wasser das Maßgebende für die ganze Construction des Schiffes ist, und aus Rücksicht für die Stabilität des Fahrzeugs nicht gut höher als 9 Fuß über Wasser gebracht werden kann, so kommt natürlich bei den Schiffen des Pivotsystems das Oberdeck weit tiefer zu liegen, als bei den Panzerfregatten. Durch diese Niedrigkeit des Schiffs wird nun allerdings die Zielfläche für den Feind sehr verringert, aber ebenso leidet dadurch auch seine Seetüchtigkeit: und

Digitized by Google

in gleicher Weise steht dem Vortheil der Thurmschiffe, ihre Geschütze nach allen Seiten verwenden zu können, der Nachtheil geringerer Festigkeit und Solidität der drehbaren Maschinerie gegenüber.

Nur aus diesem Verhältniß läßt sich der jetzt in England so heftig geführte Streit „broadside versus turret" erklären, in welchem die königliche Admiralität auf Seiten der Breitseitenschiffe steht, während ein großer Theil der Tagespresse dem geistvollen Erfinder des Pivotsystems, Capitän Cowper Coles, beisteht, und seine Construction vertheidigt und anempfiehlt. Coles hatte ursprünglich als Geschützdeckung nicht Thürme, sondern Schilder (shields) vorgeschlagen, die man sich wie stark gewölbte Uhrgläser über die Drehscheibe gedeckt denken mag, sodann die niedrigen Kuppeln. Die Form hoher cylinderförmiger Thürme dagegen, die in vieler Beziehung weniger zweckmäßig ist, rührt von dem Schweden Ericson her, der das colessche Pivotsystem zuerst praktisch ausführte, und dessen erstes Thurmschiff, als „Mahner" für den rebellischen Süden „Monitor" genannt, Typus dieser ganzen Classe von Fahrzeugen geworden ist.

Der Miantonomoh, dessen Construction von den anderen Exemplaren der Monitors darin abweicht, daß er statt *eines* Thurmes deren zwei hat, ist der erste seiner Gattung, der es überhaupt gewagt hat, über den atlantischen Ocean zu kommen, nachdem mehre seinesgleichen, darunter auch der ursprüngliche „Monitor" und ein russisches Fahrzeug dieser Art in den Wellen ihr Grab gefunden. Die Dimensionen des Miantonomoh sind weder besonders groß noch auch in ihrem Verhältniß zu einander besonders gefällig oder zweckmäßig. Sein Tonnengehalt ist nur 1,564 Tons, also kaum viel größer, als die großen Klipper der neueren Handelsmarine, die gewöhnlich 900—1,500 Tons haben, während sonst die Kriegsschiffe selbst geringeren Ranges bedeutend größer sind. So haben z. B. die größern Schraubencorvetten meist circa 1,800, die großen englischen Fregatten sogar 2,000—3,000, Linienschiffe 3,000—4,000 Tons und die gewaltigen englischen Panzerriesen wie der Warrior oder die Schiffe der Minotaurclasse erheben sich bis zu 6,600 Tons bei 400—420 Fuß Länge. Wie klein erscheint hiergegen der so vielgepriesene Reuling! Ist nun seine Größe wenig imponirend, so gilt dies noch mehr von seinen Formen und Dimensionen (259 Fuß Länge, 59 Fuß Breite, 19 Fuß Tiefe, wovon 15' 10" unter Wasser). Die Breite des Schiffs ist im Verhältniß zur Länge außerordentlich groß, so daß es fast das Aussehn eines Prahms oder Waschkastens gewinnt, wie uns die hamburger Seeleute mehr als einmal spöttelnd bemerkten; hierdurch wird seine Schnelligkeit außerordentlich beschränkt. Trotz seiner Maschinen von 800 Pferdekraft, die von der Mannschaft des Schiffes als Maschinen von 4,000 ausgegeben wurden, vermag der Miantonomoh nicht mehr als $8\frac{1}{2}$ Knoten (im Ganzen also $2\frac{1}{2}$ Meilen in der Stunde) zurückzulegen. Zwar hat er die Ueberfahrt von Amerika verhältnißmäßig schnell gemacht, aber nur indem er meist

Digitized by Google

geschleppt wurde und sich fortwährend guten Wetters erfreute. Bei der Probefahrt, die er mit dem preußischen Panzerschiffe in Kiel anstellte, hat letzteres ihn nicht blos bedeutend hinter sich gelassen, sondern ist sogar rund um ihn herumgelaufen — der glänzendste Beweis von Ueberlegenheit, der überhaupt geliefert werden kann. Diese Thatsache wiegt um so schwerer, als heutzutage die Schnelligkeit, mit der man sich dem Gegner entziehen oder ihn verfolgen kann, oder mit der man ihm die Flanke einzurennen vermag, die allerwichtigste Eigenschaft jedes Kriegsschiffs ist. Die Seeschlacht bei Lissa hat in dieser Beziehung allen Zweifeln ein Ende gemacht. Ein Theil der Langsamkeit des Miantonomoh ist übrigens auch der Form seines Vorschiffs zuzuschreiben, welches überdies nicht einmal, wie die meisten englischen und französischen Panzerschiffe mit einer Spitze oder Schneide zum Einrennen feindlicher Fahrzeuge versehn ist. Auch die Form des Hinterschiffs ist wenig geschickt, wenn auch vortheilhafter, als sich nach der Form des Deckes schließen läßt; er ist nämlich nach dem neuen Princip mit zwei Schrauben, einer auf jeder Seite des Steuerruders, versehen, um leichter wenden zu können, und zum Schutz der Schrauben wie des Steuers ist das Deck hinten weit über letztere überragend gebaut worden.

Die Höhe des Decks über Wasser beträgt blos etwa 3 Fuß (wir maßen nur 2 Fuß 8 Zoll), im Gefecht sogar nur 6 Zoll, da das Schiff durch Einnehmen von Wasserballast noch gesenkt werden kann, um dem Gegner weniger Zielfläche darzubieten. So weit es aus dem Wasser herausragt (3 Fuß) und noch 6 Fuß tiefer unter der Wasserlinie ist es mit 6 über einander genieteten zolldicken Eisenplatten gepanzert, die ihrerseits auf 3 Fuß dicken Widerlagen von bestem Eichenholz aufgebolzt sind. Das Deck besteht aus übereinander befestigten etwa zolldicken Eisenplatten von $2^7/_8$ Zoll Stärke im Ganzen, und ruht auf 18 Zoll dicken eichenen Deckbalken, während es selbst oben noch mit 3 Zoll dicken gewöhnlichen Planken belegt ist, so daß es wie ein gewöhnliches Schiffsdeck aussieht. Aus diesem Plankenboden des Decks ragen nun an verschiedenen Stellen eiserne Klampen und Ringe zum Belegen und Festmachen von Tauen hervor, und am Rande des Decks erheben sich an jedem Bord 4 Darits (Stützen, in welchen die Boote hängen, und die sich beim Klarmachen zum Gefecht wegnehmen lassen), während aus der Spitze an jedem Ende des Schiffs je eine Flaggenstange in die Luft ragt und außerdem nach vorn die Krahnbalken und anderweiten Ankervorrichtungen angebracht sind: sonst aber ist, abgesehen von den Thürmen und dem Raum zwischen ihnen, das ganze Deck eine flache Platform ohne irgendwelche Unterbrechung, ohne irgendeins der Ausrüstungsobjecte, durch welche der Anblick anderer Schiffe so reiche Mannigfaltigkeit erhält. Nicht einmal eine Schanzkleidung, eine Brüstung umgiebt das Deck

Digitized by Google

— man steht auf demselben wie auf einer recht niedrigen Landungsbrücke hart am Wasser.

In der Mittellinie des Schiffs, mit ziemlich bedeutendem Abstand von den beiden Enden, erheben sich nun die hohen schwarzgefirnißten Thürme; und in dem Raume zwischen denselben trägt eine große Zahl schlanker Eisenstützen eine breite Brücke, die vom Dach des einen Thurmes zu dem des andern führt, und in der Mitte durch den gewaltigen schwarzen, unten stark gepanzerten Schornstein, sowie durch ein mächtiges Ventilationsrohr durchbrochen wird. Diese Brücke, die aus Rösterwerk (rostartigem, engem Holzgitterwerk) besteht, um dem Wasser leichteren Abfluß zu gestatten, ist während der Reise der Hauptaufenthalt der diensthuenden Mannschaft, wie sich denn auch hier die Telegraphen des Capitäns für die Steuerung und die Maschine, und außerdem die beiden wunderhübschen vierpfündigen Signalkanonen befinden (Bootsgeschütze nach dem Dahlgrensystem). Das Deck selbst ist nämlich während der Fahrt fortwährend von Seen überspült: es wurde uns versichert, daß in See an der vorderen Flaggenstange das feste Wasser, nicht etwa bloße Spritzwellen, 18 Fuß hoch gestanden habe — indessen ist diese Angabe wohl mit Vorsicht aufzunehmen, da sie etwas zu amerikanisch klingt.

Vielleicht das Interessanteste an dem ganzen Schiff sind die Thürme. Man denke sich kolossale schwarze Cylinder von 21½—23 Fuß Durchmesser, aus deren festgefugten Panzerplatten die Nieten mit runden Köpfen herausstehen, wie bei einem Dampfkessel, während sie sonst bei den Panzerschiffen gewöhnlich eingelassen sind. Glatt, ohne irgendeine Oeffnung außer den beiden Geschützpforten, steigen die schwarzen Wände senkrecht empor bis zu 9 Fuß Höhe; dann bildet eine ausspringende Galerie aus leichtem schwarzen Eisenblech den Abschluß, wie der „Mordgang" an den mittelalterlichen Castellen. Das Geländer dieser Galerie ist mit einem Streifen weißen Segeltuchs umspannt, der das Commandantenthürmchen von außen wenig sichtbar werden läßt: für den Commandeur jedes Thurmes befindet sich nämlich mitten auf demselben eine kleinere, etwa mannshohe Trommel mit 12 Zoll starkem Panzer und schmalen horizontalen Schlitzen zum Auslugen während des Gefechts. Außerdem ist auf dem vorderen Thurme noch ein Steuerrad angebracht, das während der Reise gebraucht wird, und dessen Bemannung hier sowohl vor der See einigermaßen geschützt ist, als auch einen vorzüglichen Ueberblick über den vorderen Theil des Fahrzeuges hat. Der ganze Thurm aber mit sammt seinem Steuerrad und Commandantenthürmchen ist schließlich mit einem weißen, kegelförmigen Zeltdach überspannt, das während des Gefechts natürlich entfernt wird, sonst aber dem Ganzen fast das Aussehen eines Carroussels verleiht, ein Eindruck, der durch die bunte dicht sich drängende Menge der Besucher im Hafen noch vervollständigt wird. Die Decke des Thurmes enthält zugleich den einzigen Zu-

Digitized by Google

gang zum Innern des Fahrzeuges während der Gefechtsbereitschaft, denn die Luke (horizontale Fallthüre im Deck), welche sich vor jedem Thurm befindet, ist nur so lange geöffnet, als das Schiff im Hafen liegt; in See und vollends während des Gefechts ist sie mit starken Eisengittern und wasserdichten Deckeln völlig geschlossen. Begiebt man sich nun durch eine dieser beiden Luken in den unteren Raum, das Zwischendeck, des Schiffs, so findet man die Einrichtung von der anderer Kriegsschiffe nicht sehr verschieden, mit der einzigen Ausnahme, daß hier alles künstlich erleuchtet ist, weil der Raum fast ganz unter Wasser liegt und das Wenige, was über Wasser emporragt, durch die Panzerung luftdicht geschlossen ist.

Im hintersten Theil des Schiffes befindet sich nun die Offiziersmeß, ein elegant eingerichteter Salon mit den anstoßenden Cabinen der einzelnen Offiziere und einer prächtigen Wasserheizungsanlage; darauf folgt der Raum unter dem hinteren Thurm mit seinen starken Eisenwellen und der Drehungsmaschinerie; sodann kommt der schöne, sehr bequem und luftig eingerichtete Maschinenraum, mit einer besonderen Maschine von 400 Pferdekraft für jede Schraube und 24 Oefen unter den gewaltigen Kesseln, sowie mit der ausgezeichnet schönen Ventilationsmaschine, welche fortwährend Ströme frischer Luft einpumpt und die warme verdorbene Luft oben zu den Thürmen hinaustreibt. Noch weiter nach vorn liegt der zweite Thurm und dann kommen die Ankervorrichtungen, mächtige eiserne Ankerketten, dicke eiserne Spillen, um welche die Ketten sich aufwinden, und das eigentliche Steuerrad, das nach den telegraphischen Befehlen bedient wird, welche der Capitän vom vorderen Thurm aus giebt. Nach vorn wird das Zwischendeck abgeschlossen durch zwei mit getheertem Segeltuch verhängte Räume, vor denen Seesoldaten mit gezogenem Säbel stehen — das Lazareth und das Arrestlocal. Unheimlich klingt aus letzterem das Rasseln der Ketten hervor, mit denen die überhaupt etwas barbarische Disciplin der Amerikaner den Delinquenten auf viele Tage krummgeschlossen selbst ganz kleine Vergehen büßen läßt.

Die Mannschaft machte im Allgemeinen einen sehr angenehmen Eindruck: die Mehrzahl Leute aus den Neuenglandstaaten oder Deutsche, blühende, frische, meist noch sehr junge Gesichter, unter die natürlich auch recht verwitterte Theerjacken gemischt waren, und selbst einige Neger befanden sich, auffällig genug, unter der Bemannung. Das Schiff hat im Ganzen 160—170 Mann Besatzung; als ihr Logis dient das Zwischendeck, das wir soeben durchschritten haben — die Haken in den Deckbalken, an welche die Hängematten befestigt werden, sowie die Kästen mit den Kleidersäcken ringsum an der Schiffswand deuten schon genügend darauf hin. Unter dem Zwischendeck befindet sich endlich der Raum für Ballast und Vorräthe an Lebensmitteln und Süßwasser, das aber nur für 20 Tage ausreicht und dann durch destillirtes Wasser ersetzt

Digitized by Google

werden muß, wie es eine am Bord befindliche Destillirmaschine liefert. In diesem Raume liegen auch die Kohlen. Es ist der wunde Fleck aller nach dem Monitorsysteme gebauten Schiffe, daß der Mangel an Heizungsmaterial ihnen keine weiten Fahrten gestattet. Viel Kohlen vermag kein Panzerschiff einzunehmen wegen des eigenen großen Gewichts; aber den Panzerschiffen anderer Systeme, welche eine Takelage führen, gestattet die letztere, bei günstigem Winde auch ohne Kohlenverbrauch vorwärts zu kommen, während die Monitors stets dampfen müssen und überdies ihrer Bauart wegen nur sehr langsam fortkommen. Deshalb hat denn auch jeder Monitor, der länger als eine Woche in See bleiben will, stets einen Tender mit sich, einen anderen Dampfer, der ihm die Kohlen nachbringt und auch sonst ihm zu helfen bestimmt ist; doch leuchtet ein, wie schwierig es bei schlechtem Wetter für den Monitor sein muß, Kohlen von dem Tender an Bord zu nehmen. Dem Miantonomoh war als Tender der Raddampfer Augusta beigegeben. Dem Kohlenmangel kann also, wenn das Wetter günstig ist, der Tender abhelfen; wobei er aber nicht helfen kann, das ist, wenn dem Monitor an seiner Maschine ein Unglück passirt oder wenn die über die Thürme brechenden Wellen ihm die Feuer unter den Kesseln auslöschen. Dann ist das Ungethüm bei dem gänzlichen Mangel an Masten und Segeln völlig unbeweglich, und durch die Unbeweglichkeit unfähig zu steuern, ein unglückliches willenloses Spiel der Wellen, die ihm bald sicheren Untergang bringen, wenn es dem Tender nicht gelingt, das Panzerschiff in den nächsten Hafen zu bugsiren. In dieser Weise sind denn schon mehrfach Monitors untergegangen, so der erste dieser Gattung bei Cap Hatteras und noch einige vor Charleston, sowie zwei russische in dem Geschwader, das zur Theilnahme am Flottenfest von Cherbourg bestimmt gewesen war, und der italienische „Affondatore" vor Ancona, während Panzerschiffe des Breitseitensystems bisher noch nie untergegangen sind.

Wenn es dagegen zwei andern amerikanischen Monitors, dem Passaik und dem Monadnoik, die wie der Miantonomoh indianische Namen führen, gelungen ist, bis in den großen Ocean zu gelangen, so möchten wir dies als einen reinen Ausnahmefall betrachten. Die Monitors sind nämlich in See nicht blos durch Unglücksfälle an der Maschine gefährdet, sondern mehr noch dadurch, daß das ungeheure Gewicht der Thürme nicht fest mit dem Schiff verbunden, sondern beweglich ist und bei dem furchtbaren Hin- und Herschleudern in See oder bei starken aufschlagenden Schüssen natürlich gelockert wird. Beim Miantonomoh haben sich die massiven eisernen Balken, welche die Thürme tragen, in See um volle 2¼ Zoll gegeben, und bei den Monitors vor Charleston wurden die Thürme durch die feindlichen Schüsse gar oft festgeklemmt und unbeweglich und unnütz gemacht. Sowohl in dieser Beziehung, in Rücksicht auf die Solidität, wie hinsichtlich der Takelage ist das Breitseitensystem der Panzerfregatten ent-

Digitized by Google

schieden vorzuziehen, wenn bei ihm auch andrerseits die Verwendung der Geschütze und die Gewichtsvertheilung weit ungünstiger ist. Die Vortheile beider Systeme aber vereinigt das Ringtunnelsystem, bei dem die Thürme fest und durch einen Tunnel verbunden sind, während um jeden Thurm in der Höhe der Geschützpforten ein drehbarer Ring liegt.*) Das Ringtunnelsystem soll namentlich dem schwerwiegenden Uebelstande vorbeugen, daß durch aufschlagende Schüsse die Drehungsmaschinerie der Thürme leidet, die grade beim Miantonomoh sehr angreifbarer Natur ist, und deren Eigenthümlichkeiten gleich beim ersten Blick alle aufzufassen selbst für den Sachverständigen Schwierigkeiten bietet. Der ganze Thurm ruht auf einer kolossalen 14 Zoll starken massiveisernen senkrechten Achse, auf deren beiden Kragen sein Fußboden und seine Decke fest aufliegen. Der Fuß dieser Welle läßt sich durch Untertreiben von Keilen einige Zoll heben, respective wieder senken: ist die Welle gesenkt, so ruht der untere Rand der Thurmpanzerung fest auf dem hier mit Kautschuck belegten Deck und läßt so keinen Tropfen Wasser eindringen, wobei dann aber der Thurm nicht gedreht werden kann. Ist dagegen die Welle gehoben, so schwebt die ganze kolossale Gewichtsmasse des Thurmes (etwa 80 Tons = 1,600 Centner oder das Gewicht zweier Locomotiven) frei auf dieser Welle, ohne auf dem Deck aufzuliegen, und dann kann der Thurm sich frei schwebend drehen. Begreiflicherweise ist aber hierbei äußerste Gefahr, wenn dreihundert- oder gar sechshundertpfündige Geschosse des Gegners die ganze Masse stark erschüttern, so daß die Welle gebogen und der Thurm unbrauchbar wird, während die Geschütze dann blos nach einer einzigen Richtung zu verwenden sind. Außerdem ist es ein Fehler, daß die Thürme nur durch Dampf gedreht werden können (und zwar einmal herum in 90 Secunden): denn bei einem Versagen der Maschinerie ist die Bewegung des Thurms und der Geschütze wiederum unmöglich; die Drehung durch Menschenkraft bleibt aber ausführbar, so lange überhaupt noch Bemannung auf dem Schiffe ist.

Auch die Geschützausrüstung des Miantonomoh ist keineswegs fehlerfrei. Die beiden Kanonen jedes Thurmes sind trotz ihrer gigantischen Dimensionen (14 Fuß 1 Zoll Länge, 4 Fuß Dicke hinten, am Stoß — denn das ganze Geschütz ist flaschenförmig) den schweren Geschützen andrer Flotten auf größere Distanzen nicht im Entferntesten gewachsen. Erstens sind diese Geschütze nicht gezogene Kanonen, sondern sie haben glatte Läufe, wodurch die Sicherheit des Schusses und die Tragfähigkeit bedeutend beeinträchtigt werden. Sodann sind diese Kanonen keine Hinterlader, wie die preußischen gezognen Geschütze und die englischen Armstrongs, sondern Vorderlader, so daß sie nach jedem Schusse zum Laden zurückgezogen werden müssen. Das Material der Geschütze

*) Wir verweisen in dieser Beziehung auf die hamburger Seezeitung „Hansa".

Digitized by Google

ist nicht Gußstahl oder die noch zähere aber allerdings schwerere Bronce, sondern gewöhnliches sprödes Gußeisen nach dem Rodmangeschützsystem, und endlich läßt die geringe Wandstärke der Mündung ($2^3/_4$ Zoll) darauf schließen, daß die dreihundertsechzigpfündigen Bomben (Hohlgeschosse) und die vierhundertachtzigpfündigen Vollgeschosse (runde Kugeln, nicht Bolzen) sehr großen Spielraum im Laufe haben, wodurch natürlich ein großer Theil der Pulverkraft verloren geht. Die Geschützpforten sind elliptisch, so daß die Geschützmündungen beliebige Elevation nehmen können; während des Ladens, wo die Geschütze zurückgezogen sind, werden die Pforten durch kolossale 13 Zoll starke massive Eisenkrummzapfen (port-stoppers) geschlossen, indessen nicht ganz dicht. Für den Sachverständigen haben die Geschützpforten insofern hervorragendes Interesse, als sich hier die Dicke des Panzers controliren läßt. Der amerikanische Panzer besteht aus zehn einzölligen aufeinandergenieteten Platten, ist also nur zehnmal so stark als eine einzöllige Platte, während die in den Marinen aller andern Länder gebräuchliche Panzerung mit massiven $4^1/_2$ zölligen Platten $20^1/_4$ Mal so stark ist als einzöllige Panzerung. Der Grund dieses theoretisch richtigen und bei den englischen Schießversuchen in Shoeburyneß praktisch erprobten Verhältnisses möchte darin zu suchen sein, daß bei einer Erschütterung der äußeren zolldicken Schicht durch feindliche Geschosse diese Schicht nicht vibriren kann, ohne durchweg an der dahinterliegenden Schicht einen Rückhalt zu haben, während bei einzölligen Platten dieser Rückhalt blos an den Nietstellen vorhanden ist und somit ein Springen der Platten viel leichter vorkommen kann. Bei den folgenden Platten ist dann genau dasselbe Verhältniß. Es ist also der zehnzöllige Panzer, von dem die Amerikaner so viel Rühmens machen, keineswegs ein Vortheil, sondern vielmehr ein durch die Verhältnisse der amerikanischen Eisenfabrikation bedingter schwerer Nachtheil: das preußische Panzerschiff Arminius mit seinen englischen $4^1/_2$ zölligen Platten ist dem Miantonomoh an Widerstandsfähigkeit des Panzers um mehr als das Doppelte überlegen. Ebenso übertrifft die Treffsähigkeit und Durchschlagskraft seiner weittragenden Kanonen die des amerikanischen Schiffs der Art, daß der Führer des Arminius, der berühmte Corvettencapitän Werner, ohne Gefahr dem Miantonomoh ein Duell zur See anbieten konnte; seine Schnelligkeit überragt die des Amerikaners in noch höherem Grade, wie auch die Drehung der Maschinerie, die von zwei Leuten bedient wird, und in Rollen läuft, weit einfacher und dauerhafter ist — kurz der Arminius übertrifft den Miantonomoh fast in jeder Beziehung und mit vollstem Recht hat die preußische Regierung es abgelehnt, den Miantonomoh zu kaufen, obwohl er ihr für nur Zweidrittel der Herstellungskosten ($^1/_2$ Million Dollars) angeboten war.

Für jeden Norddeutschen ist es ein Stolz, sich sagen zu dürfen, daß schon jetzt Schiffe der Marine seines Vaterlandes die vielgepriesenen amerikanischen

Digitized by Google

Wunder übertreffen! Wie herrlich wird sich die Zukunft der norddeutschen Marine erst gestalten, wenn der neue Bund seine Segnungen entfaltet, wenn die Wehrkraft zur See gestärkt, der deutsche Seehandel ordentlich beschützt, alle Hilfsquellen völlig erschlossen sein werden, wie es mit einer der wichtigsten eben jetzt wieder durch die Gründung der Bremer Nordseefischereigesellschaft geschieht. Dann wird Deutschland bald eine Seemacht werden, die Frankreich nicht nachsteht, dann erst wird die Zukunft Deutschlands wahrhaft sicher gestellt einer glänzenden Entwickelung entgegengehen. B. — r.

Bayrische Landes- und Volkskunde.

Bavaria, Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern.

Ein nach Plan und Ausführung so eigenartiges Werk wie die Bavaria verdient auch in diesen Blättern etwas mehr als gelegentliche Erwähnung in der Reihe andrer Novitäten des Büchermarktes. Die deutsche Landes- und Volkskunde ist ja von den Grenzboten, wie sie schon durch ihren Namen verpflichtet sind, stets mit Vorliebe gepflegt worden und hier haben wir es mit einem Ausschnitt davon zu thun, der mehr als einen bloßen partiellen Beitrag dazu liefern will. Denn selbst wenn wir die burleske Phrase des Kerndeutschthums jener Theile des deutschen Volkes, die unter dem Gesammtbegriff des bayerischen hier zusammengefaßt auftreten, weil sie politisch mit dem Königreich Bayern verbunden sind, als das was sie ist gelten lassen, so ergiebt doch der Augenschein, daß es sich um ein ethnographisches und sittengeschichtliches Bild von fünf Millionen deutscher Leute handelt, die wenigstens alle großen typischen Gestaltungen des südlichen Haupttheils unseres Volkes darstellen. Bayern, Schwaben, Franken, dazu noch ein Stück Rheinland constituiren das heutige Königreich Bayern und wenn auch keine dieser Landschaften vollständig von seinen Grenzen umschlossen ist, außer das eigentliche Bayern selbst, so hat doch jede davon ansehnliche Stücke zu dem neumodischen Bau des wittelsbacher Reiches geliefert.

Unsere einschlägige Literatur besitzt kein anderes Werk, das ein so weit gestecktes und zugleich so fest begrenztes Ziel verfolgte. Wir sind nicht arm an

Digitized by Google

Landesbeschreibungen älteren und neueren Ursprungs. Manche geben nur die gewöhnlichen statistischen Data, manche bringen noch eine bescheidene Zugabe geschichtlicher Notizen, einige der allerneusten haben sich die neuere Behandlung der Geographie zu Nutze gemacht und sie zur Belebung ihres an sich trockenen Stoffes verwandt. Ebenso wenig fehlt es an ethnographischen und sittengeschichtlichen Schilderungen aus den verschiedensten Theilen Deutschlands. Meist von etwas dilettantischem Anflug und fast ausnahmslos bestrebt so piquant als möglich zu sein, bilden sie ja seit einer Reihe von Jahren ein Hauptstück unseres journalistischen Repertoirs, aber sie wagen sich auch immer häufiger selbständig und oft mit rechter Keckheit heraus. Die Bavaria will aber zugleich Landesbeschreibung und Volkskunde sein, und beides in der tiefsten oder geistvollsten oder modernsten Fassung dieser Aufgaben. Ihr Herausgeber, unser Land- und Leutekundiger par excellence, Riehl, bürgt schon durch seinen Namen, daß hier die Sache nicht nach alter Art mit beschränkter Pedanterie und in den möglichst eng gezogenen Fachgrenzen, sei es des Geographen, des Statistikers oder des Historikers angegriffen wird. Wie er es sich selbst zum bleibenden Verdienst anrechnen darf, das Auge der Gegenwart auf die Totalität aller Erscheinungen des Volkslebens geschickt hingelenkt und diese alle zusammen, groß und klein, massig und geringfügig, als organische Gestaltungen einer und derselben bedingenden Grundmacht zu begreifen gelehrt zu haben, so darf man auch hier auf etwas aus weitestem Gesichtspunkt Gesehenes und doch wieder im Detail fein Empfundenes und Gegliedertes rechnen.

Gewiß tritt man so mit den besten Erwartungen an das Buch heran. Der Titel, die ominöse Bavaria, wobei manchem manches einfällt, was zu den minder erfreulichen Seiten des deutschen Lebens gehört, kann noch verdaut werden, wenn man billig erwägt, daß es auf seine möglichst kurze und wuchtige Fassung ankam. Die Glosse „Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern" ist als solche untadelhaft, wäre aber unpassend als eigentlicher Rufname. Der weitere Zusatz „bearbeitet von einem Kreise bayerischer Gelehrter" kann nur Vertrauen erwecken, denn selbstverständlich müssen die Landeseingebornen oder Landeseingesessenen — der Herausgeber zählt ja auch nur zu der letzten Kategorie und hat sich seine Andacht zum bayerischen Volksthum erst anerworben — die geeignetsten Kräfte zu solcher Arbeit liefern, vorausgesetzt, daß sie überhaupt Kräfte, wie man sie dazu braucht, zu liefern im Stande sind.

Der bekannte Separattitel „herausgegeben auf Veranlassung und mit Unterstützung Seiner Majestät des Königs von Bayern Maximilian des Zweiten" kann als allgemein giltige Empfehlung dienen. Jedermann weiß, welche stattliche Reihe der trefflichsten Arbeiten aus dem Bereiche der deutschen Geschichtskunde diese selbe bescheiden-stolze Aufschrift trägt. Einiges Mittelgut läuft freilich auch zwischen durch, aber wenigstens zweierlei höchst wünschenswerthe

Digitized by Google

Eigenschaften besitzt jedes Buch, das dieses Zeichen aufweist, es ist mit einer in Deutschland durchschnittlich unbekannten Eleganz und Vornehmheit ausgestattet und es ist trotzdem zu einem Preise käuflich, wie er auf dem deutschen Büchermarkt sonst nicht üblich ist. Auch die Bavaria nimmt Theil an diesen beiden Vorzügen: aus dem Kreise der verwandten Bücher, also unserer deutschen Landes- und Volkskunde, läßt sich ihr kein einziges in der einen wie andern Hinsicht an die Seite stellen. Dazu mag auch noch gleichfalls als ein nicht geringer Vorzug gerechnet werden, daß sie mit einer in Deutschland sonst ungesehenen Raschheit gefördert worden ist. Im Jahre 1860 erschienen die beiden ersten Bände, Herbst 1866 der siebente, dem der achte und letzte bald folgen wird. Da dieser Schlußband die überrheinischen Theile Bayerns, die Rheinpfalz umfaßt, so darf mit dem, was bereits erschienen ist, die eigentliche Aufgabe der Bavaria für gelöst gelten. Denn jene rheinischen Lande und Leute hängen, wie männiglich sattsam weiß, so lose an dem sonst kräftig-derben Rumpfe des bayerischen Staates, daß man sie und nicht blos auf dem Papier, recht wohl ganz abgetrennt denken kann, ohne daß jener etwas von seiner natürlichen Kraft verlieren würde. Die äußere Vollständigkeit erheischt freilich auch die Berücksichtigung jener Glieder, die man in mehr als einem Sinne grade von dem Standpunkt aus, welchen die Bavaria durchweg zur Geltung zu bringen sucht, unorganisch nennen mußte. Aber eben deshalb mag es auch erlaubt sein, schon jetzt das ganze Werk als ein fertiges zu betrachten und zu beurtheilen.

Den stattlichen acht Bänden — jeder hat im Durchschnitt fast 600 Seiten größtes Octav — oder, wenn wir der Bezeichnung des Buches selbst folgen, den vier Bänden in je zwei Abtheilungen, ist auch noch eine brauchbare Zugabe gratis durch die Munificenz des königlichen Urhebers und Protectors beigefügt, eine Uebersichtskarte des diesseitigen Bayerns, also mit Ausschluß der Rheinpfalz, in nicht weniger als funfzehn Blättern Großfolio. Die Karte kann demnach, trotz ihres anspruchslosen Titels, schon ziemlich ins Detail der geographischen und topographischen Darstellung eingehn. Es liegt ihr die große bayerische Generalstabskarte zu Grunde, denn billigerweise kann man für den Zweck, den sie zu erfüllen hat, keine vollständige Neuarbeit verlangen. Nach jener, deren Zuverlässigkeit freilich durch allbekannte Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit nicht über allen Zweifel erhaben sein dürfte, ist diese auf galvanoplastischem Wege copirt. Es sind saubere Blätter, nur infolge des Verfahrens bei ihrer Herstellung mitunter etwas undeutlich in der Darstellung des Terrains. Doch da sie dem Käufer des Werkes rein geschenkt werden, hat er auch kein Recht sie zu tadeln. Da der Preis jedes Halbbandes etwa zwei Thaler beträgt, so sind diese Karten wirklich und nicht blos nominell, wie in andern Fällen, eine Gratisbeigabe. Einen seltsamen Eindruck macht es, daß eine Anzahl davon, welche nach der Abtheilung des zu Grunde gelegten quadratischen Netzes blos

Digitized by Google

kleinere Grenzausschnitte Bayerns darzustellen haben, nur diese und nichts weiter von der Umgebung darstellen. Die kleinen und kleinsten Stücke bayerischen Landes mit ihren Bergen, Flüssen, Wäldern und Ortschaften schwimmen so gleichsam in dem leeren Nichts. Ob es mit Absicht geschehen ist oder nicht, es erinnert den Beschauer daran, daß vor dem officiell königlich bayerischen Auge nichts weiter in der Welt, als das gesegnete Bayerland selbst existirt. Wer will, mag darin auch eine Art von Erklärung für die eigenthümliche Beschränkung der geographischen Kenntnisse in der königlich bayerischen Armee während ihrer jüngsten Kriegsfahrten finden. Man war bekanntlich grade nur so weit orientirt, wie hier diese Karte reicht. Man ahnte nicht einmal auf eine halbe Stunde von der Grenze das Dasein ganz bedeutender Städte, Berge und Flüsse. —

Der Plan einer solchen Arbeit wie die Bavaria ist in seinen Hauptzügen von selbst gegeben. Wenn Land und Leute Bayerns in ihrem gegenseitigen Verhältniß und ihrer Bedingtheit durch die Einflüsse der geschichtlichen Entwickelung geschildert werden sollen, muß man mit dem Land anfangen und dann die Leute folgen lassen. So ist das allgemeine Schema leicht gefunden. Hier, wo ein in solchen Dingen recht eigentlich heimischer Redacteur die Zügel in die Hand nehmen durfte, ließ sich um so eher erwarten, daß ein wohlgegliederter Schematismus nicht blos aufgestellt, sondern auch wirklich eingehalten werde. Denn freilich ein Kreis von „Gelehrten", bayerischen oder anderen, mag, wenn es sich darum handelt, die eigene Unfehlbarkeit einer fremden unterzuordnen, nicht so leicht zu einem strikten Einhalten des einmal vorgezeichneten Formulars zu bringen sein. Ohne eine möglichst weitgehende Theilung der Arbeit wäre aber gar nichts auszurichten gewesen: geistreiche Aperçus über Land und Leute kann wohl ein Einzelner geben, wo es sich aber darum handelt, Specialitäten als solche methodisch zu behandeln, müssen viele zusammenhelfen. Stillschweigend setzt man dabei voraus, daß jedesmal die von selbst dazu berufenen auch an dem ihnen gebührenden Platz erscheinen: da Bayern doch ziemlich groß ist, so ließ sich erwarten, daß daran kein Mangel sein werde, besonders da die äußeren Anreize zu einer Betheiligung an einem mit so rückhaltloser Liberalität begonnenen und durchgeführten Unternehmen stark genug wirken mußten. Ist ja doch der Plan, wie uns der Herausgeber sagt, in dem Geiste des königlichen Beschützers der Wissenschaft selbst entstanden. Die bekannte Devise seines Privatwappens, das so viele großartige literarische Publicationen der letzten Jahre ziert, „Gott und mein Volk", steht darum hier mit vorzugsweiser Berechtigung gleichsam als Motto oder als Schlüssel seiner Tendenz. Wir und mancher andere wissen sehr wohl, daß unter dem Volke nur das bayerische gemeint ist, dem wir in dem Sinne, wie es gemeint ist, das Recht nicht zuerkennen, ein Volk genannt zu werden. Doch sehen wir davon ab, so bleibt es

Digitized by Google

immer ehrenwerth genug für den königlichen Mäcenaten, daß er sich ernstlich und angelegentlich um derartige ideale Interessen kümmerte und wenn auch nicht selbst Bücher schrieb, doch die Veranlassung war, daß solche geschrieben wurden. Vielleicht noch mehr Anerkennung verdient es, daß er aus seiner geistigen Autorschaft und materiellen Unterstützung keine das Gedeihen des Unternehmens beengende oder gefährdende Ansprüche ableitete. Nachdem die allgemeinen Grundzüge festgestellt und approbirt waren, behielt der Herausgeber völlig freie Hand und durfte sich mit seinen bayerischen Gelehrten abfinden, wie er mochte und konnte. Wer einige Erfahrung auf dem häklichen Gebiete fürstlicher Patronisirung der Kunst und Wissenschaft hat, wird diese bescheidene Entsagung Max des Zweiten nach Gebühr würdigen und sie ihm zu höherem Verdienst anrechnen als vieles andere, weshalb er in und außer Bayern bei Lebzeiten und nach dem Tode apotheosirt zu werden pflegte. Denn „Gott und mein Volk" ist ein schöner Wahlspruch für einen König, und seine Paraphrase aus demselben Munde „ich will mit meinem Volke Frieden haben" klingt noch schöner. Doch will es uns bedünken, als wäre jenes „Gott und mein Volk" keine ganz glückliche Parodie des echten „Gott und mein Recht", das in seiner schlichten Naivetät und seinem unkirchlichen Selbstvertrauen das wahre Wort eines Fürsten ist, während das andere im Grunde dasselbe meint, aber es aus Schicklichkeitsgründen nicht sagt. Auch kommt es immer noch darauf an, wie beschaffen das Volk ist, mit dem man Frieden haben will und haben kann, wenn man als Fürst „Gott und mein Recht" im Herzensgrunde zur Devise des Lebens und Empfindens gemacht hat. Für Max den Zweiten war es nicht so schwer, mit seinem Volke, d. h. was er und andere als sein Volk gelten ließen, Frieden zu halten: andere Fürsten würden mit einem anderen Volke andere Erfahrungen gemacht haben und er selbst gewiß nicht minder, hätte ihn nicht die Gunst des Geschickes auf den Thron der Wittelsbacher oder der Bayern dieser Tage geführt. —

Aber so wenig gegen die Basis der Schematisirung in der Bavaria eingewendet werden kann, so viel Bedenken muß ihre Durchführung hervorrufen. Es ist die Eintheilung getroffen, daß jeder einzelne Band oder je zwei Halbbände je eine der größeren landschaftlichen und volksthümlichen Gruppen umfassen sollen, in die das bayerische Reich zerfällt. Demnach ist das eigentliche Bayern oder wie es im Lande selbst heißt, Altbayern, mit einem Bande bedacht, aber gleich mit diesem Anfang stockt auch die Durchführung der Regel. Der zweite Band mußte, um dem ersten äußerlich gleich zu werden, nicht blos die Oberpfalz, sondern auch das bayerische Schwaben umfassen, und für den dritten ist wieder ganz Franken zu viel, darum bringt der vierte den Rest davon, sammt der Rheinpfalz. Da die Eintheilung in vier Bände eigentlich nur nominell und offenbar irgendeiner fixen Idee historischer Romantik zu Liebe ge-

Digitized by Google

macht ist, so gestaltet sich in der Wirklichkeit die Sache praktischer: jeder sogenannte Halbband umfaßt je einen der acht Kreise Bayerns. Doch von dem Standpunkte der Wissenschaft aus, die sich hier zum ersten Male ein stattliches Denkmal zu setzen berufen war, der modernen Landes- und Volkskunde ist auch gegen eine solche Schematisirung sehr viel zu sagen. Wo sind hier die natürlichen Gruppen, auf deren Entdeckung und organische Darstellung sie sich so viel zu Gute thut? Wir wissen wohl, daß man in dem officiellen und nicht-officiellen Bayern sich mit der Cabinetsordre König Ludwig des Ersten vom so und so vielten August 1837 befriedigt, wodurch die „alte durch die Geschichte geheiligte Eintheilung des Reiches" wiederhergestellt wurde. Wir anderen aber sind nicht so leicht zu befriedigen. Wir sehen in dem neuen Oberfranken, Mittelfranken, Unterfranken u. s. w. nichts, was vor der Prüfung der Geschichte — wenn diese nun einmal doch maßgebend sein soll — besser Stich hielte als der alte Obermain-, Rezat- und Untermainkreis. Historisch berechtigt ist an dem neuen Namen nichts weiter als das in ihnen enthaltene Wort Franken; ein Ober-, Mittel- und Unterfranken sind historisch genommen eigentlich noch frevelhaftere Attentate als Ober- und Untermain- oder Rezatkreis, denn die letzteren sind um etliche zwanzig Jahre älter als die ersteren und folglich um so viel mehr unter die Sanction der Geschichte gestellt. Wir sehen in jener Umtaufung nichts weiter als ein Symptom des Organisationsfiebers, jener dem geschichtlichen und politischen Pathologen wohlbekannten Monomanie in allen von Napoleon geschaffenen Staatsgebilden, die nirgends stärker als in Bayern grassirte und grassirt — vide Langs Memoiren, wer die Sache nicht aus Autopsie kennt. Was es mit diesen historisch berechtigten Eintheilungsprincipien auf sich habe, ist hier nicht der Ort, im Detail zu erläutern; nur eins noch: wie kommt es denn, daß, wenn sie einmal gefunden waren, sie so oft wieder alterirt wurden? daß das Landgericht so und so heute zu Mittelfranken oder Schwaben, morgen zu Oberfranken oder Oberpfalz geschlagen wurde? Aus keinem andern Grunde, als weil man eben immer fort neu „organisiren" wollte und man konnte es ohne Schaden an der Heiligkeit der geschichtlichen Tradition, weil gar keine solche vorlag. —

Jedenfalls dürfte so viel über alle Anfechtung sicher sein, daß man da, wo es sich um irgendwie von der Sache selbst gegebene — also im wichtigsten Sinne organische — Grundlagen und Eintheilungsgründe einer geographischen, ethnographischen und culturgeschichtlichen Beschreibung handelt, nicht auf jene königliche Cabinetsordre und ihre Orakel recurriren wird, die weder der Historiker, noch der Ethnograph, noch der Geograph respectirt. Da die ganze neumodische Kreiseintheilung nach jeder Seite hin in der Luft schwebt, so mußte man auch, wenn man überhaupt den altmodischen unorganischen Weg so vornehm verachtete, wie es die Gelehrten der Bavaria zu thun sich die Miene

Digitized by Google

geben, sie ganz ignoriren und sich nach anderen Momenten der Gliederung des Stoffes umsehen. Sie wären nicht schwer zu finden gewesen, freilich aber hätte dann jene von oben ausgegangene und systematisch cajolirte Fiction fallen müssen und dazu fehlt in Bayern der Muth und die Selbsterkenntniß. Es steckt darin eine gute Partikel des staatlichen Dünkels, dessen Ausgeburten auf diesem Felde noch am unschuldigsten sind, weil sie der Sache von ganz Deutschland hier am wenigsten schaden. Aber dem Buche haben sie doch sehr geschadet, wie wir im Verlaufe noch zeigen werden.

Wenn in der bekannten riehlschen Auffassung das Land als elementare Grundlage des Volkslebens gilt, so hat das erstere einen vollberechtigten Anspruch, in allen seinen Charakterzügen zur Anschauung gebracht zu werden. Riehl selbst hat eine solche Aufgabe in einer Reihe glänzender Genrebilder gelöst, von denen einige der gelungensten in seinem vielgelesenen Buche „Land und Leute" sich mit den hier in der Bavaria indicirten Stoffen beinahe decken. Hier aber schien es sich und mit Recht um etwas mehr als um holländische Kammermalerei zu handeln. Der Genrestil paßte für die Würde des Gegenstandes und der ernsten Wissenschaft nicht, es mußte sozusagen der Stil der Historienmalerei an seine Stelle treten. Was dadurch an pikantem Reize für das flüchtige Geschlecht der Unterhaltungsleser verloren ging, konnte durch die nachhaltige Wirkung auf ein ernster gestimmtes Publikum reichlich ersetzt werden. So ungefähr mag sich der Herausgeber selbst die Sache zurechtgelegt haben, aber unbegreiflich bleibt es, daß er die Art ihrer Ausführung für die der Tendenz des Unternehmens passende hielt. Da steht an der Spitze jedes Bandes „Erstes Buch, Naturwissenschaftliche Darstellung des Süddonaugebietes, des ostbayerischen Grenzgebirges" oder was sonst, entsprechend dem Schematismus des ganzen Werkes, für eine Nomenclatur des jedesmaligen Einzelabschnittes gewählt sein mag. Diese „naturwissenschaftlichen Darstellungen" zerfallen wieder 1) in eine geognostische Darstellung der betreffenden Terrainabschnitte, 2) in eine Darstellung der Vegetationsverhältnisse, 3) der Thierwelt, gelegentlich ist noch ein besonderer Hauptabschnitt über die Meteorologie des Gebietes eingeschoben, das ein ander Mal als Anhang zu einem der anderen angebracht ist. Gegen diese natürliche und hergebrachte Gliederung ist nichts einzuwenden. Sehen wir nun aber zu, wie der wohlgefügte Rahmen ausgefüllt ist. Der bekannte Mineralog und Geolog Gümbel in München hat durch alle Bände hindurch den geognostischen Abschnitt bearbeitet. Seine Befähigung in Hinsicht auf Fachkenntniß ist, so viel wir wissen, allgemein anerkannt und obgleich sonst der richtige Grundsatz meist befolgt ist, eigentlichen Local- und Specialkennern die jedesmaligen Localabschnitte des allgemeinen Schemas anzuvertrauen, so mag er denn wirklich die befähigtste Kraft in ganz Bayern sein, um diese Aufgabe für ganz Bayern zu lösen. Aber wie? Da er sich wohl sagen konnte,

Digitized by Google

daß die Bavaria faſt ausſchließlich in die Hände von Leſern gerathen würde, deren naturwiſſenſchaftliche Kenntniſſe, namentlich die für jeden Gebildeten dieſer Tage noch immer etwas ſehr abgelegenen geognoſtiſchen und mineralogiſchen, nicht viel größer als Null ſeien, hielt er es für nöthig, möglichſt populär aufzutreten. Die Grundbegriffe der Specialwiſſenſchaft werden gewiſſenhaft auseinandergeſetzt und man erhält ſo eine Art von Vorſchule der Geognoſie und Geologie, Mineralogie und Paläontologie, gelegentlich auch mit einem Ausblick auf die ſchwebenden Controverſen. Dann folgt die eigentlich geognoſtiſche Beſchreibung, d. h. es werden die verſchiedenen vorkommenden Formationen in der Terminologie der Wiſſenſchaft aufgezählt und nach ihren Verbreitungsgebieten topographiſch fixirt. Eine Probe davon, zugleich die erſten Worte des erſten Abſchnittes des erſten Bandes: „Die älteſten Sedimentgebilde, welche in den bayeriſchen Alpen vorkommen, beſtehen aus zumeiſt rothgefärbten Sandſtein-, Schiefer-, Thon- und Conglomeratſchichten; ihnen ſchließt ſich der nur ſtockförmig auftretende Salzthon, das ſogenannte Haſelgebirg mit ſeinen Steinſalz-, Gips- und Anhydritmaſſen an.“ — So geht das geognoſtiſch-mineralogiſche Latein mehre Bogen weit fort und zwar in jedem Bande ungefähr in gleichem Umfang. Wir geſtehen, daß uns ſchon bei den erſten Zeilen die Sinne vergingen und wahrſcheinlich werden wir nicht die Einzigen ſein, die einen ſolchen Effect einer ohne Zweifel auf gediegenſter Forſchung und Sachkenntniß ruhenden Arbeit verſpüren. Sobald man ſich etwas erholt hat, fragt man natürlich: was ſoll dies alles für die Bavaria? Der doctrinäre Schematiker mag darauf antworten, daß es zur wiſſenſchaftlichen Begründung der Charakteriſtik des Landes unerläßlich ſei: der geſunde Menſchenverſtand oder der einfache Inſtinct des Leſers wird dieſe Antwort abgeſchmackt finden.

Doch weiter: An den „Vegetationsverhältniſſen“ hoffen wir uns etwas zu erholen, nachdem wir die Steinwüſte der Geognoſie hinter uns haben. Aber auch hier derſelbe Eindruck, auch hier gleichen die für die verſchiedenen Terrainabſchnitte meiſt verſchiedenen Verfaſſer einander und ihrem geognoſtiſchen Vormann aufs Haar, daß ſie uns zuerſt mit den Elementen der wiſſenſchaftlichen Botanik vertraut machen. Wir erfahren davon etwa ſo viel, als man früher als königlich bayeriſcher Studio in dem ſogenannten philoſophiſchen, alias Fuchsexamen, nach Ablauf des erſten Studienjahres des vierjährigen Curſus wiſſen ſollte, aber nicht wußte. Sind wir darüber glücklich hinweg, ſo erſtarren wir wieder in der trockenſten Nomenclatur oder in dem nur einem Fachmann verſtändlichen Jargon des Faches. Ganz daſſelbe begegnet uns zu guter Letzt bei der Thierwelt, zu der wir uns als zu etwas par excellence Lebendigem mit einer gewiſſen Hoffnung gewandt haben, und ſelbſt wo die an ſich einem allgemeineren Verſtändniß und Intereſſe ſo leicht zu erſchließende Meteorologie auftritt, iſt es unmöglich, ſich durch den Wuſt von Tabellen und Einzelbeobach-

Digitized by Google

tungen hindurchzuarbeiten, wenn man nicht Fachmann ist. Noch dazu erfahren wir hier so en passant, daß die bedeutendste Autorität des Faches, die Bayern besitzt, die beruhigende Ansicht ausspricht, im ganzen Gebiete von Bayern existirten noch gar keine wissenschaftlich brauchbaren meteorologischen Beobachtungen. —

Noch einmal fragen wir: was hat dies mit der „Bavaria" zu schaffen? Ein volles Drittheil jedes Bandes ist mit diesem Ballast angefüllt, macht für das Ganze etwa 1,000 Seiten groß Octav. — Aber wenn der gewöhnliche Leser, d. h. derjenige, der im Besitz einer nach heutigem Maßstab sonst genügendem Durchschnittsbildung ist, aus der Bavaria gründliche Belehrung über das, was sie verspricht, zu erlangen wünscht, gar nichts damit anfangen kann, so dürfte doch vielleicht der Mann vom Fache, also der Geognost. der Meteorolog, Botaniker ꝛc., sich für seinen Theil befriedigt fühlen? Es wäre eine Art von Ersatz für das, was hier so ganz der vernünftig verstandenen Aufgabe zuwider geschehen ist. Aber auch der Fachmann wird sich hier wenig Trost holen. Für ihn ist alles, was dem andern ein populäres Verständniß eröffnen soll, trivial und überflüssig und das Uebrige viel zu oberflächlich, eben weil es ja für ein nicht fachgelehrtes Publikum bestimmt ist, das man doch unmöglich mit allem Detail der Wissenschaft überschütten darf. Daher denn auch unaufhörlich Wendungen wie folgende: „Wir können nach dem Zwecke unserer Darstellung nur das Allgemeinste, nur eine summarische Uebersicht geben", „wir müssen hier kurz abbrechen, denn das Weitere würde langweilen", oder es erscheinen umgekehrt wieder ganze Seiten voll lateinischer Namen von Steinen und Blumen, Käfern und Schnecken, die im südlichen Bayern oder in Unterfranken vorkommen, zuletzt mit einem etc. apokopirt, wodurch der einzige Nutzen, der aus einer solchen statistischen Nomenclatur möglicherweise gezogen werden könnte, die Vollständigkeit der Uebersicht dem Gelehrten entgeht. So wird es höchstens auf ein paar gelegentliche Notizen hinauslaufen, die in dem ungenießbaren Wuste vergraben sind, aber eben deshalb wohl nicht zu leicht denen zu Gesicht kommen, die sie brauchen könnten. —

Es bleibt unbegreiflich, nicht wie Fachgelehrte in dem besten Bestreben, populär zu sein, solche Mißgriffe begehen konnten, sondern wie die Redaction sich damit befriedigt fühlen mochte. Riehl selbst hat, wie man weiß, dem Begriff einer Schilderung des Landes als natürlicher Basis des Volksdaseins eine ganz andere Lebensfülle zu geben verstanden und wenn er es auch nur als Genremaler gethan hat, so durfte man ihm doch zutrauen, daß er auch die Forderungen einer höheren Gattung wenigstens zu erkennen und zu würdigen, wenn auch nicht selbst durchzuführen verstand. Hätte er doch ganz einfach die betreffenden Abschnitte aus Waltbers topischer Geographie von Bayern wiedergegeben oder geben lassen, so wäre zwar nicht das eigentlich Beabsichtigte ge-

Digitized by Google

leistet, aber doch etwas, von dem jeder Leser anschauliche Belehrung mitgenommen haben würde, während er so am besten thut, jedesmal 2—300 Seiten einfach zu überschlagen. Denn die Bodenplastik allein würde noch nicht ausreichen, um die Einflüsse des Landes auf das Volk zu erklären: es gehört dazu alles, was man die natürliche Ausstattung des Bodens nach allen Seiten hin nennen würde, das Klima und die Erzeugnisse seines Innern wie seiner Oberfläche.

Doch flüchten wir uns auf das erquicklichere Feld der Volkskunde. Ihre Schematisirung ist durch alle Bände, d. h. also für alle Theile des bayerischen Volkes so ziemlich dieselbe, zunächst zwei Hauptabtheilungen, die eine die eigentliche Volkskunde, die andere ein Abriß der Ortsgeschichte. Wir halten uns an die erstere, die in folgende Unter-Abtheilungen zerfällt ist: 1) Geschichts- und Kunstdenkmale, also die kunstgeschichtliche Entwickelung der verschiedenen Theile Bayerns von culturgeschichtlichem Standpunkt aus. Diese Rubrik ist von Sighart in Freising, dem bekannten Verfasser der bayerischen Kunstgeschichte, für alle Theile des Werks bearbeitet. 2) Haus und Wohnung, wobei verschiedene Verfasser je nach den verschiedenen Landschaften thätig waren. 3) Volkssagen. 4) Die Mundarten des Volks. 5) Volkssittte. 6) Volkstracht. 7) Nahrung. 8) Volkskrankheiten und Volksmedicin. 9) Betriebsamkeit. 10) Volksbildung und Unterricht. Für alle diese Rubriken gilt dasselbe wie für die zweite; verschiedene Augen und Hände haben daran mitgeholfen, obwohl die Trennung nicht immer scharf nach der Kreiseintheilung vollzogen ist, welche sonst das bestimmende Princip für die einzelnen Bände ist. Bemerkenswerth erscheint, daß sich der Redacteur selbst nirgends betheiligt hat, obgleich grade ihm diese Sphäre so recht naturgemäß sein mußte. Er ist immer hinter den Coulissen geblieben, denn was er selbst für das Zusammenarbeiten der disjecta membra gethan hat, verschweigt er bescheiden. Ja sollen wir seiner eigenen Angabe trauen, so hat er für gut befunden, dafür nicht viel zu thun. Er betont in dem Vorwort ausdrücklich, daß die einheitliche Redaction so bescheiden als möglich ihre Hand über das Ganze gehalten habe.

Ueberblicken wir die aufgestellten Rubriken, so umfassen sie alle Kategorien, welche nach dem heutigen Stande der Volkskunde in Betracht kommen können. Höchstens eine einzige, die in anderen Arbeiten ähnlicher Tendenz nicht fehlt, könnte man auch hier vermissen. Es ist zwar eine etwas heikele, aber doch interessante, ja eigentlich unentbehrliche. Wir meinen die öffentliche Sittlichkeit oder die sittlichen Zustände des Volks. Unter den Capiteln Volkssitte, Volksaberglauben, Volksmedicin begegnet zwar manches hierher Gehörige, aber nur beiläufig und nicht aus einem Augenpunkt gesehen. Und doch böten grade diese Zustände des bayerischen Volkes an sich und noch mehr, wenn man die selbstverständlichen Parallelen mit den verwandten Erscheinungen anderer Ausschnitte Deutschlands ziehen wollte, Stoff zu tiefen Einblicken in sein innerstes

Digitized by Google

Leben, wie uns scheint tiefere und lehrreichere als jene ausführlichen Schilderungen seiner Gupfen und Mutzen. Letztere sind freilich mit geringerem Odium begleitet, gewähren sogar dem Helden, d. b. eben diesem Volke, eine Art von romantischem Relief, was durch eine verständige und wahrheitsgetreue Beleuchtung seiner Criminalstatistik — wenn man auch weiter nichts geben wollte — fatal gestört würde. Parallelen nach den übrigen Theilen des deutschen Volks hin zu ziehen, welche nicht zu den kerndeutschen Stämmen unter wittelsbacher Scepter gehören, namentlich etwa zu den nur deutsch angefirnißten Blendlingen im Norden und Nordosten, kann den Gelehrten der Bavaria natürlich nicht zugemuthet werden. Uns anderen, die wir nicht zu dieser auserwählten Zunft gehören, ist es aber bekannt, daß sich das bayerische Autochthonenthum durch eine ganz unverhältnißmäßig große Zahl der schwersten Criminalfälle auszeichnet, die es den Schwurgerichten bringt. Auch wissen wir über die Art derselben einiges Specielle: es sind überwiegend die brutalsten Vergehen gegen das Leben und die Sicherheit der Personen aus Zorn und Rache oder bloßem Uebermuth und Völlerei, in zweiter Linie gegen die öffentliche Sittlichkeit im engsten Wortsinn, in dritter Raubmord, Straßenraub und gewaltsame Aneignung fremden Eigenthums. Meineid, Fälschung, Betrug, Diebstahl, kurz alle die Verbrechen, die entwickeltere Culturzustände und eine durchgearbeitetere Intelligenz des Volkes voraussetzen, treten dagegen zurück. Bekanntlich blicken die romantischen Parteigänger des Urbayerthums mit Genugthuung auf diese Thatsachen. Wir anderen urtheilen anders darüber und glauben z. B. auch, daß Meineid, Betrug, Diebstahl ꝛc. hier bald ebenso zahlreich heimisch werden dürfte, wie in den verworfenen Ländern nördlich der blauweißen Grenzpfähle, sobald nur die Cultur jene Urbären etwas mehr beleckt hat, was doch nicht für immer ausbleiben kann. Wenigstens zeigt sich in denjenigen Strichen Bayerns, in welchen die Volksbildung, die Industrie, der Verkehr ungefähr auf derselben Stufe wie außerhalb Bayern steht, in Franken und am Rhein, auch so ziemlich dieselbe Statistik der Verbrechen. — Praktischen Werth hätte eine solche Darstellung auch noch insofern gehabt, als sich daraus vieles zur Erklärung sonst unerklärlicher Dinge, die aber doch vor unseren Augen geschehen sind und, setzen wir hinzu, jeden Tag unter ähnlichen Verhältnissen wieder geschehen können, hätte entnehmen lassen, wir meinen das Auftreten der bayerischen Soldateska auf ihrem letzten Feldzuge, namentlich im eisenacher Oberlande. Es ist nur auf ein anderes Gebiet übertragen dasselbe Ergebniß, welches eine wahrhaftige und aufrichtige — wir betonen diese Prädicate — Darstellung der Volkssittlichkeit für das innere Volksleben liefern würde, wenn in Bayern jemand dazu den Muth und den guten Willen hätte. —

Doch bleiben wir bei dem Vorhandenen, wie es ja die Sache jedes wohlgesinnten Lesers und Beurtheilers ist. Vieles davon wird zu den wirklich ge-

Digitized by Google

lungenen Leistungen in seiner Art zählen dürfen, dahin rechnen wir fast alle die in den verschiedenen Bänden zerstreuten Monographien über Volkssitte, hauptsächlich in den großen Epochen des naiven Volkslebens, Geburt, Hochzeit, Tod; über Volksnahrung, wo mit Glück die Gefahr, allzusehr ins Genrehafte zu gerathen, gewöhnlich vermieden ist; über Wohnung und Bauart des Hauses und der kleineren und größeren Ansiedelungen; über Volksmedicin und Volkskrankheiten, ein Capitel, das hier überhaupt zum ersten Mal für eine ausgedehntere und doch zugleich wieder festbegrenzte Sphäre in sein cultur- und sittengeschichtliches Recht eingesetzt wird; über Volksbildung, d. h. die positiven, durch die Schule oder anderweitigen eigentlichen Unterricht überlieferten Elemente des Wissens und, wenn auch mit einigen Bedenken, die Schilderungen der Volkstracht. Ueberall wird der cultur- und sittengeschichtliche Forscher ein reiches und, wie wir wenigstens nach theilweiser eigener, auf Autopsie beruhenden Prüfung hinzusetzen, zuverlässiges Material finden, das ihm, wenn ihm die Autopsie fehlt, unbekannt bleiben müßte. Auch der gewöhnliche Leser mag sich daran ebenso sehr erfreuen und belehren und vergißt vielleicht, wenn er gutmüthig und bescheiden genug dazu ist, jene trostlosen Einöden der Landeskunde, durch die er sich arbeiten mußte. Hier und da möchte man gewisse doctrinäre Allgemeinheiten weggelassen wünschen, die den Leser über die wissenschaftliche Bedeutung des Gegenstandes aufzuklären bestimmt sind, zumal da sie sich in jedem neuen Bande bei demselben Gegenstande wiederholen, ja oft in demselben Bande bei verwandten Materien nur mit etwas anderen Worten drei-, viermal paradiren. Auch hat Riehls Einfluß auf Stil und Diction häufig nicht günstig gewirkt. Da er selbst, wie bemerkt, jedes directe Eingreifen der Redaction ausdrücklich in Abrede stellt, so ist diese nur so zu erklären, daß die Mitarbeiter unwillkürlich nicht blos die Schablonen, sondern auch gewisse eigenthümliche Formeln von dem Meister entlehnt haben. Riehl selbst streift darin oft hart an die Manier, wird die Manier nachgeahmt, so muß Manierirtheit daraus werden, die nicht geschmackvoll ist.

Bei der Rubrik „Volkstracht" können wir einige Bemerkungen nicht unterdrücken. Sie gehört ohne Zweifel zu „des Volkes Eigenwesen", um einen unzählige Male hier begegnenden rieblschen Terminus zu gebrauchen. Daß sie so ausführlich, wie es hier geschehen, behandelt werden konnte, ist ein Beweis für die Liberalität des Redacteurs oder seiner besonderen Vorliebe für das Rococo, dem sie meistens entstammt, wie er selbst uns zuerst gelehrt hat. Aber je ausführlicher, desto weniger anschaulich werden die Schilderungen, wenigstens für jeden, der nicht Schneider von Profession ist. Hier hätten ein paar Dutzend saubere Holzschnitte, wo möglich colorirt, manche Confusion und manchen Zweifel zerstreun können, der uns und gewiß vielen andern Lesern über den Schnitt verschiedener Jacken und Juppen, über die Form mancher Hauben und Kopftücher,

Digitized by Google

über die Länge der Mieder und Bänder u. s. w. aufgestiegen ist. Es bleibt immer anerkennenswerth, mit welcher Penibilität die wackeren Forscher in die innersten Geheimnisse der Toilette, besonders der weiblichen, einzudringen bemüht waren. Gewiß werden sie auch unter den naturwüchsigen Kindern des Volkes es nicht so leicht gehabt haben, wie man jetzt leicht darüber wegliest, aber, wie gesagt, eigentlich ist doch ein richtiges Schneidergemüth erforderlich, um ihre Bemühungen ganz zu würdigen und ob viele unter den Lesern der Bavaria in dessen Besitz sind, wollen wir dahingestellt sein lassen.

Schwächer sind einige andere Rubriken gerathen. So die „Geschichts- und Kunstdenkmale", der es schon nicht zum Vortheil gereicht, daß sie zum größten Theile nichts weiter als ein Auszug aus ihres Verfassers größerem Werke gleichen Inhalts ist, das wir vorher erwähnten. Noch ungenügender ist aber durchweg die Darstellung der Volksmundarten in Bayern ausgefallen. Hier, wo die wissenschaftliche Forschung auf diesem Gebiete recht eigentlich in dem unvergleichlichen Schmeller ihren Ursprung genommen hat, durfte man doch zum mindesten erwarten, daß die speciell für den bayerischen, oberpfälzer, schwäbischen, fränkischen Dialect beauftragten Bearbeiter mit dem Stande der heutigen Linguistik auf gleichem Niveau sich befinden würden. Aber das Gelindeste, was man von den Herren Sebastian Mützl, Magnus Jochem, Eduard Fentsch und Dr. Haupt sagen kann, ist, daß sie der Schwierigkeit ihrer Aufgabe überall auf eine sehr bequeme, mitunter auf eine sehr naive Art aus dem Wege gegangen sind. Wir gestehen auch, daß es uns sofort befremdlich vorkam, als wir diesen ehrenwerthen Namen in der Verbindung mit dieser Aufgabe begegneten, denn obgleich wir einigermaßen mit dem Gegenstand und den dafür thätigen Kräften bekannt zu sein glaubten, war es uns doch überraschend, grade diese Auswahl getroffen zu sehen. Wir vermuthen, daß man in einem Lande, das einen Conrad Hofmann, Birlinger, Frommann besitzt, diese mit dem betraut hätte, was ihnen durch Beruf und Neigung und allseitig anerkannte Leistungen naturgemäß zugewiesen ist. —

Die Darstellung der Volkskunde erhält nach dem Plane der Bavaria ihren Abschluß durch einen „Abriß der Ortsgeschichte". Bei dem Worte Abriß liegt es nahe an ein paar Seiten, höchstens ein paar Bogen zu denken, auf welche die wichtigsten Thatsachen und Phasen der äußern Geschichte zusammengedrängt und in Verbindung mit den Erscheinungen des Volkslebens gesetzt sind. Denn wie sie selbstverständlich dieses bedingen und modificiren, so sind sie auch in gewisser Hinsicht unter den Einflüssen, die von der besonderen Volksart ausgingen, entstanden und verständlich. Man wird daher überrascht, wenn man im ersten Bande circa vierhundert Seiten dafür gewidmet findet und verhältnißmäßig ebenso viel in jedem der folgenden sechs. Die Ueberraschung verwandelt sich aber bald in befremdliches Erstaunen. Denn was ist dieser Abriß

Digitized by Google

der Ortsgeschichte? im Wesen nichts andres als eine populär sein sollende Zusammenstellung von allerlei historischen Notizen, wie sie ausführlicher und gelehrter begründet in den Landesgeschichten und Ortsgeschichten gewöhnlichen Schlages zu finden sind. So weit sie allgemeinere Verhältnisse betreffen, insbesondere die ältere und neuere Geschichte der einzelnen Landschaften, Territorien und einzelner hervorragender Orte, mag ein gebildeter Leser manches Belehrende finden, das er in weitzerstreuten und oft schwer zu erreichenden Büchern zusammensuchen müßte. Doch genügt es natürlich nur für den ersten Anlauf: der Mann vom Fache, oder wer gründliche Belehrung sucht, kann sich damit nicht befriedigen und da die Verweisung auf die einschlägige Literatur meist lückenhaft ist, kann er auch nicht einmal daran eine Grundlage für Weiteres haben. Völlig mißlungen ist die jeder geschichtlichen Abtheiluug zu-Gegebene Uebersicht der Local- und Specialgeschichte, die auch wieder in jedem Bande mehr als hundert Seiten füllt. Sie ist nach den jetzt bestehenden Verwaltungsbezirken, den Landgerichten gegliedert. Die „Bavaria“ weiß sich sonst so viel mit der „organischen Gruppirung“, mit dem organisch Gewordenen und gegebenen und dem andern Apparat der modernen Volkskunde, der manchmal freilich einen etwas antiquirten Zusatz von der Romantik der weiland historischen Schule nicht verläugnen kann. Diese bayerischen Landgerichte, von denen eins durch ein allerhöchstes Rescript von 1860, ein anderes durch ein dergleichen von 1863 aus dem Nichts ins Dasein gerufen wurde, um gelegentlich weiter „organisirt“, verkleinert, vergrößert, bald dem einen, bald dem andern Kreise zugelegt zu werden, von denen keines auch nur über die montgelasche Periode hinüber datirt, werden somit hier auf einmal zu „organischen Gruppen“ gestempelt. Noch dazu werden diese zufälligen Eintagsgestalten in alphabetischer Reihenfolge, ohne Rücksicht auf Lage und Nachbarschaft aufgezählt und abgehandelt. Allerdings vertragen sie keine andere Behandlung, aber wir fragen noch einmal, wo kommt da die organische Gliederung des Landes- und Volkslebens hin? — Jedem einzelnen Landgerichte sind mehre Seiten gewidmet und sie werden dazu benutzt, um die bedeutendsten Orte in seinem Bezirke aufzuführen und mit ein paar geschichtlichen Notizen abzuspeisen, grade so wie es die gewöhnlichen Landesstatistiken zu thun pflegen. Nur geben diese gründlicher und exacter zu Werke, denn hier in der Bavaria soll ja aller trockene Notizenkram vermieden werden. Das ist denn auch geschehen und damit der einzige Vortheil entzogen, der in manchen Fällen, wo andere Hilfsmittel gerade nicht zur Hand sind, durch irgendeine statistische oder historische Notiz von greifbarer Zuverlässigkeit erwachsen könnte. Statt dessen wird uns nicht einmal, sondern hundertmal mit der Wendung aufgewartet, daß N. N. noch sehr viel über die Stadt, das Kloster, die Burg so und so sagen könnte,

Digitized by Google

wenn der Plan des Werkes ihm nicht das Eingehen in solche Einzelheiten verböte. —

Allerdings ließe sich von den bayrischen Landgerichten sammt ihren Landrichtern ein interessantes Capitel für die bayrische Volkskunde schreiben. Dieser merkwürdigen Institution ist zwar durch allerneueste Reformen etwas von ihrer urbayrischen Originalität abgestreift worden, doch hat sie noch genug davon, um in der „Naturgeschichte des Volks" Effect zu machen. Das Ausland weiß davon so wenig wie von den meisten anderen originellen Typen des Bayernthums und die „Bavaria", so viel wird sich bisher schon gezeigt haben, geht nicht darauf aus, ihre Kenntniß zu fördern. Es ist doch immerhin ein Stück „Volkskunde", das zu allerlei Gedanken Anlaß giebt, wenn man die derbsten und trotzigsten Bauerngestalten hundert Schritte vor ihrem Landgerichtsgebäude mit demüthig gezogenem Hute oder Mütze, geducktem Nacken und schleichenden Tritten ihre Ehrfurcht, oder etwas Anderes, vor dem Rechte und seinem officiellen Verwalter bezeugen sieht, oder wenn gemeinhin — allerdings von Lästermäulern — die Herren Landrichter nur Landpaschas geheißen werden. In Hinsicht auf ihre Allmacht nach unten möchte ihnen der Name nicht übel stehen; nach oben haben sie wenigstens keine seidene Schnur zu fürchten. Aber auch sonst würde manche uns wohlbekannte Persönlichkeit im Turban und mit den obligaten Roßschweifen sich mindestens ebenso natürlich ausnehmen, als in der engen blauen Uniform der königlichen bayrischen Civilstaatsdiener. Neigungen, Lebensgewohnheiten und Betragen stimmte bis vor kurzem bei vielen bestens dazu, und wenn auch die Individuen, wie sie die Natur verschieden geschaffen hat, als Landrichter nicht alle über einen Kamm geschoren werden konnten, so war eben doch jedes davon ein Landrichter. Wir erinnern uns aus eigenem Gehör eines Geschichtchens. Als gegen Ende der dreißiger, Anfang der vierziger Jahre Juden und Protestanten durch das Ministerium Abel systematisch cujonirt wurden, verließen die erstern massenweise ihre ohnehin nur provisorische blauweiße Heimath und zogen über das Meer, so daß es zuletzt selbst den Helfersbelfern zu diesem neuen Exodus bedenklich wurde. So wollte denn auch ein gut fundirter und allgemein bekannter jüdischer Handelsmann aus einem fränkischen Markte die Bande lösen, die ihn an Bayern ketteten und verlangte von seinem Landrichter den Auswanderungsschein. Dieser, ein Herr von X. und doch ein wirklich humaner Mann, fragte: „nun, was hast denn du — selbstverständlich hat nicht blos der Landrichter, sondern auch jeder Büttel in Bayern das Naturrecht, jeden Juden zu duzen — an mir auszusetzen, daß du auch fort willst?" Darauf sagte der Jude: „an dem gnädigen Herrn von X. hab ich gar nix auszusetzen, aber bei Sr. Gnaden dem königlich bayrischen Landrichter Herr von X. mag ich nicht länger bleiben; ich bitt um meinen Schein und werd ihn gleich bezahlen."

Solche Capitel, wie das von den Landrichtern, würden die Volkskunde

Digitized by Google

unzweifelhaft nur dann fördern und wahrheitsgetreue Einblicke gewähren, wenn sie nicht von dem officiellen Berichte der Gelehrten der Bavaria geschrieben würden. Wir sind ihnen dankbar für das was sie geleistet haben. Ziehen wir alles ab, was jeder unparteiische Beurtheiler für gänzlich verfehlt halten muß und legen wir nicht zu viel Gewicht auf das, was jeder wirkliche Kenner des Volkslebens zu vermissen berechtigt ist, so bleibt immer noch viel Erfreuliches und Brauchbares. Es ließe sich freilich ungefähr auf dem dritten Theile des verbrauchten Raumes zusammendrängen, und man möchte wünschen, daß die hier mit wahrhaft königlicher Munificenz gewährten Mittel etwas ökonomischer und praktischer verwandt worden wären. Doch da es der erste größere Versuch mit einem neuen Plan und einer neuen Methode in einer jungen Wissenschaft ist, so hoffen wir, daß andere aus den hier gemachten Fehlern lernen werden. —

Die neue Anthologie der Wissenschaften, Literatur und Künste in Italien.

Wir wissen nicht, wem zuerst der Gedanke gekommen sein mag, die neue Monatsschrift, welche seit dem Januar des verflossenen Jahres in der nunmehrigen Hauptstadt Italiens erscheint und deren erster Jahrgang jetzt vollendet vorliegt, „neue Anthologie" zu nennen; aber der Gedanke war ein durchaus glücklicher. Zwar sind es bereits fünfunddreißig Jahre, seit die alte Anthologie, deren Stellung die neue Zeitschrift einzunehmen den Anspruch erhebt, indem sie das Erbe des Namens antritt, dem Machtspruche einer engherzigen Regierung erlegen ist; und das Geschlecht, das vorzugsweise berufen ist, dem neuen Organ durch tüchtige Arbeit den Werth zu verleihen, der ihm vom bloßen Namen und einem ersten glücklichen Anlauf nicht kommen kann, erinnert sich meist nur noch dunkel des elfjährigen Bestehens jener trefflichen Sammlung von Arbeiten der edelsten, bestgesinnten Italiener einer Zeit, deren man jetzt zwar nicht grade mit Haß und Bitterkeit, aber doch mit dem Gefühle dessen gedenkt,

der mit angstgepreßtem Odem
Dem Meere kaum entronnen, nun vom Strande
Auf die gefahrvoll wilde Fluth zurückstarrt.

Digitized by Google

Aber die Erinnerung, welche von der alten Anthologie trotz der langen Zeit noch geblieben, ist der Art, daß schon der Name jene freundliche Stimmung weckt, mit der man dem unbekannten Sohne eines Mannes von anerkanntem Edelsinn entgegengeht, und daß sie auf jeden nicht ganz leichtsinnigen Mitarbeiter erhebend und läuternd wirken muß. Der unvergeßliche Vieusseux hatte eine Schaar erlesener Geister aus allen Gegenden des durch vielfache Grenzen getheilten Landes zu gemeinsamer Arbeit um sich zu sammeln verstanden und ließ von der Stadt aus, die der geistigen Regsamkeit bei aller Aengstlichkeit der Regierung noch immer mehr Spielraum als die meisten andern verstattete, jene Hefte über das ganze Land sich verbreiten, welche, von eigentlich politischen Fragen sich selbstverständlich fern haltend, die gebildete Bevölkerung zur Beschäftigung mit Gegenständen von nicht blos landschaftlicher Bedeutsamkeit anregten, sie an Zeiten früherer Größe des Vaterlandes mahnten, sie auf noch immer bestehende gemeinsame Interessen hinwiesen und selbst ein Zeugniß der noch immer nicht erloschenen schöpferischen Kraft der Nation waren. Männer von den verschiedensten Bestrebungen fanden sich in der Anthologie zusammen, der Guelfe mit dem Ghibellinen, der Republikaner mit dem Monarchisten, der Freidenker mit dem Orthodoxen; alle aber verbunden durch die Ueberzeugung, es habe ein jeder mit daran zu arbeiten, daß Italien hinter den übrigen Völkern im Ringen nach keinem edeln Ziele zurückbleibe, daß der physische, der moralische, der intellectuelle Stand des Volkes sich hebe und daß die Hoffnung auf bessere Zeiten in den Herzen der Besseren fortwährend wach bleibe. Herr Tabarrini hat in einer der ersten Lieferungen des neuen Unternehmens mit gebührender Anerkennung der „alten Anthologie“ gedacht und sich dabei nicht verhehlt, daß die Stellung der neuen eine vielfach schwierigere dadurch werde, daß es jetzt nicht mehr gelte, im Allgemeinen die Zuversicht auf eine schönere Zukunft rege zu erhalten, sondern die Mittel und Wege sofortiger praktischer Umgestaltungen zu verhandeln und daß die gebieterische Nothwendigkeit, eine Parteistellung offen einzunehmen und entschieden bei derselben zu beharren, dem gemeinsamen Wirken mannigfache Hindernisse in den Weg legen werde. Dafür mag einiger Ersatz in der größern Zahl derjenigen geboten sein, auf deren Mitwirkung bei dem weitern Kreise der zur Behandlung kommenden Gegenstände und bei der Sorglosigkeit, mit welcher jeder seines Schriftstelleramtes warten darf, gezählt werden kann. Möge nur das edle Maßhalten, die leidenschaftslose Besprechung auch der am tiefsten eingreifenden Dinge mit dem Namen von der alten auf die neue Anthologie übergehen und das, was für jene oft genug eine harte Nothwendigkeit sein mochte, für diese eine frei geübte und darum um so verdienstlichere Tugend sein.

Wir gedenken hier keineswegs einen Auszug aus den zahlreichen und aus den verschiedensten Gründen anziehenden Aufsätzen zu geben, welche den ersten Jahr-

Digitized by Google

gang der florentiner Zeitschrift füllen; sind sie doch selbst theilweise die verdichtete Wiedergabe größer angelegter Arbeiten. Doch wollen wir uns nicht versagen, in gedrängter Uebersicht dem cisalpinischen Publikum, dessen Aufmerksamkeit die schöne Unternehmung in hohem Grade verdient, die Gegenstände vorzuführen, welche in der ersten Hälfte des Jahrgangs 1866 zur Behandlung gekommen sind. Wir stellen das Geschichtliche (im weitesten Sinne) voran. Herr Domenico Comparetti beschäftigt sich in einem längern Aufsatze unter lobenswerther Herbeiziehung der einschlagenden Arbeiten deutscher Forscher mit den Vorstellungen von Virgil, welche durch die Vermittelung der Schule oder der Gelehrsamkeit auf das Mittelalter und endlich auf Dante gekommen sind, und stellt dieselben mit einer Schärfe und Bestimmtheit, an der man es bisher vielfach hat fehlen lassen, denjenigen gegenüber, welche sich außerhalb der Schule, in ganz anderem Maße von der geschichtlichen Wahrheit abweichend, über den Zauberer Virgil gebildet hatten. — Herr Bongi hat in den Archiven von Lucca eine nicht unbedeutende Zahl von Urkunden entdeckt, welche die in den letzten Jahren aus venetianischen und genuesischen Aufzeichnungen erwiesene Thatsache eines in den italienischen Handelsstädten im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert sehr schwunghaft betriebenen Handels mit Sklaven und namentlich mit Sklavinnen aus den Ländern am Schwarzen Meere bestätigen, und stellt die von zwei anderen Gelehrten gewonnenen Ergebnisse, vermehrt durch wesentliche eigene, zu einem recht anschaulichen Bilde von der Lage jener Unglücklichen zusammen, über deren Herkunft, Zahl, Preise, rechtliche Stellung, Verwendung er genauen Aufschluß ertheilt. — Ein Artikel des Herrn Amari giebt aus arabischen und lateinischen Quellen, deren sorgfältige Aufführung und Vergleichung in zahlreichen Anmerkungen an solchem Orte überrascht, die uns erhaltenen Berichte über Seeunternehmungen, welche im Anfange und gegen Ende des elften Jahrhunderts die Pisaner und die Genuesen gegen Muselmänner auf Sardinien und in Afrika glücklich zu Ende führten. — Es sind in jüngster Zeit in zwei Bänden die nachgelassenen Papiere des einstigen Vicepräsidenten der italienischen Republik, des Grafen Francesco Melzi, den Napoleon später zum Herzog von Lodi ernannte, von dessen Großneffen, dem Grafen Giovanni Melzi herausgegeben worden; Herr Achille Mauri entwirft, gestützt auf die darin enthaltenen Angaben, ein Bild des vielbewegten Lebens jenes wackeren Mannes und daran anschließend eine kurze Geschichte der Lombardei seit der französischen Revolution bis zur Gründung des ersten Königreichs Italien. Herr Cibrario giebt neue historische Studien über die savoyische Monarchie, in welchen er die Wechselfälle derselben während der ersten drei Jahrhunderte ihres Bestehens verfolgt. Herr Polari stellt daneben nicht unpassend eine Arbeit über die Hohenzollern und Friedrich den Großen, von welcher jedoch nur der Anfang in den hier zur Besprechung gebrachten Heften

Digitized by Google

vorliegt. Die Hauptthatsachen der Geschichte der Donaufürstenthümer, namentlich die siebenjährige Regierung des Obersten Couza und die friedliche Revolution vom 23. Februar des verflossenen Jahres hat ein ungenannter Mitarbeiter zum Gegenstande einer Besprechung gemacht, welche sich durch billiges Urtheil und verständige Mäßigung in Hoffnungen und Forderungen auszeichnet.

Wir fügen hieran am besten die biographischen Arbeiten über einige bedeutende Männer, welche Italien in den letzten Jahren verloren hat, Giusti, den in Deutschland durch Heyses treffliche Uebersetzungen bekannt gewordenen „italienischen Béranger", Massimo d'Azeglio, dessen staunenswerthe Vielseitigkeit, immer rege Arbeitskraft und edle Gesinnung auch diesseits der Alpen die verdiente Anerkennung gefunden hat, Angelo Brofferio, den rührigen Schriftsteller und Politiker, Francesco Silvio Orlandini, den Herausgeber von Foscolos Werken, den Dichter und gewissenhaften Schulmann, dem es nicht mehr vergönnt gewesen, das Ende der päpstlichen Herrschaft zu sehen, dessen er mit nicht geringerer Ungeduld als sein Freund Niccolini geharrt hat, Giuseppe Puccioni, dessen Verdienste um das Criminalrecht von einem Fachgenossen ausführlich gewürdigt werden. Ein im April gedruckter, somit jetzt bereits bedeutender Nachträge bedürftiger Artikel über die politische Thätigkeit des Grafen Bismarck ist geeignet, die Vorgänge im staatlichen Leben Deutschlands während der letzten zwanzig Jahre im Zusammenhang überblicken zu lassen; er ist höchst lebendig geschrieben und zeigt bisweilen jenen Humor, der bei der Betrachtung diplomatischer Strategie in einem ferner Stehenden leicht sich regt; sein Verfasser ist der nämliche Professor Ruggiero Bonghi, dessen unlängst erschienene Schrift über den „Universitätsunterricht in Italien" überall mit so großem Interesse aufgenommen worden ist. Er leitet uns über zu den Beiträgen, welche sich mit Fragen der praktischen Politik beschäftigen.

Im Vordergrunde steht hier selbstverständlich die römische Frage. Während Herr Giuseppe Canestrini, der verdiente Herausgeber der unedirten Werke Guicciardinis, mit der bekannten Stelle im vierten Buche der „Geschichten" dieses letztern und mit der nicht minder entschiedenen im ersten Buche von Machiavellis „Discorsi" Aussprüche zusammenstellt, in welchen andere italienische Denker des funfzehnten Jahrhunderts die weltliche Herrschaft des Papstes angreifen und daran die Aufzählung von Thatsachen reiht, welche die Verderblichkeit derselben erhärten sollen, zeichnet Giorgini die Stellung der liberalen Partei der Kirche gegenüber und möchte das Parlament veranlassen, von der Herstellung der „freien Kirche im freien Staate" absehend, unter Anerkennung des jetzigen Kirchenstaates und aufrichtig gemeinter Versicherung der Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten desselben, den Frieden mit dem Papste, eine Vereinbarung über das Verhältniß der Kirche zum Staate und damit die Beruhigung eines Theiles der Bevölkerung anzustreben, dessen Umfang er nicht zu unter-

Digitized by Google

schätzen räth. Die Römer würden einen Theil des italienischen Staats ausmachen, im Parlamente mit vertreten sein, zugleich aber ein eigenes Gemeinwesen, frei von der italienischen Conscription und Besteuerung bilden, welches sich über seine innere Organisation mit dem Papste abzufinden hätte. Giorgini tritt damit in entschiedenen Gegensatz zu dem Grafen Mamiani, welcher auf eine nachdrückliche Aufzählung der Verschuldungen des päpstlichen Stuhles an Italien den Nachweis der Nothwendigkeit und der Möglichkeit, die geistliche Gewalt von der weltlichen abzulösen, folgen läßt und sich von der Verwirklichung jenes cavourschen Programmes den besten Erfolg verspricht.

Wir übergehn, um nicht zu lang zu werden, die interessanten Besprechungen des italienischen Steuerwesens, der Handels- und Schifffahrtsverträge zwischen Italien und Frankreich und andern Staaten, der Volksbanken, des Zwangecurses der Banknoten, des belgischen Armenpolizeigesetzes vom letzten März, welche großentheils Fachmännner von Ruf zu Verfassern haben und neben welchen noch regelmäßige Finanzberichte einhergehen. — Besondere Erwähnung können wir hier blos noch der Fürstin Belgiojoso zu Theil werden lassen, welche in einem Aufsatze über die gegenwärtige und die künftige Stellung der Frauen vielleicht einen zu großen Theil der Schuld gegenwärtiger Uebelstände auf die Männer wälzt und nicht in hinreichendem Maße die Wirkung der physischen Verschiedenheit der Geschlechter anerkennt, indessen kaum großem Widerstande begegnen wird, wenn sie in ihren Forderungen sich für diesmal auf Zulassung der es wünschenden Mädchen zum wissenschaftlichen Unterricht, welcher der männlichen Jugend ertheilt wird, und auf Zulassung der Verwerthung amtlich erwiesener Kenntnisse beschränkt. —

Wenn wir auf das Gebiet der Naturwissenschaften übertreten, so finden wir da vor allem eine Auseinandersetzung des Charakters der experimentirenden Wissenschaften, des Wesens des wissenschaftlichen Experimentes und der Bedürfnisse des öffentlichen Unterrichtes in Bezug auf die Naturwissenschaften, worin Herr Matteucci die Befähigung zu einem schwer in die Wagschale fallenden Urtheile an den Tag legt, welche er sich als wissenschaftlicher Forscher und als Minister des Unterrichtswesens erworben hat. Der Nämliche erstattet Bericht über die Thätigkeit und Einrichtung der seit einiger Zeit auch in Italien bestehenden Stationen zum Behufe meteorologischer Beobachtungen. Der Astronom Donati in Florenz knüpft die Darlegung seiner Wünsche in Bezug auf bessere Einrichtung der italienischen Observatorien an eine Erinnerung an die Italiener, welche zuerst aus dem Laufe und aus der Beleuchtung des Mondes auf die Gestalt der Erde und auf die Beschaffenheit ihrer Oberfläche geschlossen haben. Herr Codazza endlich verfolgt die Lehre vom Aether und den Atomen durch die mannigfaltigen Phasen, welche sie seit der Zeit der ältesten griechischen Philosophen bis auf unsere Tage durchlaufen hat.

Digitized by Google

In einem Aufsatze, den zunächst Ascolis „kritische Studien“ veranlaßt haben, handelt Herr Ruggiero Bonghi, dessen Name schon oben genannt wurde, von der Classification der Sprachen und beweist darin eine Vertrautheit mit Steinthals, Max Müllers, Humboldts Leistungen, von der wir wünschen, sie möge in seiner Heimath recht allgemein werden. Ob er nicht besser gethan haben würde, den Lesern der „Anthologie“ erst nach einiger Vorbereitung Theilnahme und Verständniß für seinen Gegenstand zuzumuthen, wollen wir dahin gestellt sein lassen.

Die bildenden Künste finden in der neuen Zeitschrift die gebührende Berücksichtigung, indem theils neue Kunstwerke beurtheilt, theils die Fortschritte der Bildhauerei und der Malerei in Italien seit dem Beginne des Jahrhunderts ins Auge gefaßt, theils Winke zu einer neuen Bearbeitung verschiedener Gebiete der italienischen Kunstgeschichte gegeben und die Leistungen bisheriger Bearbeiter gekennzeichnet werden. — Mit Theilnahme beobachten wir Deutsche in den musikalischen Berichten das erwachende Interesse an deutscher Musik und die gute Aufnahme, welche Mozart bei dem italienischen Opernpublikum findet; durch Mozarts Vermittelung wird vielleicht auch seinen italienischen Zeitgenossen und freilich überholten Lehrern die Bühne ihrer Heimath sich wieder aufthun und nach und nach die Gesellschaft von allerlei ästhetischen Verirrungen zurückkommen.

Wir würden die poetischen Beiträge, welche die „Anthologie“ veröffentlicht, nicht so weit zurückstellen, wenn sie nicht gar so spärlich zugemessen wären; eine kleine Uebersetzung aus dem Indischen, Bruchstücke einer Faustübersetzung von Maffei, ebenfalls von ganz geringem Umfange, und ein nicht eben werthvolles dramatisirtes Sprichwort sind alles, was wir von poetischen Leistungen zu verzeichnen haben. Doch wollen wir ja nicht den Herausgeber, wenn ihm diese Zeilen zu Gesichte kommen sollten, veranlaßt haben, auch nur einen mittelmäßigen Vers aufzunehmen, den er sonst zurückgewiesen hätte.

Indem wir noch der Besprechungen neuer Bücher aus dem Inland und aus der Fremde und der allmonatlichen Uebersicht der politischen Ereignisse erwähnen, glauben wir den letzten wesentlichen Zug beizufügen, welcher zum Bild von der Thätigkeit der sehr schätzenswerthen Zeitschrift gehört. Doch nein, es bleibt noch eines. Auf der Innenseite des Umschlages finden sich hinten, ganz wie bei der hierin gewiß nicht mustergiltigen Revue des deux Mondes, kürzere Recensionen, die für uns wenigstens gar nicht zu dem am wenigsten Werthvollen gehören und die des weißen statt des rosenfarbenen Papieres nicht minder werth sind und unter die Abfälle des Buchbinders zu gerathen nicht eher verdienen, als manches was ihnen vorangeht.

Wir haben uns überzeugt, daß die „neue Anthologie“ dem Ausländer ermöglicht, in einer recht ersprießlichen Verbindung mit dem geistigen Leben in

Digitized by Google

Italien zu bleiben; und das war, was unsere Selbstsucht zuerst von ihr verlangte. Daß sie geeignet ist, innerhalb ihres Landes sehr wohlthätig zu wirken, ist aber nicht minder unzweifelhaft.

Aus Prag.

Januar 1867.

Unter allen Deutschen in Oestreich sind wir in Böhmen diejenigen, welche bei aller Bewunderung für die glänzende Manifestation deutscher Volkskraft, die der vorjährige Krieg offenbarte, die Kehrseite seiner Erfolge am bittersten empfinden müssen. Denn nirgends trat die Rückwirkung derselben auf die nationalen Verhältnisse so energisch hervor wie bei uns. Der Kampf der Czechen gegen die Deutschen nimmt seitdem täglich größere Dimensionen an.

Der alte Bund, dem die andere kolliner Schlacht den Garaus machte, hat wahrhaftig wenig Hervorragendes für Deutschland gethan; aber für uns hatte er das Gute, daß er die Continuität deutschen Gebietes repräsentirte. Keinen größeren Verdruß konnte man den mit nationalem Ungestüm anstürmenden Czechen bereiten, als wenn man ihnen die Landkarte entgegenhielt: Böhmen ist deutsches Bundesgebiet. So hatte seltsamerweise dieses klägliche Institut für uns den Werth einer idealen Instanz. Jetzt wird aller Jammer und alles Elend, welche der letzte Krieg über das Land brachte, den Czechen durch die Befriedigung aufgewogen, daß sie nun nicht mehr zum „deutschen Bunde" gehören. Böhmen hat keinen deutschen Rechtstitel mehr, das ist die Errungenschaft des Jahres 1866, welche laut und öffentlich von czechischer Seite als das größte Glück bezeichnet wird. Ist schon dieses Moment für Hebung des czechischen Selbstbewußtseins von Werth, so pochen andrerseits die Czechen auch darauf, daß sie es gewesen seien, welche Preußen die Lust, Böhmen zu annectiren, verleidet hätten und vollständig wie vor achtzehn Jahren geberden sie sich wieder als Retter des Reiches und der Dynastie. Seitdem der preußische Commissarius während der Occupation Böhmens es für gut befunden hatte, in einem Aufrufe „an die Bewohner des glorreichen Königreichs" den Nationalen einige Complimente zu machen, ist den Czechen ihre nun auch mit preußischem Privilegio versehene Gloire zu Kopfe gestiegen und sie bilden sich ein, im Völker-

Digitized by Google

concerte eine Hauptrolle zu spielen. Speciell in Oestreich erklären sie nicht blos dieselben, sondern noch weit mehr Ansprüche machen zu dürfen, als selbst die Magyaren, „denn," rufen die nationalen Organe mit Emphase aus, „die czechische Nation ist in diesem Augenblicke für Oestreichs Geschicke die wichtigste und wird in einem neuen Kampfe den Ausschlag geben."

Dabei bemüht man sich czechischerseits die Deutschen als „Abtrünnige" und „Landesverräther" darzustellen, welche ihren Schwerpunkt „außerhalb des Reiches" suchen und ruft jeden Augenblick nach der Polizei, sie möge doch ein wachsames Auge auf diese deutschen Renegaten haben. Jüngst gab erst eine historische Abhandlung, welche der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen veröffentlichte, betitelt „Die Brandenburger in Böhmen", den czechischen Zeitungen Veranlassung, ein Zetergeschrei über die Deutschen zu erheben, die „Eingewanderten mit nichtswürdigen Zielen", welche Propaganda für Preußen machen wollen und so oft irgendein Anlaß möglich, trachten die Czechen sich als östreichische Loyale par excellence zu geberden.

Der immer schärfer sich zuspitzende Contrast zwischen Deutschen und Czechen trat auch auf dem letzten Landtage, wiewohl derselbe nur äußerst kurz währte, klar zum Vorschein und zwar ganz besonders gelegentlich der Debatte über die an den Kaiser zu richtende Adresse. Während die von czechischer Seite vorgelegte Adresse die Zustimmung zu der Sistirungspolitik des gegenwärtigen Ministeriums aussprach und nur dem Wunsche Ausdruck gab, es möge den „Ländern der böhmischen Krone" vollständige Selbständigkeit gewahrt und diese durch Krönung des Kaisers zum Könige von Böhmen dargethan werden, hielt der deutsche Adreßentwurf dem Ministerium das ganze Sündenregister der Sistirungspolitik vor, die Trostlosigkeit der allgemeinen Zustände, die Rückschritte auf dem Gebiete des Justiz-, Finanz- und Unterrichtswesens und bezeichnete schließlich als einziges Rettungsmittel die Rückkehr zu verfassungsmäßigen Zuständen. Die Rede, mit welcher Professor Herbst den deutschen Adreßentwurf vertheidigte, war ein Meisterstück von Beredsamkeit. Wir erinnern nur an jenen Passus, welcher sich auf die Ausschließung Böhmens aus dem deutschen Bunde bezieht:

„Ein geehrter Redner," so lauten Herbsts Worte, „hat angeführt, daß grade diese Ausschließung aus dem deutschen Bunde eine der günstigsten Folgen sei, die wir im letzten Jahre erlebt haben; sie sei das glücklichste Product unserer unheilvollen Zeit. Nach der Aufnahme, welche diese Worte gefunden haben, muß ich annehmen, daß seine Ansicht in diesem hohen Hause nicht vereinzelt sei. Ich will nun nicht davon sprechen, was es heißt, wenn eine bald tausend Jahre alte Verbindung, wenn mannigfache, auch materielle Beziehungen plötzlich eine Unterbrechung leiden, aber auf etwas, wozu jene Bemerkung Anlaß giebt, sei mir erlaubt näher einzugehen .... Es ist an sich etwas Ent-

Digitized by Google

setzliches um den Krieg, aber er ist noch weit entsetzlicher, wenn der Krieg ohne allen Grund geführt wird. Und wer wird wohl bezweifeln, daß das als so erwünscht bezeichnete Ziel, die Ausschließung aus Deutschland, auf friedlichem Wege sofort und ohne Weiteres hätte erreicht werden können. Deshalb also sollte der Krieg geführt worden sein, um infolge einer Niederlage, wie sie in Oestreichs Geschichte beispiellos dasteht, zu etwas zu gelangen, was man nun selbst als wünschenswerth bezeichnet?"

Nun die Czechen haben doch im Landtage gesiegt, ihr Adreßentwurf erhielt die Mehrheit und wurde vom Kaiser angenommen. Daß ein solches Resultat zu Stande kam, daran ist vorzugsweise der Bund der Czechen mit der Adelspartei Schuld, eine der interessantesten Erscheinungen in unserem Parteileben.

Unter Schmerlings Regime ging nahezu die gesammte adelige Partei, einige wenige Feudale, welche durchaus das alte Ständewesen nicht verschmerzen konnten, ausgenommen, mit den Deutschen und da bei der Gruppirung des böhmischen Landtages die Entscheidung von dem Adel abhängt, war die deutsche Verfassungspartei durch diese Allianz in steter Mehrheit gegenüber den National-Feudalen. Als Belcredi ans Ruder kam und seine erste rettende That die Sistirung der Verfassung war, stellten es sich die böhmischen Hocharistokraten zur Aufgabe, ihren Standesgenossen zu stützen und machten, als dieser mit dem slawischen Berufe Oestreichs zu kokettiren begann, rasch eine gewaltige Schwenkung nach rechts ins czechische Lager. Männer von reinster deutscher Abstammung, wie Fürst Fürstenberg, Fürst Thurn und Taxis, fanden es nicht unter ihrer Würde, im Bunde mit den Germanophoben Rieger, Sladkovsky u. s. w. für Czechisirung der Universität, Unterdrückung des deutschen Elementes in Schule und Amt zu stimmen. Nur wenige Aristokraten, wie Fürst Karlos Auersperg, Graf Hartig, erklärten, sich unter solchen Verhältnissen jeder politischen Thätigkeit zu enthalten. Schon das muß, wie die Verhältnisse liegen, als patriotisches Verdienst gelten.

Seit dieser Zeit ist das deutsche Element im böhmischen Landtage in steter Minorität und mit gebundenen Händen der Coalition der Nationalen, Feudalen und Klerikalen übergeben, welche eben nach Belieben jeden Antrag, der gegen deutsches Wesen und gegen die Verfassung ist, durchbringen. Eine Reihe von Beschlüssen der zwei letzten Landtagssessionen zeugt klar davon; und wenn einmal die Revision der Landtagswahlordnung im czechischen Sinne nach Herzenswunsch unserer Nationalen erfogt ist, dann werden die Deutschen wohl daran thun, sich ganz und gar vom Landtagssaale, in dem sie nur eine traurige Rolle spielen, ferne zu halten.

Nicht blos die Landtagssession brachte den Deutschen manche trübe Stunde, auch die letzten Gemeindewahlen in Prag zeigten in unverkennbarer Weise, wie außerordentlich die czechische Partei in kurzer Zeit an Terrain gewonnen. Seit

Digitized by Google

der „constitutionellen Aera“ (sit venia verbo!) in Oestreich war der Wahlkampf bei den Gemeindewahlen in der Landeshauptstadt stets sehr lebhaft und erregt, die Czechen hatten zwar immer die Mehrheit der großen Masse der Wähler für sich; allein die Deutschen brachten doch mehr als ein Drittheil ihrer Candidaten durch. Ganz anders sollte es diesmal werden. Die Czechen, seit dem Unglückstage von Königsgrätz kühner denn je, wußten die schwankende Menge, deren der liebe Frieden über alles geht, zu terrorisiren und die Deutschen, deprimirt von den wuchtigen Schlägen dieses Sommers, müde des ewigen Ringens, zogen sich verdrossen zurück, das Feld den Gegnern räumend. So kam es, daß von den dreißig deutschen Candidaten für den prager Gemeinderath nur ein einziger durchdrang und dieser Einzige wurde in dem ehemaligen Ghetto Prags gewählt, in dem fast ausschließlich von Israeliten bewohnten Viertel, welche mit der ihrem Stamme eigenthümlichen Zähigkeit für die deutsche Candidatenliste kämpften und an derselben festhielten trotz aller Drohungen des czechischen Janhagels. Daß ob dieses Ausganges der Gemeindewahlen großer Jubel im czechischen Lager herrschte, ist leicht begreiflich. Hatte man doch abermals einen Beweis für die beliebte Behauptung: die Deutschen seien ein verschwindender Bruchtheil der Bevölkerung Böhmens und Prag sei eine rein czechische Stadt, in welcher von czechischer Gnade geduldet zu werden, die Deutschen als ihr Glück betrachten müssen.

Und in der That hat der Sieg der czechischen Candidaten im Gemeinderathe nicht unwichtige praktische Folgen. Bei der Autonomie, welche jetzt der Gemeinde in Bezug auf Unterrichtswesen, Polizeiregime, Verwaltung u. s. w. zukömmt, ist den Vätern der Stadt ein weites Feld für nationale Propaganda eröffnet. Die Schulen, die ohnedies bereits fast vollständig czechisirt sind, werden nun noch um so mehr den nationalen Stempel erhalten, das Beamtenheer wird czechisch organisirt und die Interessen des Handels und der Industrie, welche zumeist in deutschen Händen, keiner Beachtung gewürdigt werden. Wo es sich um politische Kundgebungen handelt, erscheint dann der Gemeinderath Prags nur für czechische Zwecke besorgt und nach Außen hin hat es dann in der That den Anschein, als ob es, wie sich ein Redner im Gemeinderathe ausdrückte, in Prag gar keine deutschen Kinder gebe.

Dem Beispiele der Hauptstadt folgen die größeren Städte mit gemischter Bevölkerung im flachen Lande. Die nationale Partei entwickelt die lebhafteste Agitation und begünstigt vom gegenwärtigen Ministerium, beeilen sich die Gemeindevertretungen ihren Schulen den czechischen Charakter zu verleihen. Dergleichen geschah jüngst in Pilsen, wo plötzlich über Nacht die Realschule trotz aller Proteste der Deutschen für eine czechische Anstalt erklärt wurde, so daß mehr als ein Drittheil der Schüler, welcher nicht so glücklich ist, des czechischen Idioms mächtig zu sein, ihre Studien abbrechen mußte. Mit Vernunftgründen

Digitized by Google

läßt ſich gegen ein ſolches Vorgehen nicht ankämpfen. Die Journale der deutſchen Partei bringen energiſche Artikel dagegen, die deutſchen Bürger machen geeignete Vorſtellungen — doch das alles hilft nichts, es walten höhere nationale Mächte.

Gegenüber dem ſtets weiter um ſich greifenden Czechismus muß von deutſcher Seite auch energiſch gehandelt werden. Das ſieht man denn nun doch bei uns ein und die deutſche Partei beginnt, ſich ſorgſamer zu organiſiren. Die Zuſtimmungsadreſſen, welche aus allen deutſchen Kreiſen des Landes an die deutſchen Abgeordneten einlaufen, zeigen in erfreulicher Weiſe von richtigem Verſtändniſſe der Zeitverhältniſſe und daß es ſelbſt für deutſche Geduld eine Grenze giebt. †††

Vor den Reichstagswahlen.

Die Wahlbewegung hat begonnen, Comités Gleichgeſinnter treten zuſammen, Candidaten werden aufgeſtellt und durch Vorverſammlungen wohlwollend begutachtet, in den Tageblättern beginnen hier und da die Angriffe und Anpreiſungen der Parteien. Noch iſt es eine ſehr mäßige Bewegung, aber ſchon jetzt iſt zu erkennen, daß das allgemeine Wahlrecht in dieſer Ausdehnung ein Danaergeſchenk iſt, welches dem deutſchen Volke zu aller Unſicherheit ſeiner politiſchen Zuſtände eine neue Gefahr bereitet. Denn es legt die Wahl überall in die Hände derjenigen Schichten unſerer Bevölkerung, welche entweder noch kein ſicheres Intereſſe an Politik haben, oder durch jeden kräftigen Schreier beeinflußt werden. Nicht unmöglich, daß wir ſchon in dieſem Reichstag ein halbes Dutzend Agitatoren aus der Schule Laſſalles erleben, welche leider durch das gegenwärtige preußiſche Miniſterium großgezogen wurden. Ja, es iſt faſt zu wünſchen, daß der trotzige Unſinn dieſer Geſellen in dem neuen Reichstage hörbar werde, er wird eher als jeder Vernunftgrund ſowohl das Miniſterium als unſere Idealiſten beſtimmen, das Wahlrecht in einer dem Standpunkt unſrer politiſchen Volksbildung entſprechenden Weiſe zu normiren. Denn, wie jedermann weiß und jedermann offen ausſprechen ſollte, es giebt keine abſolut gute und richtige Wahlmethode, welche für alle Zeit und jede Entwicklungsphaſe eines Volkes paßt, es iſt vielmehr Aufgabe der Geſetzgebung, immer wieder die Wahlberechtigung mit den Fortſchritten der Bildung und der Umwandlung

Digitized by Google

der realen Verhältnisse in Einklang zu bringen. Die Dreiclassenwahl der Preußen war in der Theorie eine höchst unvollkommene Methode, in der Praxis hat sich dieselbe im Ganzen vortrefflich bewährt. Die allgemeine Wahlberechtigung, welche von jetzt in Deutschland gelten soll und welche zu der von 48/49 sich verhält wie ein Orkan auf der See zu sanftem Fahrwind,*) vermag uns in wenig Jahren eine socialistische Organisation der arbeitenden Classen herzublasen, welche noch andere Culturen zu beschädigen droht, als die politische. Denn die Majorität der Land- und Stadtwähler wird in jeder aufgeregten Zeit Candidaten finden, welche geheime Diäten von ihren Wählern zu erheben wissen, selbst auf die Gefahr geprügelt zu werden, wenn sie den Wählern Staatshilfe u. s. w. nicht durchsetzen oder wenn sie in Verdacht kommen, auch vom Bundeskanzler Geld genommen zu haben.

Während noch allgemeine Unsicherheit darüber herrscht, wer in dem Reichstage die Interessen der Nation vertreten wird, ist ebenso unsicher, worüber diese Vertreter berathen sollen. Noch ist der Entwurf einer Verfassung des norddeutschen Bundes ein Gegenstand vertraulicher Conferenzen zwischen dem auswärtigen Amte Preußens und Ministern der Bundesstaaten. Nur tropfenweise haben officiöse Berichterstatter von dem neuen Trank, der uns kredenzt werden soll, Proben mitgetheilt. Stellt man das Wenige, was zur Zeit öffentlich bekannt geworden, zusammen, so ergiebt sich ungefähr folgendes: Das Bundespräsidium ist die Krone Preußen, ihr Bundeskanzler — Graf Bismarck — leitet die Geschäfte. Ihm zur Seite steht ein Bundesrath, gebildet durch Delegirte der Bundesregierungen, deren Stimmenzahl gesetzlich normirt ist. Dieser Bundesrath hat, so scheint es, sowohl die Functionen eines Staatenhauses neben dem Reichstage, als in seinen permanenten Ausschüssen die Arbeiten der einzelnen Ministerien unter dem Bundeskanzler zu versehen. Daneben ein jährlich zu berufender Reichstag mit dem Recht der Initiative in der Bundesgesetzgebung, aber nach dem ministeriellen Entwurf mit sehr beschränktem Budgetrecht, da wenigstens die Ausgaben für das Heerwesen seiner Competenz entzogen zu sein scheinen. Die Einnahmen der Bundeskasse bestehen aus den Zollintraden des norddeutschen Bundes, aus den Ueberschüssen der Posten und Telegraphen und aus den großen inneren Verbrauchsteuern. Die Ausgaben sind für die Handelsinteressen im Auslande, außerdem für Heer und Flotte. Zusammen ein ordentliches Budget von mindestens 65 bis 70 Millionen, das aber durch Bau von Bundeseisenbahnen und extraordinäre Ausgaben für Heer und Flotte beträchtlich gesteigert werden kann.

Da die Heeresstärke auf Eins vom Hundert der Bevölkerung festgesetzt ist

*) Damals waren in Leipzig circa 6,000 Wahlberechtigte, in diesem Jahr nach den Wahllisten circa 19,800, welche nur zu einem Viertel der Vergrößerung der Stadt zuzuschreiben sind.

Digitized by Google

und pro Mann ein Beitrag von 225 Thaler jedem Bundesstaat berechnet werden soll, so werden außer den Einnahmen von Zöllen, Verbrauchsteuern, Posten und Telegraphie von sämmtlichen Bundesstaaten noch directe Geldzuschüsse für die Bundeskasse aufgebracht werden müssen.

Bis jetzt zog sich nach allem, was man vernimmt, in den berliner Conferenzen die Verhandlung vorzugsweise um den letzten Punkt. Und in der That sind die Schwierigkeiten, 225 Thaler pro Mann aufzubringen, für alle Bundesstaaten, mit Ausnahme etwa von Sachsen und Braunschweig, unüberwindlich. Die Kleinstaaten haben bis jetzt wenig für Militär ausgegeben, dagegen ist ein großer Theil ihrer Einnahmen durch den Hofhalt, die größere Beamtenzahl, ferner aber auch für Landesculturen ausgegeben worden, welche eine Restriction nicht dulden, z. B. für Volksschulen und Lehrergehalte. Bei einzelnen dieser kleinen Staaten ist die Mehrforderung zu Militärzwecken so bedeutend, daß sie kaum gedeckt wird, wenn man die ganzen Kosten der Landeshoheit und der Beamtenmaschinerie hineinrechnet. Da nun Preußen jetzt nicht Wunsch und Willen haben kann, diese Staaten zu säcularisiren, so wird doch zuletzt eine Ausgleichung der localen Lebensinteressen mit der preußischen Forderung erzielt werden müssen, wahrscheinlich, indem man sich auf Uebergangsstadien und ein Interimisticum einigt.

Gegen einen andern Punkt richtet sich die Sorge der nationalen Partei im Volke. Man fordert für den Reichstag das Budgetrecht. Und diese Forderung liegt so sehr im Wesen jeder parlamentarischen Versammlung, daß die preußische Regierung derselben vielleicht schon bei definitiver Feststellung ihres Entwurfs entgegenkommen wird, wo nicht, einen Kampf darum mit dem Reichstage zu erwarten hat. Aber auch wenn das Budgetrecht dem Reichstage bewilligt wird, bleibt die innere größere Schwierigkeit, daß der Reichstag nach der Organisation des Bundes in Wahrheit vorläufig nicht ein wirkliches Budgetrecht ausüben kann. Seine Fähigkeit über Einnahmen und Ausgaben zu disponiren, muß doch höchst beschränkt bleiben, denn die Einnahmen ruhen zum größten Theil auf Verträgen der Bundesstaaten oder auf Verträgen mit dem Auslande, die Ausgaben geschehen zum größten Theil durch eine Macht, welche sich seiner Controle entzieht, durch das Bundespräsidium, und nach den preußischen Bestimmungen über Heereseinrichtung. Der Bundeskanzler ist preußischer Beamter, nur seinem König und dem preußischen Gesetz verantwortlich u. s. w. Der Reichstag aber ist in Wirklichkeit trotz allen Ehren und Befugnissen, welche man ihm zuertheilt, gegenüber dem festgefügten Bau des preußischen Staates vorläufig nur ein Zoll- und Verkehrsparlament.

Ob er im Laufe der Zeit etwas Anderes werden wird und ob der Schwerpunkt des deutschen Verfassungslebens auf ihn übergehen oder in dem preußischen Landtag bleiben soll, das ist eine Frage, welche zunächst die nationale

Digitized by Google

Partei sich selbst vorzulegen hat. Denn von der Antwort, welche sie auf diese Frage findet, hängt ihre Taktik in dem bevorstehenden Reichstage ab, ebenso vielleicht die Haltung des preußischen Landtags bei den Opfern, welche ihm zugemuthet werden, und darum in hohem Maße unsere nächste politische Zukunft.

Es liegt nun im Wesen jeder parlamentarischen Versammlung, ihre Befugnisse hoch zu fassen. Gestattet das neue Wahlgesetz, daß der Reichstag die politischen Führer der Nation, die Blüthe unserer Intelligenz, vereinigt, und gelingt es der nationalen Partei, in sich selbst Verständigung und einheitliches Handeln durchzusetzen, so kann, wie auch der gegenwärtige Entwurf der Bundesverfassung beschaffen sei, eine große Umbildung des deutschen Verfassungslebens durch Reichstag und Bundesrath bewirkt werden. Erweist sich der Reichstag als die Arena für die höchsten Interessen der Nation, so wird die Anfügung der Südstaaten ohne große Schwierigkeiten erfolgen und ein deutscher Staat vermag sich nach längeren parlamentarischen Kämpfen aus den Grundzügen der gebotenen Verfassung aufzubauen. Auf einem Wege, der allerdings ungewöhnlich und bis jetzt in der Geschichte ohne Beispiel ist.

Aber man darf sich nicht verbergen, daß in diesem Fall den Preußen die größten Opfer zugemuthet werden. Und zwar sind es nicht nur verfassungsmäßige Rechte des preußischen Volkes, welche für das Ganze hingegeben werden müssen. Nicht geringer sind die Zumuthungen, welche den Regierenden in Preußen gestellt werden.

Wir wissen wenig Sicheres über die Methode, nach welcher Graf Bismarck seinen Bundesrath, das heißt die Staatendelegirten, für die administrativen Geschäfte des Bundes zu verwenden denkt. Man darf annehmen, daß einige von den Einrichtungen des seligen Bundestages für ihre Thätigkeit adoptirt sind, und daß sie durch Ausschüsse und Commissionen unter dem Bundeskanzler die beaufsichtigende und controlirende Behörde in Bundesangelegenheiten sein sollen. Die Majorität dieser Staatsdelegirten besteht aus Nichtpreußen. Es wird also unvermeidlich, daß auch Nichtpreußen ein oberstes Aufsichts- und Verfügungsrecht über preußische Eisenbahnen, Posten, Verkehrsanstalten, über Zölle, Handel, einen Theil der Justiz, ja sogar eine gewisse, wenn auch beschränkte Mitwirkung bei Kriegswesen und Marine ausüben. Ein solches Eingreifen Fremder in das Gefüge des preußischen Staates ist so sehr gegen alle Traditionen der preußischen Beamtenaristokratie und so völlig gegen den preußischen Junkerstolz, daß von dieser Seite vielleicht die heftigste Opposition zu erwarten ist. Die Ministerien der Finanzen und des Handels, ja theilweise sogar der Justiz und des Krieges werden der Bundesverfassung untergestellt, fremde Bundesräthe erhalten Einsicht und Mitverfügung über die Interessen der preußischen Ressorts; der Bundeskanzler selbst tritt in ein ganz neues Verhält-

Digitized by Google

niß zu seinen frühern Collegen. Wenn man weiß, wie zähe bis jetzt die Fachminister in Preußen ihre Selbständigkeit innerhalb ihres Ressorts verfochten, wie auch höchster Wille diese geschäftliche Trennung begünstigte, so wird unbegreiflich, daß z. B. Herr v. der Heydt und Graf Itzenplitz sich fortan in Steuersachen, Postsachen, Eisenbahnsachen als Beamte des Bundes betrachten sollen, welche von Commissionen desselben Anweisungen erhalten und die letzte Disposition in den wichtigsten Angelegenheiten ihrer Ministerien diesen übergeben müssen.

Und es ist nicht nur der persönliche Stolz preußischer Beamten, der dagegen reagiren muß, und nicht nur ihre Sorge, daß aus dem Bundesrath allmälig Reichsministerien herauswachsen können, sondern es ist in der That eine radicale Umwandlung der preußischen Staatsmaschine, welche durch jede solche Bundesverfassung eingeleitet wird. Und es ist wohl möglich, daß der Entwurf in Preußen selbst größere Schwierigkeiten zu bekämpfen haben wird als bei den Regierungen der Bundesstaaten und im Reichstage.

Uns Deutschen aber ist jetzt das höchste Interesse, daß der Reichstag nicht resultatlos verläuft, und daß die Bundesverfassung, wie sie immer sei, so schnell als möglich als Dach auf das neue Haus gesetzt wird. Denn dadurch erst werden die neuen Verhältnisse, welche der Krieg des vorigen Jahres geschaffen, gefestigt. Was uns jetzt in einem Raume vereinigen soll, ist wie ein Nothdach, schnell zusammengefügt und nicht auf Dauer berechnet. Auch was wir jetzt schaffen können durch unsere Mitwirkung in der Presse und am Reichstage, das wird, dessen bleiben wir uns bewußt, nur ein Interimisticum und wahrscheinlich eines von kurzer Dauer. Und doch hängt das Heil unserer Zukunft davon ab, daß wir mit Hingabe und Selbstverläugnung arbeiten, dasselbe zu Stande zu bringen.

Literatur.

C. F. Pohl, Mozart und Haydn in London. Wien, C. Gerolds Sohn, 1867. Erste Abtheilung: Mozart in London.

Die im letzten Jahrzehnt sehr bemerkbar gewordene Vorliebe für die literarische Cultivirung der Musikgeschichte, namentlich für biographische Darstellungen, hat neben einer Reihe flüchtiger Producte ohne inneren Werth auch eine Anzahl von Büchern hervorgerufen, die von ernster Forschung und gründlichem Quellenstudium Zeugniß über Zeugniß ablegen. Zu diesen erfreulichen Erscheinungen gehört die Schrift von Pohl, eine saubere Arbeit gewissenhafter Detailforschung aus den Quellen, zuverlässig und belehrend.

Der Verfasser, der als Musiklehrer einige Jahre in London lebte, faßte den Gedanken, aus den reichen Hilfsmitteln der Bibliothek des britischen Museums und ähnlicher Sammlungen alles zusammenzustellen, was sich auf den Aufenthalt Mo-

Digitized by Google

zarts und Haydns in London ermitteln ließe, um ein authentisches und lebendiges Bild der Verhältnisse, unter denen sie dort wirkten, zu gewinnen. Unvermerkt gestaltete sich diese Aufgabe während des Suchens und Forschens zu einer Geschichte des Musiktreibens in London während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Der Verfasser ist nicht müde geworden, in der Fluth von Zeitungen, Programmen, Brochuren, Correspondenzen, Biographien — und wie die Abarten dieser zerfahrnen Literatur sich nennen mögen — das Material in diesem Sinne zusammenzusuchen, aus welchem die Darstellung erwachsen ist, welche mehr leistet, als sie verspricht. Denn den beiden großen Erscheinungen, welche im Vordergrunde stehen, hat er den sorgfältig ausgeführten Hintergrund einer anschaulichen Darlegnng der Verhältnisse und Persönlichkeiten gegeben, welche das musikalische Leben Londons bedingten.

Nach einem kurzen allgemeinen Ueberblick macht er uns zunächst mit einer eigenthümlichen Erscheinung näher bekannt, welche von hervorragendem Einfluß auf die Gestaltung der musikalischen Verhältnisse war, mit den verschiedenen musikalischen Vereinen. Die St. Cecilien Society, die academy of ancient music, die Madrigal society, der Noblemen and Gentlemen Catch Club in seinen eigenthümlich nationalen Gepräagen, die wohlthätigen Institute der Society of musiciens, welche am Ende des Jahres 1865 über einen Fonds von 64,550 Pfund Sterling verfügte, und der Corporation of the song of the Clergy werden nach den Grundzügen ihrer Art und Wirksamkeit in ihrer historischen Entwickelung charakterisirt. Daran schließt sich die Uebersicht der verschiedenen Concertinstitute und ihrer Aufführungen während der Jahre 1764 und 1765, der Musikfeste in den Provinzen, sowie der Musik in den Volksgärten — beides auch in culturhistorischer Beziehung von großem Interesse. In einer Reihe von alphabetisch geordneten Beilagen ist dann über eine Anzahl hervortretender Musiker noch genauere biographische Auskunft gegeben. Alles trägt den unverkennbaren Stempel zuverlässiger Quellenforschung, welche auch durch genaue Nachweisungen die Controle überall ermöglicht und dem Mitforschenden ein weites Gebiet der einschlägigen Literatur eröffnet. Wer einige Bekanntschaft mit den Schwierigkeiten hat, in Fragen dieser Art zuverlässige Auskunft zu erlangen, wird dem Verfasser für diesen Schatz wohlgeprüfter Mittheilungen sehr dankbar sein.

Auf dieser sehr breiten Basis erhebt sich allerdings ein verhältnißmäßig kleines Bild des Wunderknaben Mozart. Allein man darf nicht vergessen, daß es zugleich die Grundlage für die Darstellung Haydns bildet, welche natürlich überall auf diese Verhältnisse zurückgreifen muß. Was wir von Mozarts Aufenthalt in London bisher wußten, ging auf die von Nissen gegebenen Auszüge aus den Briefen des Vaters an seinen Freund Hagenauer in Salzburg zurück. Wohl hat dieselben nicht allein durch die Detailschilderung der dort kurz berührten Umstände und Persönlichkeiten illustrirt, sondern durch die fortlaufenden Anzeigen und Berichte in den Zeitungen die wechselnde Situation der Familie Mozart mit ihren „Wundern der Natur“ dem londoner Publikum gegenüber ins Klare gebracht, und so zuerst dem Bilde von Mozarts Aufenthalt in London Leben und Farbe gegeben.

Hoffentlich läßt die zweite Abtheilung, welche an Umfang und Inhalt noch bedeutender zu werden verspricht, nicht auf sich warten.

Druckfehler. In dem Aufsatze „Zustände und Aussichten in Oestreich, 1.“ in Heft 3 ist zu lesen: S. 111, Z. 6 von unten: Smolka für Smolke und Pinkas für Pinka. D. R.

Verantwortlicher Redacteur: **Gustav Freytag.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Katsch, Adolph, Emilie. eleg. cart. 1 Thlr.

Eine liebliche, dem wirklichen Leben abgelauschte Dichtung, reich an trefflichen Naturschilderungen, reich an sinnigem Ernste und schalkhaftem Humor, reich an innigem, echt deutschen Gemüths- und Seelenleben, voller Originalität und Frische.

„Emilie", welche sich wie kaum ein anderes derartiges Werk zur Damenlectüre eignet, wird sich den beliebtesten poetischen Schöpfungen würdig anreihen und als **Festgeschenk** ganz besondere Freude bereiten.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Roderich Benedix,

Bilder aus dem Schauspielerleben.

2 Bände. Preis 1 Thaler.

Amelie Bölte,

Erzählungen einer Deutschen in London.

Preis 15 Ngr.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Beta, H., Deutsche Früchte aus England.

Erzählungen und Erlebnisse. 2 Bände. Preis 2½ Thlr.

Inhalt: Der Sohn des Nebels. — Erinnerungen eines Flüchtigen. — In der Burg. Kette auf der Themse. — Ein Fall in die Unterwelt Londons. — Der todte Gast. — Die brennende Leiche um Mitternacht.

Beta, H., Aus dem Herzen der Welt.

Erzählungen nach Erlebnissen. 2 Bände. Preis 2⅔ Thlr.

Inhalt: Die Braut aus der Wildniß. — Polizei und Liebe. — Eine Nacht im Themse-Tunnel — Der Würg-Engel. — Verkehr Londons auf, unter und über der Erde. — Das Central-Centrum Londons. — Nachtmärkte. — Sonntagsmärkte. — Der Newgate-Fleischmarkt. — Der alte und der neue Viehmarkt. — Der Großfischmarkt. — Clubland und Clubleben. — Ein dramatischer Revolutionär. — Deutsche Wissenschaft in England. — Fliegender Buchhandel. — Public-Häuser. — Das unterirdische Wunderwerk. — Hyde-Par und Rotten-Row. — Deutsches und englisches Geschäftsleben. — Schlußwort des Verfassers.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Julian Schmidt, Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod. 5. Aufl. I. II. Bd. 5 Thlr. 25 Ngr.

Das rühmlichst bekannte Werk ist in dieser neuen Auflage wiederum ganz durchgearbeitet und mit zahlreichen neuen Forschungen versehen. Es schließt sich unmittelbar des Verfassers **„Geschichte des geistigen Lebens von Leibnitz bis auf Lessing's Tod"** an. Der 3. Band des Werkes wird schnell nachfolgen.

Bei F. W. Grunow in Leipzig ist soeben complet geworden und durch alle Buchhandlungen zu beziehen,

Der Staat oder **die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit.**

Unentbehrliches populäres Handbuch und Rathgeber für alle Classen und Berufsstände des deutschen Volkes. 8 Bde. Von Dr. C. H. Th. Huhn. Pr. 12 Thlr. 5½ Ngr.

Band I. Allgemeine Volkswirthschaftslehre. II. Volkswirthschaftslehre der Urproductionen. III. Volkswirthschaftslehre der Gewerbe und des Handels. IV. Finanzwissenschaft. V. Staatsrecht. VI. Völkerrecht. VII. Politik. VIII. Statistik. Das Werk kann auch nach und nach in Lieferungen à 7½ Ngr. bezogen werden; jeder Band wird auch einzeln abgelassen.

☞ **Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.**

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXVI. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 5.

Ausgegeben am 25. Januar 1867.

Inhalt:

Aus der Provinz Schleswig-Holstein . . . . . Seite 161
Das Volksschulwesen in Hannover und Ostfriesland 169
Ein neuer Text zu Mozart's Don Juan 178
Während der Wahlbewegung 192
Ein Evangelist in Brasilien 197
Vermischte Literatur 199

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(F. W. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Aus der Provinz Schleswig-Holstein.

Wer die Verhältnisse Schleswig-Holsteins blos aus den Zeitungen kennt, muß es wohl unbegreiflich finden, daß man seit längerer Zeit so wenig von dort hört. Die Volksmassen, welche so oft ihren unerschütterlichen Widerstand gegen jeden Uebergriff Preußens drohend verkündet haben, halten sich still, die Resolutionen sind verklungen, überall geht man seinen bürgerlichen Beschäftigungen nach. Mancher unserer bitzigen Freunde, namentlich in Süddeutschland, erklärt sich diese Erscheinung vielleicht aus dem eisernen Druck, der auf uns laste, und meint, unsere Ruhe erinnere an das schauerliche „l'ordre règne à Varsovie". Aber eine solche Parallele wäre ebenso grundfalsch, wie die Vergleichung unseres früheren activen Auftretens mit den Todeskämpfen der Polen, unseres verdrossenen Unmuthes mit ihrem glühenden Haß. Wir sind ja im Grunde nie so aufgeregt gewesen, wie es in der Ferne scheinen konnte. Der phlegmatische Charakter der Schleswig-Holsteiner hat sich zu keiner Zeit verläugnet. Sie haben allerdings hier und da geredet, geduldigt, Fahnen ausgehängt oder auch wohl durch Nichtflaggen demonstrirt, aber dabei haben sie nie die Ruhe ganz verloren, nie vergessen, daß sie friedliche Bürger, keine Revolutionäre seien. Sie haben sich in der wirksamen Kraft ihres Willens getäuscht, aber sie waren ja schon seit langer Zeit gewohnt, sich in ihr Mißgeschick zu finden. Eine von außen an sie herantretende disciplinirende Macht, welche 1848 und in den folgenden Jahren tüchtige Soldaten aus ihnen schuf, fehlte diesmal. Alle activen Widerstandskräfte, die in ihnen lagen, sind aber in der Aufregung der letzten Jahre verbraucht, und als nun in diesem gewaltigen Sommer das ganze Land definitiv in Preußens Gewalt gerieth, da bedurfte es keiner Zwangsmaßregeln, um vollständige Unterwerfung und Ruhe zu bewirken.

Ein unbestreitbares Verdienst des damals eingesetzten Oberpräsidenten, Baron Scheel-Plessen ist es, diesen Zustand der Gemüther erkannt und danach gehandelt zu haben. Allerdings war damals eine gewisse Repression nicht

Digitized by Google

ganz zu vermeiden. Das Versammlungsrecht und die Preßfreiheit wurde erheblich eingeschränkt, aber von scharfen Straf- und Präventivmaßregeln, wie man sie in einem widerwillig unterworfenen Landé hätte erwarten sollen, war nicht die Rede. Gewiß fühlten sich zahlreiche Beamte und Privatleute, die im augustenburgischen oder östreichischen Sinne thätig gewesen waren, in ihrer Stellung oder ihrer Existenz bedroht, aber die Angst war umsonst: wer sich offenbarer Kundgebungen gegen die neue Ordnung enthielt, ward in Frieden gelassen und so fügte sich denn auch Holstein ohne Widerstreben. In diesem Verhalten des Oberpräsidenten liegt die beste Rechtfertigung seiner Wahl seitens der preußischen Regierung. Freilich wird diese unsere Auffassung von vielen unserer durch mancherlei Kränkungen erbitterter Freunde, wie auch namentlich in hohen militärischen Kreisen nicht getheilt; man tadelt vielmehr unverhohlen das milde Verfahren und das offenbare Bemühen Scheel-Plessens, einen Theil der hervorragenden Augustenburger zu gewinnen. Man beruft sich in dieser Hinsicht auf diese oder jene schüchterne Demonstration gegen Preußen, welche bei einem strengeren Regimente unmöglich wäre, aber man vergißt, wie wenig Bedeutung dergleichen Aeußerungen haben, wie geringer Werth daher auch ihrer Unterdrückung beizulegen wäre. Die Gesinnung hätte man höchstens noch etwas mehr verbittert, ohne etwas Wesentliches zu gewinnen.

Die dem Oberpräsidenten von uns gezollte Anerkennung ist um so unparteiischer, als wir im Uebrigen sein Verfahren in vieler Hinsicht durchaus mißbilligen müssen. So scharfsinnig und gewandt Scheel-Plessen ist, er scheint doch weder durch seine wahre Gesinnung, noch durch seine ganze Vergangenheit zu einem hochgestellten preußischen Verwaltungsbeamten vorwiegend geeignet. Sein Ideal war die Personalunion mit Dänemark und zwar in der Art, wie sie bis kurz vor der Revolution bestand, als der holsteinische Adel die dänische Monarchie regierte. Von einer nationalen Auffassung, welche Preußen als den deutschen Staat erkennt und deshalb die Aufnahme in jenes mit Freuden begrüßt, scheint er weit entfernt. Freilich hat er, scharfsinniger als seine meisten politischen Freunde, früh erkannt, daß an eine so lose Verbindung Schleswig-Holsteins mit Preußen, wie sie die Personalunion giebt, nicht zu denken wäre, aber dennoch ist er bestrebt, möglichst viele und zwar auch sehr unberechtigte Eigenthümlichkeiten zu retten und die nothwendige organische Einfügung in den großen Staat hinauszuschieben. Ein Mangel an deutschem Sinn, welcher in dem Umstand, daß seine sämmtlichen Güter in Dänemark liegen, einen bedenklichen Stützpunkt besitzt, hat zwar nicht verhindert, daß er von Zeit zu Zeit mit den Nationalen gegen den gemeinschaftlichen Gegner, früher die dänische Demokratie, später die Augustenburger, gemeinschaftliche Sache machte, aber von beiden Seiten hat man nie verkannt, daß keine volle Gleichheit der Gesinnung, keine wahre Freundschaft vorhanden sei.

Digitized by Google

So ist denn der innere Zustand Schleswig-Holsteins noch immer derselbe, wie zur Dänenzeit. Abgesehen von den militärischen Einrichtungen, rücksichtlich deren der Oberpräsident natürlich den Forderungen der Centralregierung durchaus nachkommen mußte, haben wir fast nur im Post- und Telegraphenwesen Verbesserungen nach preußischem Muster zu nennen, aber auch hier ohne sein Zuthun. Namentlich hat der Oberpostdirector Zschüschner, welcher schon vor dem gasteiner Vertrag hierher gesandt war, sich um die Hebung des ihm anvertrauten Postwesens großes Verdienst erworben. In keinem der neuerworbenen Länder thun aber eingreifende Reformen aller Art so dringend noth, wie in Schleswig-Holstein. Hannover und Hessen können nöthigenfalls noch Jahre lang die alten Justiz- und Administrationseinrichtungen behalten; wir können das nicht, denn bei uns hat das Gesetzgebungswerk seit Jahrzehnten fast völlig geruht. Die Verwaltung ist ganz die des achtzehnten Jahrhunderts; von der Justiz theilweise noch gar nicht getrennt. Wichtigen Gebieten des Rechts liegen absolut veraltete Rechtsquellen zu Grunde, so daß sich die Praxis nur durch deren vollständige Ignorirung und ihren Ersatz durch das richterliche Ermessen helfen kann. In großen Theilen des Landes besteht eine Feudalherrschaft mit Patrimonialgerichten und allem Zubehör, wie sie sich nicht besser in Mecklenburg findet; sogar die Damenklöster haben ihre eigene Verwaltung, Gebiete und Gerichtssprengel. Die Städte erfreuen sich einer Verfassung, nach welcher ihre Beamten fast alle vom Landesherrn ernannt werden. Das Steuerwesen ist gründlich verworren und unzweckmäßig u. a. m. — Ich empfehle dem Leser, sich einmal die Verordnung über die Eintheilung der Wahlkreise in Schleswig-Holstein anzusehen. Hier kann er von der Buntscheckigkeit unserer Administration eine Idee erhalten, wenn er erfährt, daß der Verschiedenheit der Güterdistricte, Aemter, Landschaften, klösterlichen Gebiete u. s. w. eine ebenso große Verschiedenheit der inneren Einrichtungen entspricht. Kurz der ganze Zustand ist unleidlich und wird auch von allen Gebildeten als unleidlich empfunden. Alle Vorschläge zur Abänderung fallen hier nothwendigerweise weit radicaler aus als z. B. in Hannover, und niemand nimmt daran Anstoß. Aber freilich, wird endlich Ernst gemacht mit den Verbesserungen, wie sie durch das Local-, Provinzial- und Staatsinteresse gefordert werden, so wird gar mancher Privatvortheil und manche Privatansicht verletzt werden, und selbst wenn, was doch nicht anzunehmen, in jeder Hinsicht von preußischer Seite die denkbar zweckmäßigsten Maßregeln zur Organisirung der Provinz getroffen würden, so wird doch wahrscheinlich die erste Folge der Aenderung eine sehr weit verbreitete Verstimmung, ein Wachsen der particularistischen Gesinnung auch bei denen sein, welche die Unhaltbarkeit der alten Zustände erkannt haben. Dieses Odium scheint unser Oberpräsidium nicht auf sich laden zu wollen und dazu hat er unzweifelhaft eine besondere Vorliebe für manches, was uns andern durchaus

Digitized by Google

unhaltbar und zum preußischen Staat nicht passend erscheint. Er begnügt sich deshalb mit kleinen Abänderungen und Zusätzen, wo eine vollständige Neuschöpfung nothwendig ist. Wir müssen ihm dieses um so mehr anrechnen, als er nach seiner Einsicht, seiner Thätigkeit und Energie gewiß der Mann dazu wäre, die Umwandelung durchzuführen. Aber der Wunsch, vorläufig alles möglichst beim Alten zu lassen, ist mächtiger in ihm. Dieses Streben und vielleicht noch ein stiller Wunsch, ergebene Diener zu besitzen, scheint Scheel-Plessen bei der Wahl seiner Räthe geleitet zu haben. Es ist ein Zeichen der tiefen Erschlaffung unserer Bevölkerung, daß sie die Ernennung von Männern, welche einst in der dänisch-holsteinischen Regierung zu Plön gesessen hatten, und selbst die Beförderung des durchaus dänisch gesinnten Willemoer-Suhm, des einstigen Polizeimeisters von Altona, zum Amtmann in Rendsburg ruhig hinnahm. Nur die beiden schleswigschen Blätter, welche unter den schwierigsten Verhältnissen Preußens Rechte gegen die Dänen und die Particularisten Jahre lang vertheidigt hatten, wagten eine kurze Andeutung, daß sie in erster Linie die Anstellung preußischer Beamter wünschten, daß sie aber auf keinen Fall die Verwendung von „Männern aus der Hall-Moltkeschen Schule" billigen könnten. Aber diese Kritik erbitterte den selbstherrlichen Stolz des Oberpräsidenten aufs äußerste, zumal sie von der nationalen Partei ausging, von der er wußte, daß sie durch und durch preußisch gesinnt sei, aber ihm nicht traue, und von der er in früheren Zeiten allerdings nicht immer mit Rücksicht behandelt war. Er bedrohte beide Blätter mit augenblicklicher Unterdrückung, wenn sie noch ferner solche „regierungsfeindliche" Artikel brächten. Doch hier hatte er einmal über das Ziel hinausgeschossen. Selbst die ministeriellen Organe in Berlin schüttelten über eine solche Behandlung gutpreußischer Blätter den Kopf.

Aus alle dem geht hervor, daß uns nichts nöthiger ist als die Einsetzung eines tüchtigen preußischen Oberbeamten, wie solche in Hannover und Kurhessen fungiren. Wir haben die Verdienste unseres gegenwärtigen Oberpräsidenten bei der Uebernahme Holsteins bereitwillig anerkannt, aber die durchaus nothwendige Organisation des Landes, die um so energischer in Angriff zu nehmen ist, als wir am 1. October in jeder Hinsicht vollberechtigte Preußen sein sollen, ist kaum von ihm zu erwarten. Ein Mann, der ohne persönliche Bitterkeit und Antipathie, aber mit entschiedener Einsicht und Willenskraft und im vollen Gefühl seiner Verantwortlichkeit es unternimmt, unser Land zu einem organischen Glied Preußens zu machen, wird sich unter den altpreußischen Beamten schon finden lassen. Freilich Herr v. Zedlitz, an den man zunächst denken könnte, wäre aus vielen Gründen dieser Aufgabe entschieden nicht gewachsen.

Inzwischen ist nun ein Einverleibungsgesetz auch für uns zu Stande gekommen und sanctionirt und ehe diese Zeilen gedruckt sein werden, ist die

Digitized by Google

Annexion sicher auch den Schleswig-Holsteinern durch königliches Patent schon verkündet. Bis zum letzten Augenblick haben sich selbst Leute, welchen man ein gesundes Urtheil hätte zutrauen sollen, gegen den Gedanken an die Möglichkeit dieses Ausganges gewehrt. Aber der größere Theil der Gebildeten hat sich jetzt wohl schon mit dem Schicksal, preußisch zu werden, versöhnt. Die glänzenden Erfolge des vorigen Sommers, die Erwerbung Hannovers und Kurhessens haben doch manchen überzeugt, daß der Beruf Preußens keine bloße Phrase ist und daß die Selbständigkeit kleiner Staaten keinen Schutz gewährt. Viele sind froh, jetzt plausible Vorwände für ihren Uebergang ins Lager der Sieger zu haben. Selbst ein Mann, wie Herr v. Steemann, welcher unter Gablenz holsteinischer Regierungsrath war, sucht seinen Frieden mit der Regierung zu machen, ohne dadurch großen Anstoß zu erregen. Viele gewissenhafte Leute sind ferner durch die endlich erfolgte, aber noch immer dankbar hinzunehmende Resignation des Prinzen von der letzten Fessel befreit, welche sie von Preußen zurückhielt. Ein Zeichen der Besserung in der Gesinnung ist es auch wohl, daß sich Treitschkes Vorlesungen über neuere Geschichte eines stets wachsenden, weit über die Universitätskreise hinausgehenden Beifalls erfreuen. — Im deutschen Schleswig ist endlich die Stimmung nie so verbittert gewesen, wie in Holstein.

Aber freilich würde man sich sehr irren, wenn man glaubte, die Schleswig-Holsteiner seien auf dem besten Wege, gute Preußen zu werden. Die Massen stehen verdrossen da oder fügen sich im besten Fall in das Unvermeidliche mit der Stimmung des wahren Typus einer großen Classe des ganzen niederdeutschen Volkes, des unvergleichlichen Jochen Nüßler in Reuters „Stromtid", wenn er sagt: „ije, wat sall ick dabi daun?" Die alten Führer können sich zum großen Theil durchaus nicht von dem Gedanken eines selbständigen Schleswig-Holstein trennen, und ebenso denkt immer noch ein großer Theil der Mittelclasse. Dazu wirkt die immerhin wahrscheinliche Abtretung eines Theiles von Nordschleswig ungünstig auf die Stimmung, während diese freilich im Norden selbst einen engen Zusammenschluß der Deutschen bewirkt hat. Eine fernere Ursache antipreußischer Gesinnung, namentlich unter der Landbevölkerung, bilden in Schleswig-Holstein wie in den anderen neuerworbenen Provinzen die preußischen Militäreinrichtungen. Allerdings ist man dieses erste Mal von Seiten der Militärbehörden mit solcher Rücksicht verfahren, daß die Aushebung keineswegs die ungünstige Wirkung gehabt hat, die man fürchtete.

Unter diesen Umständen nahen die Parlamentswahlen und geben unserem Volke eine kaum gehoffte Gelegenheit, seine Meinung über die großen Veränderungen der letzten Jahre auszusprechen. Bei der Allgemeinheit der Wahlen und der geheimen Abgabe der Stimmen wäre es auch bei uns vollständig verkehrt, mit einiger Sicherheit den Ausfall vorherzusagen. Es kommen ja dabei Volksclassen in Betracht, welche bis jetzt nie eine Rolle gespielt haben, wie

Digitized by Google

z. B. die Tagelöhner im östlichen Holstein; es haben sehr viele Leute Gelegenheit, ihre Herzensmeinung auszusprechen, welche dieselbe sorgfältig zu verdecken pflegen; ferner werden unberechenbare persönliche Zuneigungen und Abneigungen oft die politischen Rücksichten durchkreuzen. Vollständig sicher scheint nur das Eine, daß im ersten schleswigschen Wahlkreis, dem eigentlichen Nordschleswig, der dänische Candidat, Krüger-Beftoft, mit großer Majorität gewählt wird. Von dem Verhalten der Deutschen im zweiten Wahlkreise, welcher Flensburg und einen großen Theil Angelns, aber auch das dänische Sundewitt und Alsen umfaßt, wird es abhängen, ob dieser der einzige Däne bleiben soll oder ob ihm noch ein Genosse zur Seite tritt. Geschieht das Erstere, so ist zu schließen, daß der zweite Reichstag das interessante Gegenstück zu den Polen, eine dänische Partei, ganz wird entbehren müssen; denn da die eventuelle Abtretung jedenfalls den größten Theil des ersten Wahlkreises treffen wird — und wenn nur die deutschgesinnten Orte Hadersleben und Christiansfelde erhalten bleiben, so ist das kein so großes Unglück —, so werden später die Dänen nirgends mehr in so compacten Massen sitzen, um einen Abgeordneten durchzubringen. In diesem Wahlkreis ist vor allem darauf zu sehen, daß sich sämmtliche Deutsche über einen Candidaten verständigen, daß sich daher eventuell die Particularisten einen preußisch Gefärbten, die Nationalen einen halben Particularisten gefallen lassen. Da die augustenburgischen Sympathien in diesem Theile Schleswigs nie sehr lebhaft gewesen sind, so ist eine Vereinigung gewiß nicht schwer. Aber die Dänen im Sundewitt und auf Alsen werden sicher auch ihr Aeußerstes thun, so wenig daran zu denken ist, daß Preußen je ein Stück dieser militärisch so überaus wichtigen Landschaften abtreten wird.

In allen andern Wahlkreisen werden sich die augustenburgischen Particularisten mit ihren Gegnern zu messen haben. Die Organisation hat auf beiden Seiten begonnen, ist aber noch nicht abgeschlossen, so daß noch nicht alle definitive Candidaten aufgestellt sind. Die Particularisten verfügen über keine große Anzahl von Männern, welche Lust und Geschick haben, ihre Sache im Parlamente zu führen, ohne dieselbe zu compromittiren. In dem rücksichtslosen Demokraten Richard von Neergaard, einer Natur, welche im Grunde viel besser zu den südwestdeutschen Radicalen oder auch zu den Volksmännern seines Stammlandes Dänemark paßte, als zu den ruhigen ehrsamen Holsten, ist im vorigen Herbst der bedeutendste Mann dieser Richtung plötzlich gestorben. Durch Leute, wie den guten, populären, aber sehr beschränkten Zimmermeister Riepen wollen sich aber die Gebildeteren der Partei nicht leiten lassen, schon aus Rücksicht auf die Fortschrittspartei, mit der man es nicht gern ganz verdürbe. Einige der bedeutendsten Führer haben keine Lust, eine verlorne Sache öffentlich zu verfechten, und man wird wohl noch allerlei Schwierigkeiten haben, bis man sich über die Candidaten geeinigt hat. Eine grundsätzliche Enthaltung von

Digitized by Google

der Wahl, die hier und da vorgeschlagen ist, wird jedenfalls nicht stattfinden, so sehr auch zu erwarten ist, daß ein großer Theil des Volks, besonders auf dem Lande, aus Verstimmung und Trägheit sein Wahlrecht nicht ausüben wird. Auch der Vorschlag, daß sich die Vertreter Schleswig-Holsteins blos zu dem Ende ins Parlament begeben sollen, um zu protestiren und dann auszutreten, wird schwerlich ausgeführt werden, obwohl sich der große Gustav Rasch erboten hat, unter solchen Umständen ein Mandat anzunehmen. Leider hat seine Candidatur auch bei den Particularisten so wenig Chance, daß den Gegnern die großen Vortheile, welche seine Aufstellung geben würde, verloren gehn. Man wird im Ganzen sich dafür entscheiden, daß die zu Wählenden der strengen Durchführung des Einigungswerkes von Seiten der Regierung alle möglichen Hindernisse in den Weg legen sollen. Eine Handhabe dazu glaubt man hier wie anderswo in der deutschen Reichsverfassung gefunden zu haben, von der man jetzt in manchen Kreisen in einem ähnlichen Tone spricht, wie früher von dem schleswig-holsteinischen Staatsgrundgesetz.

Auch die preußisch Gesinnten sind durchaus noch nicht völlig einig. Das Odium, welches sich die kleine nationale Partei vor nunmehr zwei Jahren durch ihren „Abfall" zugezogen hat, ist selbst bei vielen von denen nicht geschwunden, welche allmälig die augustenburgische Fahne gleichfalls verlassen haben und jetzt natürlich viel weiter gehen, als die Nationalen damals gehen konnten. Man muß wissen, wie wenig man hier zu Lande gewohnt ist, die Sachen von den Personen zu trennen, welchen Einfluß hier, wo jeder irgend hervorragende Mann nach seinen Vorzügen und Schwächen von jedem gekannt wird, eine persönliche Verbitterung hat, wie sie in den Streitigkeiten der letzten Zeit leicht entstanden, man muß die ganze Kleinlichkeit unserer Verhältnisse kennen, um begreiflich zu finden, daß in der politischen Hauptstadt des Landes, in Kiel, neben einander zwei in allen wesentlichen Zügen übereinstimmende Wahlaufrufe entstanden sind, welche die entschiedene Zurückweisung der Reichsverfassung gemein haben. So schlimm, wie es, hiernach zu urtheilen, in Kiel ist, haben wir es freilich nicht leicht an einem andern Orte, und auch dort wird man in der Hauptsache, der Abstimmung, ohne Zweifel zusammenhalten.

Die durchaus nothwendige Vereinigung mit der eigentlich conservativen (ritterschaftlichen) Partei wird schon dadurch erleichtert, daß letztere fast nur in solchen Gegenden Einfluß hat, in denen von einer liberaleren preußischen Partei kaum die Rede sein kann, so daß man also durch Theilung eine Uebereinstimmung hinsichtlich solcher Candidaten erreichen wird „welche die deutsche Politik der Regierung unterstützen wollen", wie die sehr glücklich gewählte Formel lautet.

Bei Gelegenheit des kieler „Umschlages" kommen alljährlich von ganz Schleswig-Holstein nicht blos alle größeren Grundbesitzer, sondern auch zahl-

Digitized by Google

reiche Geschäftsleute aller Art, Advocaten und andere Männer des ganzen Landes zu Geschäften und Besprechungen zusammen. Diese Gelegenheit wurde schon in den letzten Jahren mehrfach zu politischen Erklärungen benutzt, diesmal natürlich zu Besprechungen über die Wahlen. Zwar hat auch jetzt noch keine Partei eine vollständige Liste aufgestellt, doch sind wenigstens von der preußischen schon mehre Candidaten mit Bestimmtheit ins Auge gefaßt. Für die auswärtigen Leser werden wenigstens die Namen der beiden ehemaligen Mitglieder der schleswig-holsteinischen Statthalterschaft, W. Beseler und Graf Reventlow-Preetz von Interesse sein. Jenen hofft man in dem Wahlkreise durchzubringen, der das ganze westliche Schleswig bis an die ehemaligen jütischen Enclaven umfaßt, dieser ist in einer öffentlichen Versammlung in Kiel für den Wahlkreis aufgestellt, dessen Mittelpunkt Kiel ist. Es ist zu hoffen, daß das Ansehen dieser hervorragenden Männer auch auf gemäßigt particularistische Kreise wirken wird, zumal da beide sich in den letzten Jahren aus guten Gründen von aller activen Betheiligung an der Tagespolitik zurückgezogen haben. Graf Reventlow, der, wie die Zeitungen melden, zur Annahme der Wahl bereit ist, dürfte auch der im kieler Wahlkreise schon einflußreicheren Ritterschaft genehm sein.

Den Ausfall der Wahlen aber vorherzusagen wage ich durchaus nicht. Es erscheint nicht als unmöglich, daß in Schleswig mit Ausnahme des dänischen Theils die preußische Partei siegt; in Holstein stehn ihre Chancen aber jedenfalls ungünstiger und wir würden uns nicht wundern, wenn wir hier eine Reihe der entschiedensten Preußenfeinde aus der Urne hervorgehen sähen. Sehr vieles hängt hier aber, wie wir oben andeuteten, von Factoren ab, die sich der Berechnung entziehen. Die lassallesche Arbeiterpartei zählt kaum; sie tritt zwar auch in unsern Städten auf, aber glücklicherweise hat sie hier durchaus keinen Boden; höchstens in Altona dürfte auf ihre Stimme etwas ankommen.

Digitized by Google

Das Volksschulwesen in Hannover und Ostfriesland.

Ob die Volksschule Sache des Staats oder der Gemeinde sei, ist ein alter Streit; vielfach wird heute dafür plaidirt, daß der Staat die Volksschullehrer dotire und als seine Beamten behandle. Unläugbar läßt sich theoretisch viel für solche Auffassung anführen. Der Staat hat fast überall, in Deutschland ohne Ausnahme, seinen Bürgern die Pflicht auferlegt, ihre Kinder während eines gewissen Zeitraums in die Schule zu schicken; er nöthigt die Säumigen selbst mit Strafen dazu, und demgemäß sollte allerdings der Grundsatz gelten, daß dem Rechte des Staats, dies von seinen Bürgern zu fordern, die Pflicht entspreche, es ihnen zu ermöglichen, indem er für Schulen sorgt. Die Ausbildung der Kinder geschieht nicht so sehr im Interesse der einzelnen Gemeinde, wie in dem des Staats selbst; wie viele Erwachsene leben und wirken in Gemeinden, in denen sie die Jugend- und Schuljahre nicht verbracht haben. Die Gemeinde bildet sonach ihre Kinder zum Theil nicht für sich, sondern für andere Gemeinden aus. Gemeindepflichten fordern überdies vom Einzelnen gewöhnlich geringere Vorbildung als die staatsbürgerlichen.

Je mehr erkannt wird, daß der ganze moderne Staat auf einer gewissen allgemeinen Bildung ruht, desto einleuchtender muß werden, wie sehr es ihm Pflicht gegen sich selbst ist, den Besuch der Volksschule zu einer Zwangspflicht zu machen, und unbestreitbar müßte theoretisch derjenige, welcher das Hauptinteresse an einer Sache hat, auch deren Lasten tragen, der Staat also die Kosten der Volksschule bestreiten.

Dazu kommt; daß manche Gemeinde die Kosten der Schule zu tragen außer Stande ist, daß die Last in den verschiedenen Gemeinden völlig ungleich drückt, daß für die gänzlich unvermögenden Gemeindeglieder die Gemeinde als solche eintreten muß, daß infolge davon sich ein drückendes Gefühl schon in den Kindern erzeugt, die den Unterricht als Almosen der Gemeinde empfangen — von den bedenklichen eigentlichen Armenschulen ganz abgesehen.

Trotz alledem glauben wir, daß in der Praxis die Sache sich anders stellt und die Schule am besten Gemeindesache ist.

Sehen wir die Schwierigkeit für den Staat, die enormen Kosten für das gesammte Volksschulwesen zu beschaffen, ohne seinen Unterthanen einen entsetzlichen Steuerdruck aufzuerlegen, ernstlich an, so erregt schon die Ausführbarkeit großes Bedenken. Erfahrungsmäßig ist jede Staatsverwaltung erheblich theurer als die Gemeindeverwaltung, wie diese wieder theurer ist als die des Privatmannes. In gleicher Weise und aus ähnlichen Ursachen ist es Thatsache, daß

Digitized by Google

der Einzelne z. B. ein Haus billiger baut als die Gemeinde und diese wiederum billiger als der Staat, und so in fast allen Dingen. Mangelndes persönliches Interesse, das Gefühl aus großem Beutel zu wirthschaften, das Streben der Betheiligten, thunlichst viel für sich zu verdienen, sind die Hauptfactoren, die jenes Resultat zu Wege bringen. Der Einzelne scheut manche nicht schlechthin nothwendige, aber ganz nützliche, wenn auch unbedeutende Ausgabe, weil sie ihn allein trifft und dann drückt; wird solche Ausgabe auf die Gemeindeglieder vertheilt, ist der Druck kaum fühlbar, daher wird sie leicht gemacht; und so in größerem Verhältniß, wenn es sich um die Staatskasse handelt.

Zweifellos würde daher der Staat für denselben Stand des Volksschulwesens erheblich mehr zu bezahlen haben als die Gesammtsumme der von allen Gemeinden dafür gemachten Ausgaben, und diese Summe müßte dann wieder durch Steuern von den Gemeinden aufgebracht werden, die also dasselbe weit theurer erkaufen müßten.

Dann werden auch Steuern für ferner liegende Zwecke, wie die gesammten Staatsausgaben viel schwerer getragen und weniger gern gezahlt als für solche, die vor Augen liegen und wobei die Verwendung des Geldes jedem unmittelbar deutlich ist. Dazu kommt, und das ist wesentlich für unsere Anschauung, der Umstand, daß jedem das, was er mit Aufwand eigener Kräfte erworben hat und unterhält, lieber und theurer ist als das, was ihm ohne eigenes Zuthun von außen her zugetheilt wird.

Grade das Gefühl, „es ist *unsere* Schule, unsere Väter haben sie gebaut, wir erhalten sie mit schweren Opfern für unsere Kinder", ist bei der Gemeindeschule jedem Einzelnen der lebendigste Antrieb, für die Anstalt zu wirken, die Kinder zur Schule anzuhalten und an allem, was zur Schule gehört, Interesse zu nehmen. Muß der Vater direct für die Gemeindeschule sein Geld zahlen, so will er auch etwas dafür haben, und schickt seine Kinder auch zur Schule. Lernen die Kinder in einer andern Schule erheblich mehr, weil dort wegen besserer Dotation ein tüchtigerer Lehrer hat gewonnen werden können, so regt sich das Streben in der Gemeinde, auch die eigene Schule mehr zu heben. Das Verhältniß des Lehrers zur Gemeinde und zu den Kindern ist ein innigeres; er ist *ihr* Lehrer; sie erhalten ihn, er ist mit der Gemeinde mehr verwachsen. Das alles entbehrt die Staatsschule in hohem Grade.

Selbstredend ist dabei im Auge zu behalten, daß der Staat auch seinerseits bei den Gemeindeschulen sich fördernd und unterstützend betheiligt, und wie er zu Verbesserungen des gesammten Schulwesens stets anregen muß, auch thatkräftig bei solchen mit Geldopfern verbundenen Verbesserungen, die die Kräfte der Gemeinden übersteigen, dieser zu Hülfe kommt.

Verlangt der Staat, daß seine Bürger ihre Kinder zur Schule schicken, verlangt er von der Gemeinde, daß sie zu dem Ende aus ihren Mitteln eine

Digitized by Google

Schule unterhält, so muß er auch dafür Sorge tragen, daß die Kinder genügenden Unterricht empfangen und daß die Gemeinde zu dem Ende einen tüchtigen Lehrer hält, und es ist nicht genug, daß er durch Bildungsanstalten für Lehrer für deren Heranziehung Rath schafft, sondern er ist dann auch verpflichtet, dem Lehrer die Möglichkeit standesgemäßen Lebens im Gemeindedienste zu verschaffen. Er muß eben deshalb die Gemeinden, denen er die Volksschule überträgt, auch zur ausreichenden Besoldung der Lehrer nöthigen; erst damit erfüllt er seine Pflicht gegen die Lehrer und sich selbst. —

Fassen wir, um dies an einem thatsächlichen Beispiel zu erkennen, die Verhältnisse der Volksschulen im ehemaligen Königreiche Hannover näher ins Auge.

Bis zum Jahre 1845 hatte der Staat sich wenig um das Volksschulwesen bekümmert; es bestand allerdings in den meisten Provinzen ein auf älteren Provinzialverordnungen ruhender mehr oder minder strenger Schulzwang; die Schulen wurden von den Gemeinden unterhalten und der Staat leistete dazu in einzelnen Fällen Beihilfe, die häufig auf privatrechtlichen Verpflichtungen des Domanii beruhten; es bestanden einige, aber bei weitem nicht ausreichende öffentliche Bildungsanstalten für Schullehrer, und übte auch der Staat ein gewisses Aufsichtsrecht über Lehrer und Schulen, so war doch fast alles provinziell verschieden, feste gesetzliche Grundlage mangelte.

Im Jahre 1845 wurde dann ein Gesetz über das „christliche Volksschulwesen" erlassen, das im Wesentlichen den obigen Grundzügen entsprechend den Schulunterricht zur Zwangspflicht macht, die Unterhaltung der Schulen den Schulgemeinden auferlegt, als Minimum jeder Schulstelle eine Einnahme von 30 Thaler *mit*, oder 80 Thaler *ohne* Reihetisch außer freier Wohnung und Feuerung für das Schullocal festsetzt, ferner normirt, daß ein Lehrer der Regel nach mehr als 120 Kinder nicht unterrichten soll und eine Anzahl anderweiter hier weniger interessirender Bestimmungen enthält.

Die Diensteinnahme betreffend war aber, abgesehen von der eben erwähnten Bestimmung des Minimalsatzes, noch vorgeschrieben, daß die Regierung befugt sein solle, falls besondere Umstände eine Erhöhung des Einkommens erforderten und diese vom Schulverbande verweigert würden, eine Erhöhung der Diensteinnahme, soweit sie nothwendig sei, für Land- und Fleckengemeinden bis auf jährlich 150 Thaler, für Städte bis auf 300 Thaler zu verfügen. Die Stände stellten der Regierung gleichzeitig mit Erlaß des Gesetzes eine angemessene Summe zur Disposition, um denjenigen Gemeinden, die zur erforderlichen Dotirung der Schulstellen außer Stande seien, Beihilfen zu gewähren.

Die angestellten Ermittelungen ergaben, daß unter den 3,426 vorhandenen Schulstellen, deren durchschnittliches Einkommen sich allerdings auf 132 Thaler jährlich belief, nicht weniger als 244 unter 30 Thaler mit Reihetisch und 1,252

Digitized by Google

unter 80 Thaler, darunter 735 unter 51 Thaler und über 200 Stellen unter 26 Thaler ohne Reibetisch hatten, so daß also 1,496 Stellen den doch sehr mäßig gegriffenen Minimalsatz nicht erreichten.

Da die Ausführung des Gesetzes wegen der erforderlichen vorgängigen örtlichen Feststellung der Schulbezirke, der Verhandlungen mit Schulvorständen, Lehrern, Patronen ꝛc. mit großer Schwierigkeit verbunden war, die Schulverbesserungen auch in manchen Gemeinden auf hartnäckigen Widerstand stießen, so brauchte man zur Realisirung der Einnahmeerhöhungen einen ziemlichen Zeitraum.

In den nächsten Jahren wurde dann ebenfalls durch Erweiterung der bestehenden und Anlegung neuer Seminare, durch Einführung von Schullehrerprüfungen und Schulinspectionen durch besondre zu dem Ende den Consistorialbehörden zugeordnete Fachmänner für tüchtigere Leistungen im Schulfache Sorge getragen, daneben aber die Verbesserungsarbeiten eifrig fortgesetzt. Nach elf Jahren — 1856 — waren denn auch sämmtliche Schulstellen auf das Minimaleinkommen gebracht, eine erhebliche Anzahl darüber hinaus erhöht, und so das Durchschnittseinkommen, obwohl die Zahl der Stellen auf 3,812 gestiegen war, auf 146½ Thaler gestellt.

In demselben Jahre wurde dann durch ein neues Gesetz die Regierung ermächtigt, das Diensteinkommen jeder Schulstelle bis auf 150 Thaler zu steigern, wegen besonderer Umstände aber auf dem Lande bis zu 250 Thaler und in Städten bis zu 400 Thaler. Die Regierung faßte diese Befugniß als Grundlage für eine allmälig fortschreitende Verbesserung und suchte fürs Erste nur dem dringendsten Bedürfniß abzuhelfen, wobei neben der Rücksicht auf eine billige Schonung der Kräfte derjenigen Gemeinden, die durch die Verbesserung auf Grund des Gesetzes von 1845 stark angegriffen waren, der Grundsatz maßgebend war, zur Beihilfe aus Staatsmitteln nur mit äußerster Beschränkung zu greifen. So wurden bis zum 1. Juli 1861 im Ganzen 1,810 Stellen um insgesammt jährlich 50,500 Thaler erhöht, wovon nur ein Zuschuß von 6,700 Thaler auf die Staatskasse übernommen war.

Nachdem dann 1862 die Stände erweiterte Ausführung der Schulverbesserung anheimgegeben und die öffentliche Kasse in ausgiebiger Weise zu Beihilfen zur Verfügung gestellt hatten, nahm die Regierung die Angelegenheit von neuem vor und stellte folgende leitende Grundsätze auf: Schulstellen mit einer Kinderzahl von 25 und mehr müssen mindestens 120 Thaler Einnahme, mit einer Kinderzahl von 30 und darüber 140—150 Thaler, mit einer Kinderzahl von über 60 mindestens 150—200 Thaler und Schulstellen mit über 90 Kindern 200—250 Thaler, studirte Lehrer (Rectoren) 350—400 Thaler Einnahme haben; ist die Schulstelle mit einem Kirchendienste (Küster, Cantor) verbunden, ist die Einnahme etwas höher zu bestimmen. So gelang es den Behörden,

Digitized by Google

vom 1. Juli 1861 bis 1. Januar 1864 nicht weniger als 665 Schulstellen um insgesammt 32,930 Thaler zu verbessern, wovon aus Staatsmitteln nur 7.091 Thaler gedeckt wurden, während das Uebrige die Gemeinden aufbrachten.

In dem Zeitraum von 1856—1864 war es sonach ermöglicht, im Ganzen 2475 Schulstellen eine höhere Einnahme zu gewähren, und obwohl in diesen acht Jahren die Zahl der Schulstellen von 3,812 auf 4,115 gestiegen war, war dennoch das Durchschnittseinkommen von 146½ Thaler auf 180 Thaler gesteigert. Die Gesammtverbesserungssumme betrug 83,430 Thaler, wovon die Staatskasse den Betrag von 13,791 Thaler hergab.

Im Jahre 1864 erklärten sich die Stände abermals mit den Bestrebungen der Regierung durchaus einverstanden und ermuthigten dieselbe, ohne eine bestimmte Erhöhung der betreffenden Budgetposition zu bewilligen, sich nicht ängstlich an die budgetmäßigen Mittel zu binden, vielmehr nach Bedarf auch darüber hinaus zu Schulverbesserungen Beihilfen zu gewähren. Da aber das Schulverbesserungswerk von Regierung und Ständen stets als ein allmälig fortschreitendes, nicht bestimmt abzuschließendes angesehen ist, so wird auch dauernd an dessen Fortführung gearbeitet. —

Genaue Zusammenstellungen des Ergebnisses der letzten Jahre für den ganzen Bezirk des vormaligen Königreichs Hannover fehlen; dagegen liegen aus einem Consistorialbezirk, nämlich der Provinz Ostfriesland, genommene statistische Erhebungen bis November v. J. vor.

Danach hat sich im Laufe der letzten beiden Jahre das hier an sich schon vor den andern Provinzen hervorragende Durchschnittseinkommen sämmtlicher in der Provinz vorhandener 343 Volksschulstellen wiederum um circa 23 Thaler erhöht.

Das um Mitte November v. J. in der Provinz Ostfriesland bestehende Resultat ist folgendes:

Die 343 festen Volksschulstellen zerfallen in 203 sogenannte Haupt- und 140 Nebenschulstellen; die letztern befinden sich meist in nur dünn bevölkerten armen Colonien und bilden Durchgangsstellen für jüngere Lehrer. Die 140 Nebenschulstellen haben ein Durchschnittseinkommen von jährlich etwa 165 Thaler nebst freier Wohnung oder Miethentschädigung.

Die 203 Hauptstellen dagegen haben ebenfalls neben freier Wohnung oder Miethentschädigung ein Durchschnittseinkommen von 335 Thaler.

Der Gesammtdurchschnitt aller Stellen beläuft sich auf 266 Thaler neben freier Wohnung oder Miethentschädigung, deren niedrigster Satz 15 Thaler beträgt.

Bis zu 150 Thaler Einnahme haben nur			12 Stellen,
Zwischen 150 Thaler und 200 Thaler			123 "
" 200 "	" 300 "		105 "

Digitized by Google

Zwischen	300 Thaler und	400 Thaler haben	46 Stellen,
"	400 "	" 500 "	30 "
Ueber	500 "		27 "

Unter den letztgedachten ist das Durchschnittseinkommen 591 Thaler und das höchste Einkommen hat die Schulstelle im Dorfe Bingum mit jährlich 877 Thaler. Das sind die inventarmäßigen Einkommenbeträge; in Wirklichkeit ist indeß die Einnahme noch höher.

Bei Inventarisirung des Einkommens ist nämlich principmäßig nur ein Ertrag angenommen, auf den stets unter allen Umständen mit Sicherheit zu rechnen war. Es ist bei Einkommen aus Grundbesitz sowohl, wie bei Berechnung des Schulgeldes, der aus einer längeren Reihe von Jahren gezogene Durchschnitt als maßgebend angenommen, so daß, da die Grunderträge stets steigen und mit der zunehmenden Bevölkerung auch die Schulkinderzahl und somit das Schulgeld wächst, die Einnahmen fast sämmtlicher Schulstellen schon jetzt zum Theil nicht unerheblich mehr betragen, als das Inventar besagt. Weniger bringt sicher keine Stelle auf.

Außer den im Obigen gegebenen Einnahmen nun haben 270 Stellen freie Wohnung meist mit Garten, dessen Ertrag in obigem Einkommen ebenfalls nicht mit enthalten ist; die übrigen 73 Stellen erhalten eine Miethentschädigung, die nach den Verhältnissen des Orts verschieden bemessen ist, nie aber unter 15 Thaler beträgt.

Außer den 343 festen Schulstellen fungiren in der Provinz noch zwischen 80 und 90 Hilfslehrer, die nicht definitiv angestellt, bei Krankheit oder Behinderung eines Lehrers dessen Dienst interimistisch wahrnehmen, oder bei Ueberfüllung einer Schulclasse eine Abtheilung derselben unterrichten oder sonst älteren Lehrern zur Hand gehen. Die Zahl dieser Gehilfenstellen ist natürlich nicht constant.

Der höchste Gehalt beträgt etwa 250 Thaler; die durchschnittliche Einnahme aber besteht nur in 80—100 Thalern neben freier Station.

Bedenkt man nun, daß irgend brauchbare junge Leute fast ausnahmslos sofort nach Ablegung ihres Gehilfenexamens eine Hilfslehrerstelle, und nach der Hauptprüfung, die der Vollendung des meist benutzten aber nicht nothwendigen Seminarcurses auf dem Fuße folgt, eine feste Anstellung erhalten, daß sie mit verhältnißmäßig geringem Kostenaufwande, zumal Stipendien für Aermere unschwer zu erwerben sind, die nöthige Vorbildung erlangen können, daß die jungen Lehrer also meist im Beginn der zwanziger Jahre eine feste Einnahme von reichlich 150 Thalern neben freier Wohnung zu genießen haben und dabei die sichere Aussicht, früher oder später auf 3—400 Thaler zu steigen, neben der Möglichkeit, erheblich höher kommen zu können — und, da 57 Stellen, also ein volles Sechstheil aller Stellen, über 400 Thaler Einnahme haben, ist diese

Digitized by Google

Möglichkeit keineswegs eine geringe — so wird man gestehen müssen, daß in der That hier für die Lehrer nicht grade übermäßig viel, aber doch erheblich mehr geschehen ist, als in den meisten andern Ländern.

Aber wie steht es in der That?

Die meisten Schuldotationsgesetze datiren aus neuerer Zeit, und ihre Ausführung ist leider sehr unvollkommen; sonst würden nicht von allen Orten Klagen der Lehrer über ungenügende Besoldung laut werden.

Nach einer Zusammenstellung aus dem Jahre 1863 waren in der ganzen preußischen Monarchie nur neunzehn Elementarschulstellen auf dem Lande, die über 500 Thaler Einnahme hatten, also noch acht weniger als in der einen kleinen Provinz Ostfriesland. Und, wenn nicht ganz so günstig, so doch annähernd ebenso ist es auch in den übrigen Theilen Hannovers.

Wir legen daher auf diesen Punkt bei der Einverleibung in Preußen besondres Gewicht.

Unser Volksschulwesen ist im Ganzen vortrefflich eingerichtet, und namentlich ist, wie oben gezeigt, für ausreichende Dotation der Lehrer wenigstens einigermaßen gesorgt; darauf aber, daß eben fortdauernd mehr erreicht werde, war die eifrigste Bemühung der Regierung gerichtet.

Wir besorgen nun zwar von der für Hebung und Förderung des Unterrichts so entschieden strebenden preußischen Regierung nicht, daß sie die in Hannover gewonnenen Resultate, obwohl sie denen in den meisten altpreußischen Provinzen zweifellos voranstehen, in irgendeiner Weise in Frage stellen werde. Die einmal den einzelnen Schulstellen aus Staatsmitteln gewährten regelmäßigen Zuschüsse werden ihnen zweifellos bleiben.

Aber die Fortsetzung des so erfolgreich begonnenen Werkes ist es, die uns am Herzen liegt.

In Preußen bestehen anerkanntermaßen mancher Orten in den Schulangelegenheiten Zustände, die eine Abhilfe dringender erheischen als die hiesigen Verhältnisse. Und sollen die aus öffentlichen Mitteln geschehenen Bewilligungen zunächst dazu bestimmt sein, alle Schulstellen der ganzen Monarchie auf einen gewissen Minimalsatz zu bringen, die besser dotirten Stellen aber vorläufig im gegenwärtigen Status verbleiben, so würde Hannover ohne Zweifel wenig erhalten, da sicher jetzt die aus Staatsmitteln aufgewandten Beihilfen für Volksschulen — die jedenfalls bleiben müssen und werden — mehr betragen als der muthmaßlich nach der Größe Hannovers auf diese Provinz entfallende Antheil an den gesammten Staatszuschüssen.

Bei den reichen Mitteln, die die Provinz Hannover Preußen zubringt, scheint uns der Wunsch nicht unbillig — und mehr berechtigt als das Verlangen nach Beibehaltung mancher sogenannter Eigenthümlichkeit — daß der Provinz zur fortschreitenden Verbesserung ihres Volksschulwesens, falls nicht

Digitized by Google

für ganz Preußen in gleichem Verhältnisse öffentliche Mittel disponibel zu machen sein sollten, vorab mindestens die Summen dauernd belassen werden, die nach dem letzten hannoverschen Budget pro 1864/66 für das Volksschulwesen bestimmt waren. Diese betragen abgesehen von den hier nicht mit in Rechnung gezogenen 25,000 Thalern für Schullehrerseminare:

1) Zur Verbesserung von Volksschulstellen ꝛc.	53,420 Thlr.
2) Zu persönlichen Zulagen an verdiente Volksschullehrer . .	25,000 "
NB. Die Bewilligungen aus dieser Position sind bei den obigen Angaben über die festen Einnahmen der Schulstellen nicht mit berücksichtigt.	
3) Behufs Emeritirung von Volksschullehrern	6,000 "
4) Beihilfen zu Schullehrerwittwenkassen	5,000 "
5) Beihilfen zu Schulbauten	2,500 "
6) Für niedere Kirchendienste, mit Schulstellen verbunden . .	2,100 "
(cf. pag. 62—67, 70 und 73 des Budgets.)	
	94,020 Thlr.

Dazu kommen noch die aus dem sogenannten allgemeinen Klosterfonds (einem besondern durch frühere Einziehung geistlicher Güter gebildeten Fonds, dessen Erträge verfassungsmäßig nur für Kirchen- und Schulzwecke verwandt werden dürfen) jährlich für das Volksschulwesen verausgabten plus minus 20,000 Thaler; also im Ganzen . . . . . 114,020 Thaler.

Da von der sub 1) aufgeführten Summe factisch etwa 8,000 Thaler noch nicht verwandt sind, und bei einzelnen Schulen die früher bewilligten Beihilfen, wenn sonst eine erhebliche Verbesserung durch Land ꝛc. eingetreten ist, zurückgezogen werden können, so läßt sich, wenn die oben erwähnten Summen auch ohne Erhöhung nur nach wie vor der Provinz Hannover verbleiben, mit der Verbesserung der Schulstellen in erwünschter Weise fortfahren.

Eine Entziehung auch nur eines Theiles dieser Gelder aber würde im ganzen Lande schmerzlich empfunden werden.

Wir hoffen deshalb zuversichtlich, daß unser neues Heimathsland uns diesen von vielen Tausenden sehnlich gehegten Wunsch erfüllt und unser Volksschulwesen auf der betretenen Bahn weiter führt, daß der Grundsatz: „Die Schule ist Gemeindesache; der Staat gewährt nur soweit nöthig seine Unterstützung", nicht verlassen werde, und daß wir nicht in das von der berliner Staatsbürgerzeitung eifrig verfochtene Experiment, sämmtliche Volksschulen in Staatsanstalten und die Lehrer in Staatsdiener zu verwandeln, hineingezogen werden. Praktisch sind diese Principien unseres Wissens noch nirgends in großem Maßstabe durchgeführt. In Amerika und England giebt es bekanntlich keine Staatsschulen, ja es existirt weder eine allgemeine Pflicht der Gemeinden,

Digitized by Google

Schulen zu unterhalten, noch der Aeltern, ihre Kinder in die Schule zu schicken, die Regierung kümmert sich um das Schulwesen ex officio nicht, obwohl sie auf Antrag Unterstützungen für Schulen bewilligt.

In Frankreich besteht nur die Verpflichtung, für Gemeinden über 800 Seelen eine Schule zu halten, der Staat als solcher hält keine Elementarschulen; eine Schulpflicht der Kinder existirt auch nicht. In Rußland sind zwar viele Schulen vom Staate direct gegründet und werden von ihm erhalten, allein es giebt keinen Schulzwang für die Kinder und die Anlegung von Gemeindeschulen ist nicht allein gestattet, sondern wird vom Staate eifrig befördert.

In Preußen wie in den meisten deutschen Staaten dagegen ist die doppelte Pflicht für die Gemeinde, eine Schule zu halten, und für die Aeltern, die Kinder hineinzuschicken, begründet, und mit diesem System das Resultat erzielt, daß kein Volk sich einer gleichen allgemeinen Bildung rühmen kann.

Den Schulzwang für die Kinder beizubehalten, aber die Gemeindeschulen in Staatsschulen zu verwandeln, ist durch ein praktisches Bedürfniß nicht geboten; und darum hoffen wir dringend, daß nicht in solcher Weise experimentirt und damit der bisherige glänzende Erfolg unseres Volksschulwesens auf das Spiel gesetzt wird.

Führen wir nun noch an, daß darüber, ob eine Gemeinde eine Beihilfe aus Staatsmitteln als Zuschuß erhalten soll, in Hannover keine gesetzliche Norm existirt, vielmehr lediglich das Ermessen der Regierung entscheidet, daß aber in der Praxis, wenn die für die Schulstelle erforderlichen Leistungen nicht über ein Drittel der gesammten von den Gemeindegliedern zu tragenden directen Landessteuern betrugen, eine Beihilfe regelmäßig nicht gegeben worden ist, so glauben wir, daß in dieser Richtung der Regierung auch dauernd eine gewisse Freiheit bleiben muß, wenngleich eine ähnliche gesetzliche Norm, wie jener Grundsatz, der in der Praxis sich gebildet hat, ohne Nachtheil erlassen werden könnte.

Ln.

Digitized by Google

Ein neuer Text zu Mozarts Don Juan.

C. H. Bitter: Ein Versuch neuer Uebersetzungen von Mozarts Don Juan und Glucks Iphigenie in Tauris. Berlin, F. Schneider. 1866.

Keine andere Oper, überhaupt kein anderes musikalisches Werk hat bis zu der Zeit, da Richard Wagner die neue Heilslehre vom Drama der Zukunft verkündete — infolge deren sich alle vorher entstandenen Opern gleichsam in die Rumpelkammer verwiesen sahen —, so ungetheilte Bewunderung gefunden, wie Mozarts Don Juan. Dieses Werk war das Entzücken und die Freude aller Musikliebhaber und die Wonne der Kenner, die darin den Triumph der musikalischen Kunst überhaupt und den Scheitelpunkt aller dramatisch-musikalischen Leistungen insbesondere erblickten. Wir sagten, die Oper Don Juan war dies alles, wir dürfen weiter gehen und behaupten, sie ist es noch, denn außer einer verschwindend kleinen Anzahl von Anhängern des Propheten der Zukunftsmusik, meist solchen Leuten, deren Nerven durch ganz besondere Reizmittel erst gekitzelt werden müssen, sollen sie einer Erregung fähig werden, und jenen literarischen Satelliten, die als Apostel der neuen Kunstlehre mit beredten Worten die Unfehlbarkeit ihres Propheten preisen und seine Thaten mit hellem, weithin schallenden Posaunenton verkünden, ist doch die große Mehrheit der Künstler und des Publikums den alten Ueberlieferungen und Anschauungen bis heute getreu geblieben und eben jetzt hat die vor achtzig Jahren componirte Oper zu neuen Triumphzügen weit über Deutschlands Grenzen hinaus sich wiederum aufgemacht und überall gründet sie sich eine Stätte, bezaubert und beseligt sie die Hörer, befestigt sie ihren alten wohlverdienten Ruhm.

Der Don Juan wurde bekanntlich im Jahre 1787 componirt und am 29. October dieses Jahres zum ersten Male in Prag aufgeführt. Drei Stücke der Oper sind erst im April 1788 entstanden, um bei der in Wien am 7. Mai stattfindenden Darstellung verwendet zu werden. Die Oper wurde in Prag mit dem lautesten Enthusiasmus, in Wien nur kalt aufgenommen. Dort war die ganze Stadt dem Componisten in Freundschaft und Bewunderung zugethan, hier wimmelte es von Gegnern, Neidern und Feinden seines Talents. Nur allmälig siegte das neue, wundersame Werk auch hier und von nun blieb es als Oper aller Opern bis auf den von uns oben bezeichneten Moment in Wien wie überall in unbestrittenem Vorrange.

Um keine andere Schöpfung des herrlichen Meisters, das Requiem vielleicht ausgenommen, ranken sich so viele Sagen, Erzählungen und Anekdoten, keine andere hat die Poesie reicher ausgeschmückt. Bei keiner seiner übrigen Opern

Digitized by Google

wurde ihm aber auch vom Dichter in glücklicherer Weise vorgearbeitet. Mit dem Texte des Don Juan hat es eine eigene Bewandtniß. Die Sage von einem Helden dieses Namens reicht in das vierzehnte Jahrhundert zurück. Don Juan Tenorio von Sevilla, ein Genosse des Königs Pedro des Grausamen (regierte von 1350—1369), soll in seinem Uebermuthe die Statue eines von ihm im Zweikampfe erschlagenen Comthurs Ulloa zur Tafel geladen haben. Vergeblich von dem sich pünktlich einstellenden Gespenste zur Buße ermahnt, verfiel er endlich zur Strafe für seine Thorheiten und Sünden der Hölle. Schon frühe war diese Sage von einem sonst wenig bekannten Dichter Juan de la Cueva dramatisch bearbeitet und lange Zeit in den Klöstern unter dem Titel: El Ateista fulminado beifällig vorgestellt worden, bis endlich Gabriel Tellez, ein Zeitgenosse des Lope de Vega, Prior eines Klosters der barmherzigen Brüder in Madrid, unter dem Namen Tirso de Molina als einer der ausgezeichnetsten und fruchtbarsten dramatischen Dichter Spaniens bekannt, sich des Stoffes bemächtigte und daraus seinen „Burlador de Sevilla y convidado de piedra" schuf. Dieses nach Anlage und Ausführung etwas flüchtige Werk, das aber trotzdem zahlreiche Partien bietet, wie sie nur ein Dichter hohen Ranges zu geben im Stande ist, enthält bereits die Grundzüge der ganzen Handlung der späteren Oper. Das Stück kann als ein vortreffliches Sittengemälde gelten, das vielfach mit jener Freiheit, Feinheit und Eleganz ausgeführt erscheint, welche als charakteristische Merkmale nur den Bühnenwerken der spanischen Dichter eigen sind. Der Don Juan des Molina rief selbst in Spanien bemerkenswerthe Nachahmungen hervor. 1725 bearbeitete Antonio de Zamora, Kammerherr Philipp des Fünften, unter dem Titel: „Non hay deuda que non se pagne y convidado di piedra" den gleichen Stoff und ein anderes höchst bedeutendes Werk, der „Don Juan Tenorio", religiös-phantastisches Drama in zwei Abtheilungen des Don José Zorrilla, entstand noch in unserem Jahrhundert.

Von Spanien aus kam Molinas Drama bald (schon 1620) nach Italien. Umgearbeitet von Onofrio Giliberti ward es 1652 in Neapel wiederum aufgeführt. Unter dem gleichen Titel ließen Giacinto Andrea Cicognini 1670 und Andrea Perucci 1678 ihre Ueberarbeitungen folgen. Der Gegenstand erhielt sich so ungeschwächt in der Gunst des Publikums, daß die italienischen Schauspieler scherzweise sagten: der Urheber des Stückes müsse selbst sich dem Teufel ergeben haben, sonst würde es nicht so unausgesetzt die Menge anziehen können. Eine würdige Gestalt erhielt in Italien der Don Juan jedoch erst durch Goldoni, der, wie er selbst sagte, nur mit Entsetzen die mauvaise pièce espagnole ansehen konnte. Sein Don Giovanni Tenorio ossia il Dissoluto wurde 1736 zuerst in Venedig dargestellt.

Seit den Zeiten der Königin Maria von Medici gehörten die Vorstellungen italienischer Schauspielertruppen, zu denen sich bald auch die spanischen Komödian-

Digitized by Google

ten gefellten, zu den Lieblingsunterhaltungen des französischen Hofes und des pariser Publikums. Einer Bühne, die so sehr unter fremdem Einfluß stand, daß lange Jahre hindurch die nationale Entwickelung des Schauspiels wie der Poesie überhaupt gradezu unmöglich gemacht war, konnte ein so origineller und anziehender Stoff nicht lange vorenthalten bleiben. Fast gleichzeitig führten Spanier und Italiener den Don Juan in Paris auf. Im Jahre 1659 ward Molinas Burlador gegeben. Die Italiener waren dem aber zuvorgekommen, denn schon 1657 agirten sie im Hotel du Bourgogne eine Farce Don Juan, unter außerordentlichem Zulauf, der sich noch steigerte, als dieselbe 1673 und 1717 mit neuer und prächtigerer Ausstattung wiederholt wurde.

Die französischen Schauspieler, eifersüchtig auf den unerhörten Beifall, den die Pièce bei ihren italienischen Nebenbuhlern fand, beeilten sich, den Stoff nun auch für ihre Bühne zu gewinnen. Als Ludwig der Vierzehnte 1658 mit der Prinzessin von Savoyen in Lyon zusammentraf, führte Dorimont eine Umarbeitung des gilibertischen Stückes unter dem Titel: „Le festin de Pierre*) ou Le fils criminel" auf. Als er damit 1661 nach Paris kam, fand er, daß ihm de Villers bereits zuvorgekommen war, der den Don Juan in französischer Sprache schon seit 1659 gab. Bald gesellte sich zu diesen beiden Bearbeitungen Molières selbständige Dichtung: „Don Juan ou le festin de pierre", die 1665 zuerst im Theater des Palais Royal dargestellt wurde. Dieses Werk, das von dem heitern, phantastischen Charakter des Originals nur kaum erkennbare Spuren übrig gelassen hatte, kam zu Lebzeiten des Dichters nur funfzehnmal zur Aufführung. Erst als es Thom. Corneille in Verse umgedichtet hatte, erhielt es sich (seit 1677) dauernd auf der Bühne, bis erst 1847 Molières Komödie wieder in ihre Rechte eintrat.

Zu Anfang der siebziger Jahre des siebzehnten Jahrhunderts wurden im Theater du Marais zu Paris die glänzendsten Decorations- und Spectakelstücke und zwar gegen hohe Eintrittspreise gegeben. Wie konnte hier der Don Juan übersehen werden, der so schöne Gelegenheit bot zu prächtigen Scenen und brillantem Feuerwerk? 1669 führte man daher auch hier eine Tragi-comédie: „Le festin de Pierre ou l'athéiste foudroyé par Rosimond" auf. Der Bearbeiter hatte die Vorsicht gebraucht, die Handlung in die Zeiten des Heidenthums zurückzuverlegen, um ungestraft seinen Atheisten recht prahlen und poltern lassen zu können.

Der Don Juan war nun auf dem besten Wege, seine Reise durch Europa zu vollenden. 1676 wurde in London mit großem Erfolg das Stück: „Libertine destroyed" von Th. Shadwell (1640—1692), poeta laureatus unter

*) Dieser Titel, der auf einem Uebersetzungsfehler beruhte (convitato-convié) gab in Deutschland zu dem unsinnigen und absurden Titel: „Das steinerne Gastmahl", die Veranlassung, der in früherer Zeit üblich war.

Digitized by Google

Wilhelm dem Dritten, gegeben und vermuthlich verschleppten endlich englische Komödianten das Stück nach Deutschland. Man hat noch den Text einiger alten in Augsburg, Ulm und Straßburg gegebenen Puppenspiele*). Don Juan und Faust wurden und blieben die beiden Lieblingshelden der deutschen Bühne des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Der berühmte Hanswurst des wiener Theaters Prehauser machte 1716 seinen ersten dramatischen Versuch als Don Philippo im Don Juan, welches Stück regelmäßig bis 1772 in der Allerseelenoctav die Wiener entzückte, und der bekannte Schröder, der 1766 in Hamburg den Spanarell spielte, übertraf in dieser Rolle selbst hochgespannte Erwartungen. Schon seit 1742 befand sich übrigens ein Nachspiel Don Juan auf dem Repertoire der ackermannschen Gesellschaft, der er angehörte.

Alle diese Stücke, mit Ausnahme der Originaldichtungen von Tirso de Molina, Molière und Goldoni und einigen anderen, waren sogenannte Farcen, denen blos eine scenische Anordnung zu Grunde lag, deren Dialog aber meist nur improvisirt wurde. Daß bei solcher traditionellen Fortpflanzung der Pièce allmälig das Burleske die Oberhand gewinnen mußte, ist begreiflich. Zuletzt traten die Liebesabenteuer Don Juans vor seinen Mordthaten zurück und endlich war nicht mehr er, sondern sein lustiger Diener Hanswurst die Hauptperson.

Die bisher gegebenen und hier der Reihe nach genannten Don Juans waren Trauer-, Schau- und Lustspiele, wohl auch Possen der gewöhnlichsten Art. Nun bemächtigte sich auch das Ballet dieses Stoffes. Es ist bekannt daß Gluck zu einem 1761 in Wien aufgeführten Ballet dieses Namens die Musik schrieb. Auch die ackermannsche Truppe gab seit 1769 ein pantomimisches Ballet unter dem gleichen Titel, das jedoch wohl kaum das gluckische gewesen sein dürfte.

Nicht genug damit, die Oper begann an diesem Gegenstande ebenfalls Geschmack zu finden. 1713 au jeu l'Octave brachte Le Tellier eine komische Oper: Le festin de Pierre in drei Acten und en vaudevilles sans prose auf das Theater de la foire S. Germain, die lebhaften Beifall fand und in den ersten Aufführungen nur dadurch Anstoß erregte, weil zum Schlusse die Hölle vorgestellt wurde. Die Polizei verbot daher die Fortsetzung der Aufführungen, gestattete sie aber wenige Tage nach Erlaß ihres Verbotes dennoch. Interessant ist es, zu erfahren, daß bereits 1777 der beliebte Componist Vinc. Righini,

*) Don Juan und Don Pietro oder das steinerne Todten-Gastmahl. Trauerspiel in 3 Theilen und 9 Aufzügen. (Augsburg.)

Don Juan oder der steinerne Gast. Schauspiel in 6 Aufzügen. (Straßburg.)

Don Juan. Ein Trauerspiel in 4 Aufzügen. (Ulm.)

Diese drei Stücke nebst Kahlerts lesenswerther Abhandlung über die Sage des Don Juan und Pr. Mérimée's: Die Seelen des Fegfeuers oder die beiden Don Juans, nebst andern auf den Gegenstand bezüglichen Anmerkungen, sind mitgetheilt in Scheibles Kloster Bd. III. p. 663—840.

Digitized by Google

damals Sänger und Tonsetzer bei der bustellischen Truppe, ein dramma tragicomico Don Juan unter dem Titel: „Il convitato di pietra osia il dissoluto“ in Prag auf derselben Bühne, auf der zehn Jahre später Mozarts Don Juan zuerst erschien, zur Aufführung gebracht hatte. Diese Oper wurde auch in Wien, Braunschweig und anderen Städten mit Beifall gegeben.

Noch erübrigt uns von einer Oper: „Convitato di pietra“ von Gazzaniga, 1788 in Bergamo gegeben, zu sprechen. Dieses Werk, ob auf den Text da Pontes componirt, vermögen wir nicht zu entscheiden, wurde 1789 in Mailand, 1791 in Paris, 1792 in Lucca und in London aufgeführt. Goethe sah es 1788 in Rom und erzählt, daß es vier Wochen hindurch ununterbrochen wiederholt worden sei und daß niemand leben konnte, der nicht den Don Juan in der Hölle hatte braten und den Gouverneur als seligen Geist gen Himmel fahren sehen.

Aus diesem allbekannten und allbeliebten Stoffe nun schuf Lorenzo da Ponte, der Scribe seiner Zeit, geschickt und talentvoll wie dieser, wenn auch nicht ebenso fleißig und minder praktisch im Erwerben eines großen Vermögens, einen neuen Operntext. Der Dichter erzählt selbst mit ergötzlichem Renommiren, daß er gleichzeitig für Salieri den Tarar nach Beaumarchais, für Martini den Baum der Diana nach eigener Erfindung und für Mozart den Don Giovanni geschrieben habe. Ehe er für Salieri arbeitete (des Morgens), begeisterte er sich durch die Lectüre des Tasso, für Martini (des Abends) durch die des Petrarka, um aber für Mozart sich in die rechte Stimmung zu bringen, wählte er die Nacht und las vorher einige Seiten in Dantes Hölle. Hören wir seinen eigenen Bericht über die Entstehung des Werkes, das im Verein mit Le nozze di Figaro und Cosi fan tutte und in der Verbindung, die er durch diese Poesien mit Mozart gewann, seinen Namen allein auf die Nachwelt bringen sollte, denn seine übrigen Dichtungen sind vergessen. „Gegen Mitternacht,“ so erzählt er selbst, „setzte ich mich an meinen Arbeitstisch; eine Flasche vortrefflicher Tokayerwein stand rechts vor mir, mein Schreibzeug links, eine Tabaksdose voll Tabak aus Sevilla vor mir. Um jene Zeit wohnte ein junges und schönes Mädchen von sechzehn Jahren, die ich nur hätte wie ein Vater lieben mögen, mit ihrer Mutter in meinem Hause; sie kam stets in mein Zimmer zur Verrichtung kleiner innerer Dienste, sobald ich mit der Klingel schellte, um etwas zu verlangen; ich mißbrauchte etwas diese Klingel, zumal wenn ich meine Wärme schwinden und ein Erkalten fühlte. Dies reizende Mädchen brachte mir dann bald etwas Biscuit, bald eine Tasse Chocolade, bald nur ihr stets heiteres, stets lächelndes Antlitz, das eigens geschaffen war, um den ermüdeten Geist wieder zu erheitern und die poetische Begeisterung neu zu erwecken. Ich unterzog mich also zwölf Stunden täglich hinter einander mit nur kurzen Unterbrechungen meinen Arbeiten und dies zwei Monate hindurch. Während

Digitized by Google

dieſer ganzen Zeit blieb mein ſchönes junges Mädchen mit ihrer Mutter in dem benachbarten Zimmer, entweder mit Lectüre oder Stickerei oder mit andrer Nadelarbeit beſchäftigt, um ſtets bereit zu ſein, beim erſten Glockenklang vor mir zu erſcheinen. Da ſie fürchtete, mich in meiner Arbeit zu ſtören, ſaß ſie zuweilen unbeweglich, ohne den Mund zu öffnen, ohne mit den Augenlidern zu blinzeln, den Blick ſtarr auf meine Schreiberei geheftet, ſanft athmend, anmuthig lächelnd und zu Zeiten ſelbſt zu Thränen geneigt ſcheinend über den Ausgang der Arbeit, in welche ich vertieft war. Ich klingelte ſchließlich weniger häufig, um ihrer Dienſte zu entbehren und mich nicht zu zerſtreuen oder meine Zeit bei ihrem Anſchauen zu verlieren. So zwiſchen dem Wein von Tokay, dem Schnupftabak von Sevilla, der Klingel auf meinem Tiſche und der ſchönen Deutſchen, die der jüngſten der Muſen glich, ſchrieb ich die erſte Nacht für Mozart die beiden erſten Scenen des Don Juan, zwei Acte vom Baum der Diana und mehr als die Hälfte des erſten Actes von Tarare, welchen Titel ich jedoch in den von Axur umänderte. Am nächſten Morgen trug ich die Arbeit zu meinen drei Componiſten, die ihren Augen nicht recht trauen wollten. In zwei Monaten waren Don Juan und der Baum der Diana beendigt, auch bereits mehr als das Drittel des Axur fertig."

Man ſollte meinen, daß nach ſo zahlreichen Vorarbeiten, die da Ponte vorlagen, ihm die Ausarbeitung des Librettos nur geringe Mühe machen konnte. Aber abgeſehen davon, daß ſchon die Wahl des Stoffes eine äußerſt glückliche genannt werden muß, ſo geben auch die Aenderungen, die er in den Gang der Fabel brachte, Zeugniß von ungewöhnlicher Einſicht für das dramatiſch Wirkſame und für ein ganz reſpectables poetiſches Talent und ebenſo iſt der Fleiß und die Sorgfalt, die er auf ſeine Verſe verwandte, höchſt anerkennenswerth. Es gelang ihm, die im Laufe der Zeit zur gemeinen Burleske herabgeſunkene Fabel wiederum emporzuheben und aus der Hand eines talentvollen und geiſtreichen Dichters iſt ſo ein neues veredeltes Werk hervorgegangen, das fortan der Theilnahme der gebildeten Welt ſich würdig erwies und — allerdings fällt dabei auf Mozart die größte Summe des Antheils — für alle kommenden Zeiten Bewunderer finden wird. Wir wollen hier nicht weiter unterſuchen, welchen beachtenswerthen Förderer ſeiner Dichtung da Ponte in dem vortrefflichen Tokayer und in ſeiner lieblichen Freundin fand, ſo viel iſt unbeſtreitbar, daß es wenig beſſere Operntexte giebt als ſeinen Don Juan.*)

*) Mit dem Erſcheinen von da Pontes Don Juan verſchwanden alle Stücke dieſes Titels von der Bühne und fortan war weder im Schauſpiel, noch im Ballet oder der Poſſe mehr von einem Stücke dieſes Namens die Rede. Anders in der Literatur. Byrons großem Gedichte liegt Fabel und Charakter unſeres Don Juan zu Grunde. Der geniale, aber in ſeiner Ueberſchwenglichkeit faſt ungenießbare Chriſtian Dietrich Grabbe ſchrieb bekanntlich eine Tragödie: „Don Juan und Fauſt", in welcher er den einen als Senſualiſten, den andern als Spiritualiſten, oder wie man vielleicht beſſer ſagt, den einen als Materialiſten, den andern

Digitized by Google

Es konnte, nachdem die neue Oper — von der man bald erkannt hatte, daß sie in gleicher Weise den Gipfelpunkt der italienischen wie der deutschen Musik bildete — verdienten Beifall einmal gefunden und ihren Weg durch die Welt angetreten hatte, nicht ausbleiben, daß ihr Text auch ins Deutsche übersetzt wurde. Wenn Spanier, Franzosen und Engländer sich damit zufrieden geben, eine Oper in einer Sprache vorgeführt zu sehen, die sie nicht verstehen, so ist dies doch in Deutschland wesentlich anders. Unserm Verlangen, nur deutsch singen zu hören, haben wir eine unzählige Menge der abscheulichsten Uebersetzungen und nur sehr wenige gute Originaltexte zu verdanken. Kein anderer Operntext aber hat so zahlreiche Dolmetscher gefunden, als der des Don Juan und es ist in der That interessant, die Bemühungen zu verfolgen, die seinetwegen gemacht worden sind. Die Zahl der Uebertragungen wurde in jüngster Zeit durch eine ebenso fleißige, als von größter Liebe und Einsicht Zeugniß gebende Arbeit vermehrt; dennoch werden die Bestrebungen nach vollendeteren Uebersetzungen auch dadurch noch nicht als abgeschlossen zu betrachten sein. Im vorliegenden Falle bestätigen eben die zahlreich versuchten Uebertragungen zunächst das Interesse für das musikalische Kunstwerk und geben einen unumstößlichen Beweis für dessen seltene Vorzüglichkeit und für die Anerkennung derselben.

Die erste Uebersetzung wurde wohl von Mozart selbst begonnen, aber leider nur bis zum Schlusse der Introduction vollendet; außerdem ist der größte Theil des zweiten Finales von ihm übertragen. Mozart war bekanntlich ein Meister in launigen Knittelversen. Viel höhere Anforderungen wurden aber zu seiner Zeit in Wien an den Operntext nicht gemacht; wir finden in deutschen Textbüchern aus jenen Tagen die abschreckendsten Reimereien. Mozarts Verdeutschung ist kein poetisches Meisterwerk, aber es ist mindestens ebenso gut als dasjenige, was Librettoschreiber von Ruf, z. B. Steffani d. J., Bretzner, Sensler, Perinet, Schikaneder und andere in diesem Fache gegeben haben. Als Beispiel und zum Vergleich lassen wir eine allgemein bekannte Arie in Mozarts Uebertragung hier folgen:

Introduzione.

Leporello (trabet auf und ab).
Nacht und Tag im ganzen Jahr,
Keine Ruhe, meist Gefahr!
Schlechten Lohn und Prügel gar!

als Idealisten charakterisirt. Diese vielleicht beste dramatische Arbeit Grabbes ist reich an großen und unvergänglichen Schönheiten und übertagt die Dichtung Lenaus, der in seinem Faust ähnliches erstrebte, weitaus. Schon der Gedanke, die beiden Helden der Sage in eine dramatische Handlung zu verweben, ist kühn und bedeutend. Aber obwohl eigentlich im Faustcharakter der des Don Juans enthalten ist, erscheint dieser in Grabbes Drama lebendiger, heller, in anschaulicheren Kreisen des Lebensgenusses sich bewegend und so den ernsten Magier, der sich schwerer aus seinen geheimnißvollen Gedankenkreisen hinaus verliert, verdunkelnd.

Digitized by Google

Wohl bekomm' es dir, Hans Narr;
Nein so kann es nicht mehr gehen!
Ja, ich laufe gleich davon!
Gute Nacht, mein Herr Patron!
O daß ihm der Spaß bekomme!
Drinnen kostet mein Geselle
Und ich friere auf der Schwelle.
Aber he! — beim Elemente!
Lärmen giebt es wieder hier
Leporello sieh' dich für. (Er salviret sich.) u. s. f.

Der Don Juan wurde bereits 1789 in Mannheim, Bonn und Hamburg und 1790 auch in Berlin mit deutschem Texte aufgeführt. Wer diese Uebersetzungen gemacht hat, vermögen wir nicht anzugeben; wahrscheinlich waren sie, wie dies gewöhnlich so geht, in der Eile verfertigt und als ganz werthlos später wieder vergessen worden. Aber eine Uebertragung aus dem Jahre 1789 und zwar eine höchst interessante, hat sich glücklicherweise erhalten. Sie wurde von dem bonner Kapellmeister C. G. Neefe, einem literarisch gebildeten und schriftstellerisch geübten Manne gemacht und hat zunächst nur die Eigenthümlichkeit, daß der Titel und das Personal durchweg und höchst auffallend verändert ist. Die Oper heißt:

Der bestrafte Wollüstling oder der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht.

Ein komisches Singspiel in zwei Aufzügen, nach der Musik des Herrn Kapellmeisters Mozart.*)

Personen:

Hans von Schwänkereich, ein reicher Edelmann.
Fräulein Mariane, Geliebte des
Herrn v. Frischblut.
Der Stadtgouverneur, Vater der Fräulein Mariane.
Fräulein Elvire aus Burgos, ein von Herrn v. Schwänkereich verlassenes Frauenzimmer.
Fickfack, Bedienter des Herrn v. Schwänkereich.
Gürge, ein Bauer, Liebhaber von
Röschen, einer Bäuerin.

Abgesehen von dieser geschmacklosen Umschreibung ist die Arbeit Neefes gar nicht so übel und man darf unbedenklich behaupten, daß sie allen folgenden Uebersetzungen zur Grundlage diente. Jedenfalls benutzte sie Schröder in Hamburg und Rochlitz in Leipzig, dessen Uebertragung ja heute noch (leider!) in fast

*) In Leipzig, wo Don Juan 1796 zum ersten Male aufgeführt wurde, lautet der Theaterzettel: „Der gestrafte Ausschweifende".

Digitized by Google

allgemeinem Gebrauche ist. Reefes Uebersetzung ist nämlich, was einzelne Worte und Verse anbetrifft, oft von Rochlitz herübergenommen worden. So gleicht z. B. das Duett zwischen Don Juan und Zerline in der Fassung von Reefe der heute bekannten sehr:

H. v. Schwänkereich:

Laß uns von hinnen weichen,
Komm in mein Haus mit mir;
Die Hand dir dort zu reichen;
Es ist nicht weit von hier. u. s. w.

Röschen:

Wie? darf ich es wohl wagen?
Soll oder soll ich nicht?
Ich fühl mein Herze schlagen —
Ob er wohl ernstlich spricht!

H. v. Schwänkereich:

Komm doch, du mein Vergnügen!

Röschen:

Ihn, Gürgen, zu betrügen?

H. v. Schwänkereich:

Dich in dein Glück zu fügen.

Roschen:

Ja, ja! — ich muß erliegen u. s. w.

Allerdings finden sich bei Reefe zahlreiche Geschmacklosigkeiten. So z. B. ruft Ottavio, als er seine Braut ohnmächtig neben den Leichnam ihres Vaters hingesunken sieht:

H. v. Frischblut:

O eilt zu Hilfe, Freunde,
Meiner Geliebten!
Holt Essig! Bringt Lebensbalsam her! u. s. w.

Und unendlich komisch klingt es, den Geist beim Eintritt zu Don Juan singen zu hören:

Herr von Schwänkereich! Mit dir zu speisen
Bin ich geladen. Siehe! ich komme!

und Don Juan darauf antwortend:

Das hätt' ich nicht mehr geglaubet,
Doch ich thu, was ich vermag.
Fickfack! laß ein andres Essen
Eilends auf die Tafel tragen. u. s. w.

Auffallend bleibt, daß man trotz des Gefühls für die Ungenauigkeiten und den Ungeschmack der rochlitzschen Leistung doch zu keiner vollständig neuen schritt,

Digitized by Google

sondern immer nur an den vorhandenen wiederum herumflickte. War doch dies schon der Hauptfehler Rochlitzens selbst gewesen, der — er war Redacteur der damals fast allmächtigen Leipziger Allgemeinen Musikalischen Zeitung — gar wohl das Zeug gehabt hätte, auf Grund des Originaltextes und der Originalpartitur ein frisches Libretto herzustellen. Aus der bei Breitkopf und Härtel in Leipzig erschienenen Partitur ging die rochlitzsche Uebersetzung, die ihr beigegeben war, in den ebenda gedruckten Klavierauszug und von dort in alle die zahllosen Nachdrucke über. Nach dieser Ausgabe haben alle Sänger, die im Don Juan zu thun haben, ihre Partien studirt und hat das Publikum den Text längst auswendig gelernt, man vermag daraus zu folgern, wie schwer es nun halten muß, hier durchzugreifen und einer andern bessern Uebersetzung allgemeinen Eingang zu verschaffen. An Versuchen hat es nicht gefehlt. Zuerst nach Neefe und Rochlitz versuchte sich der bekannte Kunstschriftsteller Kugler, dann Viol (Breslau, 1858) und fast gleichzeitig mit ihm Professor Bischof in Köln. 1860 veröffentlichte v. Wolzogen seine Ueberarbeitung, der bald eine andre von Dr. Wendling, Schloßverwalter in Nymphenburg bei München, einem einsichtsvollen und begeisterten Musiker, sich gesellte. Außerdem existiren in den Textbüchern der verschiedenen größeren Bühnen zahllose Varianten, die entweder durch das Herkommen eine gewisse Berechtigung sich erworben haben oder durch welche gewissen Widersprüchen, veranlaßt durch die Ungenauigkeit der Uebersetzungen, abgeholfen werden soll. Noch bleibt hier eine Verdeutschung (von C. v. Holtei?) zu erwähnen, die für das königstädtische Theater in Berlin, als dieselbe noch eine italienische Oper hatte, gemacht wurde, auf die wir aber hier nicht näher eingehen, da sie nicht selbst zum Gesange bestimmt war, sondern nur eine Uebersetzung des gegenübergedruckten italienischen Textes, wenn auch in Versen, war. Die jüngste Bearbeitung endlich ist die Eingangs erwähnte Uebersetzung von Bitter.

Um eine Uebersicht der verschiedenen Uebertragungen zu gewinnen, stellen wir hier z. B. die Kampfscene zwischen Don Juan und dem Comthur in einigen Uebersetzungen sich gegenüber:

Wörtliche Uebersetzung:	Mozart:
Comthur:	
Laß sie, Unwürdiger, schlage dich mit mir!	Halt! gieb mir Antwort mit dem Degen.
Don Juan:	
Fort mit dir! Nicht werth bist du, Daß ich mit dir kämpfe!	Laß nur in Frieden meinen Degen.
Comthur:	
Also willst du vor mir fliehen?	Trägst du den Degen und brauchst ihn nicht?
Don Juan:	
Fort, mit dir kämpf ich nicht!	Väterchen weiß nicht was es spricht!

Digitized by Google

Comthur:
Stehe mir!
Don Juan:
Elender! Zittre! du willst sterben!

Bube! zieh!

Narr! entflieh!
Comthur (schlägt den D. J. mit dem Degen):
Schurke! zieh!
Don Juan:
Elender! Nun wehr dich!
Es ist vorbei mit dir.

Neefe:

Comthur:
Laß sie, Verwegner!
Und schlag dich mit mir!
Don Juan:
Ich müßte mich schämen
Schlüg ich mich mit dir.
Comthur:
So meinst du, Feiger,
Mir zu entgehn?
Don Juan:
Warte, bald soll dir
Dein Trotzen vergehn!

Rochlitz:

Laß sie Verführer! Zieh deinen Degen!

Wie, grauer Alter, noch so verwegen?

Elender Bube, das sollst du sehn!

Das Feuer steht euch schön.
Feiger ich? (!!!)
Comthur:
Feiger du!
Don Juan:
Feiger ich? Zittre!
Bald soll dir dein Trotz vergehn!

Wolzogen:

Comthur:
Laß sie Verführer! Zieh deinen Degen!
Don Juan:
Nein! überlegen bin ich dir, Alter!
Comthur:
So glaubst du, Feiger, mir zu entfliehn?
Don Juan:
Sei nicht verwegen, geh!
Comthur:
So glaubst du, Feiger, mir zu entfliehn?
Don Juan:
Armer Greis?
Comthur:
Schlage dich!
Don Juan:
Elender hab Acht denn! Bald sinkst du hin!

Bitter:

Laß sie Unwürd'ger! Steh mir zum Kampfe!
Fort, ich verachte es, mit dir zu fechten!

Also vermagst du vor mir zu fliehn?

Ich mit dir fechten! Nein!

Feige vermagst du vor mir zu fliehn?

Elender!

Stehe mir!

Elender! Zittre! Der Tod harrt dein!

Digitized by Google

Man vermag daraus ohngefähr zu ersehen, wie das Original von den Uebersetzern behandelt wurde.

Zu den gelungensten Arien der Oper zählen unstreitig die unvergleichliche Registerarie und das reizende Ständchen, aber wie übel sind beide in den bisherigen Uebertragungen weggekommen! Jede Originalität der musikalischen Auffassung ist dadurch verwischt, jede Feinheit, jede Grazie des Originals vernichtet worden. Vergleiche man nur die unübertrefflich vom Componisten ausgedrückten Worte: E la grande maestosa, la piccina è agnor vezzosa!

Rochlitz:

Um dann jede Preis zu geben,
Das ist sein verdammtes Leben!

Wolzogen:

Heftig schwärmt er für die Großen,
Liebt mit Kleinen (winzig Kleinen) auch zu kosen.

Bitter:

Große liebt er stolz und prächtig,
Doch die Kleine reizvoll und schmächtig.

Rochlitz läßt jenes reizende Parlando auf la piccina auf das Wort: jede, was gar nicht herpaßt, Wolzogen, auf das Wort winzig, was einen ganz falschen Sinn giebt, wiederholen und erst Bitter giebt den entsprechenden Ausdruck.

Wir berühren noch eine Stelle in derselben Arie, den ebenso wirkungsvoll gesteigerten als burlesken Schluß. Man kann die Unverschämtheit eines vorlauten Bedienten und brauchbaren Werkzeuges der Ausschweifungen eines leichtfertigen Herrn, der die weinende verlassene Geliebte desselben, eine Dame von Bildung und Stand verhöhnt, nicht stärker und treffender zeichnen, als es hier vom Componisten geschehen ist. Die Worte da Pontes heißen: Purchè porti la gonnella, voi sapete, quel che fá.

Wörtliche Uebersetzung:

Wenn sie nur den Unterrock trägt,
Ihr wißt ja, wie er's macht.

Neefe:

Jeder Weibsrock ist ihm recht
Und nun punktum,
Ich bin ihr ergebner Knecht.

Bekannte Uebersetzung:

Und nun punktum, Streusand drüber,
Sehen sie, das ist ihr Mann.

Rochlitz:

Drum, o Schöne, laß ihn laufen,
Er ist deines Zorns nicht werth.

Kugler:

Wenn allein ihr Mündchen weich ist,
Nun das Weitre giebt sich bald.

Wolzogen:

Alles nimmt er, was er kann
Nun — da kennt ihr euern Mann!

Bitter:

Welche Schürze ihn auch anlacht —
Nun, ihr wißt ja wie er's macht.

Digitized by Google

Solche augenfällige Willkür und ein solches Verkennen des Verhältnisses der Worte zur musikalischen Charakteristik bedarf keiner ferneren Bemerkungen. Wir gehen nun weiter zu dem Ständchen. Man kann sich zu einer wonnevollen Musik einen holperigeren, öderen Text nicht denken, als der es ist, den man in der Regel dazu zu hören bekommt.

Rochlitz:

Erklinge, liebe Zither: das Liebchen lauschet!
Erklinge bis sie Seel' um Seele tauschet!
Erzähl im sanften Ton der Schönsten meine Pein,
Dann schmilzt ihr weiches Herz und läßt mich glücklich sein.

O du, in deren Busen Liebe thronet;
Blaues, schmachtendes Aug', in dem Sanftmuth wohnet:
Du kennst von Liebe nur — ach, ihre Schmerzen,
Lern auch der Liebe Glück: hier, Herz am Herzen.

Wolzogen:

Horch auf den Klang der Laute und öffne mir, o Traute!
Ach, lind're meine Pein und laß mich glücklich sein!
Läßt du mich trostlos flehen, so macht ein rascher Tod,
Hartherz'ge, sollst es sehen, das Ende meiner Noth!

Dein Auge gleicht der Sonne, dem Honigseim dein Mund,
O mach', du meine Wonne, mir bald mein Glücke kund.
Erhöre doch mein Flehen, du weißt ich hab dich lieb!
Laß dich doch endlich sehen, komm, loser Herzensdieb!

Bitter:

O öffne doch das Fenster, du Holde, Süße!
Hör' meine Klagen an, sieh' meine Thränen!
Giebst du mir keinen Trost, dann, Theure, wisse,
Vor deinen Augen hier sterb ich vor Sehnen.
Dein Mund, so zart und rosig, hauchet Wonne,
Heiße Glut füllt die Brust mit sanftem Triebe!
O sei nicht grausam mir, du meine Sonne!
Laß mich dein Antlitz seh'n im Strahl der Liebe!

Es würde zu weit führen, wollten wir die Auswahl solcher Partien und die Gegenüberstellung andrer Lesarten fortsetzen. Schon aus wenigen Proben wird man erkennen, wie hoch Bitters Uebersetzung über den früheren steht. Unrichtigkeiten, Geschmacklosigkeiten, Willkürliches und Unpassendes ist fast in allen früheren Uebertragungen nachzuweisen und es ließe sich ein Buch darüber schreiben, wollte man eingehend auf die einzelnen Fälle zurückkommen. Dennoch war es den verschiedenen späteren Bearbeitern wirklich Ernst darum, eine des Gegenstandes würdige Verdeutschung zu geben und wir haben es hier keines-

Digitized by Google

wegs mit solchen Uebertragungen zu thun, wie sie fabrikmäßig dutzendweise zu andern italienischen und französischen Opern geliefert wurden. Jetzt erst hat man erkannt, wie schwer dergleichen ist.

Zum ersten Male liegt nun in der bitterschen Uebertragung ein Textbuch des Don Juan vor, dessen man sich durchgehends erfreuen kann. Möglich, daß einstens noch eine Verdeutschung gelingt, die mehr poetischen Reiz, noch größeren innerlichen dichterischen Zauber hat, die den Gedanken an eine Uebersetzung ganz vergessen läßt, aber begnügen wir uns vorerst mit dem Vorhandenen. Der Don Juan in dieser neuen Uebertragung ist zugleich eine anmuthende Lectüre, der Musik und der Darstellung wird ihre Aufnahme wesentlich zu Statten kommen.

Daß es der gründliche und musikalisch hochgebildete Biograph J. S. Bachs, der jenem trefflichen ersten Werke in dem vorliegenden Buche so rasch ein neues schätzbares Zeugniß seiner Studien und seines Kunsteifers folgen ließ, nicht blos auf Herausgabe seiner Uebersetzung allein abgesehen haben konnte, versteht sich. Sein Buch giebt nicht nur die vollständige Verdeutschung des italienischen Originals, wie es da Ponte schrieb, sondern auch dieses selbst. Weiter enthält es eine eingehende Würdigung aller bereits vorliegenden Uebersetzungen, eine ebenso wirksame als fesselnde Darstellung der Charaktere der Oper, Bemerkungen über die scenische Darstellung und die ruhige, einsichtige Abwägung einiger immer wiederkehrender Controversen in Bezug auf dieselbe, ferner Anhänge und Nachträge, die in engster Beziehung zu dem Gegenstande stehen. Seinen ästhetischen Entscheidungen pflichten wir vollständig bei. Wer noch eingehendere Darstellung alles desjenigen, was auf den Don Juan Bezug hat, wünscht und sucht, der findet dieselbe in Jahns großer Mozartbiographie (Band IV). Aber auch neben diesem Meisterwerke darf Bitters Monographie als eine wesentliche Bereicherung der Mozartliteratur angesehen werden.

Wir verzichten darauf, auch noch den zweiten Theil des in Rede stehenden Werkes, die Uebersetzung von „Glucks Iphigenie in Tauris" und die sie begleitenden kritischen Bemerkungen näher ins Auge zu fassen. Es läßt sich darüber in Bausch und Bogen nur ebenso Günstiges sagen, wie über den Don Juan und somit sei auch diese werthvolle Arbeit der freundlichen Beachtung und Theilnahme der Musik- und Literaturfreunde bestens empfohlen. Schl.

Digitized by Google

Während der Wahlbewegung.

Die Schneeflocken tanzen, der Wintersturm fährt über die Bergtannen und die Wogen des empörten Meeres, unter der schützenden Schneedecke harren die Saaten des neuen Frühjahrs; unterdeß rüstet sich der Deutsche zu der ersten großen Arbeit im neuen Staat und hofft, daß der neue Reichstag wie ein Thauwind das Eis schmelzen werde, welches noch die Herzen vieler Deutschen von dem neuen Staatsbau fern hält.

Schaut man jetzt über die Grenzen des neuen Bundes, so zeigen sich überall die innern Verhältnisse der Staaten einer friedlichen Durchführung unserer politischen Aufgaben günstiger, als man vor wenig Monden zu hoffen wagte. In den Regierungen der Südstaaten ist die Ueberzeugung befestigt, daß Preußen eine ernsthafte Abneigung dagegen hat, die Mainlinie für den Bundesstaat zu überschreiten. Man vernimmt, daß ein Anerbieten von Hessen-Darmstadt, mit seinem ganzen Territorium in den Bundesstaat zu treten, in Berlin nicht angenommen worden sei, dagegen hat sich das berliner Cabinet dem Süden gegenüber bereit erklärt, durch Specialverträge, welche verschiedene Kreise gemeinsamer Interessen umfassen, eine Verbindung herzustellen, welche die Selbständigkeit der Südstaaten, wie sie im nikolsburger Frieden pactirt wurde, bestehen läßt, die Gefahren ihrer Isolirung vermindert. In diesem Sinne sprach sich der neue bayrische Minister, Fürst Hohenlohe aus, und wir begrüßen die entschiedenen und klugen Worte desselben als einen Fortschritt, seine Wahl als ein gutes Ereigniß für Bayern und uns. Er gehört einem deutschen Herrengeschlecht an, welches unter dem hohen Adel unserer Mediatisirten gegenwärtig wohl das erste an Ansehn, Bedeutung und Ausbreitung ist. Es wohnt in seinen verschiedenen Häusern reich angesiedelt in Schlesien und Westphalen, in Thüringen, Bayern, Schwaben, eng verschwägert mit mehren der stolzesten Regentenfamilien Europas; die confessionellen Unterschiede innerhalb der Familie haben den engen Zusammenhang der Stammgenossen nicht aufgehoben, sie umfaßt eine namhafte Anzahl tüchtiger und ehrenwerther Männer, sie unterscheidet sich aber von vielen andern Geschlechtern unseres hohen Adels dadurch, daß sie seit dem Jahre 1815 sich nicht mürrisch vom Staatsleben zurückgezogen hat. Als preußische Minister und thätige Mitglieder des Herrenhauses, im Heer und im Civildienst hat ein Theil der Stammgenossen sein Geschick eng mit dem des preußischen Staates verbunden, andere sind die großen Pairs in Bayern und Würtemberg, eine Familie derselben ist in Oestreich angesiedelt, ein Mitglied des Hauses Großalmosenier des Papstes, ein anderes Capitain in der englischen Marine. Die Mehrzahl

Digitized by Google

seiner Glieder aber und die einflußreichsten Häupter haben sich dem Schicksal und dem Dienste des norddeutschen Staates angeschlossen und gelten als preußisch gesinnt. Für Bayern verheißt, wie dort die Verhältnisse liegen, die Wahl eines unserer vornehmsten Herren zum leitenden Minister vorläufig das Beste. Nicht nur die äußere Politik Bayerns und die innern Reformen fordern einen Führer, der in großen Verhältnissen gebildet ist, auch das persönliche Verhältniß der Minister zur Krone bedarf dort, wenn die Staatsmaschine nicht immer wieder stocken soll, einer Reform, welche der Autorität des Herrn v. d. Pfordten nicht gelingen wollte, die aber dem Mitglied eines fürstlichen Hauses nicht versagt werden kann. Die Regelung der Beziehungen zwischen den Südstaaten und dem norddeutschen Bund verspricht nach Constituirung desselben den besten Fortgang, schneller, als wir hofften, ist ein Entgegenkommen des Südens möglich geworden, und gewährt die Beruhigung, daß auch diese Verbindung, die für so schwer galt, sich allmälig vertragsmäßig befestigen werde.

Nicht minder günstig für eine friedliche Entwickelung auf Basis des prager Friedens scheinen die Zustände Oestreichs. Leider sind sie noch hoffnungsarm für den Staat der Habsburger. Dort dauert Schmerz und Groll über die preußischen Siege, auch der neue Handelsvertrag wird diese Stimmung der Regierung nicht bessern, aber immer stärker wird dort der Drang der innern Schwierigkeiten; man möchte meinen, daß unter den Verfassungskämpfen und dem Haß der Nationalitäten gegen einander der kaiserlichen Regierung sehr bald ihr Wunsch, für die militärischen Niederlagen eine Satisfaction zu gewinnen, begraben werden müsse. Aber freilich vermag eine Umwälzung in den Lebensbedingungen eines Staates nicht ebenso schnell umzuwandeln, was die leitenden Menschen von Liebe und Haß und treibenden Ideen in sich tragen. Das Vernünftige für die kaiserliche Regierung wäre jetzt ohne Zweifel, aufrichtig und ohne Hintergedanken ein freundliches Verhältniß und politisches Zusammenwirken mit dem norddeutschen Bunde anzubahnen. Das erscheint in der Hofburg unmöglich, übel verhüllt bricht der feindselige Gegensatz immer noch heraus, es wird dem Hause der Lothringer zu schwer, hundertjährige Ansprüche auf Deutschland aufzugeben. Für Preußen wird deshalb noch lange die höchste Vorsicht geboten sein, denn die östreichische Sehnsucht nach einem Bündniß mit Frankreich hat keinen andern letzten Grund als den einer Revanche für Königsgrätz, und in Wahrheit birgt diese Coalition die einzige große Gefahr für den Bundesstaat.

Unterdeß fordern die Interessen Oestreichs bereits nach anderer Seite Aufmerksamkeit und Rüstungen. Die orientalische Frage bebt sich im Süden Europas aus dem Boden, gleich den untilgbaren Wurzelsprossen eines gefällten Stammes, welche die Diplomatie vergebens abschneidet, so oft sie sich über der

Digitized by Google

Erde zeigen. Beiden Westmächten ist der Kampf in Kreta, die Gährung in Thessalien und unter allen Südslawen die große Verlegenheit dieses Jahres, und Rußlands Fortschritte sind kaum noch aufzuhalten. Auch Preußen hat an der Frage ein Interesse der Ehre, denn der entschlossene Hohenzollern, welcher sich in Rumänien auf eigene Hand durchgesetzt hat, ist ein deutscher Fürst, und Preußen wird einen Sohn seines Herrengeschlechts in der Stunde der Gefahr die Hilfe nicht versagen, welche es gewähren kann, ohne seine deutschen Interessen gefährlich zu schädigen.

Wenn nicht alles trügt, so stehen wir vor einer großen Katastrophe im Orient. Vielleicht ist es schon möglich, den Weg zu erkennen, auf dem sich in der nächsten Zukunft die Auflösung der europäischen Türkenherrschaft vollziehen wird. Ueberall sind dort schwache Ansätze zu neuen Staaten vorhanden. Neben Rumänien das politische Wesen der Serben, denen sich die Raja in Bosnien und der Herzegowina anzuschließen bereit sind, Griechenland mit dem Bestreben, seine Grenzen nach Norden zu erweitern, auf den Inseln die Anfänge neuhellenischer Gemeinwesen, wie in Samos auch in Kreta. Ueber die Lebensfähigkeit dieser schwachen und unfertigen Neubildungen abzuurtheilen, wäre vorschnell, sie sämmtlich werden gehoben durch das Nationalitätsprincip, das herrschende unserer Zeit. Wir sehen, wie schwer es auf altem Germanenboden und im unteren Donauthal der östreichischen Regierung wird, die disparaten Völkertrümmer, die seit der Wanderzeit dort angesiedelt sind, in einem Körper zu erhalten. Diese Erfahrung berechtigt zu dem Schluß, daß Rußland es nicht weniger schwer finden würde, die Länder im Süden der weißen Save und des Balkan seinem großen Leibe zu vereinigen. Fast genau wie zur Hellenenzeit haben die Landschaften dort das Bestreben, sich in kleine politische Einheiten zu sondern, und vielleicht würde ein föderatives Band, wie unkräftig es auch sei, die sachgemäße Form sein, in welcher diese Staaten vorläufig neben einander bestehen könnten.

Für den norddeutschen Bundesstaat ist die Ableitung der allgemeinen Sorge nach dem Osten ein werthvoller Gewinn. Was in Deutschland geworden ist, macht die Bundesgenossenschaft Preußens unentbehrlich bei der Entscheidung der orientalischen Frage. In Frankreich aber hat sich der Groll gegen die Fortschritte Preußens nur wenig gemindert. Kindisch sind die Denunciationen, welche die Presse unserer Nachbarn im Westen über preußische Eroberungspläne zu Tage bringt. Preußische Generale sollen die Schweiz ausgekundschaftet haben, Belgien soll noch immer von Preußen an Frankreich verrathen werden, Preußen soll im Schilde führen, den Niederlanden das Schicksal Hannovers zu bereiten. Dergleichen Geschwätz könnte uns wohl behagen, weil es immerhin beweist, wie sehr die Erfolge unserer Waffen dem Auslande imponirt haben. Es ist aber zugleich Symptom einer Gefahr, denn es verräth und unterhält eine stille

Digitized by Google

Aufregung im französischen Volk und mehrt dem Kaiser Napoleon die Schwierigkeiten seiner Stellung.

Wir betrachten die politischen Erfindungen des Kaisers nicht immer mit Sympathie, aber mit der Achtung, welche ein kluger und kühn combinirender Wille sich erzwingt. Es wird uns schwer, bei den neuen Verfassungsänderungen des Kaisers die oft bewährte Ueberlegenheit seines Urtheils zu erkennen. Die Abschaffung der Adreßdebatte und die sehr beschränkte Wiederherstellung des Interpellationsrechts erscheinen in der Ferne wie kleines Flickwerk, womit ein hinfälliger Bau für das nächste Bedürfniß des Tages gestützt werden soll. Auch der Wechsel im Ministerium, gleichviel ob er nothwendig war, oder ob er nur als dramatischer Effect für zweckmäßig erachtet wurde, wird schwerlich die Franzosen versöhnen. Achtzehn Jahre hat der Kaiser gearbeitet, zuerst sich selbst, dann auch sein Haus in Frankreich festzusetzen. Er hat den Franzosen eine Anzahl glänzender Ueberraschungen und Erfolge bereitet, er hat ihnen auch unläugbar die wichtigsten nationalökonomischen Fortschritte aufgezwungen, und doch sieht es aus, als ob der Imperialismus, das System seines Hauses, das so gut auf Schwächen und Vorzüge der Nation berechnet war, und auf die Verhältnisse, welche dort die Revolution des vorigen Jahrhunderts geschaffen, noch bei Lebzeiten Napoleons des Dritten ein greisenhaftes Antlitz annehmen sollte. Auch ihn trifft das Schicksal, welches keinem thatenreichen Politiker erspart bleibt: die Folgen frühern Thuns legen sich belastend um sein Haupt und beschränken ihm die Freiheit des Handelns. Der innere Widerspruch beengt, welcher zwischen dem demokratischen Schein seiner Herrschaft und der minutiösen Vielregiererei und Fesselung der öffentlichen Meinung von je vorhanden war, und die kaiserliche Partei beengt, die zahlreichen Menschen, welche als Diener seines Systems heraufgekommen sind und seine Werkzeuge und Berather darstellen. Seine Methode, zu regieren, der große Wurf seiner überraschenden Einfälle haben für die Franzosen einen Theil des blendenden Reizes verloren, sogar Erfolge und Siege haben verwöhnt, und einzelne Fälle, in denen er entweder unrichtig combinirte, wie in Mexico, oder größer urtheilte als sein Volk, wie in Italien und Deutschland, erregen eine unverhältnißmäßige Mißstimmung. Wieder ist es ein Glück für Deutschland, daß der Kaiser durch die allgemeine Ausstellung seinen Franzosen ein Friedensjahr proclamirt hat, und nicht geringeres Glück, daß die militärischen Erfolge Preußens eine Umgestaltung des französischen Heeres nothwendig erscheinen ließen. Aber wir wissen wohl, daß wir solchem Frieden nicht fest vertrauen dürfen. Sorgfältig lauscht der Kaiser auf jeden Athemzug Frankreichs und auf jedes Geräusch, das der Telegraph in sein Geheimzimmer leitet. Seine Herrschaft beruht darauf, daß er dies stille Gemurmel richtig deutet und durch eine plötzlich hervortretende Idee dasselbe überherrscht. Er ist im vorigen Jahre

Digitized by Google

gegen Preußen in der That bis an die Grenze deſſen gegangen, was ihm in ſeiner Stellung möglich war. Gelingt ihm nicht, in dieſem Jahr durch die friedliche Beſchäftigung ſeiner Franzoſen und durch die Befriedigung des nationalen Selbſtgefühls, welches der Völkerverkehr am Ausſtellungsgebäude den Pariſern gewährt, den Franzoſen eine neue gutwillige Anerkennung ſeiner Herrſchaft abzunöthigen, ſo wird er, wahrſcheinlich ungern und in ſchwerer Sorge, in den deutſchen Verwickelungen eine Handhabe ſuchen, welche ihm geſtattet, das Gemüth der Franzoſen feſtzuhalten. Ein ſolcher Schritt wäre für ihn gefährlicher als irgendein anderer, den er ſeit ſeiner Thronbeſteigung gewagt, er würde vorſichtig ſeine guten Chancen berechnen, ſich vorher ſeiner Ueberlegenheit verſichern, und dabei immer noch ſo wenig als möglich wagen. Er würde auch mit der Offenheit, welche grade bei ſolchen Gewaltſchritten ſeine verſchloſſene Natur auszeichnet, wahrſcheinlich den Deutſchen gradezu ſagen, daß eine unwiderſtehliche Nothwendigkeit ihn zwinge. Deshalb iſt für Preußen jede Vorſicht geboten, und wir erkennen aus allen Schritten der preußiſchen Regierung, daß ſie ſich ihrer unſichern Stellung zu der nächſten Zukunft Frankreichs vollſtändig bewußt iſt. Die Vorſicht in Betreff der Mainlinie, der Eifer, mit welchem an der definitiven Conſtituirung des norddeutſchen Bundes gearbeitet wird, ſprechen dafür. Auch für das deutſche Volk, ſoweit dies berufen iſt, im Reichstage dieſes Frühjahrs bei der Befeſtigung des Bundesſtaats mitzuwirken, erwächſt daraus die dringende Aufgabe, mit Selbſtverläugnung und Hingabe zu helfen, daß der neue Staat errichtet und auf Grund ſeiner Conſtituirung die Verträge mit den Zollvereinsſtaaten im Süden abgeſchloſſen werden. Uns iſt jetzt nach menſchlichem Ermeſſen ein halbes Jahr des Friedens für unſre Neugeſtaltungen geſichert, wir haben dafür zu ſorgen, daß dieſe Zeit nicht ohne großes Reſultat vergehe.

Digitized by Google

Ein Evangelist in Brasilien.

Ein Evangelist in Brasilien. Aus dem Nachlaß des vormaligen Pfarrers der deutsch-evangelischen Gemeinde in Rio de Janeiro Hermann Billroth, von Albert Billroth, Vormittagsprediger an St. Marien Magdalenen in Naumburg a./S. Mit dem Porträt H. Billroths und einer Karte. Bremen, Müller.

Dieses Lebensbild Billroths, durch pietätvolle Bruderhand in eingehendster Ausführlichkeit entworfen, wird namentlich für Theologen von Fach von Interesse sein, aber auch in weiteren Kreisen nicht nur erbauend und belehrend, sondern durch die mannigfaltigen mit eingeschalteten Reisebilder selbst unterhaltend wirken.

Der Kern des Buches, die Schilderung der protestantischen Zustände Brasiliens, ließe sich allerdings auf einen weit geringeren Raum zusammendrängen, aber es ist wiederum von Werth, das Detail in ganzer Breite vor sich zu haben, wo es gilt, für die Lösung einer so wichtigen kirchlichen Frage von speciell deutschem Interesse Erfolg versprechende Anregungen zu geben. Die evangelische Kirche in Brasilien ist ja wesentlich ein von Deutschen gegründetes Werk für Deutsche. 1826 ward unter dem Protectorat des Königs von Preußen die erste evangelische Gemeinde in Rio de Janeiro constituirt; seitdem haben sich das baseler und barmer Missionshaus für Brasilien geöffnet und, unterstützt von dem Gustav-Adolph-Verein sowie durch andere nicht unergiebige Sammlungen, das Land mit Geistlichen versorgt. Der berliner Oberkirchenrath hat die obere Leitung der gesammten kirchlichen Verhältnisse übernommen und den brasilianischen Protestanten wie in anderen wichtigen Angelegenheiten, so namentlich in der Ehefrage, wo ihnen die härtesten und unbilligsten Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden, manchen werthvollen Fortschritt erkämpft. Aber es ist sehr zu beklagen, daß es ihm bis jetzt noch nicht gelungen, eine rechte einheitliche Zusammenhaltung und Organisirung der bestehenden oder neu eingerichteten Gemeinden zu erzielen; das Schlimmste ist, daß die Gemeinde in Rio ihrem überwiegenden Bestandtheil nach sich von ihm losgesagt und unter einem selbstgewählten Geistlichen freigemeindlich constituirt hat. Das mag freilich zum Theil mit daher kommen, daß man diese Gemeinde, die schon seit 1835 darauf drang, „ihr keine mystischen Kopfhänger, sondern Leute zu senden, die rein biblische Moral predigten", meist mit Geistlichen aus streng orthodoxen Kreisen versorgt hat, und es ist aus dem Buche nicht überall mit Klarheit zu

Digitized by Google

erſehen, wie weit dieſe dazu beigetragen haben, den Conflict zu ſchärfen;*) im Weſentlichen iſt doch anzuerkennen, daß es Männer von reinem, edlen Willen waren, die, während ſie oft nur durch angeſtrengteſte Thätigkeit den kümmerlichen Lebensunterhalt für ihre Familien erringen konnten (der Gehalt des einen, 600 Milreis — circa 450 Thaler — reichte eben nur zur Beſchaffung der Wohnung), mit raſtloſem Eifer die Kirche ihres Bekenntniſſes zu bauen ſuchten; die ſich auch nicht durch ihre Principien über reelle Nothſtände in der Gemeinde verblendeten (wie ſie z. B. die Ermöglichung der Eheſcheidung als ein dringendes Bedürfniß derſelben forderten) und die im beſtändigen Kampfe mit den vielen unlautern und ſchmählich indifferenten Gemeindegliedern oft in großen Schaden gekommen ſind, wie z. B. der treffliche F. Avé-Lallemant (der Bruder des berühmten Reiſenden), der, um ſeine Stelle nur endlich aufgeben zu können, die ihm durch Chikanen völlig unhaltbar gemacht worden war, dafür auf den Anſpruch einer Anſtellung in Preußen verzichten mußte; während wieder andere durch klimatiſche Krankheiten geſchwächt, von jenen endloſen Mißhelligkeiten vollends aufgerieben, den Keim des ſicheren Todes in die Heimath hinübernahmen, wie der rührige junge Streiter, deſſen Biographie hier vorliegt.

Sehr zu wünſchen iſt, daß es dem berliner Oberkirchenrath gelingen möge, mit Aufbietung aller Mittel und ſorgſamer Wahl der geeigneten Perſönlichkeiten jenes Reich, ſoweit es evangeliſche Elemente darbietet, zu einer einheitlich beherrſchten und wohl organiſirten kirchlichen Provinz zu gewinnen. Dies wäre nicht nur ein unnennbarer Segen für ſo viele Redliche unter unſeren deutſchen Glaubensbrüdern jenſeits des Oceans, ſondern in noch höherem Grade eine moraliſche und zugleich politiſche Eroberung unſeres jugendlich erblühenden Großſtaats, die für die Zukunft von großer Wichtigkeit werden kann. —

*) Daß Landsleute, unter ihnen ſogar ein Generalconſul, ihrem eignen Prediger Zwiſtigkeiten bereiteten, iſt freilich ſehr zu bedauern. Aber über gar manche Punkte, um die es ſich hier handelte, z. B. über die Frage, ob es vom evangeliſchen und pädagogiſchen Standpunkt ſtatthaft ſei, die ganze Bibel (das Alte wie das Neue Teſtament) als Schulbuch in Elementarſchulen zu brauchen — läßt ſich allerdings ſtreiten.

Digitized by Google

Literatur.

Geschichte der französischen Nationalliteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit für die obern Classen höherer Lehranstalten sowie zum Selbstunterricht bearbeitet von Fr. Kreyßig. Berlin, Nicolai.

In dritter Auflage liegt uns diese brauchbare Arbeit vor. Der glückliche Griff des Verfassers, der in der vielbesprochenen Frage, welchen Raum man der französischen Literaturgeschichte auf unseren höheren Lehranstalten verstatten dürfe, die Auskunft findet, eine ursprünglich französisch geschriebene und mit den wichtigsten französischen Wendungen erläuterte Bearbeitung dieses Gegenstandes für fortlaufende Extemporalien zu geben, hat sich bewährt. Wir wünschen für eine folgende Auflage nur eine recht eingehende Revision und womöglich Vermehrung der neuesten Literatur (an deren Stelle manche Längen und unwesentlichere Partieen aus den älteren Perioden wegfallen könnten), damit unsere Jugend, die von selbst immer nach dem Neuen greift und zudem ein Recht hat, vor allem die Erlernung der neuesten Sprachgestaltung zu beanspruchen, völlig darüber orientirt sei, wo das Gute zu finden ist. Bei der Bestimmung des Buches für Schulen kann man es freilich nur billigen, daß es von den neuesten Romanschriftstellern wenig anführt, von Dumas kein einzelnes Werk namhaft macht; aber man muß dafür fordern, daß es auf den wissenschaftlichen Gebieten eine um so größere Vollständigkeit darbiete und die einzelnen Werke, die zunächst für diese Kreise werthvoll und anziehend sind, näher bezeichne und empfehle. So muß es uns befremden, daß die geistreichen und gediegenen, zum Theil gradezu epochemachenden Werke der schweizerisch-französischen Literatur, die Schriften eines Merle d'Aubigné, Bungener, Vinet, Töpffer, noch keine Stelle in dem Buche gefunden haben. In den älteren Zeiträumen ist, selbst wenn man sich aufs strengste an den Begriff „Nationalliteratur" hält, doch das religiöse und theologische Element derselben etwas zu wenig berücksichtigt, wenigstens dürften die Namen wie Franz v. Sales, Tillemont, Maimbourg, Fr. v. Guyon und St. Martin nicht gänzlich fehlen.

Vom Tweed zur Pentlandföhrde. Wanderungen in Schottland von Dr. Richard Andree. Jena, Costenoble.

Während der Engländer seine Tour in Deutschland längst in dicken Handbüchern für das praktisch britische Bedürfniß verarbeitet hat, stellt ihm hier Dr. Andree eine Wanderung mit deutschen Augen durch eine britische Provinz entgegen, welche die Naturschönheiten des Landes mit offner Seele genießt, Gemüth und Bildungsgrad der Bevölkerung zu erforschen sucht, historische Erinnerungen mit wissenschaftlich kritischem Sinne prüft und Kunsterzeugnisse mit sicherem gründlich geschultem Geschmack in ihrem wahren Werthe zu würdigen weiß. Er hat uns in dieser Weise ein sehr ansprechendes Bild von der Heimath Maria Stuarts und Walter Scotts gegeben, das wir unsern Lesern angelegentlich empfehlen. — Wenn Herr Andree sagt, daß in Deutschland keine berühmten Schotten thätig gewesen sind, so hätte er doch anmerken können, daß unser großer Kant von schottischen Vorältern stammte.

Digitized by Google

Lose Ranken. Ein Büchlein Catullischer Lieder von W. Storck. Münster, Brunn.

Daß man auch unsere prüde Damenwelt mit dem Geiste des liebenswürdigsten aller altrömischen mauvais sujets ohne gröbliche Anstandsverletzung bekannt zu machen vermag, beweist dieses zierlich ausgestattete Büchlein. Hier ist in der That Catull im Frack, zahm und maßvoll wie ein neuereirter Geheimrath, in glatten ungefährlichen Reimen seine lateinischen Entsetzlichkeiten übertünchend; nur wenige hier und da hervorguckende studentische Reminiscenzen müßten ihm noch gestutzt werden, um ihn in dieser Gestalt ganz salonfähig zu machen. Zu einer Nachbildung von dauerndem Werthe fehlt dem Versuch freilich die Schärfe und Unbefangenheit des Ausdrucks; doch nicht jedem ist gegeben, so wie unser geistreicher Aristophanesübersetzer zu beweisen, daß auch die leichtblütigsten antiken Charaktere deutsch nachzubilden sind.

Gedichte von Stephan Milow. Zweite vermehrte Ausgabe. Heidelberg, Weiß.

Stephan Milow besitzt ein nicht zu verachtendes Dichtertalent; einige seiner Sachen — ein Gedicht an Friedrich Hebbel, einige sinnige Naturschilderungen, mehre wohlgerundete Sonette und Elegien — sind sogar vortrefflich zu nennen; bei vielen derselben geht es uns jedoch leider wie bei den meisten modernen Musikstücken: zuerst fühlen wir uns durch einige anmuthig harmonische Klänge angezogen, dann aber erlahmt und versandet die Durchführung; wir haben keine fehlerhaften Auswüchse zu tadeln, aber die vorhandenen Motive vermögen weder durch Tiefe des Gehalts, noch durch Originalität des Ausdrucks wahrhaft zu fesseln. Der neue Roman desselben Autors

Verlornes Glück. Heidelberg, ebendaselbst.

ist nicht uninteressant angelegt, doch vermögen wir uns für die Heldin, die von ihrem ersten Geliebten verführt wird, sich dann einem edlen Manne, der ihren Fehltritt kennt, verlobt, diesem aber die Treue bricht, um einen Dritten zu heirathen, und sich, als plötzlich ihr erster Geliebter zurückkehrt, schließlich vergiftet, durchaus nicht zu erwärmen. Dazu kommt, daß der Verfasser hier wie in den Gedichten immer das ganze Gefühl der jedesmaligen Stimmung in Worten zu erschöpfen versucht und demzufolge im Dialog oft sehr banal und wässerig wird.

Als eine musterhaft geschriebene kleine Erzählung empfehlen wir:

Von Jenseit des Meeres. Novelle von Theodor Storm. Schleswig, Schulbuchhandlung.

Hier, wo uns nach dem Vorgang der italienischen Novellen Paul Heyses eine fremdländische Natur (Creolin), eingefaßt in den Rahmen deutschen Lebens und deutscher Liebe dargestellt wird, ist fast jeder Zug frisch und originell ohne unnatürlich zu sein. d.

Verantwortlicher Redacteur: **Gustav Freytag.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorräthig:

Benedix, Rod., Bilder aus dem Schauspielerleben. 2 Bde. 1 Thlr.

Bela, H., Deutsche Früchte aus England. 2 Bde. 2⅓ Thlr. — Aus dem Herzen der Welt. 2 Bde. 2⅔ Thlr.

Busch, Moritz, Eine Wallfahrt nach Jerusalem. Bilder ohne Heiligenscheine. 2 Bde. 2⅓ Thlr.

Cosmar, A., Erziehung und Ehe. 3 Bände. 4 Thlr.

Ernesti, Louise, Waldemar Bookhouse. 2 Bde. 2 Thlr. — Bilder und Skizzen. 2 Bde. 2 Thlr. — Die Tochter des Spielers. 3 Bde. 3 Thlr. — Unverhofft kommt oft. 1 Thlr.

Gayette, Jeane Marie von, Jacobäa von Holland. 2 Bde. 2⅔ Thlr.

Genast, Wilhelm, Das hohe Haus. 4 Bde. 4 Thlr.

Grabowski, Stanisl. Graf, Ein leidenschaftliches Herz. 2 Bde. 1⅔ Thlr.

Großmann, A., Wahn und Wahrheit. 2 Bde. 2⅔ Thlr.

Gundling, Julius, Henriette Sontag. 2 Bde. 2 Thlr. — Satan Gold. 1 Thlr. — — Advokat Schnobeles. 2 Bde. 1⅓ Thlr. — Fes und Tschako. 1 Thlr. — Ein moderner Don Juan. 2 Bde. 1⅓ Thlr. — Pêle-mêle. 3 Bde. 4 Thlr.

Hauser, M., Aus dem Wanderbuche eines österreichischen Virtuosen. 2 Bde. 1⅓ Thlr.

Helene, Marie, Bilder aus dem Leben. 1⅓ Thlr.

Hemsen, Theodor, Die Czarentochter. 4 Bde. 4⅔ Thlr.

Herbert, Lucian, Louis Napoleon. 2. Volksauflage. 5 Bde. 4⅔ Thlr. — Napoleon III. 8 Bde. à 1⅓ Thlr. — Carlo Alberto und Louis Napoleon. 4 Bde. à 1⅓ Thlr. — Victor Emanuel. 4 Bde. à 1⅓ Thlr. — Napoleon III. und sein Hof. 1⅓ Thlr. — Neue Anekdoten aus dem Leben Napoleon III. 1⅓ Thlr. — 1830. Juli-Revolution. 2 Bde. 2 Thlr. — 1831. Polens letzte Tage. 2 Bde. 2 Thlr. — Aus Frankreich. 1⅓ Thlr. — Zwischen Leben u. Sterben. 1⅓ Thlr. — Die todte Hand. 4 Bde. 5 Thlr. — Nikolaus u. Metternich. I. Abthlg. 2 Bde. 2⅔ Thlr. — König Leopold I. 1⅓ Thlr.

Kalsch, Ad., Vitibuck. 3 Bde. 3⅓ Thlr. — Unter dem Storchnest. 3 Bde. 4 Thlr.

Kessel, C. v., Schleswig-Holstein meerumschlungen. 22½ Ngr.

Meißner, Alfred, Neuer Adel. 3 Bde. 3⅓ Thlr. — Zur Ehre Gottes. 1⅓ Thlr. — Die Sansara. T. A. 4 Bde. 2⅓ Thlr. Desgl. Octav-Ausgabe. 4 Bde. 3⅓ Thlr. — Zwischen Fürst und Volk. Die Geschichte des Pfarrers von Grafenried. 3 Bde. 3 Thlr. — Durch Sardinien. 15 Ngr. — Charaktermasken. 3 Bde. 4 Thlr. — Novellen. 2 Bde. 2 Thlr. — Am Stein. 15 Ngr.

Mende, Fritz, Politische Sünden. 1⅓ Thlr.

Mergentheim, J. v., Ein Freiheitskrieg in Böhmen (1681). 1⅓ Thlr.

Mühlbach, Louise, Erzherzog Johann und seine Zeit. 2. ill. Aufl. 4 Abth. à 3 Bde. 6 Thlr.

Mund, E. D., Erlebnisse eines Arztes. 2 Abthlgn. 4 Bde. 4 Thlr. — Die geraubte Schatulle. 2 Bde. 2⅓ Thlr.

Pichler, Louise, Bei Lampen- und Sternenschein. 2 Bde. 2⅓ Thlr. — Die Kaiserbraut. 2 Bde. 2 Thlr. — Unter dem Lindenbaum. 1⅓ Thlr. — Friedrich von Hohenstaufen, der Einäugige. 3 Bde. 1 Thlr. 18 Ngr. — Der letzte Hohenstaufe. 3 Bde. 3 Thlr. 6 Ngr. — Heinrich IV. Vermählung mit Bertha von Susa. 2 Bde. 24 Ngr. — Aus böser Zeit. 3 Bde. 1 Thlr. 18 Ngr. — Vergangene und vergessene Tage. 24 Ngr.

Schirmer, A., Lütt Hannes. 3 Bde. 3½ Thlr. — Aus aller Herren Ländern. 3 Bde. 4 Thlr.

Smetana, Aug., Geschichte eines Excommunicirten. 3. Volksausgabe. 24 Ngr.

Smidt, Heinr., Deutsche Schiffe und dänische Kaper. 2 Bde. 1⅓ Thlr.

Stein, P., Johannes Gutenberg. 3 Bde. 3 Thlr. — Novellistische Gemälde aus Stadt und Land. 2 Bde. 2 Thlr. — Handwerk und Industrie. 2 Bde. 2 Thlr. — Drei Christabende. 1 Thlr. — Der letzte Churfürst von Mainz. 3 Bde. 2 Thlr. — Das Haus der Hofräthin. 2 Bde. 1⅔ Thlr. — Aus dem schwäbischen Volksleben. 1 Thlr. — Die Braut im Kloster. 3 Bde. 2⅔ Thlr. — Albrecht von Brandenburg. 3 Bde. 3 Thlr. — Leopold's Irrfahrten. 2 Bde. 2⅔ Thlr. — Aus Andalusien. 2 Bde. 2⅓ Thlr.

Steffens, Alfr., Der Brandstifter. 1⅓ Thlr.

Stifft, A., Von Nord und Süd. 1⅓ Thlr.

Wartenburg, Karl, Neue Propheten. 2 Bde. 2 Thlr. — Die Väter der Stadt. 3 Bde. 2 Thlr. — An trüben Tagen. 2 Bde. 2⅓ Thlr. — Französisches Leben. 1⅔ Thlr. — Deutsche Opfer. 1⅓ Thlr.

Wickede, Jul. von, Preußische Husarengeschichten. 3 Bde. 2 Thlr. — Die Soldaten Friedrich des Großen. 4 Bde. 2 Thlr.

XXVI. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 6.

Ausgegeben am 1. Februar 1867.

Inhalt:

Die Parlamentsreform in England . . . . . Seite 201
Der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen 206
Die Reform des Civilprocesses durch den neuen Bund 212
Die Agitation zur Förderung der Kunstindustrie in Preußen . . 222
Ein Preisdrama 229
Wochenbetrachtung 236
Literatur 239

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(F. W. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Die Parlamentsreform in England.

1.

Die Parlamentsreform, welche Lord Ruſſel zum erſten Mal 1852 wiederaufnahm, iſt heute zur entſcheidenden Frage der ganzen engliſchen Politik geworden, ſie hat das letzte Miniſterium geſtürzt, von ihr wird das Schickſal des gegenwärtigen abhängen. Wie ſehr auch die Parteien auseinandergehen, darin ſind alle einig, daß die Löſung nicht länger verſchoben werden darf; und mit derſelben Gewißheit darf man ſagen, daß nur eine ernſthaft gemeinte Maßregel Ausſicht auf Erfolg hat. Die bevorſtehende Seſſion dürfte daher wohl bedeutſamer ſein als irgendeine ſeit 1846, wo Peel mit der Aufhebung der Korngeſetze dem Freihandel Bahn brach. Um im Gewirre der ſtreitenden Parteien für die Frage das rechte Verſtändniß zu gewinnen, wird es nöthig ſein etwas weiter zurückzugreifen.

Bis 1832 erlitt das Haus der Gemeinen wenig Aenderungen, ſoweit dieſelben nicht aus dem wechſelnden Zuſtand der Geſellſchaft hervorgingen. Unter den Tudors waren ſeine Functionen nicht wichtig genug, um einen Sitz im Hauſe als beſonders wünſchenswerth für den politiſchen Ehrgeiz erſcheinen zu laſſen, das Parlament beſchränkte ſich auf die „maintenance of law and redress of grievances“. Nach dem Tode Eliſabeths begann der große Kampf mit der Krone, welcher durch die Revolution von 1688 beendet ward, und unter den beiden erſten ſchwachen Königen der hannoverſchen Dynaſtie ward das Haus der Gemeinen raſch zum beſtimmenden Factor des Staates. Es war natürlich, daß ſich bald das Augenmerk auf die ſehr ungleiche Vertheilung des Wahlrechts lenkte und ſchon Lord Chatam erklärte eine Verbeſſerung in dieſer Hinſicht für nothwendig. Sein Sohn nahm die Frage praktiſch in die Hand und würde ſchon damals eine Reform durchgeſetzt haben, wenn nicht die franzöſiſche Revolution dazwiſchen gekommen wäre, deren Ausſchreitungen eine ſo ſtarke conſervative Reaction in England hervorriefen. Dieſe Reaction ſteigerte ſich, je

Digitized by Google

länger der Kampf gegen Napoleon dauerte und das schroffe Torpregiment, welches Pitt folgte, behauptete sich noch zehn Jahre nach Abschluß des Friedens gegen die allmälig immer stärker werdende Bewegung im Volke für eine gerechtere Vertretung im Parlament. An die Spitze dieser Bewegung hatten sich die Whigs gestellt, ursprünglich waren sie ebenso starre Anhänger des alten Systems als die Tories, weil bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts grade die Zusammensetzung des Unterhauses ihren Führern, den sogenannten great Revolution families die Staatsleitung sicherte. Seitdem dieselbe aber unter dem Einfluß der auswärtigen Politik auf die Tories übergegangen war, lag für sie die einzige Chance wieder zur Macht zu gelangen, in einer Reform des Unterhauses. Wären die Tories weise gewesen, so hätten sie sich der Nothwendigkeit einer Reform nicht verschlossen, es war ein Widersinn, daß Städte wie Manchester, Leeds und Birmingham, welche schon vorübergehend unter Cromwell Wahlrecht gehabt hatten, jetzt, wo sie zu mächtigen Gemeinwesen erwachsen waren, ohne Vertretung dastanden, während unbedeutende Burgflecken zwei Abgeordnete sandten. Aber unter dem Einfluß des Herzogs von Wellington blieben die Tories blind in ihrem Kampfe für das Bestehende, der Herzog sah die Frage nur als Minister und Soldat an, er fand, es ließe sich vortrefflich mit dem gegenwärtigen Hause regieren, dasselbe gab der Regierung durch die von ihr abhängigen Burgflecken eine feste Majorität und die Möglichkeit, alle bedeutenden jungen Kräfte ins Parlament zu bringen, denn sowohl das jedesmalige Ministerium als die Opposition hatten immer Sitze zu unbedingter Verfügung, folglich, meinte der Herzog, sei ein Wechsel unnöthig.

Dies war ein verhängnißvoller Irrthum, hätten die Tories die Reform in die Hand genommen, so wären sie stark genug gewesen, einen ihnen günstigen Compromiß durchzusetzen. Indem sie die falsche Stellung nahmen, ein im Ganzen unhaltbares System zu vertheidigen, setzten sie sich einer vollen Niederlage aus, die Reformbill ward ein Sieg der Whigpartei.

Bis 1832 lag die Beschickung des Hauses überwiegend in den Händen

1) der Grafschaften, wo die Wähler Landedelleute oder kleine 40 shilling-freeholders waren, die von erstern abhängig;

2) der Burgflecken, welche unter dem Einfluß des aristokratischen Patrons standen;

3) der Burgflecken, die in der Hand des jedesmaligen Ministeriums waren;

4) der großen Städte, in denen wesentlich die municipalen Behörden über die Wahl entschieden.

Der Zweck der Reformbill war, die Wahlen diesem ganz überwiegenden Einfluß der Aristokratie zu entziehen und in die Hände der gebildeten Mittelclassen zu legen, demgemäß wurde

1) allen Burgflecken unter 2,000 Einwohner das Wahlrecht genommen

Digitized by Google

und allen unter 4.000 nur ein Vertreter gelassen; die Abstufungen des Wahlrechtes je nach der Größe der Städte wurden abgeschafft und dafür ein mittlerer Durchschnitt eingeführt, wofür ein jährlicher Miethzins von 10 Pfund Sterling als Qualification galt.

2) In den Grafschaften erhielten neben den Vierzig-Shillings-Freisassen auch die Zeitpächter, welche 50 Pfund Sterling zahlten, das Wahlrecht, diese Clausel setzten die Tories durch und sicherten dadurch den landwirthschaftlichen Interessen eine immerhin noch sehr bedeutende Vertretung.

Lord John Russel, der an der Spitze des Reformkampfes stand, hatte die Bill feierlich als eine „final measure", als den Abschluß der Frage proclamirt und die nächsten zwanzig Jahre sahen allerdings kein ernsthaftes praktisches Streben für eine fernere Reform des Wahlsystems, denn weder die Agitation O'Connels noch die der Chartisten gewannen festen Boden im englischen Volke, die letztern fanden in den arbeitenden Classen für ihre abstracten Principien nur Anhang, so lange die Korngesetze die Lebensmittel künstlich vertheuerten. Als sie dann, nach der Februarrevolution, unternahmen, ihre Forderungen „allgemeines Stimmrecht, gleiche Wahlbezirke, geheimes Stimmrecht und jährliche Parlamente" — durch eine Massendemonstration durchzusetzen, ließen sich 300.000 Bürger als special constables einschreiben, um das Parlament gegen Einschüchterung zu schützen und vor dieser imposanten Kundgebung aller höhern Classen löste sich der ganze Chartismus in nichts auf.

Erst 1852 hören wir wieder von einer neuen Reform sprechen und zwar nicht infolge einer Bewegung im Volke dafür, sondern zunächst offenbar aus Parteimotiven. Die Whigs waren im Amt, weil die Tories das Ministerium abgelehnt, aber sie waren schwach und Lord John Russel, der die Bill von 1832 für endgiltig erklärt hatte, wünschte seine Regierung durch eine populäre Maßregel zu stärken. Er schlug vor, das Wahlrecht der Pächter von 50 auf 20 Pfund Sterling, die städtische Qualification des Miethzinses von 10 auf 5 Pfund Sterling herabzusetzen, außerdem sollten die kleinsten Wählerschaften zu gemeinsamen Wahlbezirken gruppirt werden. Der Fall des Ministeriums ließ es zu keiner parlamentarischen Entscheidung über diese Vorschläge kommen, indeß hielt sich auch das folgende Cabinet Lord Derbys nur ein Jahr und 1854 wurde die Frage der Reform wieder aufgenommen. Inzwischen hatten sich die Ansichten Lord Russels erheblich geändert, in dem neuen „Ministerium aller Talente" war er nicht mehr wie früher unbestrittener Führer, sondern hatte auf seine radicalen Collegen, namentlich Sir W. Milesworth und Milner Gibson Rücksicht zu nehmen; seine Vorschläge von 1852 waren mit Gleichgiltigkeit aufgenommen, er glaubte daher weiter gehen zu müssen, 19 kleinere Flecken sollten das Wahlrecht ganz, 33 theilweise verlieren, der Grafschaftssatz sollte von 50 auf 10 Pfund Sterling, der städtische von 10 auf 6 Pfund Sterling herab-

Digitized by Google

gesetzt werden, außerdem ward beabsichtigt, auch denjenigen Gebildeten, welche nicht ein eigenes Haus bewohnen, die Chance des Wahlrechts zu geben; so sollte z. B. jeder dasselbe haben 1) der ein gewisses jährliches Gehalt bezog, 2) der 10 Pfund Sterling in Zinsen oder Dividenden von öffentlichen Fonds erhob, 3) der 2 Pfund Sterling jährliche Steuern zahlte, 4) der 50 Pfund Sterling in der Sparkasse hatte.

Aber auch diese Bill blieb ohne praktischen Erfolg, ihr Urheber, der sie kurz vor Ausbruch des orientalischen Krieges eingebracht, zog sie in Anbetracht der auswärtigen Ereignisse bald darauf wieder zurück, ohne daß weder das Parlament, noch das Publikum darüber Unzufriedenheit gezeigt hätten, die Frage war damals eben noch ganz unpopulär und nur vorgebracht, weil Lord John sich nach seinem ersten erfolglosen Versuch zu einem zweiten acquit de conscience verbunden fühlte. 1859 versuchten sich die Tories mit einer Reformbill Disraeli's, wurden aber geschlagen, sie lösten das Parlament auf und wurden bald darauf nach Ausbruch des italienischen Krieges durch ein Mißtrauensvotum gestürzt, von da an ruhte die Frage, weil Lord Palmerston, der als Premier die Politik unbedingt leitete, jeder Reform feindlich war. Erst nach seinem Tode unternahmen es die nunmehrigen Chefs des Ministeriums und der liberalen Partei, Lord Russel und Mr. Gladstone, eine wirklich eingreifende Reform durchzuführen.

Sie konnten in der That sich der Nothwendigkeit einer solchen Maßregel nicht entziehen, das Verlangen nach Reform war während des letzten Jahrzehnts allgemeiner geworden und nur das Prestige und die eigenthümliche Stellung Lord Palmerstons zu den Parteien hatten demselben die Stange gehalten. Die allgemeine Stimme der Nation hatte ihn 1855 an die Spitze der Geschäfte gestellt und mit kurzer Unterbrechung blieb er bis zu seinem Tode Premier, weil niemand wie er die nothwendigen Eigenschaften für die oberste Leitung vereinte, aber die Partei, welche ihm folgte und die Majorität bildete, bestand aus heterogenen Elementen, ein bedeutender Theil derselben war durchaus conservativ und hielt nur zu ihm, weil er die Reform zurückdrängte. während andererseits die Radicalen mürrisch die Verwirklichung ihrer Wünsche vertagten, weil der Sturz Palmerstons die Tories ans Ruder gebracht hätte. Nach seinem Tode mußte eine Scheidung der Parteien eintreten, die beiden bedeutendsten gemäßigten Liberalen, welche seinen Platz hätten einnehmen können, Lord Herbert und Sir Cornwall Lewis, waren im besten Mannesalter gestorben, neben dem greisen Lord Russel war nur Gladstone zur Führung der liberalen Partei befähigt und dieser hatte sich schon unter Palmerston, dessen Dictatorschaft seinem Ehrgeiz lästig ward, den Radicalen genähert, wahrscheinlich auch denselben bereits weitgehende Versprechungen gemacht, welche nunmehr eingelöst werden mußten, jedenfalls entstand die gladstonesche Bill von 1866 wesentlich

Digitized by Google

unter Brights Mitwirkung. Aber Gladstone beging dabei einen Fehler, welcher ihm verhängnißvoll ward, er ließ sich nicht die Zeit, ein vollständiges Project auszuarbeiten, sondern brachte es stückweise vor. Dies gab den offenen und geheimen Gegnern der Reform einen günstigen Angriffspunkt, da sie mit Recht sagen konnten, daß eine derartige Maßregel nur als ein Ganzes durchgeführt werden könne, weil ein Theil desselben den andern bedinge. Als daher der Schatzkanzler eine Bill einbrachte, welche die gesammte Wählerschaft um etwa eine halbe Million erweiterte, aber die 49 Sitze, welche durch Aufhebung des Wahlrechts von Flecken verfügbar wurden, nicht vertheilte, war die Unzufriedenheit allgemein und konnte nur durch das Versprechen der Regierung, alsbald auch eine Bill für die Vertheilung der Sitze vorzulegen, einigermaßen beschwichtigt werden. Nichtsdestoweniger erzielte das Ministerium bei der zweiten Lesung der ersten Bill mit aller Anstrengung nur eine Mehrheit von fünf Stimmen, schon damals wollte ein Theil seiner Mitglieder resigniren, indeß Gladstone gab das Spiel noch nicht verloren und legte die versprochene zweite Bill vor, wonach die 49 verfügbar werdenden Sitze — von denen 26 den englischen, 7 den schottischen Grafschaften, der Rest den größeren Städten zufallen sollte — gewonnen wurden, indem jeder Flecken, welcher weniger als 8,000 Einwohner hat und doch zwei Mitglieder wählt, eins verlor und mit anderen von gleicher Größe zusammengelegt wurde.

Diese Idee war keine glückliche, ein Flecken von 9,000 Einwohnern hätte danach seine zwei Vertreter behalten, zwei von 7,000 dagegen sollten zusammengelegt werden und doch nur ein Mitglied wählen, außerdem war die vorgeschlagene Gruppirung durchaus fehlerhaft, weil die betreffenden Flecken geographisch getrennt und soviel durchaus verschieden waren. Lord Stanley und Disraeli konnten daher diesen Vorschlag mit Recht angreifen, die Stellung des Ministeriums ward immer schwächer und seine Gegner brachten es schließlich mit Hilfe der Mittelpartei, der sogenannten Adullamiten, in Minorität. Lord Russel trat zurück und Lord Derby bildete das gegenwärtige Cabinet. Die Session war inzwischen so weit vorgerückt, daß nicht mehr die Rede von einer Wiederaufnahme der Frage sein konnte, welche damit auf das nächste Jahr vertagt wurde. Dies ist in kurzen Zügen die bisherige Geschichte der Reform, sehen wir im nächsten Artikel, wie die Parteien zu ihr stehen und welches ihre Aussichten sind.

Digitized by Google

Der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Als mit der Februarverfassung in Oestreich den einzelnen Völkern des so bunt zusammengesetzten Staates eine freiere Entwickelung in Aussicht gestellt wurde, da waren es in den Ländern diesseits der Leitha ganz besonders die Czechen, welche die Zeit für günstig hielten, um ihre nationalen Interessen in den Vordergrund zu stellen und vorzugsweise das Land Böhmen für ihr eigenstes, für czechisches Territorium zu erklären. „Wir sind die Herren im Lande!“ riefen die czechischen Journale und die große Menge stimmte im Chorus ein; „die Deutschen sind eingewanderte Fremdlinge ohne alles Recht“ verkündeten die nationalen Organe und mit dem alten Refrain „Heiliger Wenzeslaus, treib die Deutschen aus!“ accompagnirte sie der Mob.

Um so ernster wurde den Deutschen die Aufgabe, ihre Stellung in Böhmen mit allem Aufwande ihrer materiellen Kräfte zu behaupten, aber auch mit den Waffen der Wissenschaft ihr heilig erworbenes Hausrecht in Böhmen zu vertheidigen. Sie mußten die Ueberlegenheit deutscher Cultur wahren, sie wollten aber auch beweisen, daß der Deutsche in Böhmen kein Fremdling ohne Heimathsrecht ist. Diesen Beweis zu liefern, das deutsche Heimathsbewußtsein in Böhmen zu kräftigen, dazu wurde im Jahre 1862 der „Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen“ gegründet.

Besonders einige junge Historiker waren es, in deren Kreise der erste Plan auftauchte, einen „Verein für Erforschung, Erhaltung und Verbreitung der Geschichte der Deutschen in Böhmen“ ins Leben zu rufen und denselben nicht blos auf Fachgenossen zu beschränken, sondern die allgemeine Theilnahme der deutschen Bevölkerung Böhmens für ihn zu wecken. In überraschend lebhafter Weise kam das deutsche Publikum dem Plane entgegen; als die erste Generalversammlung zur Wahl des Präsidenten und des Ausschusses ausgeschrieben wurde, fand man unter den Mitgliedern alle jene Männer vereint, welche irgend auf dem Gebiete deutschen Wissens in Prag Hervorragendes leisteten, sowie die bedeutendsten Vertreter deutscher Industrie in Böhmen.

Die Festrede, welche der Professor Constantin Höfler bei dieser Eröffnungsfeier hielt, präcisirte die Zwecke des Vereins und verfehlte nicht im czechischen Lager das höchste Aufsehen zu erregen. „Wenn im gegenwärtigen Augenblicke,“ sagte Höfler, „die einzelnen Völker wie auf einen Schlag an ihre Vergangenheit appelliren und dieselbe als Rüstzeug betrachten, um ihrer Zukunft eine beliebige Gestaltung zu geben, so kann es auch dem Deutschen nicht verwehrt werden, wenn er gleichfalls den historischen Grund seines Bestandes aufmerksamer erörtert

Digitized by Google

und sei es auch nur, um in dem Augenblicke, in dem sich ein Krieg Aller wider Alle vorzubereiten scheint, durch die Stimme der Wissenschaft der späteren Möglichkeit eines Verständnisses über gemeinsame Interessen den Weg zu bahnen." Und auf die Bedeutung der Deutschen für Böhmen übergehend hieß es in der Rede: „Wir stehen auf einem Boden, den Jahrhunderte lang deutsche Völker bewohnten, gegen den Einbruch welthistorischer Eroberer vertheidigten und damit vor Folgen bewahrten, die für Freiheit und Nationalität kommender Geschlechter unberechenbar werden konnten. Erst nachdem mindestens ein halbes Jahrtausend seit diesen Kämpfen verflossen war, drangen slavische Stämme in die von den Bojern verlassenen Gegenden ein, ohne daß über den Zeitpunkt dieser Einwanderung einheimische Quellen uns den mindesten Aufschluß gäben. In dem Augenblicke aber, als die Geschichte Böhmens zu dämmern beginnt, erscheint das Land in Abhängigkeit von dem Karolingerreiche, dann von dem mährischen, endlich von dem deutschen Reiche, abwechselnd selbst von Polen, bis die staatsrechtliche Verbindung Böhmens mit dem deutschen Reiche bleibt und das Land diesem Verhältnisse allmälig seine Machtstellung unter den Przemysliden, sein Königthum und jene glanzerfüllte Periode verdankt, die es bereits vor fünfhundert Jahren als Sitz des deutschen Kaiserthums erlangte" .....

Es ist leicht begreiflich, daß eine solche Sprache und solche Tendenzen den Czechen, welche nur von der Herstellung der selbständigen „böhmischen Krone" träumen und allen verständigen Gegenreden mit dem hussitischen „Hej Slované!" beantworten, nicht sonderlich behagten und der Verein für Geschichte der Deutschen war von seiner Gründung an das Object der gehässigsten Angriffe, der gemeinsten Ausfälle und der verletzendsten Spöttereien von czechischer Seite. Die Regierung zeigte sich dem Vereine bei seiner Gründung hold, denn damals, unter Schmerlings Regime, hatte man noch nicht den „slavischen Standpunkt Oestreichs erkannt", und hatte die Parole vom deutschen Berufe Oestreichs noch nicht aus dem Wortschatze gestrichen. Man sah es gern, daß die Deutschen in Böhmen an Macht zunahmen, natürlich insofern, als sie der Regierung eine bereitwillige Stütze gaben. Darum traten auch zahlreiche höhere Beamte in den Verein und in Regierungskreisen förderte man die Ausbreitung. Auch der deutsche Klerus schloß sich bereitwillig dem Vereine an, nicht ohne die Tendenz, ihn vor einer abschüssigen Richtung zu bewahren und den katholischen Charakter in der Geschichtsforschung hervorzukehren.

Am regsten war aber die Betheiligung des deutschen Bürgerstandes im ganzen Lande; denn dieser sah ein, daß hier ein Mittelpunkt zur Sammlung alles dessen gegeben sei, was Förderung deutschen Wesens in Böhmen betrifft; und war es doch auch ausgesprochene Tendenz, durch Herausgabe von Städtechroniken alles, was auf Bürgerthum und Gewerbefleiß sich bezieht, vorzugsweise zum Gegenstand der publicistischen Thätigkeit zu machen.

Digitized by Google

Nach Jahresfrist zählte der Verein etwa 2,000 Mitglieder und verfügte über so ansehnliche Geldmittel, daß er nebst der Vereinszeitschrift noch Specialarbeiten aus dem Bereich der Geschichte der Deutschen in Böhmen auf seine Kosten herausgeben konnte. Mit regem Eifer und wissenschaftlicher Strebsamkeit betheiligten sich besonders die jüngeren Kräfte an den Arbeiten und die „Mittheilungen", welche derselbe in periodischer Reihenfolge herausgiebt, enthalten höchst schätzenswerthe literarische Beiträge: Historische Monographien einzelner Orte Deutschböhmens, charakteristische im Munde des deutsch-böhmischen Landvolkes lebende Sagen von ästhetischem und historischem Interesse, Biographien hervorragender Deutscher aus Böhmen, Episoden aus der deutschen und böhmischen Geschichte, Mittheilungen über die Dialekte und die sprachliche Entwickelung, über Volksgebräuche und Feste, statistische Nachweise über die deutsche Bevölkerung in den verschiedenen Bezirken u. s. w.

Einzelne dieser Aufsätze haben wesentlich praktische Bedeutung für die gegenwärtige politische Tagesbewegung und es dürfte nicht uninteressant sein, einiges besonders Prägnante daraus hervorzuheben.

Da ist vor allem eine Arbeit von Heckmann: „Das deutsche Sprachengebiet in Böhmen", welche in schlagender Weise durch Ziffern statistisch darthut, daß der deutsche Theil Böhmens keineswegs ein so geringer Bruchtheil ist, als es die Radomontaden der czechischen Partei gern glauben machen wollen. Das Gebiet der deutschen Sprache in Böhmen, im Allgemeinen den angrenzenden drei deutschen Volksstämmen, im Norden und Osten dem sächsischen, im Westen dem fränkischen und im Süden und Südwesten dem östreichisch-bayerischen Stamme angehörig, umfaßt einen Flächenraum von 344,32 östreichischen Quadratmeilen mit circa 1,812,000 Bewohnern oder 38,70 Procent bei einer Gesammtbevölkerung von 4.705,000 Seelen nach der letzten Zählung, welche im Jahre 1857 vorgenommen wurde. In Hinsicht der Lage entfällt der größte Theil oder circa 80 Procent des deutschen Sprachgebietes auf den Norden und Nordwesten, wo der ganze Egerer, der größte Theil des Saazer und Leitmeritzer, sowie der Bunzlauer und Pilsner Kreis zur Hälfte, deutsch sind. Von geringerer Ausdehnung erscheint das deutsche Sprachgebiet im übrigen Lande, wo dasselbe in mehren verschieden großen von einander getrennten Partien vorkommt.

Von hohem Interesse ist ferner eine Abhandlung von Dr. Jos. Winter über die „Ferdinandeische Landesordnung". In jüngster Zeit beriefen sich nämlich die Czechen stets auf die Ferdinandeische Landesordnung, wenn sie ihr „historisches Recht" forderten, wenn sie Generallandtage für Böhmen, Mähren und Schlesien verlangten und auf Vereinigung der Länder „böhmischer Krone" drangen, kurz wenn sie das ungarische Staatsrecht ins Czechische übersetzten und eine „böhmische Frage", ähnlich der ungarischen Frage auf die Tagesordnung der europäischen Völkerdiscussion einzuschmuggeln bemüht waren.

Digitized by Google

Nun geht die obige Abhandlung gründlich auf das Wesen der Ferdinandeischen Landesordnung ein und vernichtet mit unbarmherziger Hand alle an sie geknüpfte Illusionen. Das „historische Recht", worauf die Czechen ewig pochen, ist darnach weiter nichts als Anspruch auf eine Ständeversammlung, die fast ausschließlich aus Adeligen und Kirchenfürsten besteht und die sich zwei Jahrhunderte hindurch als einen Hort reactionärer Anschauung erwiesen hat; nach jener Landesordnung ist das jus legis ferendae, das Recht Gesetze zu geben und die Landesordnung abzuändern, ausdrücklich dem Könige vorbehalten, nach der Ferdinandeischen Landesordnung war der Bauer unterthänig, der Grundherr übte aber das Recht der erblichen Gerichtsbarkeit, das Jagdrecht, das Holzschlagsrecht, das Propinationsrecht aus. Wie man an ein solches „historisches Recht" von czechischer Seite wieder anknüpfen, was man aus demselben entwickeln will, ist völlig unbegreiflich und die einzige Möglichkeit, aus dem mittelalterlichen Wirrsal, wie es vor dem Jahre 1848 in Böhmen herrschte, herauszukommen, war die, daß der Kaiser von Oestreich als König von Böhmen sein historisches Recht, die Landesordnung selbständig abzuändern, zum letzten Male anwandte, um die ständische Verfassung zu beseitigen und die Februarverfassung an ihre Stelle zu setzen. Alle die pomphaften Proteste der Czechen gegen diese Verfassung sind darum auch nichtig. Bestehen sie in ungebührlicher Copirung der Ungarn auf ihrem Scheine, sie würden bald einsehen — oder wenn nicht einsehen, doch fühlen —, welches Danaergeschenk sie sich herbeigewünscht. Sehr verdienstlich war, daß bei Beantwortung der kurzweiligen Frage: „Haben die Deutschen eine Geschichte in Böhmen?" — die recht deutlich die kindische Verachtung der Czechen gegen ihre Nebenassen charakterisirt — mit einem Hinweis darauf geantwortet wurde, was das deutsche Element den übermüthigen Stiefgeschwistern geschichtlich bedeutet. Der Verfasser jener unter obigem Titel im Vereinsorgan erschienenen Abhandlung läßt sichs nicht verdrießen, dem von czechischer Seite den Deutschböhmen gemachten Vorwurfe geschichtlicher Sterilität mit dem erneuten Nachweise zu begegnen, daß die Deutschen in Böhmen den Aufschwung des Städtewesens gefördert, zum Sturze des Feudalsystems wesentlich beigetragen und den Boden für eine freiheitliche Neugestaltung geebnet haben, daß sie den beträchtlichsten Theil der materiellen und geistigen Güter, die Böhmen besitzt, hervorbringen und endlich durch ihre Großindustrie das Material zu einem künftigen Umbau der socialen Welt mit herbeischaffen. An solche Verdienste des Bruders und Genossen erst erinnert werden zu müssen, sollte schamroth machen.

Wir erwähnen nur noch von größeren Arbeiten des Vereins, welche auch in weiteren Kreisen historisch-politisches Interesse bieten: „Das deutsche Städtewesen und sein politischer und socialer Einfluß auf Land und Volk in Böhmen und seinen Nebenländern", „Bemerkungen über die allmälige Gestaltung der Be-

Digitized by Google

völkerungsverhältnisse Böhmens in nationaler Beziehung", „Karl des Vierten Ordnung der Nachfolge im Reiche", „Böhmen vor Einwanderung der Czechen bis zur Unterwerfung durch Karl den Großen", „Das böhmische Königthum".

In jüngster Zeit hat ein gewisses Aufsehen eine Reihe höchst interessanter Abhandlungen von Dr. Schlesinger erregt: „Die Deutschböhmen und die przemyslidische Regierung", welche auch besonders die eigenthümliche und viel zu wenig gewürdigte Erscheinung in der böhmischen Geschichte betont, daß grade durch die einzige dem czechischen Volke entsprossene Dynastie das Deutschthum in Böhmen mit außerordentlichen Freiheiten privilegirt und als wahres Schoßkind der Regierung mit der liebreichsten Sorgfalt gehegt und gepflegt wurde.

Diese Abhandlungen gaben nun Veranlassung zu den schmählichsten Verdächtigungen der Tendenzen des deutschen Geschichtsvereines, welcher den Czechen stets ein Stein des Anstoßes ist. Um zu zeigen, mit welchen Waffen die Feinde deutschen Wesens in Böhmen kämpfen, glauben wir den Inhalt der Schmähartikel reproduciren zu dürfen, welche anläßlich jener Abhandlungen gegen den Verein geschleudert wurden.

Das in deutscher Sprache erscheinende Organ der czechischen Partei sagt nämlich unter anderem: „Es existirt hier bekanntlich ein Verein, der sich der Verein der Geschichte der Deutschen in Böhmen nennt, wobei er also schon durch seinen Namen ostensiv andeutet, daß er nichts von Deutschböhmen, sondern eben nur von solchen Eingewanderten wissen will, welche Böhmen für eine gute Prise, für das Land reicher Ausbeute halten. Wir zweifeln nicht, daß freilich sehr viele, die diesem Vereine beigetreten sind, ihm aus ehrlichen, guten Absichten beitraten, ohne an das Ominöse der Wahl seines Titels zu denken. Wir zweifeln nicht, daß diese ehrenwerthen Elemente erröthen werden, wenn sie sich darüber klar werden, was man ihnen von gewisser Seite bereits zu bieten, zu imputiren wagt." Im weiteren Verlaufe jener Schmähartikel wird der Abhandlung des Dr. Schlesinger ein „wahrhaft hochverrätherischer Inhalt" vorgeworfen und den Deutschböhmen die Mahnung zugerufen, das Geld aus ihrer Tasche nicht dazu herzugeben, um „in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen eine noch dazu sehr ungeschickte preußische Propaganda zu bezahlen."

Fragt man aber, wie solches Wuthgeschrei über Hochverrath durch jene Abhandlung begründet werde, so muß man über die Verdrehungskünste der czechischen Organe staunen. Der deutsche Geschichtsverein hätte jetzt, so schreit das Czechenblatt, gar nichts in die Zeitschrift aufnehmen sollen, was des ersten Einfalles der Brandenburger in Böhmen gedenkt und „ihn sogar in ein civilisatorisches Licht zu stellen sucht". Am meisten entsetzt und in seinem czechischen Patriotenstolze gekränkt stellt sich das nationale Organ über folgenden Passus

Digitized by Google

jener Abhandlung: „Es erfolgte die erste Occupation Böhmens durch die Brandenburger, die von den einheimischen Geschichtsschreibern nicht minder grell geschildert wird als die späteren während der schlesischen Kriege und die uns wohl im Andenken stehende des Jahres 1866.“ Eine solche Behauptung findet das czechische Blatt ganz unerhört und mit tückischer Emphase ruft es aus: „Ja wohl, hier wäre also schon mit großer Virtuosität der historische Connex von der Zeit, wo man die Böhmen in die Höhlen der Gebirge trieb, bis dahin, wo die modernen Brandenburger den sogenannten Czechen Dr. Roth aus Trautenau wie ein Thier gefangen durch ihre Städte zum Gaudium und zur schmutzigen Erlustigung des Straßenpöbels führten, hergestellt. Wie dumm oder wie arglistig!“ —

In Wahrheit steckt hinter allen diesen Wuthausbrüchen nur der Verdruß über das Gedeihen des deutschen Geschichtsvereins, gegen dessen Tendenzen jüngst von czechischer Seite ein Verein für Geschichte Böhmens gegründet ist dem aber das Interesse des Publikums fehlt, welches dem deutschen Vereine zu Theil wurde. Diesem sind seit seiner Begründung nahe an 2,500 Mitglieder beigetreten und in allen größeren Landstädten Böhmens besitzt er Vertreterschaften, welche für die Interessen des Vereins wirken. Die Vereinsthätigkeit concentrirt sich vorzüglich in seinen vier Sectionen, von denen die erste für allgemeine Landesgeschichte und Ortsgeschichte gegründet ist, die zweite für Sprache, Literatur und Kunst, die dritte für Rechtsgeschichte, die vierte für Geographie, Statistik, Handel und Gewerbe. Außer den Vereinsmittheilungen, welche von dem bekannten Sammler der Volkssagen Böhmens Herrn Dr. Virgil Grohmann redigirt werden, hat der Verein bisher folgende Specialarbeiten herausgegeben: „Die Geschichte der königlichen Leibgedingstadt Trautenau“, „Das Homiliar des Bischofs von Prag“, „Die Laute der tepler Mundart“, „Andeutung zur Stoffsammlung in den deutschen Mundarten Böhmens“, „Die Krönung Kaiser Karls des Vierten nach Johannes dictus Porta de Avonniaco“, „Die Kaiserburg zu Eger und die an dieses Bauwerk sich anschließenden Denkmale“, „Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren“, „Chronik des Heinrich Truchseß von Diessenhoven“.

Gegenwärtig bereitet der Verein die Herausgabe einer populären Geschichte von Böhmen vor, deren Bearbeitung von deutschem Standpunkte aus in der That hocherwünscht ist. †††

Digitized by Google

Die Reform des Civilprocesses durch den neuen Bund.

Die hohe Aufgabe des Jahres 1867 soll sein, die neuen Staatsverhältnisse, welche aus den Kämpfen des vorigen Jahres hervorgegangen sind, durch die wichtigsten Acte der Gesetzgebung zu befestigen. Der neue Bund hat in diesem Jahr nicht nur die staatsrechtlichen Grundlagen seiner Existenz durch Verträge und durch eine Verfassung zu sichern, auch für fast jedes Gebiet des Verkehrslebens stehen großartige Umbildungen bevor, an denen der gesetzgeberische Beruf unsrer Zeit sich zu erweisen hat. Die Grenzboten halten es in diesen Monaten, wo ein großer Theil unsrer Gesetzgebung in Fluß gekommen ist, für eine Pflicht, der sie sich nicht entziehen dürfen, den Lesern Bericht zu geben über den geschichtlichen Verlauf und gegenwärtigen Stand unserer Gesetzgebung auf den wichtigsten Gebieten unsers Verkehrslebens, sie beginnen diese Uebersicht mit einer Darstellung der Reformbestrebungen in dem Civilproceß.

Die Klage über Langsamkeit, Kostspieligkeit und Schwerfälligkeit des Verfahrens im Civilproceß ist in Deutschland keine neue. Wir finden sie in ganz Deutschland namentlich seit Errichtung des Reichskammergerichts, welches bekanntlich von Anfang an den gemeinrechtlichen Civilproceß, der sich im Mittelalter zuerst bei den geistlichen Gerichten in Italien ausgebildet hatte, seinem Verfahren zu Grunde legte.

Schon beim Reichstag zu Worms im Jahre 1521 war alles einig im Tadel des Verfahrens des Reichskammergerichts. In dem Bericht des Abgesandten einer Reichsstadt über diese Verhandlungen heißt es wörtlich:

„Man sitzt täglich über der Reformation des Kammergerichts, aber das ist wie ein wildes Thier; jedermann kennt seine Stärke; niemand weiß, wie er es angreifen soll; der eine räth dahin, der andre dorthin."

Dieselbe Klage wiederholt sich auf den spätern Reichstagen. Bald nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges ward durch den sogenannten jüngsten Reichsabschied eine Reform des Civilprocesses versucht, es ward dadurch in der That auch manchen Mängeln des Verfahrens abgeholfen, indessen ging diese Reform doch nicht weit genug, um eine wesentliche Besserung herbeizuführen.

In welchem traurigen Zustande sich das Reichskammergericht und sein Proceß in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts befanden, ist aus der Darstellung Goethes bei Beschreibung seines Aufenthaltes zu Wetzlar genügend bekannt.

Drei Ursachen sind es hauptsächlich, welche die Langsamkeit des gemein-

Digitized by Google

rechtlichen Civilprocesses veranlaßten; es sind dies die ausschließliche Schriftlichkeit des Verfahrens, ferner der Mangel an energischer Proceßleitung durch den Richter und endlich die Appellabilität aller Beweisurtheile. Die Schriftlichkeit befördert vorzugsweise die Gründlichkeit der Entscheidungen, sowie die Mündlichkeit die Schnelligkeit befördert; zu einem gedeihlichen Verfahren gehört daher Verbindung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit; der Mangel der Proceßleitung durch den Richter hatte beim gemeinrechtlichen Verfahren namentlich die Folge, daß die Parteien und Anwälte vielfältig Gelegenheit zur Verschleppung der Sache gewannen; nichts trug aber hierzu mehr bei, als die den Parteien gegebene Befugniß, gegen jedes Zwischenurtheil, jeden Beweisbescheid zu appelliren und dadurch das Verfahren erster Instanz zu verzögern.

Der brandenburgisch-preußische Staat hatte sich vom Einfluß der Reichsgerichte schon früh frei gemacht. Schon im Jahre 1586 hatte der Kaiser Rudolph für die Mark Brandenburg ein Privilegium de non appellando ertheilt, wodurch die Competenz der Reichsgerichte für die Mark fast ganz aufgehoben war. Als Grund dieses Privilegiums giebt der Kaiser selbst an, das Justizwesen in der Mark sei so eingerichtet, daß für jeden Proceß schon drei Instanzen beständen, übrigens sei seit vielen Jahren keine Berufung aus der Mark an die Reichsgerichte vorgekommen. Das privilegium de non appellando ward später mehr und mehr erweitert und zuletzt durch Verordnung des Kaisers Franz des Ersten vom 31. Mai 1746 für den ganzen Umfang des preußischen Staats und in Bezug auf alle Processe ertheilt.

Das Proceßverfahren der brandenburgisch-preußischen Gerichte wich nun aber bis zur zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vielfach von dem der Reichsgerichte und vom gemeinrechtlichen Verfahren ab, indem sich in ihm sehr vieles aus dem alten deutschen Processe erhalten hatte.

Noch nach dem von Cocceji herrührenden Codex Fridericianus, welcher am 4. April 1748 publicirt wurde, war das Verfahren bei den meisten Processen ein mündliches. Nur durch besonderes Erkenntniß konnten Sachen, bei denen dies wegen ihrer Schwierigkeit als rathsam erschien, ad processum ordinarium, d. h. zum schriftlichen Verfahren verwiesen werden. Uebrigens bestand für das Verfahren bei Obergerichten der Anwaltszwang; die Appellation war nur gegen Endurtheile zulässig.

Im Allgemeinen war man mit den Resultaten dieses Verfahrens im vorigen Jahrhundert wohl zufrieden. Es ward von preußischen Juristen zu Anfang der siebenziger Jahre des vorigen Jahrhunderts mit Stolz hervorgehoben, daß die Vorzüge des preußischen Civilprocesses auch außerhalb unseres Staats Anerkennung und Nachahmung fänden.

Was man indessen damals am preußischen Gerichtsverfahren tadeln konnte, war das Institut der Patrimonialgerichte, die oft mit untüchtigen oder un-

Digitized by Google

geeigneten Richtern besetzt waren und Seitens der Obergerichte nur sehr mangelhaft beaufsichtigt wurden, doch dies Institut war eben ein Fehler der Gerichtsverfassung, nicht des Gerichtsverfahrens.

Im Jahre 1781 ward nun aber durch die carmersche Justizreform das ganze bestehende Proceßverfahren umgeändert.

Carmer hatte nämlich schon früh eine Idee gefaßt, welche nicht nur den Grundsätzen des damals in Preußen giltigen Processes, sondern auch denen des altdeutschen und römischen Processes, sowie überhaupt den Principien, die bis dahin bei allen gebildeten Völkern gegolten hatten, aufs entschiedenste widersprach.

Diese Idee ging nämlich dahin, es müsse im Civilproceß nicht das Verhandlungsprincip herrschen, Kraft dessen der Betrieb des Processes in den Händen der Parteien liegt und es deren Sache ist, selbst ihre Rechte wahrzunehmen, sondern es müsse im Civilproceß wie im Criminalproceß das Untersuchungsverfahren gelten, Kraft dessen der Richter von Amtswegen die Wahrheit zu ermitteln hat. Zugleich war er der Ansicht, daß man die Advocatur ganz abschaffen und die Parteien nöthigen müsse, selbst vor Gericht zu erscheinen, um ihre Rechte wahrzunehmen, denn die Advocaten, welche nur das einseitige Interesse ihrer Auftraggeber im Auge hätten, suchten nach seiner Meinung nur die Wahrheit zu verdunkeln und die Sachen zu verschleppen. Als Carmer im Jahre 1774 zuerst seine Ansichten dem Könige Friedrich dem Zweiten vortrug, zog dieser den damaligen Großkanzler Fürst zu Rathe und dieser sowohl als die meisten andern zu Rathe gezogenen Juristen erklärten sich entschieden gegen die carmerschen Ideen; der König verwarf sie auch damals; wenige Jahre darauf fiel jedoch Fürst infolge des bekannten müller-arnoldschen Processes in Ungnade, Carmer ward infolge dessen Großkanzler und der König ging nun unbedingt auf dessen Ideen ein. Die auf Grund dieser Ideen von Carmer entworfene Proceßordnung ward am 26. April 1781 publicirt. Obgleich dieselbe gegen den Rath der vorher gutachtlich über sie gehörten Juristen eingeführt wurde, läßt sich doch nicht verkennen, daß sie in ihren Haupteigenthümlichkeiten grade der Zeitrichtung, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland und namentlich in Preußen herrschte, entsprach.

Von dem, was wir jetzt Selbstregierung nennen, war damals wenig die Rede; man hielt es vielmehr allgemein für Aufgabe des Staats, die Bürger in fast allen Verhältnissen des Lebens auf Schritt und Tritt zu bevormunden. Es war natürlich, daß diese allgemeine Tendenz des Staats, die sich namentlich auch in den Schutzzöllen, überhaupt in der ganzen Beaufsichtigung des Handels und der Industrie aussprach, auch auf die Ordnung des Civilprocesses Einfluß gewann.

Mit dieser Tendenz hing auch der Haß gegen die Advocaten zusammen, über die Leyser schon im Jahre 1730 klagte.

Digitized by Google

In einem absolut regierten Staate wird der eigentliche Beamtenstand immer für ehrenvoller gelten, als der Stand der Advocaten, die gewissermaßen zwischen Beamten und Privatleuten in der Mitte stehn. Je mehr aber die Beamten glauben, alles zu wissen und zu können, desto mehr werden ihnen die Advocaten als unnütz und entbehrlich erscheinen, desto mehr werden sie geneigt sein, den Beruf der Advocaten zu verachten und herabzusetzen.

Sicher ist, daß in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts fast in ganz Deutschland Abneigung gegen die Advocaten herrschte und daß damals der Beruf der Advocatur dem eigentlichen Staatsdienste in der Regel nur von Leuten vorgezogen wurde, die wenig Ehrgefühl und Ehrgeiz hatten.

Diese allgemeinen Zeitverhältnisse darf man bei Beurtheilung der carmerschen Proceßordnung nicht außer Acht lassen. Schon im Jahre 1783 sah sich übrigens Carmer genöthigt, die im Jahre 1781 eingeführte Institution wesentlich abzuändern.

Um nämlich den Parteien doch nicht ganz die Möglichkeit der Zuziehung von Rechtsbeiständen zu versagen, hatte er ein neues Institut, nämlich das der Assistenzräthe eingeführt. Diese sollten den Parteien Rath geben, ihnen assistiren, aber sie sollten nicht frei von den Parteien gewählt, sondern vom Richter zugeordnet werden, auch nicht von den Parteien bezahlt werden, sondern ein festes Gehalt beziehn. Dies Institut erwies sich nun als so völlig unpraktisch, daß man es schon im Jahre 1783 wieder abschaffte und die Advocaten unter dem Namen Justizcommissarien mit allerdings sehr beschränkten Rechten wieder einführte. Mit dieser Modification bestand nun die carmersche Proceßordnung lange Jahre; die im Jahre 1794 publicirte Allgemeine Gerichtsordnung war nur eine wenig veränderte Bearbeitung derselben.

Als Preußen im Jahre 1815 die Rheinlande erworben hatte, in welchen man bis auf Weiteres das französische Gerichtsverfahren beibehielt, fand man eine Revision wie der ganzen preußischen Gesetzgebung, so auch des Civilprocesses nöthig. Unter Leitung des Justizministers Grafen Dankelmann ward Reinhardt, damals Anwalt beim rheinischen Revisionshof zu Berlin, mit Revision des Civilprocesses beauftragt. Reinhardt arbeitete nun aber eine Proceßordnung aus, welche sich in den meisten wesentlichen Punkten an die Grundsätze des in der Rheinprovinz giltigen französischen Civilprocesses anschloß. Der letztere ist bekanntlich in dem 1806 publicirten code de procédure civile codificirt. Dieses Gesetzbuch ist aber nur eine wenig veränderte Bearbeitung einer bereits im Jahre 1667 erlassenen Ordonnance Ludwigs des Vierzehnten, welche in den meisten Punkten auch nicht neuerfundene Rechtssätze enthielt, sondern nur das bereits seit langer Zeit bei den französischen Parlamenten übliche Verfahren zusammenfaßte. Der französische Civilproceß verdankt also nicht wie die carmersche Proceßordnung seinen Ursprung der individuellen Ansicht eines einzelnen

Digitized by Google

begabten und energischen Mannes, sondern er hat sich allmälig im Laufe der Jahrhunderte ausgebildet.

Er beruht, wie die meisten Proceßordnungen gebildeter Nationen alter und neuer Zeit, z. B. schon der attische und der zur Zeit Justinians geltende römische Civilproceß auf einer Verbindung von schriftlichem und mündlichem Verfahren. Die Parteien müssen beim ordentlichen Processe, also abgesehn von den vor den Friedensrichter verwiesenen Streitigkeiten über geringe Objecte, durch Anwälte vertreten sein, welche durch die von ihnen gewechselten Schriften die mündliche Verhandlung vor dem erkennenden Gerichte vorbereiten. Es finden nur zwei Instanzen statt. Nur als außerordentliches Rechtsmittel findet gegen ein Erkenntniß zweiter Instanz die Nichtigkeitsbeschwerde statt, bei der aber nur geprüft wird, ob bei dem Erkenntniß zweiter Instanz gegen einen Rechtsgrundsatz oder gegen eine wesentliche Vorschrift des Verfahrens verstoßen ist und welche auch nur den Erfolg haben kann, daß das Erkenntniß zweiter Instanz aufgehoben und die Verhandlung der Sache an ein anderes Gericht zweiter Instanz verwiesen wird.

Reinhardts bereits im Jahre 1827 ausgearbeiteter Entwurf ward nun aber in vielen wichtigen Punkten vom Grafen Dankelmann nicht gebilligt, er mußte vollständig umgearbeitet werden, wurde jedoch auch in dieser veränderten Gestalt nicht eingeführt, weil inzwischen der Graf Dankelmann gestorben war und der an seiner Stelle mit der Gesetzrevision beauftragte Minister v. Kamptz ein principieller Gegner aller Neuerungen war, die aus Frankreich entlehnt zu sein schienen.

In der Praxis hatten sich indessen die größten Uebelstände infolge des Verfahrens der Allgemeinen Gerichtsordnung herausgestellt, namentlich klagte man über eine unerträgliche Verschleppung grade der allereinfachsten Processe. Durch eine Brochüre des Rechtsanwalts Marchand zu Berlin ward der König Friedrich Wilhelm der Dritte persönlich auf diesen Uebelstand aufmerksam gemacht; es gab dies trotz des Widerstrebens des Ministers v. Kamptz Veranlassung zum Erlaß der Verordnung vom 1. Juni 1833, welche größtentheils wörtlich aus dem reinhardtschen revidirten Entwurfe entlehnt ist und welche für einfache Sachen, die sogenannten summarischen Processe, ein abgekürztes Verfahren mit mündlicher Schlußverhandlung vorschrieb. In der Praxis bewährte sich dies Verfahren so gut, daß man es mit einigen Modificationen durch die Verordnung vom 21. Juli 1846 auf alle Processe ohne Ausnahme ausdehnte. Diese theilweise Annahme des Princips der Mündlichkeit ist gegenwärtig von fast allen Praktikern gebilligt. Zwar verlangen viele weitere Aenderungen, aber es ist uns nicht bekannt, daß irgendein Jurist Rückkehr zur unveränderten Allgemeinen Gerichtsordnung wünschte. Durch die Verordnung vom 2. Januar 1849 wurden die Patrimonialgerichtsbarkeit und der eximirte Gerichtsstand aufgehoben und die jetzt bestehende Gerichtsverfassung eingeführt.

Digitized by Google

Es war im Jahre 1848 auch die Absicht gewesen, ein neues Gerichtsverfahren für den ganzen preußischen Staat einzuführen. Im Auftrage des Justizministers Bornemann hatte Koch, anerkannt der ausgezeichnetste Schriftsteller über preußisches Recht, sich dieser Aufgabe unterzogen und bereits zu Anfang 1849 den Entwurf einer Proceßordnung und Gerichtsverfassung veröffentlicht. Auch Koch hatte wie Reinhardt im Wesentlichen überall die Bestimmungen des rheinisch-französischen Civilproceßes adoptirt; auch sein Entwurf ward jedoch nicht eingeführt und blieb, so werthvoll er war, in der juristischen Literatur wenig beachtet. —

Als der deutsche Juristentag im Jahre 1859 in Berlin zusammentrat, stellte Waldeck den Antrag, die Versammlung möge sich für Einführung einer gemeinsamen deutschen Civilproceßordnung aussprechen. Dieser Antrag fand allgemeine Zustimmung. Waldeck hatte zugleich fünf Sätze als zu beachtende Normen des Civilproceßes vorgelegt, indem er in der Hauptsache sich an den reinhardtschen Entwurf vom Jahre 1827 anschloß und dessen Motive in seinem schriftlichen Antrage zum Theil wörtlich allegirte.

Ueber die fünf von Waldeck aufgestellten Grundlagen des Civilproceßes entspann sich eine sehr interessante Debatte, die zum Theil noch auf dem zweiten Juristentag zu Dresden fortgesetzt ward und zuletzt mit Billigung des ganzen waldeckschen Antrages schloß.

Es stellte sich bei dieser Debatte heraus, daß die Juristen der verschiedenen deutschen Länder einander kaum verstanden, so z. B. faßten die hannoverschen Juristen den Begriff eines Beweisresoluts ganz anders auf als die preußischen; es zeigte sich aber auch ferner, daß von allen deutschen Juristen nur die Hannoveraner und Rheinländer mit dem bei ihnen geltenden Proceße zufrieden waren.

Folge dieser Debatten war es hauptsächlich, daß die hannoversche Proceßordnung vom 8. November 1850 in ganz Deutschland bekannt wurde. Sie ist in der Hauptsache der genfer Proceßordnung nachgebildet, welche letztere eine Bearbeitung des französischen Processes ist. Als Hauptverfasser der hannoverschen Proceßordnung gilt Leonhardt, weiland hannoverscher Justizminister.

Die Verhandlungen des deutschen Juristentages gaben nun Veranlassung, daß durch Cabinetsordre vom 25. Februar 1861 in unserem Staate unter dem Vorsitz des ehemaligen Justizministers Bornemann eine Commission gebildet wurde, um, wie es in der Cabinetsordre heißt, „eine Civilproceßordnung auszuarbeiten, die sich zur Einführung in allen Landestheile der Monarchie und womöglich auch zur Herbeiführung einer gemeinsamen deutschen Gesetzgebung eigne."

Kaum hatte diese Commission ihr Werk begonnen, so traten auf Veranlassung des deutschen Bundestags Abgesandte von Oestreich und den meisten

Digitized by Google

übrigen Staaten Deutschlands in Hannover zusammen behufs Berathung über einen gemeinsamen deutschen Civilproceß. Preußen lehnte offenbar aus rein politischen Gründen ab, diese Conferenz zu beschicken.

Sowohl von der bornemannschen Commission, zu welcher namentlich Pape und Kühne gehörten, als von den Theilnehmern der Conferenz zu Hannover sind Entwürfe einer Civilproceßordnung ausgearbeitet, welche seit zwei Jahren der öffentlichen Beurtheilung vorliegen.

Beide Entwürfe beruhen im Ganzen durchaus auf denselben Grundsätzen. Sie legen beide dem Proceßverfahren die Verhandlungsmaxime zu Grunde, geben aber dem Richter das Recht der Proceßleitung, während die Parteien den Betrieb des Processes haben; beide unterscheiden für die erste Instanz das Verfahren vor dem Einzelrichter, welches nur bei geringfügigen Streitobjecten stattfindet, und das vor Collegialgerichten; bei letzterem Verfahren haben sie den Anwaltszwang und überlassen den Parteien den Betrieb des Processes sowie der Execution. In allen diesen Beziehungen sind beide Entwürfe durchaus im Einklang mit dem rheinisch-französischen Processe; sie weichen von diesem letztern jedoch — und wie wir glauben, mit vollem Rechte — in einem wesentlichen Punkte ab; während nämlich das rheinisch-französische Verfahren gegen bloße Beweisurtheile Appellation zuläßt, erklären unsere beiden Entwürfe die Beweisresolute für nicht appellabel. In dieser Beziehung haben unsere Entwürfe die Autorität unseres bisherigen preußischen Processes sowie des alten römischen Rechts für sich, welches letztere bereits, um die Unzahl von Berufungen, die nur zur Verzögerung dienen, abzuschneiden, das einfache Princip hatte, daß nur gegen Endurtheile (definitivae sententiae) Appellation stattfinde; auch Waldeck hatte in seinen vom Juristentage genehmigten Anträgen, welche offenbar vom größten Einflusse auf die Abfassung beider Entwürfe gewesen sind, sich gegen die Appellabilität bloßer Zwischen- oder Beweisurtheile ausgesprochen. —

Die Differenzen in Einzelheiten zwischen beiden Entwürfen können wir hier nicht erörtern, sie sind sämmtlich unwesentlicher Natur; was die Form betrifft, so verdient unstreitig der in Hannover ausgearbeitete Entwurf den Vorzug vor dem preußischen Entwurfe, denn ersterer ist mit weit mehr Präcision abgefaßt als der letztere; er zählt nur 684 Paragraphen, während der preußische 1,389 zählt.

Nach Veröffentlichung des preußischen Entwurfs der Proceßordnung wurden die Gerichte zum Bericht darüber aufgefordert.

Diese Berichte sind großentheils ungünstig für den Entwurf ausgefallen, weil viele, namentlich unter den älteren Juristen die Mangelhaftigkeit unseres jetzigen Verfahrens noch nicht genügend erkannt haben.

Unser jetzt geltender preußischer Civilproceß ist nicht ein einheitliches auf nem Grundgedanken beruhendes Ganze, wie solches die carmersche Proceß,

Digitized by Google

ordnung bei allen ihren sonstigen Fehlern war, sondern er ist eine schlecht zusammengefügte Verbindung der verschiedenartigsten, zum Theil einander widersprechenden Principien. Nichts ist z. B. seltsamer als die mündliche Verhandlung in erster Instanz, wie sie jetzt bei uns stattfindet. Nach geschehenem Schriftwechsel erscheinen die Parteien in Person oder durch ihre Anwälte vor dem erkennenden Gerichte. Nun aber tragen nicht etwa die Parteien selbst ihre Behauptungen und Anträge dem Gerichte vor, sondern einer der Richter liest oder trägt ihnen vor, was bisher an factischen Behauptungen und Anträgen der Parteien in den Acten enthalten ist. Hierauf dürfen die Parteien ihre Rechtsausführungen vortragen und das Gericht faßt dann seinen Beschluß. Mit dem Proceßverfahren steht nun auch die Gerichtsverfassung in nächster Verbindung. Eine Folge unseres jetzigen Proceßverfahrens und allerdings auch unserer Vormundschaftsordnung, welche in echt bureaukratischer Weise die ganze Leitung der Vormundschaft in die Hände des Gerichts legt, ist daher auch die, daß kein Staat verhältnißmäßig so viel Richter und so wenig Anwälte zählt als unsere sogenannten alten Provinzen.

Vergleichen wir in dieser Beziehung einmal die Rheinprovinz mit den übrigen Provinzen. Nach der officiellen Zusammenstellung im Ministerialblatt von 1858 S. 300 betrug damals die Zahl der Richter und Directoren bei sämmtlichen Gerichten erster Instanz in den sieben alten Provinzen 2,603, während die Zahl der Rechtsanwälte und Notare in diesen Provinzen 1,100 betrug. In der Rheinprovinz dagegen waren bei den Landgerichten 108, bei den Friedensgerichten 125 richterliche Beamte angestellt, und bei diesen Gerichten fungirten 138 Rechtsanwälte und 227 Notare. Es ist also in der Rheinprovinz die Zahl der Anwälte und Notare erheblich größer als die der Richter, während sie in den alten Provinzen noch nicht die Hälfte der Zahl der Richter erreicht.

Mit der außerordentlich großen Zahl unserer Richter hängt es wieder zusammen, daß ihre Besoldung eine äußerst kärgliche ist, während die Anwälte der alten Provinzen, da sie nicht auf ein festes Gehalt, sondern auf Gebühren angewiesen sind, meistens ein genügendes Auskommen haben. Die natürliche Folge davon ist, daß in unseren alten Provinzen die Anwaltsstellen weit gesuchter sind als die Richterstellen. Während in fast allen anderen Staaten die Advocatur als Vorbereitung zum Richteramte gilt, betrachten bei uns sehr viele der tüchtigsten Richter ihr Amt nur als eine Durchgangsstellung, welche sie eine Zeit lang einnehmen müssen, um Advocaten werden zu können.

Zur Zeit bestehen bei uns noch die von Carmer herrührenden Bestimmungen zu Recht, wodurch jedem Juristen, der sich dem Staatsdienste widmet, die Examina besteht und sich nichts Ehrenrühriges zu Schulden kommen läßt, Anstellung als Richter versprochen wird. Diese Anstellung kann daher der Justizminister gesetzlich einem unbescholtenen Assessor nicht versagen;

Digitized by Google

dagegen hängt es ganz von seinem Ermessen ab, wen er zum Rechtsanwalt ernennen will.

Unsere preußische Gerichtsverfassung steht nun im klarsten Widerspruch nicht nur mit den Instituten aller anderen gebildeten Nationen, sondern auch mit einem Grundsatze, der seit langer Zeit in der Wissenschaft als Axiom gilt und in neuerer Zeit in unserem Staate in den meisten anderen Gebieten des öffentlichen Lebens mehr und mehr praktische Anerkennung gefunden hat.

Wir meinen den zuerst von dem berühmten Nationalökonomen Adam Smith aufgestellten Satz, daß der Staat durch seine Beamten nur das thun lassen müsse, was durch Privatleute nicht geschehen könne, daß er möglichst viel der Privatthätigkeit seiner Bürger überlassen soll.

Oeffentliche Arbeiten von der höchsten Bedeutung, namentlich Chausseen, Kanäle, die noch vor einem halben Jahrhundert nur unter directer Leitung des Staats unternommen wurden, werden jetzt meistens von Gemeinden, Kreisen oder einem Verein von Privatleuten gebaut. Die Eisenbahnen sind zum größern Theile durch die vom Staate nur beaufsichtigte Privatindustrie ins Leben gerufen. Der Bergbau war im vorigen Jahrhundert nicht nur der Oberaufsicht, sondern auch der directen Leitung der Staatsbehörden unterworfen; man hat ihn gegenwärtig, soweit es sich nicht um fiscalische Bergwerke handelt, ganz der Leitung der Bergwerksbesitzer überlassen.

Warum soll nun das, was auf so vielen anderen Gebieten des Lebens gilt, nicht auch auf den Civilproceß Anwendung finden? Es handelt sich im Civilprocesse doch nur um Privatrechte der Parteien; ob die Partei klagen will, steht auch jetzt in ihrem Belieben; man überlasse nun, wie fast in allen anderen Ländern üblich ist, den Proceßbetrieb den Parteien und den von ihnen angenommenen Anwälten und behalte dem Richter nur die Proceßleitung vor; man gebe ferner, wie in Frankreich und am Rhein, die Verwaltung der Vormundschaften, welche jetzt bei uns nach Carmers Anordnung eigentlich der Richter hat, in die Hände der Vormünder und der Familien der Pflegebefohlenen, und wir werden in den sogenannten alten Provinzen dasselbe numerische Verhältniß der Richter und Anwälte haben können, wie in der Rheinprovinz. Ist dies der Fall, so werden wieder, wie früher auch bei uns der Fall war, die Richter aus der Zahl der Anwälte gewählt werden können; der Richterstand wird nicht mehr eine Vorbereitung zur Advocatur sein; die Juristen, welche die vorschriftsmäßigen Prüfungen machen, werden dadurch nur die Berechtigung zur Advocatur erlangen und mit der Wahl der Richter aus der Zahl der Advocaten wird man es dann ähnlich machen können, wie jetzt mit der Wahl der Verwaltungsbeamten.

Sowie die Bürgermeister und Stadträthe in den Städten von den Stadtverordneten, die Landräthe von den Kreisständen gewählt und demnächst von

Digitized by Google

der Regierung, resp. dem Könige bestätigt werden, so würde es unseres Erachtens angemessen sein, auch wenigstens bei Besetzung der Richterstellen erster Instanz irgendeine Mitwirkung der Gerichtseingesessenen, in den Städten der Stadtverordneten, auf dem Lande der Kreisstände eintreten zu lassen. Die jetzige rein bureaukratische Form der Besetzung der Richterstellen besteht eigentlich erst kurze Zeit, denn bis 1808 hatten in unserem Staate in den meisten Städten die Magistrate das Recht der Wahl der Richter, welche meistens zum Magistrat gehörten; auf dem Lande war bei den Patrimonialgerichten, die bis 1849 bestanden, die Wahl der Richter in den Händen der Gerichtsherren; so wenig man nun daran denken kann, diese alte Art der Besetzung der Gerichte zu erneuern, so sehr entspricht es dem Geiste unserer Zeit, den Gerichtseingessenen wenigstens ebenso viele Mitwirkung in Bezug auf die Ernennung der Richter erster Instanz einzuräumen, als sie jetzt in Bezug auf die Wahl der Verwaltungsbeamten (Landräthe, Bürgermeister, Stadträthe) haben. —

Eine durchgreifende Aenderung der Gerichtsverfassung ist indessen ohne Aenderung des Gerichtsverfahrens nicht möglich. Da nun die Mängel unserer Gerichtsverfassung von Jahr zu Jahr immer fühlbarer werden, muß auch das ein Motiv für Reform unseres Gerichtsverfahrens sein.

Wenn somit die dringendsten Gründe für diese Reform sprechen, wenn es ferner nicht zweifelhaft sein kann, daß die von Reinhardt, Koch, Waldeck und Bornemann adoptirten und seit Jahrzehnten in Hannover und den Rheinlanden mit bestem Erfolge angewandten Principien des französischen Processes unserem neuen Verfahren zu Grunde zu legen sind, so darf über dem Streben nach Besserung des preußischen Processes die Herbeiführung einer gemeinsamen Proceßordnung für Deutschland nicht außer Acht gelassen werden. Die juristische Commission des neuen Bundesraths soll dem Vernehmen nach die Autorität sein, in deren Hand diese große Besserung unserer Rechtsverhältnisse gelegt wird.

Wir haben schon darauf aufmerksam gemacht, daß der in Hannover von den Bevollmächtigten Oestreichs und der meisten kleineren Staaten abgefaßte Entwurf einer deutschen bürgerlichen Proceßordnung in materieller Beziehung in allen wesentlichen Punkten mit unserem preußischen Entwurfe übereinstimmt, daß er dem letztern aber in formeller Beziehung wegen seiner größeren Präcision und Kürze weit vorzuziehn ist.

Aber ganz abgesehen von den Vorzügen oder Mängeln dieser beiden Entwürfe ist eine gemeinsame bürgerliche Proceßordnung für ganz Deutschland in hohem Grade wünschenswerth. Es muß endlich der jetzige Zustand aufhören, wo der rheinische Jurist das Proceßverfahren Frankreichs besser kennt als das des übrigen preußischen Staats, wo die Juristen der alten Provinzen Preußens nichts von dem Verfahren in Sachsen, Bayern, Würtemberg wissen.

Die Gemeinsamkeit der deutschen Rechtswissenschaft, die glücklicherweise nie

Digitized by Google

ganz aufgehört hat, wird eine neue Bedeutung gewinnen durch ein gemeinsames deutsches Gesetzbuch, zu dessen Herbeiführung eine deutsche Proceßordnung den ersten Schritt bildet. Im Processe zeigt sich oft der Charakter des ganzen Staats. Der gemeinrechtliche Proceß, beruhend auf Satzungen des kanonischen und römischen Rechts, Reichsgesetzen und einer oft nur aus Mißverständnissen hervorgegangenen Praxis, hat dieselbe Schwerfälligkeit und Unbehilflichkeit, die seit Jahrhunderten im Staatswesen des heiligen römischen Reichs deutscher Nation herrschte. Die carmersche Proceßordnung zeigt den kräftigen Willen, rasch und rücksichtslos das Recht zu verwirklichen, zugleich aber auch denselben absolutistischen und bureaukratischen Geist, der den preußischen Staat damals charakterisirte.

Aufgabe unserer Zeit ist es nun, festzuhalten an dem energischen Streben der Verwirklichung des Rechts, aber dabei der Selbstthätigkeit des Privatmanns größeren Spielraum zu gestatten, als dies im achtzehnten Jahrhundert der Fall war.

Die Reformbestrebungen auf dem Gebiete des Civilprocesses haben in Deutschland vorzugsweise zwei Feinde zu bekämpfen, welche auch auf anderen Gebieten unseres öffentlichen Lebens dem vernünftigen und besonnenen Fortschritte entgegentreten, nämlich das Princip der zu weit getriebenen staatlichen Bevormundung oder des Bureaukratismus und das Princip des Particularismus. Zu den großen Resultaten des Jahres 1866 gehört, daß sie auch nach dieser Seite den Anstoß zu neuen Reformen enthalten. C. S.

Die Agitation zur Förderung der Kunstindustrie in Preußen.

Dr. Schwabe: Die Förderung der Kunstindustrie in England und der Stand dieser Frage in Deutschland für Staat und Industrie, Gemeinde, Schul- und Vereinswesen. Berlin, Guttentag. 1866.

Seit jener Druck, der während der Reactionsperiode auf Preußen und speciell auf seiner Hauptstadt jede selbständige Regung des Volkslebens lähmend und erstickend lastete, von der Bevölkerung gewichen ist, nimmt das Vereinswesen in derselben von Jahr zu Jahr immer kräftigeren Aufschwung. Man gewöhnt sich mehr und mehr vom Staat nicht die Initiative zu verlangen, wo es Verbesserung fühlbarer oder klar erkannter Mängel unserer bürgerlichen Zustände, oder Einführung neuer segensreicher Einrichtungen gilt, sondern bemüht

Digitized by Google

sich zunächst, das allgemeine Interesse derer, die es unmittelbar angeht, für den Zweck zu erregen, es durch fortgesetzte Agitation, durch Aufklärung, Verbreitung der richtigen Ansicht von der Sache zu erwärmen, um so einmal aus der freiwilligen Selbstbesteuerung wenigstens theilweise die ersten Mittel zum Anfang der praktischen Verwirklichung des richtigen Gedankens zu gewinnen, und andrerseits das immer nicht gering zu schätzende Gewicht der allgemeinen Ueberzeugung zum bestimmenden Factor bei den Entscheidungen der Regierung zu erheben. Unter den Zwecken, für welche man in Berlin agitirt, Vereine bildet, Vorlesungen hält, sammelt und redet, ist selbstverständlich manches unklare, ja lächerliche Object, das all des Aufwands von Aufregung und Rhetorik keineswegs werth ist, der von manch einem Männlein und Fräulein zu seinen Gunsten gemacht wird. Aber ebenso wenig fehlt es an höchst vortrefflichen wohlgewählten Zielen. Zu solchen Agitationen, deren schneller und vollständiger Erfolg der ganzen vaterländischen Cultur zum hohen Segen gereichen würde, gehört besonders die, welche im Herbst des letzten Jahres in Berlin angeregt, auf die Errichtung eines wirklichen nationalen Kunstindustrie-Museums und damit zu verbindende Kunstgewerblehranstalten ausgeht.

Die seltsame und überraschende Thatsache ist leider nicht zu läugnen, daß grade der „Staat der Intelligenz" nicht nur unter den europäischen Genossen, wie Frankreich und England, sondern auch unter den übrigen deutschen Haupt- und Mittelstaaten in Bezug auf diese immer dringender nothwendig werdenden Einrichtungen am allerweitesten zurückgeblieben, sich am allergleichgiltigsten gegen das offenbare Bedürfniß verhalten hat. Trotz der hohen Stufe der allgemeinen Volksbildung, trotz der Gunst und Pflege, welche die specifische Kunst und die Wissenschaft Seitens der preußischen Regierung erfahren hat, ist die Bildung des Geschmacks, des praktisch-ästhetischen Sinns, die Fähigkeit, dasselbe gar selbständig zu erzeugen, in der Masse der norddeutschen, also vorwiegend preußischen Bevölkerung, der arbeitenden wie der sogenannten gebildeten, durchschnittlich auf einer so wenig erfreulichen Stufe der Entwickelung, daß wir uns über den Mangel nicht täuschen können, welcher vorwiegend in den zur Beförderung dieser Seite der Cultur dienenden Instituten zu suchen ist. Zum Vergleiche brauchen wir zunächst, wie gesagt, das Ausland gar nicht heranzuziehen. Schon Süddeutschland ist uns hierin weit voraus. Bayern hat in Nürnberg jene „Kunstgewerbeschule", welche, mit einem „Kunst- und Gewerbemuseum" verbunden, unter des trefflichen Kreling Leitung bereits für die künstlerische Veredlung der dort geübten Gewerbe, für Erziehung des ästhetischen Sinns ihrer Genossen sehr erfreulichen Einfluß bewährt. In Baden verfolgt die 1865 zu Karlsruhe begründete Landesgewerbehalle nach sehr vernünftigem Plane die gleichen Zwecke. In Würtemberg sind ähnliche und noch vielseitiger ausgedehnte Institute durch die Centralstelle für Gewerbe und Handel ins Leben

Digitized by Google

gerufen. Und in Oestreich strebt das 1864 zu Wien eröffnete „Kaiserlich königliche Museum für Kunst und Industrie“ mit großer Energie und reichen Mitteln für die Gewerbe des Landes alles das zu leisten, was man bei Begründung der vorher genannten beabsichtigt hat. Die gewerbtreibenden Classen fangen auch bei uns in Preußen an lebhaft den Nachtheil zu empfinden, der daraus entsteht, daß derartig organisirte Bildungsschulen mangeln. Die Einsicht ist nicht mehr blos auf wenige „Kenner“ beschränkt, daß wir, d. h. wir Modernen aller Länder, trotz der gepriesenen großartigen Blüthe unserer Industrie im Vergleich zu den Völkern des Alterthums, des Mittelalters und der Renaissance, ja selbst im Vergleich zu den von uns aus der Höhe unserer Civilisation herab sonst so verächtlich angesehenen Völkern des Orients dennoch nur Barbaren sind in allem, was Schönheit und Stil unserer industriellen Erzeugnisse, was Gefühl für Harmonie der Farbe und Form, was Erfindungskraft in allem Lebensschmuck und Zierrath betrifft.

Weder die preußischen Gewerbeschulen, noch das Gewerbeinstitut zu Berlin, noch die Akademie der Künste können etwas von dem leisten, was hier grade noth thut. Sie beschränken ihre Lehrthätigkeit auf einen viel zu kleinen Bruchtheil der arbeitenden Bevölkerung und ihre innere Organisation schließt eine Einwirkung in jenem Sinn und jener Richtung aus. Dagegen besitzt Preußen bereits einige Sammlungen von höchst bedeutendem und hierfür wichtigstem Inhalt, aus welchen in eines einsichtigen und kräftigen Mannes Hand sehr wohl ein großartiges Kunst- und Gewerbemuseum gebildet werden könnte, eine durch Anschauung unmittelbar lehrende und wirkende Mustersammlung also, an welche dann die zum eigenen Schaffen und Gestalten heranbildende Lehranstalt anzuschließen wäre. Wir nennen außerhalb Berlin die an Reichhaltigkeit und weiser systematischer Anordnung kaum übertroffene „Minutolische Vorbildersammlung zur Beförderung der Gewerbe und Künste zu Liegnitz“, diese bewundernswerthe Schöpfung der von Begeisterung und feiner Erkenntniß getragenen Energie und Hingebung eines Privatmanns. Es sind ferner in Berlin die Wagnersche Galerie als Grundstamm einer Nationalgalerie der modernen und vaterländischen Meister, und die Schätze an edlen Mustern der Kunstindustrie jeder Art und aller Zeiten und Völker, welche das alte und neue Museum bewahrt, ohne sie bei der gegenwärtigen Art der Aufstellung und Verwendung eigentlich für die zunächst betheiligten Kreise und Classen nutzbar werden zu lassen.

Wenn also einerseits die Schäden klar zu Tage liegen, so gilt das von den Mitteln zu einer gründlichen Heilung nicht minder. Man braucht in Preußen nicht von vorn anzufangen und aus dem Nichts zu schaffen. In dieser richtigen Erkenntniß haben sich im vorigen Herbst in Berlin Männer aus verschiedenen Kreisen der städtischen Gesellschaft dazu verbunden, die schöne und wichtige

Digitized by Google

Angelegenheit nachdrücklich anzuregen, das Bewußtsein der Nothwendigkeit ihrer befriedigenden Erledigung immer allgemeiner und eindringlicher zu machen und für das gerechte Verlangen da Gehör zu finden, wo die Möglichkeit der Erfüllung gegeben ist. Die Frau Kronprinzessin, welche diesen Bestrebungen eine Begünstigung werden läßt, in der man außerordentliche Bürgschaft des Erfolges zu sehen berechtigt scheint, hatte bereits im Jahre 1865 mit Interesse den Gedanken einer Kunstindustrieschule für Berlin erfaßt. Sie ertheilte Herrn Dr. Schwabe den ehrenvollen Auftrag, die Bedürfnißfrage einer solchen in einer Denkschrift ausführlich zu erörtern. Als Folge dieses Auftrages ist das oben genannte Buch entstanden. Es beruht auf gründlicher Kenntniß des Gegenstandes und behandelt ihn, ohne sich in abstractes Theoretisiren zu verirren, wahrhaft erschöpfend. Die Darstellung der englischen Bestrebungen auf diesem Felde bildet den Hauptinhalt des Werkchens. Mit gutem Grund. Denn was im Eingange, anlehnend an die betreffenden Mittheilungen des Verfassers, von der bisherigen auf dasselbe Ziel gerichteten Thätigkeit in Deutschland gesagt wurde, erscheint noch als kleiner und unbedeutender Versuch im Verhältniß zu der Großartigkeit des in England Unternommenen und bereits Erreichten. Hier scheint wirklich der ideale Begriff der Sache realisirt und die hier ins Leben getretenen Institutionen zur Förderung der Kunstindustrie werden als bestes Vorbild anzusehen sein, wo es sich darum handelt, den bei uns hervorgetretenen Uebelständen gründlich abzuhelfen.

Die englische Bewegung, welche zu so bewundernswerthen Resultaten geführt hat, nahm ihren Ausgangspunkt bekanntlich von der ersten großen Weltausstellung zu London im Jahre 1851. Das nationale Selbstgefühl konnte die Engländer nicht darüber täuschen, daß sie auf fast allen Gebieten der Kunstindustrie von den ausländischen Concurrenten in jenem Wettkampf besiegt waren, daß der Schönheitssinn und die Geschmacksbildung, wie sie sich in den Arbeiten der Kunstgewerbe auszuprägen haben, bei ihnen nicht den Vergleich aushalten konnte mit dem, was die Leistungen anderer Nationen boten. Indem man sich dieses beschämende Resultat offen eingestand, erkannte man auch die Ursache desselben und ergriff schnell und energisch die Mittel zur Beseitigung des Deficits. Außer einer Centralschule für Musterzeichner, welche 1837 gegründet worden war, und zwanzig ähnlichen Anstalten im vereinigten Königreich, existirte bis zum Jahre 1851 überhaupt keine Art von Zeichenschule für die industriellen Classen und, ohne die eigentlichen Elemente des Zeichnens und des künstlerischen Verständnisses ihren Schülern zu lehren, hatten natürlich diese Institute nur wenig oder gar keinen Erfolg haben können. Ein in umfassender und systematischer Weise gehandhabter wissenschaftlicher und künstlerischer Unterricht der Gewerbtreibenden wurde daher alsbald ins Auge gefaßt. Dies führte dahin, daß man sofort aus den Ueberschüssen der Ausstellung ein Kunstmuseum grün-

Digitized by Google

dete, für das eine Menge guter Muster und Kunstgegenstände durch Ankauf aus der Industrieausstellung erworben wurden, um damit den Grund für das spätere Kensingtonmuseum zu legen. Dazu kündete die Thronrede von 1853 bereits dem Parlament eine Vorlage an, den wissenschaftlichen und künstlerischen Unterricht der industriellen Classen betreffend. Aus dem mit Verwendung der hierfür bewilligten Gelder betrauten „Departement of practical Art" entwickelte sich nun durch eine umfassende Reorganisation das „Departement of Science and Art", das die Leitung und Durchführung des wissenschaftlich- und künstlerisch-technischen Unterrichts in sich vereinigen sollte. Durch Cabinetsordre vom 25. Februar 1856 ist dasselbe von dem „Board of trade" getrennt und mit dem Erziehungsausschuß verbunden worden, welchem ursprünglich nur die Sorge für das gewöhnliche Elementarschulwesen zugefallen war.

Von den deutschen Verwaltungsbehörden ist der Charakter dieses „Gewerbschulamts" grundverschieden. Es will nicht dictatorisch die ihm untergeordneten Provinzialschulen auf bestimmten Punkten des Staats etabliren, sondern seine Thätigkeit will anregend, die Städte des Landes zu eigener selbständiger Action leitend und, ist diese einmal erwacht, dieselbe fördernd und unterstützend wirken. Zu diesem Zweck gründete es vor allem ein hauptstädtisches Centralinstitut, dessen Hauptbestimmung darin bestehen sollte, „Muster, Modelle und sonstige künstlerisch-wissenschaftliche Erscheinungen anzuschaffen, auszustellen und unter den Provinzialinstituten zu vertheilen. Dasselbe sollte dem Publikum im Allgemeinen zugänglich sein, doch sollten in erster Reihe Personen berücksichtigt werden, die irgendwo im Lande ein Glied der großen Kette der Erziehung bilden, so Lehrer, Schüler, Seminaristen. Eine Schule, zugleich genügend den Ansprüchen auf dem Gebiet der Wissenschaft und der Kunst sollte mit diesem hauptstädtischen Institut verbunden werden und von ihr aus und durch sie das Beste und Neueste der Theorie und Praxis an die Provinzialschulen gelangen."

Diese Grundsätze sind seitdem in der umfassendsten und zweckentsprechendsten Weise durch die Operationen des Gewerbschulamts durchgeführt worden. Dieselben schlagen zwar verschiedne Richtungen ein, nach der wissenschaftlichen und nach der künstlerischen Ausbildung. Nach beiden Seiten hin tritt die staatliche Beihilfe hinzu. Dort durch Prämien für die Lehrer, Unterstützungen beim Ankauf der Unterrichtsmittel, Ehrenpreisen bei den Prüfungen und die Prüfungen für Lehrer selbst. Für die künstlerische Förderung aber entfaltet das Gewerbschulamt weit großartigere Mittel. Der Verfasser ordnet dieselben in gedrängter Uebersicht in vierzehn Kategorien. 1) Die nationale Kunstschule in Südkensington mit dem Seminar zur Heranbildung von Lehrern. 2) Die Museen und Sammlungen in Südkensington. 3) Errichtung von Kunstschulen. 4) Gewährung von Hilfe zu Bauten für Kunstschulen. 5) Gewährung von Geldmitteln an Vereine zum Unterricht in der Kunst. 6) Gewährung von Geld-

stipendien an Seminaristen und Schüler. 7) Jährliche Localinspectionen und Prüfungen mit Vertheilung von Preisen an Schüler. 8) Nationale Preisbewerbungen. 9) Geschenke von Kunstgegenständen und Büchern an Schulen für Medaillen, die ihren Schülern zuerkannt sind. 10) Geldprämien an die Kunstlehrer für die von ihnen erzielten Resultate. 11) Circulation von Kunstgegenständen und Büchern des Centralmuseums und der Bibliothek in den Provinzen. 12) Geldbewilligungen zum Ankauf von Modellen, Zeichnenvorlagen, Abgüssen ꝛc. 13) Internationaler Austausch von Copien seltener Kunstgegenstände. 14) Veranstaltung von Ausstellungen geliehener Kunstgegenstände für wichtige Zweige der Kunstindustrie,

In diesen Arten der Thätigkeit des Gewerbschulamts ist eigentlich alles erschöpft, was geschehn kann zur „Erweckung des Schönheitssinns und der Geschmacksbildung des großen Publikums einerseits und zur Heranbildung tüchtiger industrieller Künstler andrerseits." Welcher Erfolg diese Arbeiten gelohnt hat, zeigte bereits die zweite londoner Weltausstellung von 1862, auf welcher die englischen Kunstgewerbe den ehemals so hoch überlegnen französischen fast den Preis des Siegs streitig machten. Ich kann dem Verfasser hier nicht in das reiche Detail der Aufzählungen folgen, mit welchen er die einzelnen Paragraphen jenes großartigen „Systems der Beihilfe" erläutert. Die genauesten Angaben, Verzeichnisse, statistischen Tabellen haben ihm dabei zu Gebote gestanden. Erst durch die eingehende Kenntnißnahme seiner Mittheilungen bekommt man eine Anschauung von dem, was hier nach allen Seiten gethan ist und von den höchst erfreulichen und imposanten Früchten solcher Thätigkeit. Es sind keine sinnreicheren Maßnahmen und Einrichtungen zu erdenken, als die hier getroffenen, welche sich so glänzend bewährten. Das geht durch bis zur Wahl der einzelnen technisch-künstlerischen Unterrichtsfächer, der Art der Prüfungen, der Prämien, und culminirt wohl in dem „Wandermuseum", welches alle Provinzialschulen zu Mitbesitzern der Vortheile des Centralinstituts macht, besonders aber in dem großen „Südkensington-Museum", das seines Gleichen nicht auf Erden hat. Sein ungeheurer Inhaltreichthum, die Originalität und praktische Weisheit in seiner Gliederung und Anordnung lassen es nur gerechtfertigt erscheinen, daß der Verfasser außer der gedrängten Uebersicht seiner Sammlungen im ersten Theil, ihm später im zweiten Abschnitte seines Buchs eine ausführliche Schilderung und Charakteristik all der einzelnen Parthien widmet, aus denen es zusammensetzt ist. Es gliedert sich in eine wissenschaftliche und eine künstlerische Hauptabtheilung. Jener ordnen sich unter: 1) Die Sammlung von Schul- und Unterrichtsgegenständen; 2) das Museum der Constructions- und Baumaterialien; 3) die Sammlung thierischer Rohstoffe und Producte; 4) das Museum der Nahrungsmittel; 5) die Sammlung von Modellen und Darstellungen patentirter Erfindungen; 6) die Sammlung von

Digitized by Google

Schiffsmodellen. Die Kunstabtheilung enthält: 1) Das Museum für ornamentale Kunst; 2) die Sculpturen britischer Künstler; 3) das Architekturmuseum; 4) die Bildergalerien britischer Künstler; 5) die Bibliothek. Erwachsen ist dies umfassende Ganze seit 1852 aus dem damals im Marlboroughhaus befindlichen, theils aus bereits vorhandenem Besitz, theils gelegentlich der großen Ausstellung gemachten neuern Ankäufen gebildeten „Museum für ornamentale Kunst", durch großartige Erwerbungen seitens der Regierung, die mit Energie und Consequenz von den tüchtigsten, kundigsten Männern betrieben wurden. Im Verein mit nicht minder großartigen Schenkungen oft ganzer kostbarer Sammlungen seitens patriotischer gemeinsinniger Privaten reichte es bald genug über seinen ursprünglichen Bestimmungsplan gewaltig hinaus, vertauschte 1857 sein bisheriges Haus mit den sehr passend eingerichteten Localitäten in Südkensington und erweiterte den Kreis seiner Wirkungen auf die Bildung der Bevölkerung dadurch, daß es seit jener Zeit auch bei Abend den Zutritt gewährte. Zu seinen unabsehbaren Schätzen jeder Art sind neuerdings noch als höchster Schmuck die sieben ehemals in Hamptoncourt bewahrten rafaelischen Cartons zu den Tapeten im Vatican gekommen und sehr wahrscheinlich steht die Aufnahme der ganzen herrlichen „Nationalgalerie" in dieses Museum in nicht zu ferner Aussicht.

Eine ganz eigenthümliche Einrichtung ist die ebenda veranstaltete periodische Ausstellung kostbarer Privatsammlungen bestimmter Kunst- oder Kunstgewerbe-Fächer, welche von den Besitzern oft für mehre Monate hergeliehen werden, und die den Reiz wie die bildende und lehrende Kraft dieses Museums aufs höchste zu steigern geeignet ist.

Für den Erfolg der nun auch bei uns begonnenen Agitation zur Herbeiführung ähnlicher Einrichtungen ist Dr. Schwabes Arbeit von großer Wichtigkeit. Man findet in ihr alles Material des Erfahrungsbereiches in reicher Fülle und wohl geordnet beisammen, und kann aus ihm die genaue Erkenntniß des zu erstrebenden Zieles schöpfen, durch die derartigen Bestrebungen erst jene praktische Wirkungsfähigkeit erwächst, welche die allgemeine vorschwebende schöne Idee ihnen schwerlich zu verleihen vermag.

Digitized by Google

Ein Preisdrama.

Brutus und Collatinus. Trauerspiel von Albert Lindner. Berlin, Reimer.
(Erste Aufführung in Berlin den 17. Januar.)

Auf die Gefahr hin, daß Sie die Acten über Lindners dramatische Arbeit, die der Kritik so viel Stoff gegeben hat, schon für geschlossen halten, sende ich Ihnen die nachfolgenden Bemerkungen. Vielleicht gewähren Sie denselben, auch wenn ich nicht vollkommene Uebereinstimmung erwarten dürfte, den kleinen Raum, den sie beanspruchen.

Vom Dichter sagen wir wie vom Helden, er ringe nach der Palme des Sieges, und wenn bei diesem wie bei jenem der schönste Erfolg Sieg über das eigne Selbst, über seine gemeinere Natur ist, so gilt der Kampf nach außen für jeden von beiden nicht weniger dem Feinde, den er vernichten, als dem Nebenbuhler, mit dem er wetteifern soll. Förderungsmittel für Erzeugung des Vortrefflichen ist und war hier wie anderwärts die Concurrenz, von ihrer erhabenen und umfassenden Gestalt des griechischen Alterthums an, da der Dichter angesichts der nationalen Heiligthümer unter der Aegis Athenes nicht nur mit so vielen andern, sondern durch verschiedenartige eigne Werke auch mit sich selbst kämpfen durfte — bis zu jenem Wetteifer herab, den uns die beiden ehernen Gestalten vor dem Theater zu Weimar vergegenwärtigen. Darum wollen wir uns nur freuen, daß auch der stolze Adler, auf dessen kühnem Fittig jetzt Deutschlands Zukunft ruht, als königliche Gabe für neuen Sängerkrieg die Palme darbietet, und wenn diese Palme nicht nur im bildlichen, sondern auch im eigentlichen Sinne von Gold ist, so dürfen wir das in einem Lande, dessen beste Autoren als Beamte und Professoren ihren Lebensunterhalt mühsam erarbeiten mußten, ja dessen nationalsten Sänger einst nur hochherzige Geschenke Fremder den bitteren Nahrungssorgen entriß, eher für poetische Gerechtigkeit preisen, als mit kümmerlicher Pedanterie bemäkeln.

Man hat freilich behauptet und mit Zahlen nachzuweisen gesucht, daß die gekrönten Dramen aller bisherigen deutschen Preisconcurrenzen noch keinen sichtlichen Einfluß auf die Bühne unsrer Tage ausgeübt haben. Aber begnügen wir uns zunächst damit, daß bei all den verschiedenen Preisbewerbungen doch noch keine Arbeit gekrönt worden ist, die nicht ein Zeugniß edlen Ringens gewesen, nicht einen Vorrath echten Gehalts in sich geschlossen hätte: es ist immer etwas, aus erprobten Händen eine Reihe gehaltvoller Arbeiten der Nation empfohlen zu sehen; der Geschmack der feineren Geister wird sich im Stillen daran schärfen und entwickeln, auch wenn ihnen der Beifall des lauten Marktes fehlt.

Digitized by Google

Preisrichter zu sein ist in der That kein dankbares Geschäft. Wenn es den atheniſchen Brabeuten, die nach den Aufführungen unter der unmittelbaren Controle der ganzen Nation urtheilten, so erging, daß nicht nur die Dichter ſich über unerwünſchte Entſcheidung öffentlich beklagten, ſondern daß nach mehr als zweitauſend Jahren auch wir, ohne ihre Gründe zu kennen, über ſie (z. B. ſofern ſie den Vögeln des Ariſtophanes nur den zweiten Preis zuerkannten) noch die Köpfe ſchütteln, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, wie wenig unſer Publikum geneigt ſein wird, den vaterländiſchen Preisrichtern etwas zu ſchenken, einerſeits da man von ihrem Rufe alles erwartet und doch weder das volle Material, das ihnen vorgelegen, noch die differirenden Richtungen im Schooße ihres Collegiums kennt, andrerſeits, weil es heutzutage überhaupt kaum einen ideal aufſtrebenden Jüngling giebt, der nicht ſelbſt eine Tragödie verfaßt hätte und ſonach ſich ſelbſt als Mitrichter fühlte. Unſeres Erachtens ſollte der beſſere Theil des Publikums ſich vereinigen, ſolchen Männern ihre Arbeit nicht noch ſaurer zu machen, als ſie bereits iſt, ſondern das von ihnen Empfohlene, wenn auch nicht als das abſolut beſte, ſo doch als gediegenes und ernſter Beachtung würdiges Erzeugniß hinnehmen.

Von vielen Seiten hat man es der Commiſſion zum Vorwurf gemacht, wie ſie nur überhaupt wieder ein Drama mit antikem und nicht vielmehr eines mit nationalem und womöglich modernem Stoffe habe erkieſen können. Die Principienfrage, die ſich hieran knüpft, iſt zu oft erörtert worden, als daß ich ſie ausführlich beſprechen dürfte; aber einige Bemerkungen unterdrücke ich nicht. Es läßt ſich behaupten, daß zur Förderung nationalen Sinnes die römiſche Geſchichte bei uns Deutſchen vielfach wirkſamer geweſen iſt als die heimiſche ſelbſt. In den Zeiten, wo unſer Vaterland nur in der traurigſten Zerſplitterung und Zerriſſenheit, unter dem Joch unzähliger kleinen Selbſtherrſcher exiſtirte, in Zuſtänden der drückendſten geiſtigen Bevormundung und Knechtung, durfte der deutſche Knabe, dem man noch dazu die vaterländiſche Geſchichte oft nur in hohnwürdiger Verdrehung und particulariſtiſcher Verengung darbot, an dem Bilde des gewaltigen Römerreichs die Idee eines großen, ſtarken und freien Vaterlands hegen und nähren, während ihm das ſeine in praxi aus den Augen gerückt war; und wenn man ihn bei allem heimiſchen Druck nicht verhindern konnte, ſich für den Sturz der Tyrannen in Athen und Rom oder für die großartigen Verfaſſungskämpfe jener Staaten zu begeiſtern, ſo erwarb er in jenen Bildern Ideale, die ihn ſelbſt unter dem trübſten Elend der Heimath zu Gute kamen. Und heute noch achten wir es als Poſtulat künſtleriſcher und wiſſenſchaftlicher Erziehung, ideell oder wirklich heimiſch geworden zu ſein im alten Rom, deſſen Senat einſt einer Verſammlung von Königen glich und was für alle Zeiten die erhabenſten Typen individueller Charakterſtärke und nationaler Vollkraft hervorgebracht hat. Die dramatiſche Kunſt aller modernen Völker,

Digitized by Google

die es zu einer bedeutenden Literatur gebracht haben, weist neben Schauspielen heimischen Stoffes immer zugleich auch Römerdramen auf. Was ist denn überhaupt ein nationales Motiv? Doch nur ein Ereigniß oder ein Zustand, der mit unserem gegenwärtigen politischen oder Culturbewußtsein in erkennbar nothwendigem Zusammenhange steht, der in seiner damaligen Bedeutung für die ganze Nation noch jetzt die ganze Nation ergreift; die Stürme, welche die Zeiten, denen er angehört, bewegten, müssen den Wogenschlag derselben noch bis an unsere Küsten treiben. Und nun braucht man nur die große Masse der bisher gemachten national-dramatischen Versuche zu überblicken, um inne zu werden, wie schwer es ist, in unserer Geschichte solche Momente allgemeinverständlich zu vermitteln. Wer mag behaupten, daß wir in der Traum- und Zauberspähre der wagnerschen Musikdramen, deren Stoffe wir uns erst auf Umwegen künstlich entdeckt haben, die hehre Kraft des Herakles, die unsre Nation aus ihrem eignen Borne schöpfen soll, gefunden hätten? Wer will läugnen, daß aus der Fülle unserer Salier- und Hohenstaufendramen die Ausbeute äußerst gering gewesen ist? Und was die näher liegenden Jahrhunderte betrifft, so ist die Schwierigkeit klar, die Zeit nach der Reformation, seit welcher sich Deutschland in zwei Hälften gespalten hat, von denen wechselseitig die eine nahezu alles als Schaden zu beklagen pflegt, was die andere als Fortschritt feiert, nicht einseitig in einem Parteilibell, sondern in einer großen Idee, die jedes redliche deutsche Gemüth wohlthätig nachzufühlen vermöchte, versöhnend zu erfassen. So besitzen wir denn von unsern drei classischen Dramatikern eben auch nur drei im eigentlichen Sinne nationale Dramen: Minna von Barnhelm, Götz von Berlichingen und Wallenstein. Schillers großem Werke ist es freilich gelungen, bei einem Stoffe mitten aus der gräßlichsten Zeit heraus das deutsche Volk vom baltischen Meere bis zur Adria in einem Hochgefühl auf echt nationaler Grundlage zu einigen, und damit die Bahn zu bezeichnen, auf der weiter gestrebt werden sollte, und vielleicht dürfen wir von der politischen Erneuerung unsers Volkes, die wir jetzt erleben, Schöpfungen in solchem Sinne wieder hoffen. Aber denken wir im Hinblick auf die vielen tauben Blüthen nicht zu gering von den Schwierigkeiten, die es bietet, und vergessen wir nicht, daß der Moment großen politischen Aufschwunges uns die Prophetien auch der antiken Vaterlandsidee um so verständlicher macht. Der antike Stoff von Lindners Drama darf füglich nicht höhere Bedenken erregen als der Umstand, daß Schiller die ernst nationalen Gedanken, die von ihrer Zeit verstoßen zum Gedichte flüchten mußten, zumeist an Schicksalen ausländischer Persönlichkeiten und Völker zur Wirkung kommen läßt.

Und zwar um so weniger, als grade oft in den antiken Stoffen, wie speciell bei unserem Preisdrama, ein Motiv vorliegt, das zwar unser gegenwärtiges Bewußtsein kaum mehr zu ertragen vermag, das aber grade darum — ich

Digitized by Google

möchte sagen, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit — desto geeigneter ist. Man hat den Richterspruch des Brutus barbarisch genannt und gefordert, dem Urtheil Schillers, der diesen Stoff als unpassend für eine Tragödie erklärt, unbedingt zu folgen. Schreiber dieser Zeilen glaubt an echter Begeisterung für unsern großen Dichter Keinem nachzustehen, aber er kann trotzdem nicht umhin, dagegen zu protestiren, daß man das ästhetische Urtheil desselben in jedem Falle als einen neuen Landvogtshut aufstecke; der edle Meister würde das selbst am wenigsten gebilligt haben. Referent vermag in sein Urtheil über den vorliegenden Fall, so vielfältig man es ihm nachspricht, nicht einzustimmen. Das Opfer des Abraham ist doch ein Gegenstand, der von keinem modernen Maler verschmäht wird und der in seiner religiösen Bedeutung — soweit sie uns hier angeht —, daß wir auf den Befehl der Gottheit auch das Liebste willig hingeben sollen, ewig Wahrheit bleiben wird. Ist Abraham bereit, seinen schuldlosen Sohn zu opfern, warum soll Brutus anstehen, den schuldigen zu verurtheilen? Es ist das Bestreben unserer Zeit, alle blos menschlich angemaßte Autorität zu durchbrechen; das ist Recht, aber um so dringender ergeht die Mahnung, die Autorität göttlichen Gesetzes heiliger zu halten. Der Consul aber, der sich mit seinem Amtseid verpflichtet, die Republik nicht zu Schaden kommen zu lassen, fühlt sich göttlichem Gesetze unterthan und als Richter über Leben und Tod jedes anderen Römersohns darf er nicht weichlich zurücktreten, wenn sein eigenes Kind um Hochverrath vor dem Tribunal steht. Und wenn auch die Humanität unserer Zeit den Richter jedes damit vergleichbaren Pflichtkampfes zu überheben pflegt, so ist es doch falsch zu behaupten, man dürfe dem modernen Zuschauer nicht zumuthen, nach der Richtschnur des Römers handeln zu sehn. Ob das ästhetisch gut gethan ist, ob nicht vielmehr bei einer gewissen Grenze unser sittliches Fassungsvermögen den Dienst versagt, ist eine andere Frage. Aber die Möglichkeit solches Conflictes constatirt auch das Christenthum. „Wer Sohn und Tochter mehr liebt als mich, ist mein nicht werth."

Auch in der consequenten Strenge des Senats, der unter den Mitgliedern der gens Tarquinia den Collatinus mit verbannt, liegt, wie sehr sich auch unser Gefühl dagegen sträubt, ein tiefer Sinn. Der Forderung, bei einer völligen Staatsveränderung die letzte Wurzel, die mit dem bisherigen Uebelstand auch nur noch scheinbar zusammenhing, herauszureißen, liegt großartiger politischer Instinct zu Grunde. Wir wollen nicht sagen, daß dieser Gegenstand im vorliegenden Stücke mit völlig genügender Schärfe wäre begründet und hervorgehoben worden. Aber es scheint uns nicht müssig, wenn einem so vielfach verzärtelten und verwöhnten Publikum, wie das unsere ist, einmal die Nothwendigkeit eiserner Consequenz und Energie im politischen Handeln einerseits, und das Bild aufopferndster Pflichterfüllung andererseits hartkantig vor die

Digitized by Google

Seele geführt werden. Ist es doch des Dichters edelste Aufgabe, der begeisterte Lehrer seiner Zeit zu sein.

Anzuerkennen ist ferner, daß Lindners Stück voll Handlung und Leben ist, und daß nirgend der schwungvoll gehobene Geist, der es durchwebt, zum Matten oder Prosaischen herabsinkt. Dagegen hat man den schweren Vorwurf erhoben, daß ihm die Einheit fehle, indem es aus zwei nur mechanisch mit einander verbundenen Theilen, einer „Lucretia" und einem „Brutus und seine Söhne" bestände. Dieser Einwurf trifft nicht unbedingt. Die Sache selbst aber steht so: die Persönlichkeit, welche die Handlung zusammenhält, ist ganz allein Brutus, so blendend auch die Folie des Collatinus ihm bisweilen zur Seite tritt. Das Stück würde besser: „Das Opfer des Brutus" heißen; darauf hin ist es angelegt, wenn auch nicht in der Ausführung markirt genug gerathen; dieses Motiv ist die ideale Höhe des Stückes, wenngleich der Tod der Lucretia der in die Sinne fallende Höhepunkt ist. Da das Drama durch den Druck und durch Aufführungen dem Publikum bekannt ist, kann ich von einer Analyse absehen.

So lose als man ihm hat vorwerfen wollen, ist es nicht gefügt. Der Dichter hat vielmehr danach getrachtet, so viel als möglich sichtbarlich zu motiviren. Wie das Verhalten des Collatinus im vierten Acte nicht zu verstehen wäre, wenn wir nicht das Unrecht, das ihm durch die Tarquinier geschehen, in den vorhergehenden Acten selbst geschaut, so ist die Haltung der Söhne des Brutus vom ersten Act an fortlaufend aufs eingehendste begründet; sie sind in zartester Jugend von Tarquinius an sich genommen und in dem Wahne einer fürstlichen Abstammung erzogen worden; Tarquins Güte und Tullias Schlauheit, die ihre Pläne auf sie baut, hält sie in gleichem Maße an das Königspaar gefesselt. Der Dichter läßt uns ferner die Freude der römischen Bevölkerung an der neuerrungenen Freiheit, und die Wichtigkeit, diese Freiheit um jeden Preis erhalten zu sehen, wirksam empfinden, indem er die Greuel des ganzen tarquinischen Hauses vor uns ausschüttet, namentlich dadurch, daß er die That des Sextus wesentlich als Werk der Königin Tullia hinzustellen weiß, die, einst vom Volke der Lucretia nachgesetzt und von Collatinus tödtlich gereizt, ihren Sohn, der von Begierde brennt, die keusche Römerin zu erwerben, selbst auf den Gedanken bringt, ihr Gewalt anzuthun. Der Zug ist keine Unmöglichkeit für eine Tullia, aber allerdings so stark dämonisch gefärbt, daß er nur durch die poetische Ausführung noch auf der Grenze des ästhetisch Möglichen haltbar erscheint. Es ist ferner Lindners Bestreben, den Zuschauer mit dem Schicksal seiner Personen möglichst zu versöhnen, ja man muß sagen, daß er seinen Gerechtigkeitssinn stellenweise ins Minutiöse treibt. Wir wollen hier auf die — nach unserer Meinung — ergreifendste Stelle des ganzen Stücks aufmerksam machen, um derentwillen allein es werth wäre, nicht der Vergessenheit anheimzufallen. Ich meine die

Digitized by Google

Scene, in welcher der alte Lucretius seine Tochter um einen flagranten Frevel der Tarquinier beten heißt, damit das Volk dadurch zur Abschüttelung der Knechtschaft getrieben werde. Was die Tochter erbittet, fällt auf ihr eigenes Haupt, eine Ironie des Schicksals, welche lebhaft an die furchtbar doppelsinnigen Worte erinnert, die König Oedipus in seiner Verblendung spricht.

Einzelschönheiten in Bildern der Diction wie in fein psychologischen Strichen der Charakterzeichnung ließen sich in Menge hervorheben; ich gehe weder auf diese noch auf ihre Kehrseite, die einzelnen Mißgriffe nochmals ein, die namentlich von unsern berliner Tagesblättern nach der ersten Aufführung scharf genug notirt worden sind. Aber einen Haupttadel mag ich auch an dieser Stelle nicht zurückhalten: er betrifft die Anlehnung an fremde Muster. Wie sehr der Dichter den Fußtapfen Shakespeares nachgeht, ist jedermann leicht erkennbar; aus der Wendung des prosaischen Ausdrucks, dem Schnitt der Verse, den Nachformungen der Metaphern spricht überall die Erinnerung an das Vorbild. Man hat in den Figuren des wahnsinnigen Brutus den armen Thoms im König Lear, in Tullia eine Abschwächung der Lady Macbeth, in Tarquinius den König im Hamlet mit mehr oder minder Berechtigung wiederfinden wollen; sicher ist, daß die Trauer des Collatinus um den wahnsinnigen Brutus der Klage Opheliens um Hamlet, und die Rede des Brutus an Collatinus im vierten Acte den Bitten der Volumnia im Coriolanus nachgebildet worden. Die Anlage des Stücks ist wesentlich dieselbe wie die des „Julius Cäsar". Man vergleiche:

Erster Act bei Shakespeare: Volksscene. Zwei Tribunen heißen die träg dastehenden Bürger nach Hause gehen. Cassius beklagt, daß Brutus, der beste Führer zur Freiheit, schlafe. Cäsar und seine Gemahlin treten auf; ersterer schöpft Verdacht gegen Cassius.

Bei Lindner: Volksscene. Lucretius und Collatinus heißen die träg dastehenden Bürger nach Hause gehen. Collatin klagt, daß Brutus, der beste Führer zur Freiheit todt (wahnsinnig) sei. Tarquinius und Tullia treten auf, letztere schöpft Verdacht gegen Brutus.

Dritter Act bei Shakespeare: Cäsar wird erstochen. Große Scene an seiner Leiche. Volksaufruhr.

Bei Lindner: Lucretia ersticht sich. Große Scene an ihrer Leiche. Volksbewegung.

Vierter Act. Shakespeare: Streit zwischen Brutus und Cassius.
Lindner: Streit zwischen Brutus und Collatinus.

Fünfter Act. Shakespeare: Schlacht bei Philippi.
Lindner: Schlacht im Walde Arsia.

Aber dies ist nicht das Schlimmste, sondern die kleinen zum Theil wörtlichen Entlehnungen, die sich Lindner aus Ponsards (im übrigen sehr verschiedener) Lucrèce für die Schlußscene des ersten Acts und für den ganzen zweiten

Digitized by Google

erlaubt hat. — So gilt der Applaus, den man bei der Aufführung des Stückes am Schlusse des ersten Acts dem Auftreten der Sibylle von Kumä zollt, wie richtig bemerkt worden ist, Ponsard und nicht Lindner. Der zweite Act bei diesem beginnt wie der erste bei jenem in der Spinnstube der Lucretia, die ihre Mägde dort wie hier antreibt, den Gebieter mit einem wärmenden Gewand im rauhen Feld zu versorgen. Auch bei Ponsard spielt Lucretiens Traum die nämliche Rolle:

„Je me trouvai moi, sur l'autel étendue,
... attendant la hache suspendue."

Des Sextus Haltung, Lucretias Antwort auf ihres Gatten Anrede:

„Je ne suis plus ta femme et n'en veux plus le nom" —

stimmt hier und dort überein. — In einer andern Scene endlich bei Erzählung der Reise nach Delphi sagt Lindners Tarquinius zu Brutus:

„Dein Opfer (des hölzernen Steckens) genügte freilich nicht dem Gott, darum schlug er ein Bein dir unter, daß du fielst."

Darauf Brutus (allein): „Ich sage dir, zufrieden war der Gott,
Der Stab von Holz war ausgefüllt mit Golde." (ab)

Genau nach dem Vorgang Ponsards: — il est qu' Apollon
Na pas été content de l'offre du bâton,
Il t'a fait choir réglant la peine sous l'offrande.
Brute (sortant le dernier)
Non. Le dieu fut content, tu ne sais pas encore
Que dans le bâton vil était un bâton d'or. (Actschluß.)

Man sagt Rubens, der es oft erprobt, das kecke Wort nach, in der Kunst sei Diebstahl immer Sünde, aber Todtschlag erlaubt. Ob wir dieses exceptionelle Heroenrecht für unsern Dichter in Anspruch nehmen dürfen? Derartige Sachen wenigstens können wir doch keinen Franzosen lesen lassen, ohne schamroth zu werden.

Setzen wir jedoch diesen bedenklichen Dingen ein ehrendes Zeugniß entgegen. Nicht blos edle Reinheit in der Behandlung rühmen wir, die erfreulich und respectabel ist; noch ausdrücklicher gilt unsere Anerkennung dem Sinn für ernsthafte männliche Ideale, der in dem Drama Lindners Ausdruck sucht. Denn wenn heutzutage ein nicht unbedeutend begabter lyrischer Dichter so wenig Selbstbeherrschung hat, daß er als höchstes Glück erwünscht, „der Geliebten weiße Brust mit glühenden Lippen zu pressen" — und wenn ein anderer, obgleich Gatte, unverhüllt seine Ehebrüche besingt, dann ist es, wie relativ auch immer, ein Verdienst, aus herben Heldengesichtern die Mahnung sittlicher Größe leuchten zu lassen. — d.

Digitized by Google

Wochenbetrachtung.

Die Wellen unserer Wahlbewegung heben sich ein wenig höher, gedruckte Wahlreden flattern in die Häuser der Wähler, Wahlcomités entwickeln sehr erfreuliche Thätigkeit und trotzbärtige Lassallianer stören die Wahlversammlungen durch Geschrei und wüstes Gebahren. — Aber der Deutsche ist im Jahr 1867 gleichgiltiger geworden gegen Spectakel und anzügliche Inserate in den Tageblättern, und in unserem Volke lebt ein Sinn für Anstand und für Billigkeit, welche auch dem Gegner gerecht werden möchte. Das schließt die Frage nicht aus, ob es zeitgemäß war, die sociale Bewegung in die politische hereinzutragen.

Unter den Aufgaben, welche den Mitgliedern des Reichstages gestellt werden, muß auch der Antrag auf Einführung einer gleichmäßigen Wahlordnung sein. Die jetzt von den einzelnen Staaten im Verordnungswege publicirten sind so verschieden als möglich, zum Theil sehr künstlich ausgedacht. In Preußen z. B. vertheilen die Parteien gedruckte Stimmzettel und die Urnen, in welche die Zettel geworfen werden, sind zahlreich und bequem auch für die Landbewohner, in Sachsen muß der Wähler seinen Stimmzettel vom Wahlcommissar abholen und dabei seine Berechtigung prüfen lassen, und er muß den Zettel beschrieben zur Wahlurne tragen, natürlich wieder unter Prüfung seiner Berechtigung. Der Wähler hat also gerade die doppelte Mühe und Versäumniß.

Es ist noch vergeblich, über die Resultate der Wahl Behauptungen aufzustellen, unter den Candidaten sehen wir manchen neuen Namen, Gelehrte, höhere Beamte, welche durch anderweitige Thätigkeit der Nation bekannt sind; freilich wird der Reichstag, der nicht ganz 300 Mitglieder zählt, auch manches bewährte politische Talent entbehren müssen. Aber wahrscheinlich ist doch, daß der Verfassungsentwurf bei mehr als zwei Drittheilen der Gewählten guten Willen und warme patriotische Unterstützung finden wird; auch unter den Separatisten wird voraussichtlich ein Theil nicht den Muth haben, eine geschlossene principielle Opposition zu bilden. Von dem Zahlenverhältniß zwischen preußischen Conservativen und den Liberalen im Reichstage mag zum Theil abhängen, wie weit Rechte und Befugnisse des Reichstages ausgedehnt werden oder nicht.

Eine andere Frage, noch wenig erhoben, und doch die verhängnißvollste von allen, wäre die: Ist es denn überhaupt im Interesse nationaler Entwickelung, den Reichstag so hoch zu stellen, daß er den preußischen Landtag überwächst? Ist es für Preußen und Deutschland ein Glück, wenn er an Stelle des preußischen Landtages Mittelpunkt der gesetzgeberischen Intelligenz und der politischen Thatkraft unserer Nation wird? Der wäre ein weiser Mann, der schon jetzt be-

Digitized by Google

friedigende Antwort auf diese Frage geben könnte. Und doch ist die Antwort nur zu geringem Theil abhängig von den Einzelbestimmungen der Bundesverfassung, welche jetzt Graf Bismarck mit Gesandten der Bundesstaaten berath. Denn die Verfassung kann geändert werden, und selbst ein zu enge geschnittenes Maß ihrer Rechte würde die Bedeutung der neuen Reichsversammlung nicht vernichten, im Fall diese nämlich wirklich den bestehenden Lebensinteressen der Nation am besten entspricht. Es ist diese Frage auch gar nicht von einem Parteistandpunkt zu beantworten; denn grade die preußischen Conservativen können es in Kurzem ebensowohl für nothwendig halten, sich hinter die Rechte der preußischen Verfassung des Herrenhauses zu verschanzen, als von anderem Standpunkt die entschiedensten Mitglieder der preußischen Fortschrittspartei.

Im letzten Grunde ist die Vorfrage, von deren Beantwortung alles abhängt, etwa folgende: Sind wir Deutsche nach den Ereignissen und Friedensschlüssen von 1866 so weit fortgeschritten, daß wir die zur Zeit bewahrten oder wieder eingesetzten souverainen Landesregierungen jetzt durch den Zwang der Thatsachen und die friedliche Arbeit nationaler Interessen zu überwinden und eine einheitliche Organisation des gesammten Staatsbaus herzustellen vermögen; und ferner: hat Preußen die innere Kraft, auf jedem Gebiete des Staatslebens diese Oberleitung auf sich zu nehmen?

Das neue Bundesproject des Grafen Bismarck, dessen Grundzüge im Juni 1866 veröffentlicht wurden, das jetzt in dem Bundesentwurf Modificationen und weitere Ausbildung erhalten hat, schafft für das Verkehrsleben aller Deutschen bis zum Main thatsächlich eine politische Einheit, ebenso eine völlige Einheit für die Flotte und, in der Hauptsache, obgleich nicht ebenso consequent, Einheit für das Heerwesen. Es stellt ferner die großen Verkehrsanstalten unter einheitliche Oberaufsicht, es gründet für Zölle und für die großen Verbrauchssteuern eine Centralkasse und verheißt der Nation Einheit im Civilproceß und der bürgerlichen Rechtspflege. Daneben bleiben andere Majestäts- und Hoheitsrechte der Landesherren bestehen, ihnen bleibt die diplomatische Vertretung im Ausland, die Gnadensachen und Ehrenverleihungen, die innere Verwaltung, Landescultur und Unterrichtswesen, die directen Steuern und einige indirecte. Auch über das Verhältniß der Heertheile zu dem preußischen Heere sollen, wie unzweifelhaft geworden ist, besondere Verträge der souveränen Regierungen, welche den einzelnen Landesherren größere oder geringere Machtbefugnisse über ihr Heer lassen, neben dem Grundgesetz des Bundes die rechtliche Basis der neuen Heeresorganisation werden. Während auf diese Art in einzelnen wichtigen Dingen thatsächlich ein einheitlicher Staat hergestellt wird, ist in anderen den bestehenden Verhältnissen reichliche Rechnung getragen und die Freiheit der einzelnen Theile bewahrt, wo die Beschränkung nicht durch die Bedürfnisse der Gegenwart geboten schien. Diesem neuen Bau kann man leicht Mangel an

Digitized by Google

Consequenz und innere Widersprüche nachweisen; was dem Systematiker daran mißfallen wird, mag grade dem praktischen Mann behagen. Voraussetzung für die Realisirung desselben ist immer ein Preußen, welches seine Uebermacht sicher und schonend gebraucht, und ein Staatsmann darin, der seinem Geschick vertraut, daß er in jeder Stunde, wo eine Aenderung nöthig wird, um die nächstliegenden Auskunftsmittel nicht verlegen sein werde. Denn es ist klar, daß die Competenz des Bundespräsidiums sowohl als speciell des Reichstages für irgendeine naheliegende große Frage nicht ausreichen werden. Es mag z. B. in der nächsten Zukunft unvermeidlich werden, daß der Bund gegenüber dem Papst, der katholischen Kirche und den geistlichen Genossenschaften einheitliche Stellung nehme. Das wäre zur Zeit nach der neuen Verfassung nicht möglich. Es liegt also im Wesen dieses Bundes, daß er sich bei neu entstehenden Bedürfnissen enger ziehe und daß der Centralregierung und dem Reichstag allmälig auch andere gemeinsame Interessen der Nation, welche jetzt nicht zu ihrer Competenz gehören, unterstellt werden. Der Zug der großen Interessen wird ganz sicher in vieler Richtung nach dem Einheitsstaat gehen.

Andrerseits hat man seit dem August v. J. wieder preußischer Seits Manches gethan und zugelassen, was dem Familieninteresse einzelner erlauchter Häuser und dem Separatismus der Landschaften günstig ist. Man wollte schonen und versöhnen, vor Europa den Beweis führen, daß man nicht unersättlich sei, und man trug persönlichen Einflüssen mehrfach Rechnung. In den annectirten Ländern aber, wie bei den Bundesgenossen erhob sich in der Bevölkerung der Ruf: Schonung der heimischen Einrichtungen, zum Theil, weil man die preußischen Abgaben fürchtete, nicht weniger, weil man sich mit Recht bewußt war, daß man in Kirche, Schule und Volksbildung, in einzelnen Landesculturen, z. B. in Forsten, ja sogar in der gesetzlichen Freiheit der Bürger und im Rechtsverfahren den Preußen voraus war. Fast in jeder Wahlrede verspricht der Candidat für Schonung werther landschaftlicher Einrichtungen Sorge zu tragen und die Borussificirung davon fern zu halten. Auch diese Strömung im Volke, welche fast überall jenseit der alten Grenzen Preußens zu Tage kam, empfiehlt als Rücksicht, nur das im Augenblick Nothwendige zu centralisiren. Sieht man freilich näher zu, so ist diese locale Besorgniß der Bevölkerung, Heimisches zu verlieren, nicht überall bedenklich und nicht überall unverständig. Daß man größere Lasten von sich fernhalten möchte, ist sehr menschlich, und seit es Wähler und Gewählte giebt, war das nicht anders; in Geldsachen ist das zwingende Bedürfniß des Staates immer zuerst als Härte empfunden worden. Auch das Festhalten am heimischen Recht, der Hannoveraner an ihrem Civilproceß, der Hessen an dem verfassungsmäßigen Recht ihrer Richter, über die Gesetzlichkeit jeder landesherrlichen Verordnung zu entscheiden, können wir nicht tadeln, denn dort war nach der erwähnten Richtung bereits Ansatz zu einer höheren Ent-

Digitized by Google

wickelung vorhanden, als Preußen ihnen gegenwärtig zu bieten vermag, und Einzelnes, was sie verlieren, ist besser, als was sie erhalten. Im Ganzen ist der Particularismus der Bevölkerung nur in einigen Landschaften der Niedersachsen dem neuen Staat principiell feindlich, dagegen nicht in Sachsen und Thüringen, nicht in Oldenburg und Braunschweig. Und dieser Particularismus schwindet vor Belehrung und Erfahrung. Aber der stille Widerstand der Regierenden, der Fürsten oder ihres Adels, wird nicht schwinden. Nach dieser Rücksicht wird stete Vorsicht nöthig sein, und der Reichstag wird hier mehrfach Gelegenheit haben, dem Bundespräsidium die gehobenen Arme zu stützen. Zumeist dadurch, daß er dahin drängt, den deutschen Fürsten im neuen Staat eine Stellung zu geben, welche ihnen einen höheren und patriotischeren Ehrgei möglich macht, als den, alte Rechte gegen eine stärkere Strömung zu vertheidigen.

Auf die neue Bildung also, welche jetzt erstrebt wird, paßt im Grunde weder der Name Bundesstaat, wie er bisher in Deutschland galt, selbst nicht, wie er seit 1848 in der Schweiz verstanden wird, noch der Name Einheitstaat. Was unsere Abgeordneten durch ihre Kranzreden weihen sollen, ist ein Ding für sich, halb Einheit, halb souveraine Vielthätigkeit.

Uns bedünkt dies kein Unglück. Und es ist wohl schon jetzt erlaubt zu vermuthen, daß ein großer innerer Fortschritt zu engerer Vereinigung in einer Zeit erfolgen wird, wo in Preußen selbst die innere Verwaltung, Gemeinde- und Kreisverfassung, Schule und Lehre von dem Druck befreit sein werden, den bis jetzt das System auf diese großen Gebiete gelegt hat. Bis dahin erachten wir als besonderen Vorzug des neuen Staats, daß er eine Uniformität nach diesen Richtungen völlig abhält. Die Abgeordneten, welche jetzt gewählt werden, sollen an einem großen Werke helfen. Aber während sie eifrig und pflichtvoll bauen, sollen sie auch denken, daß den Späteren etwas zu thun übrig bleiben muß.

Literatur.

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. Erster Band: Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert. Leipzig, Brockhaus.

Einzelne Ausgaben deutscher Autoren der früheren Jahrhunderte sind in den letzten Jahren mit solchem Geschmack ausgestattet erschienen, daß manche unserer modernen Classiker und solche, die es werden wollen, vergeblich in ähnlicher Ausstattung „aufgelegt“ zu werden wünschen. Auch das „Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert“, als erster Band einer größeren Sammlung „deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts“ vor kurzem ausgegeben, schließt sich in seiner Ausstattung früher Erschienenem würdig an; in seinem Plane aber der seit zwei Jahren erscheinenden

Digitized by Google

Sammlung „Deutscher Classiker des Mittelalters“. Es war Absicht, eine möglichst billige, gut ausgestattete Ausgabe von Dichtungen jener Zeit zu geben und mit Vermeidung allzugroßer Weitschweifigkeit in Einleitung und Worterklärung Dilettanten zum Genuß jener alten Dichtwerke einzuladen.

Die vorliegende Sammlung enthält eine reiche Auswahl von Volks- und Gesellschaftsliedern, historischen Kirchen- und Meisterliedern aus dem Reformationszeitalter. Das Quellenverzeichniß führt eine lange Reihe von Liederbüchern, Gesangbüchern und fliegenden Blättern auf, aus denen die Herausgeber ihr Material schöpfen; ihrem Programm „das Wesentliche und Charakteristische für die Dichtung jener Zeit, andrerseits das Ansprechendste für die Gegenwart“ aufzunehmen, haben sie mit Sachkenntniß und Geschmack genügt.

Der Leser wird mit dem größten Behagen in dem Buche blättern und sich freuen über die wohlthuende Frische und volle Poesie jener alten Volkslieder. Das Capitel „Liebe“ ist reich an den verschiedenartigsten Situationen und Stimmungen dieser noch immer nicht seltenen Leidenschaft. Wie schön ist das Lied Nr. 5, das so beginnt:

„Kein größer freud auf erden ist,
denn der bei seiner allerliebsten ist,
bei seiner allerliebsten Frauen.“

Das Wächterlied, das den Abschied zweier Liebenden beim Tagesgrauen schildert, ist ebenfalls in charakteristischen Proben aufgenommen, die an ältere Lieder sich anlehnen, z. B. an jene Stelle in „Romeo und Julie“ erinnern: „Es ist die Nachtigall und nicht die Lerche“, nur daß statt dem neidischen Streif im Osten im deutschen Liede der fromme „Wächter“ sich erhebt, der, den Tag verkündend, von der Zinne ruft:

„Leit jemands hie verborgen,
Der mach sich auf und ziech darvon,
Daß er nicht kum in Sorgen.“

Von großer Fülle und Mannigfaltigkeit sind die Lieder, die an die Wandelbarkeit der Jahreszeiten ꝛc. anknüpfen, Hauptrolle spielen aber die Gesellschaftslieder, die mit der größeren Ausbildung der Musik sehr in Aufnahme kamen. Manch alte Weise tönt jetzt noch in munteren Kreisen, so z. B. Nr. 121:

„Den liebsten bulen, den ich han,
der leit beim wirt im keller.“

Sprudelnd von Humor und Jugendlust ist das theilweise bei Fischart vorkommende (Nr. 134):

„Wolauf ihr Brüder allzumal,
quos sitis vexat plurima.“

Oder das Lied (Nr. 142) mit dem hübschen Refrain:

„Denn wer nit singt, der soll auch nit mit trinken.“

Mit der Reformation ist das geistliche Lied deutscher Sprache erst zur vollen Geltung gekommen; es war die organische Folge jener Kirchenverbesserung, die auch auf andern nichtkirchlichen Gebieten so gewaltig eingriff. Vor allen hat Luther auf diesem Gebiete Bahn gebrochen, er, der sagte, „er sei nicht der Meinung, daß durch das Evangelion sollten alle Künste zu Boden geschlagen werden“, sondern der wollte „alle Künste, sonderlich die Musica gern sehen im Dienste deß, der sie geben und geschaffen hat.“ Auch das historische Lied, das in den politischen und religiösen Stürmen der Reformation üppig gedeihen konnte, ist in einundzwanzig Beispielen vertreten, welche die Mannigfaltigkeit der Interessen jener großen Zeit andeuten sollen. Geistliche und historische Lieder jener Zeit sind in besondern großen Sammlungen zugänglich gemacht.

Das hübsche Buch aber mag bestens empfohlen sein.

Verantwortlicher Redacteur: **Gustav Freytag.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Von der „Bibliothek ausländischer Klassiker erschien soeben Band 41—43, enthaltend

Chaucer's Canterbury-Geschichten.

Zum ersten Male vollständig übersetzt in den Versmaassen der Urschrift und durch Einleitung und Anmerkungen erläutert von **Wilhelm Hertzberg.** 3 Theile, 43 Bogen. 1 Thlr. 2 Sgr. — Inhalt der übrigen Bände:

Burns, Lieder und Balladen von **K. Bartsch.** 2 Theile	13½	Sgr.
Byron, Dichtungen von **W. Schäfer**	6	„
Scott, Fräulein von See, von **H. Viehoff**	8	„
Shelley, Ausgewählte Dichtungen, von **A. Strodtmann.** 2 Theile	17	„
Shakespeare, Macbeth, von **W. Jordan**	5	„
— Romeo und Julie, von demselben	6	„
— König Lear, von demselben	8	„
— Hamlet, von **Ludwig Seeger**	9	„
— Timon von Athen, von demselben	7	„
— König Johann, von demselben	6	„
— Wintermärchen, von **K. Simrock**	7	„
— Viel Lärmens um Nichts, von demselben	6	„
— Der Liebe Lohn verloren, von dems. — Die beiden Edelleute, v. dems.	14	„
— Sturm, von **Fr. Dingelstedt**	5	„
Björnson, Bauernnovellen, von **E. Lobedanz.** 2 Theile	1	„
— Dramatische Werke, von demselben. 3 Thle.	24½	„
Tegnér, Fritjofs-Sage, von **H. Viehoff**	6	„
Beaumarchais, Figaro's Hochzeit, von **Franz Dingelstedt.**	6	Sgr.
Bernardin de St. Pierre, Paul und Virginie, von **K. Elitzer**	8	„
Chateaubriand, Erzählungen, von **M. v. Andechs**	9	„
Le Sage, Der hinkende Teufel, von **L. Schücking.** 2 Theile	14	„
Molière, Misanthrop, von **Ad. Laun**	6	„
— Tartüff, von demselben	7	„
— Die gelehrten Frauen, von demselben	6	„
Sand, Der Teufelssumpf, von **Aug Cornelius**	5	„
— Franz, der Chaupi, von demselben	7½	„
Töpffer, Rosa und Gertrud, von **K. Elitzer**	10	„
Dante, Göttliche Komödie, von **K. Elitzer.** 3 Thle.	25	„
Leopardi, Gedichte, von **R. Hamerling**	7	„
Homer, Odyssee, von **F. Ehrenthal.** 2 Theile.	19	„
Sophokles, Dramen, von **H. Viehoff.** 2 Theile	23	„

Unser grosses diesjähriges Verzeichniss von

Samen

ist erschienen und wird unentgeltlich verabfolgt.

Hamburg, Januar 1867.

Ernst & von Spreckelsen,
J. G. Booth & Co. Nachfolg.

Neuer Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig.** Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken.

Die Braut im Kloster.

Roman
von
Paul Stein.

3 Bände. 2⅔ Thlr.

Dieser neue Roman der wohlbekannten Verfasserin behandelt eine romantische Geschichte, die theils im Klostertheils in der Welt u. besonders theatralischen Welt spielt.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Katsch, Adolph, Emilie. eleg. cart. 1 Thlr.

Eine liebliche, dem wirklichen Leben abgelauschte Dichtung, reich an trefflichen Naturschilderungen, reich an sinnigem Ernste und schalkhaftem Humor, reich an innigem, echt deutschen Gemüths- und Seelenleben, voller Originalität und Frische.

„Emilie", welche sich wie kaum ein anderes derartiges Werk zur Damenlectüre eignet, wird sich den beliebtesten poetischen Schöpfungen würdig anreihen und als **Festgeschenk** ganz besondere Freude bereiten.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Roderich Benedix,

Bilder aus dem Schauspielerleben.

2 Bände. Preis 1 Thaler.

Amelie Bölte,

Erzählungen einer Deutschen in London.

Preis 15 Ngr.

Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

XXVI. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 7.

Ausgegeben am 8. Februar 1867.

Inhalt:

Galizien und die polnische Frage . . . . . Seite 241
Die europäischen Türken 255
Der deutsche Buchhandel in den letzten Monaten. 2. 267
Die stuttgarter Conferenz 275
Literatur 280

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von F. C. W. Vogel in Leipzig.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(F. W. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Galizien und die polnische Frage.

Die letzten Monate haben allen Theilen der früheren Republik Polen Ereignisse von einschneidender Wichtigkeit gebracht. Die ehemals polnischen Provinzen Preußens sind dem norddeutschen Bunde einverleibt worden, die polnischen Unterthanen Rußlands haben beinahe gleichzeitig einen ihrer Sache günstigen Systemwechsel und verschiedene ihre politische Sonderstellung einschränkende administrative Vergewaltigungen erfahren, die östreichischen Polen dagegen einen Führer ihres Volkes an die Spitze der Verwaltung Galiziens zu erheben vermocht und den alten Kampf mit den seit Jahrhunderten polnischem Einflusse unterworfenen Ruthenen unter vortheilhafteren Bedingungen aufgenommen, als sie seit Jahren obgewaltet haben.

Je günstiger sich die Sache der Polen diesseits des südlichen Laufs der Weichsel und des Bug gestaltet, je lauter die czechischen und polnischen Blätter von den Hoffnungen reden, die sich an die Ernennung Goluchowskis knüpfen und einen Rettungshafen für die aller Orten heimathlos gewordenen Enkel Lechs versprechen, desto lauter manifestirt sich der Unwille der russischen Demokratie über das Uebergewicht des aristokratischen Elements in einem altrussischen Lande, desto leidenschaftlicher fordern die einflußreichen Journalisten an der Newa und Moskwa energisches Einschreiten zu Gunsten der auf dem östlichen Ufer des San ansässigen, von dem Erbfeinde des russischen Namens schwer bedrohten Brüder. Will man den lemberger Correspondenten der russischen Tageblätter Glauben schenken, so ist jeden Augenblick ein Pronunciamento der ruthenischen Bauern für den „befreienden weißen Zaren" zu erwarten — haben die Gazeta narodowa, der Czas u. s. w. Recht, so hat sich Galizien endlich die Möglichkeit einer gesunden Entwickelung auf historisch gegebener Grundlage erschlossen. Hüben wird über die Umtriebe russischer Agenten geklagt, die die Bauern angeblich zum Morde ihrer Herren und zum Umsturz der bestehenden

Digitized by Google

Verhältnisse aufreizen, drüben will der Jammer über die Knechtung des Bauernstandes, die Bedrückung der ruthenischen Sprache, Kirche und Literatur nicht enden. Während die Polen Galiziens sich rühmen, dem socialistischen Terrorismus der fanatischen russischen Bureaukratie eine heilsame Schranke an den Marken Oestreichs entgegenzusetzen, reden die Publicisten des Golos, der Moskwa und der Moskauer Zeitung von der bedauernswerthen Abschwächung der bisher durchgreifenden russischen Politik in Polen, indem sie zugleich auf die Unverbesserlichkeit des polnischen Adels hinweisen, der, kaum zu Luft gekommen, in Galizien sein altes Intriguenspiel wiederaufnehme und seine neue Aera mit schamlosen Vergewaltigungen an dem Recht und der Habe des unglücklichen galizischen Bauern inaugurire.

Die wichtigen Gesichtspunkte für eine unparteiische Beurtheilung des erbitterten Haders in Galizien, wie für die Verhältnisse des russischen Theils der ehemals polnischen Länder lassen sich nur aus einer Betrachtung der historischen und ethnographischen Vorgeschichte jener Ländergebiete gewinnen. Weil der Osten Europas es nicht zu festen, selbständiger Cultur fähigen politischen Gestaltungen gebracht hat, seine nationalen Institutionen noch immer einen halb barbarischen Charakter tragen, die *Formen* des russisch-slawischen Staatslebens großen Theils aus dem Westen importirt sind und ein halb bekanntes Gepräge tragen — glaubt man in der westlichen Hälfte unseres Welttheils vielfach, jenseits der Weichsel und Karpathen habe es keine eigentliche Geschichte gegeben. Und doch sind die Kämpfe, um welche es sich auf der endlosen sarmatischen Ebene gegenwärtig handelt, nur directe Fortsetzungen Jahrhunderte alter Rivalitäten, die ihren specifischen Charakter im Lauf der Zeit wenig verändert haben. Historische und ethnographische Gegensätze, welche die Macht der Civilisation im Occident längst gebrochen und zu einer höheren Einheit aufgelöst hat, treiben im Osten noch ungebändigt ihr wildes Spiel, unterstützt von kirchlichen Spaltungen, die in der germanisch-romanischen Welt ihren dämonischen Einfluß seit einem Jahrhundert eingebüßt haben. Seine *ursprüngliche* Bedeutung hatte das sogenannte Nationalitätsprincip in Deutschland, Frankreich, England u. s. w. verloren, bevor auch nur der Name für dasselbe erfunden war. Je weiter wir nach Westen gehen, desto vollständiger decken sich die politischen und nationalen Grenzen; die Racenunterschiede in den einzelnen Staatsverbänden haben (wenn wir Irland ausnehmen) in den westlichen Culturländern ihre Rolle längst ausgespielt, die Macht der Civilisation hat die slawischen Gruppen innerhalb des deutschen, die galizischen Stämme innerhalb des englischen Staatsgebiets längst consumirt, die verschiedenen Bestandtheile des französischen oder des spanischen Volks zu einer ununterscheidbaren Masse zusammengegossen und die Parteien, nach welchen man sich in diesen Ländern classificirt und zusammenfindet, gruppiren sich um Gegensätze feinerer, geistigerer

Digitized by Google

Natur, als in der orientalischen Welt, in welcher die Stammesfehden vergangener Geschlechter noch immer nicht ausgekämpft sind. Die innere Geschichte selbst der letzten hundert Jahre russischen Lebens ist wesentlich bedingt von der Geschichte des uralten Streits, den Russen und Polen um den Besitz Lithauens und der Ukraine führen und dessen jüngste Phase (1863—67) die Physiognomie des russischen Volks beinahe unkenntlich verändert hat. Weil der Kampf zwischen Ruthenen und Polen nur ein Wiederspiel der blutigen Ereignisse auf lithauischer Erde ist, hat er heute die gesammte russische Nation zum ungebetenen Zeugen seiner Wechselfälle. Dieselbe Frage, — über welche in Lemberg und Przemysl gestritten wird, sucht unter verändertem Namen ihre Lösung in allen Ländern der russischen Westgrenze — in den Ostseeprovinzen, wie in Finnland und jenen Woyewodschaften, welche heute die nord- und südwestlichen „Gouvernements" heißen. In allen diesen Ländern und Provinzen wird darüber gestritten, ob ihr nationaler Charakter durch die Träger ihrer Cultur oder durch die Abstammung der Majorität der Bevölkerung bestimmt werden soll. Hier heißen die Culturträger Schweden und Deutsche, dort sind sie Polen masovischen, klein- oder großpolnischen Ursprungs: — allenthalben handelt es sich um die Resultate eines auf halbem Wege steckengebliebenen geschichtlichen Processes, um Rechte, die zu lange gegolten haben, um sich streichen zu lassen und die von den factischen Verhältnissen doch nur zur Hälfte gedeckt werden. Von dem Princip, das entschieden werden soll, wissen die wenigsten etwas, hinter den rohen Namen von Racen- und Confessionshändeln birgt sich aber eines der schwierigsten Probleme, welches die moderne Staatskunst zu lösen hat.

Exemplificiren wir diese Sätze im Einzelnen und zunächst an Galizien. Die Bezeichnung „Galizien" umfaßt eine Reihe von Territorien, die ursprünglich nichts weiter mit einander gemein haben, als daß sie bis zum Jahre 1773 zu der königlichen Republik Polen gehörten, dieser von Oestreich entrissen und im Jahre 1817 zu einem Ganzen zusammengebacken wurden, das man, nachdem noch der östreichische Theil der Moldau (die sogenannte Bukowina) hinzugezogen worden war, der alten Stadt Halicz zu Ehren das „Königreich Galizien" nannte. Zu polnischer Zeit hatten diese Landschaften niemals ein Ganzes, weder einen Kraj (Land), noch eine Woyewodschaft (Provinz) gebildet, die Ehre aus Länder- und Völkersplittern, die nichts unter einander gemein haben, einen Verwaltungsbezirk mit gemeinsamen Institutionen, einem gemeinsamen Landtag u. s. w. formirt zu haben, gebührt der östreichischen Regierung und dem wiener Congreß. Wenn wir die Bukowina ausscheiden, so besteht Galizien aus Theilen fünf verschiedener polnischer Länder: dem Herzogthum Auschwitz (Oswiecim)-Zator, einem Theil Kleinpolens, Rothrußlands, abgerissenen Stücken von Wolhynien und Podolien. Fetzen von fünf Woyewodschaften (Krakau, Sandomir,

Digitized by Google

Lublin, Bicloze und Podolien) kamen sammt drei ungetheilten Provinzen (Rothrußland, Halicz und Auschwitz-Zator) bei der Theilung von 1773 auf den Antheil Oestreichs. Die westliche Hälfte dieses Gebiets ist altpolnisches Land und wird ausschließlich von Polen bewohnt, östlich vom San (einem Nebenfluß der Weichsel) sind die Bewohner des flachen Landes russischer Abstammung*), nur die Edelleute, römisch-katholischen Geistlichen und Städtebewohner Polen und römische Katholiken. Diese Daten genügen zu der Ueberzeugung, daß es sich nur in einem Theil Galiziens, dem Lande zwischen San und Pruth, um den Kampf russischer und polnischer Ansprüche handelt, daß der polnische Charakter der westlichen Landestheile außer Frage steht und von niemand bestritten werden kann; südlich vom Pruth, in der sogenannten Bukowina, herrscht endlich ein dritter Volksstamm, der mit den im Herzen des Königsreichs wogenden Streitigkeiten nichts zu thun hat, weil er keinem der rivalisirenden Stämme angehört.

Bei diesem Resultat dürfen wir indessen noch nicht stehen bleiben. Für den Theil Galiziens, um welchen es sich in unserer Betrachtung in erster Reihe handelt, die alten Woywodschaften Rothrußland und Halicz und die abgerissenen Stücke Wolyniens und Podoliens, giebt es eine noch ältere als die polnische Geographie und Geschichte. Es gilt die Auffindung eines zweifachen Palimpsests: unter der östreichischen Eintheilung des Landes ist die polnische, unter dieser die altrussische aufzusuchen. Die polnische Geschichte der russischen Provinzen Galiziens beginnt erst in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, ihr war eine mehr als dreihundertjährige Epoche russischer Herrschaft und Cultur vorhergegangen. Da der Streit zwischen Polen und Russen keineswegs blos mit Argumenten der physischen Gewalt, sondern auch mit historischen Actenstücken und Recriminationen von unvordenklichem Alter ausgefochten wird, müssen die Leser dieser Blätter sichs gefallen lassen, mit einer der ältesten Perioden der russischen Geschichte Bekanntschaft zu machen.

Die Sitze jener Völkerfamilie, deren nördliche Ausläufer von Rurik dem Waräger zum Fürstenthum Nowgorod vereinigt wurden, reichten schon vor einem Jahrtausend bis an die Karpathen herab; die Bewohner des mittleren Galizien, welche man heute Ruthenen**) nennt, sind ebenso echte Kleinrussen, wie die

*) Eine richtige Vorstellung von der Zusammensetzung Galiziens läßt sich nur mühsam aus der Vergleichung alter und neuer Kartenwerke gewinnen; anlangend die alten Grenzen verdient die auf Grund des zanoviſchen Atlas von 1772 herausgegebene „Mappa historyczna Polski“ von Pawliczew (Warschau 1844) den Vorzug. Die ethnographischen Verhältnisse veranschaulicht d'Eckerts „Atlas ethnographique“ (1863), trotz mancher Parteilichkeiten zu Gunsten der Russen, am vollständigsten. Zum Vergleich empfiehlt sich endlich „Fridrich Darstellung Alt- und Neupolens“ (Berlin, bei Stuhr 1839), desgleichen Trubetzkoy „La Russie rouge“.

**) Die Bezeichnung Ruthenen soll von dem Grafen Franz Stadion „erfunden“ worden sein; die Bewohner Rothrußlands wurden zu polnischer Zeit Russen genannt, in dem fridrichs-

Digitized by Google

Umwohner Kiews, Tschernigows und Pollawas. Schon Olav, der Nachfolger Ruriks, unterwarf dieses Land seinem Scepter und nachdem es inzwischen eine Zeit lang von polnischen Stämmen in Besitz genommen worden war, wurde es von Wladimir dem Großen 981 wiedererobert und dem Fürstenthum Kiew einverleibt. Als das russische Großfürstenthum nach Wladimirs Tode unter dessen Söhne vertheilt wurde, erhob der mit Rothrußland belehnte Fürst den Ort Przemyszl (russisch: Peremyschl) zu seiner Hauptstadt. In stetem Kampf mit Polen und Ungarn behaupteten diese Fürsten durch drei Jahrhunderte den russischen Charakter ihres Landes, indem sie den Großfürsten von Kiew, der damaligen russischen Hauptstadt, als ihren Oberherrn anerkannten. Von 1190—98 herrschte das Haus Wolodars; wiederholt wurde das Fürstenthum altrussischem Brauche gemäß unter die Söhne der Herrscher vertheilt und schon im zwölften Jahrhundert lassen sich vier s. g. Theilfürstenthümer Peremyschl, Halicz, Wladimir und Luczk (die beiden erstgenannten Städte liegen im heutigen Galizien, die beiden letzteren in dem russischen Gouvernement Wolynien; aus dem Namen Wladimir (polnisch Wolodomirz) ist die Bezeichnung Ludomerien entstanden) unterscheiden. Aus dem einen oder dem andern dieser kleinen Staaten wurde der russische Herrscher immer wieder von einem polnischen zeitweilig verdrängt; der russische Einfluß behielt aber doch die Oberhand. Als die Mongolen Rußland im 13. Jahrhundert eroberten, löste sich der alte Zusammenhang zwischen Kiew und den rothrussischen Fürstenthümern allmälig. Daniel von Halicz, dem es gelungen war, den von Mstislaw (dem Großvater Daniels) zum Fürsten eingesetzten Schwager seines Vaters, den Prinzen Andreas von Ungarn zu vertreiben und alle vier Kleinstaaten seinem Scepter zu unterwerfen, nahm den Titel König von Rußland an und ließ sich von dem Papst mit einer Krone beschenken. Während das östliche Rußland von den Mongolen verwüstet und zu einer abhängigen Provinz gemacht wurde, wußte Daniel, ob er dem Mongolenthum gleich Tribut zahlen mußte, eine gewaltige Würde und Unabhängigkeit zu behaupten. Die entferntere Lage seines Landes, die Bündnisse, welche er mit dem Papst und verschiedenen westeuropäischen Herrschern eingegangen war, setzten ihn in den Stand, die Einmischung des Chans in innere Angelegenheiten abzuweisen und die selbständige Cultur Westrußlands zu wahren. Einen Augenblick schien es, als ob der Schwerpunkt russischen Lebens in diesen glücklich geretteten Winkel verlegt werden sollte, nur im Reiche Daniels konnte der Russe frei und sicher auftreten, hier blühten Städte auf,

---

schen Buch von 1839 heißen sie Rußnjäken. Springers (Geschichte Oestreichs. Th. I., S. 581) Protest dagegen, daß ein nach Millionen zählender Volksstamm „erfunden" worden, darf nicht mißverstanden werden. Nicht der Unterschied von Rothrussen und Polen, der früher allerdings ignorirt worden war, ist von Stadion erfunden worden, wohl aber eine Bezeichnung „Ruthenen", welche aus einem Theil der kleinrussischen Race einen eigenen Volksstamm machte.

Digitized by Google

hier gab es eine Art russisch-byzantinischer Cultur, während die Gefilde zwischen Dnjester und Wolga sich mehr und mehr in eine mit den Trümmern alter Herrlichkeit und Civilisation bedeckte Einöde verwandelten. Aus dieser Periode datiren zahlreiche, dem russischen Nationalbewußtsein theure, in der That unvergeßliche Erinnerungen — sie war aber zu kurz, um eine bleibende Bedeutung erringen zu können. — Nach Daniels Tode wurde das westrussische Reich wiederum zerstückelt, schon im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts sehen wir den nordöstlichen Theil in die Hände Gedimins des Lithauers fallen. Im Jahr 1336 stirbt Georg, der letzte Sprosse aus dem ruhmreichen Hause Daniels von Halicz, Boleslav, der Herzog von Masovien wird zu seinem Nachfolger gewählt, schon 1340 hat König Kasimir von Polen sich des ganzen Landes bemächtigt und es seinem Reiche einverleibt. Zur Zeit der Einherrigkeit Polens und Ungarns kam West- oder Rothrußland (russisch Czerwonnaja Russj) noch zeitweise an Ungarn, wurde nach der Vereinigung Polens und Lithauens aber wiederum der Republik einverleibt und bis zum Jahr 1772 als integrirender Theil des polnischen Staats angesehen.

Bei der Ursprünglichkeit des Culturzustandes, in welchem galizische Russen und Polen sich im 14. Jahrh. befanden, hätte sich eine Fusion dieser beiden slawischen Stämme leicht und mühelos vollziehen können. Während des Jahrhunderts, das seit der mongolischen Invasion im östlichen Rußland vergangen war, hatten lebhafte Beziehungen des vom Mutterlande isolirten westrussischen Staats zu Polen und andern Ländern des Westens stattgefunden und eine gegenseitige Annäherung zur Folge gehabt; dazu kam, daß die rothrussischen Bojaren ihren Fürsten gegenüber eine Stellung eingenommen hatten, die der der polnischen Aristokratie nicht unähnlich gewesen war. Ein entscheidender Umstand stand aber von vornherein der internationalen Verschmelzung feindlich entgegen: die Polen waren römische Katholiken, die Russen Anhänger der griech.-kath. Kirche, die in die westrussischen Städte bereits eine gewisse Culturblüthe getragen hatte.

Der byzantinische Einfluß scheint in dem südwestlichen Rußland besonders stark und nachhaltig gewesen zu sein, in den höheren Ständen war zuweilen die Kenntniß der griechischen Sprache zu finden, die Geistlichkeit eifrig mit der Uebersetzung und Verarbeitung theologischer Schriften, ritualer Handbücher und kirchlicher Chroniken beschäftigt. Während des ersten halben Jahrhunderts der polnischen Herrschaft verhielten sich die neuen Herrscher des Landes wie ihre Beamten im Ganzen tolerant. Seit aber Jadwiga, König Ludwigs Tochter, dem lithauischen Großfürsten Jagello die Hand gereicht und dadurch die Vereinigung Lithauens und Polens bewirkt hatte, erwachte der Rothrußland gegenüber zurückgehaltene propagandistische Eifer des katholischen Klerus mit doppelter Stärke. Die Katholisirung der halb heidnischen, halb der orientalischen Kirche unterworfenen lithauischen Lande eröffnete der katholischen Mission ein

Digitized by Google

unermeßliches Feld der Thätigkeit. Von Kiew und Byzanz, den Quellen ihres kirchlichen Lebens, durch Mongolen und andrängende Osmanen abgeschnitten, schien die griechische Kirche Lithauens, Weiß- und Rothrußlands dem Untergange geweiht zu sein und die römische Curie, die bereits im dreizehnten Jahrhundert ein Auge auf die westrussischen Fürsten geworfen hatte, ließ es an Winken nicht fehlen, die von der fanatischen Geistlichkeit Polens nur allzu gut verstanden wurden. Dem religiösen Eifer gesellten sich, namentlich was Lithauen anlangt, politische Interessen zu: das Polen an Macht und Ausdehnung weit überlegene lithauische Großfürstenthum mußte lechischem Einfluß unterworfen werden, wenn nicht das Gegentheil, eine Lithuanisirung Polens eintreten sollte. Ueberdies mußte die Lahmlegung Rußlands durch die Mongolen benutzt werden, um die vielfachen durch kirchliche und verwandschaftliche Bande geknüpften Beziehungen zwischen Wilna und Moskau oder Kiew für immer zu zerreißen, denn mehr wie einmal hatten russische Großfürsten die Hand nach den Niederungen an der Wilja und dem Niemen ausgestreckt. War doch ein großer Theil des jagellonischen Großfürstenthums, Weiß- und Schwarzrußland von slawischen Stämmen bewohnt, die meist die Fürsten von Kiew und Nowgorod als ihre Oberherren anerkannt hatten. Schaarenweise zogen polnische Edelleute und Priester nach Wilna und in die übrigen lithauischen Städte, um sich als Herren festzusetzen, katholische Kirchen und Klöster zu bauen, Befestigungen anzulegen und vor allem die Großen des Landes zu polonisiren. Jagello selbst war, Dank dem Einfluß seiner schönen Gemahlin, Katholik und damit Pole geworden, seinem Beispiel folgte die Mehrzahl derer, welche das Volk als seine Führer anerkannte; wiederholt hielten die polnischen Könige zu Wilna Hof und immer waren sie von einem glänzenden Gefolge von Magnaten und Bischöfen umgeben. Dem Glanz und der Macht des polnischen Einflusses und der Cultur, deren Trägerin die römische Kirche war, konnten sich die rohen, halb barbarischen lithauischen Großen nicht entziehen und wenige Jahrhunderte reichten dazu hin, dem Adel des Landes und dessen Gefolgschaft den polnisch-katholischen Stempel für immer aufzuprägen. Man muß in einem von verschiedenen Stämmen bewohnten Lande gelebt haben, um den energischen Einfluß, welchen ein auf höherer Culturstufe befindliches Volk gegenüber seiner tiefer stehenden Umgebung ausübt, kennen und verstehen zu lernen! Wo alle Bewohner einer Race angehören und dieselbe Sprache reden, kann man sich keine Vorstellung davon machen, wie unwiderstehlich die Anziehungskraft eines gebildeteren Idioms, einer schöpferischen Literatur, reiferer und mannigfaltigerer Bildungsformen wirkt, — wie mächtig der Reiz ist, der den außerhalb Stehenden dazu treibt, sich dem Kreise der maßgebenden Cultur und ihrer Vertreter zu nähern, sich ihm anzuschließen. Die Herrschaft eines Volks, das einem andern die Cultur bringt, ist keineswegs durch die politische Uebermacht bedingt; auch das Jahrhundert der russischen Herrschaft in Lithauen

Digitized by Google

hat an dem Umstande nichts zu ändern vermocht, daß der katholische Pole in diesem Lande als geborener Herr, als Vertreter eines höheren Culturelements angesehen und — willig oder widerwillig — respectirt wird. — Der Adel und die Städte Lithauens waren schon hundert Jahre nach der Heirath Jagellos und Jadwigas, wenige Ausnahmen abgerechnet, polonisirt, die griechische Kirche war aus ihrer Machtstellung verdrängt, unaufhörlich befehdet, an jedem inneren Aufschwung verhindert; da man die griechischen Kirchenschulen und Seminare niederhielt und ihre Ausbreitung möglichst erschwerte, war der Klerus ungebildet und den überlegenen Waffen seiner katholischen Rivalen gegenüber wehrlos, nur das Landvolk hielt, besonders in Weißrußland, an der Religion seiner Väter fest, die mehr und mehr zu einer Bauernreligion wurde und schon der Armuth und Unwissenheit ihrer geistlichen und weltlichen Vertreter wegen verachtet war.

Das Schicksal Lithauens und Weißrußlands war zugleich das Wolyniens und des rothrussischen Landes, welches wir zum Ausgangspunkt unserer Betrachtung wählten. Die Bischöfe von Halicz, Lemberg, Luck u. s. w. sahen den griechischen Metropoliten von Wilna als ihren geistlichen Oberhirten an — das Loos, das diesem und den übrigen Theilen der Metropolitandiöcese bereitet war, wurde von der griechisch-orthodoxen Kirche, welche am Fuße der Karpathen geherrscht hatte, vollständig getheilt. Nur durch den San von Kleinpolen getrennt, wurde Rothrußland binnen kurzem zu einer polnischen Woywodschaft, seine Bojaren ahmten das in Wilna gegebene Beispiel nach, bekannten sich zur katholischen Kirche, nahmen die polnische Sprache und mit dieser polnische Anschauungen, Sitten und Bräuche an. Polnische Geistliche und Beamte überschwemmten das Land, dessen russischer Charakter dem mächtigen Strom der westlichen Cultur kein dauerndes Bollwerk entgegenzusetzen wußte. Der rothrussische Adel verschmolz mit dem polnischen so vollständig, daß die Begriffe Edelmann und Pole bald ebenso identisch waren, wie die Bezeichnungen Bauer und Russe; wiederholt haben Edelleute russisch-galizischen Ursprungs (Wisnowiecki und Sobieski) den Thron der Piasten bestiegen und sich als eifrige Vorkämpfer der Kirche und der Nationalität bewiesen, welche ihren Vorfahren für die Erbfeinde des russischen Namens gegolten hatten. — Während katholische Würdenträger des Landes, obwohl sie die Religion der Minorität repräsentirten, zugleich hohe Staatsämter bekleideten und als Senatoren fungirten, mußten die griechisch-orthodoxen Geistlichen sich damit begnügen, die geduldeten Dorfpriester der armen, gedrückten und verachteten Bauern zu sein, deren Loos sich gleich dem der polnischen und lithauischen Bewohner des flachen Landes von Jahr zu Jahr verschlimmerte. Der westliche Theil des Landes, die sogenannte Woywodschaft Rothrußland (mit den Hauptstädten Lemberg und Przemysl) war durch sechs Senatoren und achtzehn Starosten, Halicz durch zwei Senatoren und elf Starosten auf den Reichstagen vertreten; auf den Provinzialversammlungen

Digitized by Google

führten der Erzbischof von Lemberg und der Woyewode den Vorsitz. Hier kamen noch Reden in russischer Sprache vor, zuweilen auch Versuche, die griechische Kirche zu schützen und ihr Parität zu sichern, die aber, Dank dem bestimmenden Einfluß jener Machthaber, immer ohnmächtig verhallten. Grade auf rothrussischem Boden feierte die katholische Kirche einen ihrer classischen Triumphe, in jener Union des Jahres 1596, welche die westrussischen Bekenner der griechisch-orthodoxen Kirche unter Wahrung gewisser äußerlicher Eigenthümlichkeiten in den Rahmen des Katholicismus einfügte und zur Anerkennung der geistlichen Obergewalt des Papstes zwang. Seitdem war es um den letzten Rest der Selbständigkeit des byzantinischen Kirchenthums im westlichen Rußland geschehen. Der Erzbischof und die Bischöfe von Przemysl, Luck, Brezc u. s. w. herrschten in weltlichen und kirchlichen Dingen gleich unumschränkt und es war kein Wunder, daß die im 16. Jahrhundert wie in allen Theilen Polens, so namentlich in Rothrußland gemachten reformatorischen Anläufe*) niedergehalten und erstickt wurden; den gleichen Ausgang hatten bereits im funfzehnten Jahrhundert verschiedene russische Bauernaufstände gehabt.

Als die Oestreicher 1772 in das Land kamen, trug dasselbe einen so ausgesprochenen polnisch-aristokratischen Charakter, daß es den alten Theilen der Republik in jeder Beziehung gleich geachtet wurde. Bei der Indifferenz gegen das nationale Moment, welche das Zeitalter der Aufklärung charakterisirt**), läßt sich kaum annehmen, daß die nationale Verschiedenheit zwischen Herren und Bauern, welche sich in der östlichen Hälfte des neugewonnenen Landes vorfand, von der östreichischen Regierung besonders bemerkt und in Rechnung gezogen wurde. Andern Falls wäre die Verbindung der rothrussischen Länder (der Woyewodschaften Rothrußland und Halicz und der südwestlichen Theile von Ludomerien und Podolien) mit Kleinpolen, welche bei Begründung des Königreichs Galizien geschah, unbegreiflich gewesen; waren doch selbst zu polnischer Zeit jene Länder wenigstens als eigene Provinzen (mit gesonderten Provinzialconventen) angesehen worden. Ernster war die Aufmerksamkeit, welche die östreichische Regierung namentlich unter Joseph dem Zweiten den bäuerlichen Zuständen Galiziens zuwandte, um dieselben durch das bekannte Robotpatent gänzlich umzugestalten und wahrhaft zu reformiren: diese Verbesserungen kamen dem westlichen, rein polnischen Theil des Landes übrigens in demselben Maße zu Gute, wie dem russischen. — Verständlicher als die nationalen waren den östreichischen Aufklärern die confessionellen Unterschiede. Schon Maria Theresia hatte die Gleichberechtigung des griechischen und katholischen Cultus decretirt, Joseph gründete zu Lemberg ein griechisches Priesterseminar und begünstigte den

*) Ein Zeitgenosse Luthers in Lemberg fertigte eine russische Bibelübersetzung.

**) Selbst das 1839 erschienene, sonst durch Gründlichkeit ausgezeichnete Buch von Fridrichs (die oben erwähnte „Darstellung Alt- und Neupolens") behauptet noch, die „Rußniken" wären wohl durch die Kleidung, nicht aber durch die Sprache von den Polen verschieden.

Digitized by Google

Gebrauch der russischen Sprache beim gelehrten wie beim Volksunterricht. Aber nach weniger als drei Jahrzehnten östreichischer Herrschaft wandte sich das Blatt; so lange es noch Ueberbleibsel des polnischen Staats gab, die sich einer gewissen Selbständigkeit erfreuten, hatte man es in Wien nicht ungern gesehen, daß die nationale Verschiedenheit zwischen der herrschenden und der dienenden Classe in Ostgalizien genährt wurde, — nach der dritten Theilung Polens (1795) schien die Gefahr polnischer Unabhängigkeitsgelüste wenigstens vor der Hand beseitigt. Dagegen ließ die zunehmende Macht des gefährlichen Nachbarn, der die östliche Hälfte Polens und Lithauens verschlungen hatte, die Erstarkung eines russischen Nationalgefühls innerhalb des östreichischen Staatsgebiets, zumal an der Ostgrenze desselben bedenklich erscheinen.

Die dem „Königreich Galizien" im Jahre 1817 verliehene „Landesverfassung" hielt die Verschmelzung der polnischen und der russischen Landestheile aufrecht und entsprach schon dadurch dem polnischen Interesse; auf dem Landtage war neben der Geistlichkeit und der Stadt Lemberg eigentlich nur der Adel vertreten; die Mitglieder des Landtagsausschusses mußten der polnischen, deutschen und der lateinischen Sprache mächtig sein, von der russischen war ebenso wenig die Rede, wie von bäuerlichen Deputirten. Das gleichzeitig mit der Verfassung erlassene Gesetz über das Unterrichtswesen schloß die russische Sprache von den höheren Lehranstalten, in welche sie sich einzubürgern begonnen hatte, fast ganz aus — nur für das griechisch-geistliche Seminar in Lemberg blieb sie obligatorisch. Alle Bemühungen des lemberger griechischen Metropoliten Lewizky, der mindestens die Concessionen Josephs des Zweiten gewahrt wissen wollte, scheiterten an der Abneigung der galizischen Landesregierung, welche in ihrem an das Ministerium gerichteten Gutachten von 1816 direct aussprach, die Rücksicht auf Rußland und dessen ehrgeizige Pläne verbiete die Förderung russisch-nationaler Bestrebungen, möchten dieselben auch nur literarischer Natur sein, im Interesse des östreichischen Staats und seiner Integrität ein für alle Mal.

Von 1795 ab entzog die Regierung den russischen Nationalbestrebungen ihre Unterstützung. Auf ihre eigenen Kräfte angewiesen, vermochten die galizischen Russen dem wiedererwachten polnischen Einfluß keinen Damm entgegenzusetzen; nach wie vor zog das polnische Element alle strebsamen und intelligenten Kräfte an sich, war der russische Bauer auf die wenigen kirchlichen Bücher angewiesen, welche sein Priester ihm in die Hand gab, war der griechische Geistliche von den katholischen Bischöfen des Landes und dem römischen Consistorium abhängig, das zugleich die Oberschulbehörde war und den Volksunterricht in polnisch-katholischem Geiste leitete. Zwar traten einzelne russische Schriftsteller wie Staszkiewicz, Kuziemski u. a. auf, um die Kenntniß der großrussischen Literatur zu verbreiten, Volkslieder und Chroniken zu sammeln und

Digitized by Google

im russischen Sinn auf die Volksschulen einzuwirken, ihre Bestrebungen waren aber zu vereinzelt, um nachhaltig auf die todten Massen zu wirken, deren niederer Bildungsgrad jede allgemeinere Betheiligung an idealen Interessen ausschloß. Der Einfluß der herrschenden Classe und die geistige Ueberlegenheit derselben waren trotz des Verlustes der politischen Unabhängigkeit, auf welche sie begründet gewesen waren, zu tief gewurzelt und zu bedeutend, um innerhalb der Grenzen des alten polnischen Staatsgebiets irgendein nichtpolnisches Element aufkommen zu lassen.

Die polnische Aristokratie war aber unklug und halsstarrig genug, all die Lehren, welche die Geschichte des 18. Jahrhunderts ihr ertheilt hatte, unbenutzt zu lassen. Die Vollendung der Polonisation Rothrußlands hatte einen erträglichen Zustand der ländlichen Bevölkerung, eine dieselbe befriedigende Lösung der durch das josephinische Robotpatent in Bewegung gebrachten, aber unvollendet gebliebenen Agrarfrage zur nothwendigen Voraussetzung, — statt diese zu fördern war der polnische Adel auch während der ersten vierzig Jahre des 19. Jahrhunderts unablässig bemüht, die dem Bauernstande gemachten Concessionen abzuschwächen, womöglich rückgängig zu machen. Durch den steten Kampf um Aufrechthaltung und Erhöhung des Robot verscherzte die Aristokratie die Achtung der Regierung und die Sympathien des Landvolks, des russischen sowohl wie des polnischen. In der westlichen Hälfte Galiziens, dem früheren Kleinpolen, waren die bäuerlichen Verhältnisse ebenso traurig, wie in der östlichen; der Schutz, den die österreichischen Beamten den bedrückten Bauern gewährten, stärkte den Einfluß der Regierung auf Unkosten des Adels, der schließlich auf einem völlig unterwühlten Boden stand und seine Bauern zu gefährlicheren Beobachtern und Wächtern des Regierungsinteresses gemacht hatte, als es die österreichischen Beamten des trägen, geistlosen metternichschen Regimes waren. Während die französisch-polnische Invasion von 1809 auch auf dem flachen Lande Bundesgenossen gefunden und alte Erinnerungen wachgerufen hatte, wurde der polnische Aufstand von 1830 von den galizischen Bauern mit entschiedener Abneigung begrüßt und jede Aeußerung der Sympathie in aristokratischen Kreisen drohend überwacht. Sechzehn Jahre später, gelegentlich des thörichten Aufstandes von 1846, der zahlreiche Freunde unter dem Adel Galiziens zählte, und der dem Freistaat Krakau seine Unabhängigkeit kostete, brach die lang verhaltene Wuth der mißhandelten und verachteten russischen Bauern mit ungeahnter Energie los: jene Mordscenen von Tarnow, zu denen die rathlose österreichische Büreaukratie Galiziens wenigstens indirect und ohne Ahnung von der Tragweite ihres Verfahrens die Veranlassung gegeben hatte und die zu den scheußlichsten Ereignissen des Zeitalters gehören, bekundeten ebenso den Haß des Bauernstandes gegen seine Unterdrücker, wie dessen Hingebung an die Sache einer Regierung, die — wenn auch im übrigen Europa übel accreditirt — in seinen Augen unvergleichlich besser und

Digitized by Google

liberaler war als jedes andere Regiment, das jemals in Halicz oder Südludomerien gewaltet hatte.

Daß die Schale der russischen Sache seit 1846 wieder steigen mußte, verstand sich für die östreichische Regierung von selbst. Franz Stadion, der den rathlosen Erzherzog Ferdinand 1847 im Amte eines k. k. Statthalters ersetzte, wurde eifrigster Anwalt der russischen Regungen: mit staatsmännischem Scharfblick übersah er den Gewinn, welcher sich für das östreichische Interesse aus den polenfeindlichen Tendenzen des Landvolks ziehen ließ, wenn dasselbe nur vor jeder Berührung mit den Stammverwandten jenseit der russischen Grenze bewahrt bleiben konnte. So „erfand" er den Volksstamm der „Ruthenen", der in Wahrheit niemals existirt hatte. In Deutschland wurde der Name zuerst während des Jahres 1848 genannt, wo sie zu den treuesten Verfechtern der Sache des Hauses Lothringen-Habsburg innerhalb wie außerhalb des Parlaments gehörten. Die Sprache, welche einer ihrer Vertreter, der Bauer Kapuszak bei Gelegenheit des berühmten Kudlichschen Antrags auf sofortige Abschaffung aller ländlichen Frohnen und Lasten führte, wird manchem der Zeitungsleser jenes denkwürdigen Jahres noch erinnerlich sein. Den Geistlichen (Popen) und Bauern, welche das galizische „Volk" nach Wien und Kremsier entsendet hatte, war von ihren Wählern nur ein Mandat mitgegeben worden: Abschaffung des Robot und möglichste Unabhängigkeit von den Herren. Nachdem diese Ziele erreicht waren, traten die galizischen Deputirten, welche in der Robotfrage mit der äußersten Linken gestimmt hatten, direct und bedingungslos in das Lager der Reaction über, um mit ihrem Kaiser, dem Manne, dessen Rechte die verhaßten „Herren" verkürzen wollten, durch Dick und Dünn zu gehen. Der tolle prager Slawencongreß (Mai 1849) führte neben anderen Farcen auch die einer feierlichen Aussöhnung der Polen und der galizischen Russen auf, die einander gegenseitig politische und kirchliche Parität garantirten und sodann einen Bruderbund schlossen. Nichts desto weniger war der Antagonismus zwischen diesen beiden Stämmen, von denen der eine für den zuverlässigsten, der andere für den unzuverlässigsten Anhänger Oestreichs galt, während der gesammten Revolutionszeit ein besonders entschiedener: die Einnahme Wiens durch den Fürsten Windischgrätz (Nov. 1848) wurde von dem einen Volk gefeiert, von dem andern beklagt; während der galizische Adel die Sache des ungarischen Aufstandes insgeheim nach Kräften unterstützte, boten die Vorsteher der an den Karpathen liegenden russischen Dorfgemeinden ihre Jugend zum kaiserlichen Landsturm auf.

Unter solchen Umständen war es erklärlich, daß die Unterstützung „ruthenischer" Bestrebungen in Galizien während der gesammten Bach-schwarzenbergschen Reactionsperiode für ein Axiom der östreichischen Staatskunst galt. Wenn die Regierung auch wenig Positives zu Gunsten des russischen Volks

Digitized by Google

und Schriftthums that, so trat sie wenigstens nicht hindernd auf und das war seit dem Jahre 1848 auch in Galizien genug. Was die russischen Volksführer in diesem Jahre gelernt hatten, vergessen sie nicht wieder und die ihnen damals gemachten Concessionen genügten, um dauernd eine freiere und selbständigere Bewegung der Geister zu ermöglichen: unter Stadions Auspicien war zu Lemberg eine Radowuska (kirchliche Volksversammlung) abgehalten worden, verschiedene Gelehrtenversammlungen hatten unter Theilnahme fremder Celebritäten getagt, eine Literaturgesellschaft zur Verbreitung von Büchern in der Nationalsprache (die Halizko-ruskaja Matiza) war gegründet, kurz ein ziemlich vollständiger Apparat für die Organisation volksthümlicher, literarisch-politischer Propaganda ins Leben gerufen. Dazu kam, daß die Regierung die Einführung des russischen Idioms in den Gymnasien und die Begründung eines russischen Lehrstuhls bei der lemberger Universität zugestanden hatte und daß die Regierungsverordnungen in einer eigenen russischen Regierungszeitung veröffentlicht wurden. Es begann eine Zeit regeren literarischen Strebens. Von der 48er Märzsonne ausgebrütet gab eine Anzahl junger Talente ihrem nationalen Eifer in Versen und in Prosa Ausdruck und zahlreiche Journale wurden gegründet, welche zwar alle bald wieder untergingen, aber durch neue ersetzt wurden, die allmälig auch bei dem sonst indifferenten Landvolk Einfluß zu üben begannen.

Consequentes Festhalten an einem einmal aufgestellten Princip ist bekanntlich niemals die Sache der östreichischen Regierung gewesen. Nachdem die Russen fast ein Jahrzehnt lang auf Unkosten der Polen begünstigt worden waren, trat zufolge des orientalischen Krieges und der zunehmenden Entfremdung zwischen den Cabineten von Wien und Petersburg ein Umschlag ein, welcher der in Fluß gekommenen Bewegung der russischen Geister ein Halt zuzurufen versuchte. Graf Agenor Goluchowski, einer der Führer des hohen polnischen Adels, ein Mann, der für freisinnig und für einen Gönner der Russen galt, trat an die Spitze der Verwaltung. Erfüllt von dem Gedanken, daß die Rettung der polnischen Nationalität nur von Oestreich ausgehen könne, wies er der Regierung die Gefährlichkeit der ruthenischen Propaganda nach, die ihren lokalen Charakter aufgegeben und einen russisch-moskowitischen angenommen habe, um der von Rußland begünstigten Sache des Panslawismus in die Hände zu arbeiten. Seinem Einfluß gelang es, den russischen Sprachunterricht bei den Gymnasien aus der Reihe der obligatorischen Unterrichtsgegenstände zu streichen und zu einem facultativen zu machen; die Thätigkeit der Matiza und der vorgeschrittenern Organe der Presse wurde genauer überwacht, strenger gezügelt, die polnische Nationalität allenthalben begünstigt und in der Bureaukratie bevorzugt.

Goluchowkis Hauptsorge wandte sich gegen die Verbreitung der moskauer und petersburger Presse in Galizien und gegen den zunehmenden Gebrauch der neurussischen, in Rußland gebräuchlichen Typen. Das gegenwärtige russische

Digitized by Google

Alphabet datirt bekanntlich erst aus der Zeit Peters des Großen und wird nur in der weltlichen Literatur angewandt; so lange es in Rußland nur eine kirchliche Literatur gab, kannte man in Galizien wie jenseit der russischen Grenze nur die schwerfälligen slawonisch-kyrillischen Lettern, welche noch heute die officiellen Schriftzeichen der griechischen Kirche sind. Um die „ruthenische Stammeseigenthümlichkeit" zu wahren, schlug Goluchowski das Verbot „moskowitischer Schriftzeichen" und die Einführung eines neuen, der lateinischen Schreibart verwandteren Alphabets vor, das er von einer aus Polen, Czechen und ins polnische Interesse gezogenen Ruthenen zusammengesetzten wiener Commission herstellen ließ. Diese unverständige Maßregel scheiterte an der lebhaften Opposition, welche das gesammte russisch-galizische Volk vom Metropoliten Gregory Jakimowitsch bis zu den Schülern des lemberger Gymnasiums herab bekundete und als wenig später das Ministerium Schmerling an die Spitze der Geschäfte trat und zu Gunsten des Centralismus für die Ruthenen und gegen die Polen Partei nahm, mußte Goluchowski zurücktreten. Die ihm vielfach Schuld gegebene Bedrückung des Bauernstandes und der griechischen Kirche ist zum größten Theil eine Erfindung seiner Gegner, selbst die erbitterten lemberger Correspondenzen, welche die petersburger Blätter der funfziger Jahre veröffentlichten, geben nach dieser Seite hin nirgend positive Daten. In kirchlichen Dingen betonte Goluchowski die organische Verbindung, in welche die griechische Kirche Galiziens zufolge der Union zur katholischen getreten war, in politischen suchte er den polnischen Charakter, den die Grundlagen des öffentlichen Lebens von Alters her trugen, möglichst geltend zu machen, die russischen Galizier von der Verbindung mit der Presse und den Tendenzen des russischen Reichs und von der Abschleifung der Eigenthümlichkeiten ihres Dialektes fern zu halten. Daß auf diesem Gebiete Beeinträchtigungen der Presse und Literatur, tendenziöse Bevorzugungen polnischer Einflüsse vorkamen, läßt sich selbstverständlich nicht läugnen.

Die galizische Geschichte der letzten Jahre läßt sich in wenigen Zeilen zusammenfassen: Schmerling begünstigte nach dem Vorbilde der Stadion und Schwarzenberg das russische Volksthum und erreichte damit, daß die ruthenischen Deputirten des wiener Reichstags zu den ergebensten Anhängern des Einheitsstaats gehörten, während die Polen sich ausnahmslos auf die Seite der Föderalisten stellten. Die neue belcredische Aera hat den Grafen Goluchowski rehabilitirt, den Nationalitätenkampf in Galizien neu geschürt und für den in solchen Fällen üblich gewordenen lemberger Schmerzensschrei gesorgt, dessen Echo seit Monaten in der gesammten russischen Presse wiederhallt.

Zur Gewinnung der richtigen Gesichtspunkte für die Stellung Rußlands zu dem Nationalitätenkampf in Galizien bedarf es einer Recapitulation der russisch-polnischen Ereignisse mindestens der letzten zwei Jahre; überdies sind

Digitized by Google

wir unsern Lesern noch Rechenschaft schuldig über die gegenwärtigen ethnographischen Verhältnisse Galiziens und die Geographie der polnischen Sprache in diesem Lande. Darüber soll in dem nächsten Artikel berichtet und sodann die Summe unserer Resultate gezogen werden.

Die europäischen Türken.

Die Ereignisse in Kreta, die Bewegungen in Thessalien und Epirus lenken von neuem die Aufmerksamkeit auf den Orient. Es scheint, als sollte nach den gewaltigen Vorgängen, welche sich auf deutscher Erde vor unsern Augen vollzogen haben, zunächst wieder einmal der classische Winkel tief in der Türkei die „Tenne des Ares" abgeben. Unsere natürlichen Sympathien sind fast ungetheilt bei den Griechen als den „Unterdrückten, den Glaubensgenossen, den jugendlichen Vertretern einer hoffnungsreichen Zukunft" gegenüber den altersschwachen Repräsentanten in Auflösung begriffener Zustände. Aber diese natürlichen und berechtigten Sympathien dürfen den Blick nicht trüben; daran zu erinnern ist um so nöthiger, als die Vorstellungen des großen Publikums über die Türken trotz Eisenbahn und Dampfschifffahrt, die auch sie uns so viel näher gebracht haben, im Allgemeinen doch immer noch unglaublich naiv sind. Langer Aufenthalt in Konstantinopel ist gar nicht einmal erforderlich, um die Erfahrung zu machen, die sich in der Aeußerung jenes preußischen Lieutenants und Cadettenlehrers aussprach, den wir in Smyrna am Bord trafen: „Das Erste, was ich in Berlin nach meiner Rückkehr zu thun habe," meinte er, „ist, daß ich vor meinen Schülern alle die verkehrten landläufigen Vorstellungen ausdrücklich zurücknehme oder berichtige, welche ich ihnen noch am Tage vor meiner Abreise in der letzten Geographiestunde über die Türkei aufgetischt habe." Wer unbefangenen und aufmerksamen Sinnes in Konstantinopel zu beobachten versteht, dem geht es ebenso; wer aber in längerem Aufenthalt Stadt und Volk näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, der fühlt es gradezu als eine Verpflichtung, den unwahren und phantastischen Vorstellungen, welche bei uns aller Orten über Konstantinopel und die Türkei noch immer im Schwange sind, entgegenzutreten.

Die Schuld jener Erscheinung liegt nicht im Publikum, sondern in der

Digitized by Google

Literatur über den Orient. Man kann die Schriftsteller über Konstantinopel und die Türkei in drei Classen theilen; die einen, in dem Wunsche, dem Publikum daheim recht Interessantes zu bieten, geheimnissen hinein, was nicht vorhanden ist; Chorführer dieser Schaar ist Jos. v. Hammer in seinem zweibändigen Werk über Konstantinopel und den Bosporus. Ihm ist die Mehrzahl gedankenlos gefolgt, besonders diejenigen, die so flüchtig reisen, daß sie nicht Zeit haben, ihre mitgebrachten Vorstellungen abzuschütteln und zu corrigiren, und so ihre Reiseerinnerungen immer wieder aus der trüben Quelle dieser Literatur zu ergänzen genöthigt sind. Sie bilden dann die zweite Classe und dahinein gehören die Feuilletonturisten, wie die Hahn-Hahn, Reisewitz u. a. m., ja auch Hackländer und Wachenhusen, welche neben mancherlei Richtigem dennoch des Schiefen und Falschen viel mehr bieten. Die Dritten treten mit dichterischem Sinn heran, nicht aber so, daß sie sich damit begnügen, das Schöne in Natur und Menschenleben, was ja allerdings mit geweihten Augen angeschaut sein will, von dem Staube der Gewöhnlichkeit befreit in objectiver Weise wahrheitsgemäß als reines Bild der Wirklichkeit zu reproduciren, sondern sie legen ihre eigene subjectiv gefärbte und präoccupirte Stimmung hinein, und verfallen auf diese Weise, ohne es zu wollen, allen den Sünden, welche andere zum Theil bewußt ausüben; dahin gehört der treffliche, aber überschwängliche Schubert, dahin die meisten der französischen Dichter, wie Lamartine und Chateaubriand.

Uns ist außer den höchst bedeutenden, nur grade über die Stadt Konstantinopel selbst zu karg gehaltenen Briefen unsres berühmten Generals v. Moltke „Ueber Zustände und Begebenheiten in der Türkei“ *) kein deutsches Buch bekannt, welches nicht ein Zerrbild gäbe. Treu, nur in ungenießbarer Form schildert die Türken und ihre Hauptstadt der Engländer White in seinem Buch „Drei Jahre in Konstantinopel“; das Beste aber, was über den Gegenstand geschrieben ist, sind die vortrefflichen „Lettres sur la Turquie“ von Ubicini, nur daß sie sich allein mit der Schilderung der inneren Zustände der Türkei beschäftigen, nicht zugleich auch ein Bild des wunderbaren äußeren Treibens der Weltstadt am Bosporus mit ihrem wundervollen landschaftlichen Zauber geben.

Die nachfolgenden Mittheilungen, denen in den Jahren 1855—1857 an Ort und Stelle gemachte Beobachtungen und Erfahrungen zu Grunde liegen, werden ebenfalls nur das innere Treiben der Stadt und des Staates behandeln. Da aber an dieser Stelle Vollständigkeit oder Erschöpfung des Stoffes nicht

*) Anonym erschienen, Berlin bei Mittler 1841, mit einem empfehlenden Vorwort von Carl Ritter. Die Briefe rühren aus den Jahren 1835—39 her, in welcher Zeit Moltke als preußischer Offizier in Konstantinopel und der Türkei verweilte. Jenem Aufenthalt verdanken wir auch die trefflichen noch immer nicht übertroffenen Kartenwerke über Konstantinopel und den Bosporus (im Auftrage Sultan Mahmuds des Zweiten aufgenommen und herausgegeben im Verlag von Simon Schropp in Berlin 1842 und 1849).

Digitized by Google

erwartet werden kann, welche ein Werk von mehren Bänden in Anspruch nehmen würde, so begnügen wir uns damit, in allgemeinen Zügen zu zeichnen, oder kleine Einzelbilder an die Stelle eines ausgeführten Ganzen zu setzen. Mit der Stadt Konstantinopel haben wir es vorzugsweise zu thun, und auch hier lassen wir alle nicht türkischen Bestandtheile der Bevölkerung (Griechen, Armenier, Juden, so stark ihr Contingent auch ist) bei Seite; um eine Charakteristik der Türken handelt es sich. Dabei sollen die Handbücher der Statistik und politischen Geographie unangetastet bleiben; was dort zu finden ist, mag dort nachgelesen werden; wir hoffen dagegen, dem oben angedeuteten Gesichtspunkt, apologetische aber doch wahrheitsgetreue Beiträge zum Verständniß der türkischen Zustände zu geben, am ersten treu zu bleiben, wenn wir erst auf die Schilderung der türkischen Nation nach ihrem Naturell und nach ihrem Bildungszustand eine Betrachtung der vermeintlichen und der wirklichen Schäden des europäischen Osmanenthums folgen lassen wie sie uns erscheinen.

Es giebt eine Charakteristik der Türken von einem neugriechischen Schriftsteller, den man also einer Parteilichkeit für die Osmanen gewiß nicht wird beschuldigen können, in welcher er die verschiedenen Elemente der Bevölkerung der europäischen Türkei und Konstantinopels vergleicht. Da heißt es lakonisch genug: der Türke ist gerade und edelsinnig, der Grieche ehrgeizig und verschlagen, der Armenier habgierig und ausdauernd, der Jude gewinnsüchtig und feig.*)

Das ist ganz außerordentlich treffend gesagt, und die Grundzüge des osmanischen Charakters können nicht schärfer und richtiger hervorgehoben werden als in jenen beiden Worten *εὐθύς*, d. h. gerade, wahr, lauter, und *ἀγέρωχος*, d. h. edlen, muthvollen, kühnen, auch wohl trotzigen und selbst wilden Sinnes. Natürlicher Adel der Gesinnung, prononcirtes Selbstgefühl ohne Arroganz, Würde und Festigkeit sind die Eigenschaften nicht nur Einzelner, sondern der ganzen Menge bis herab zum geringsten Schuhflicker und Bootführer. Daher die prächtigen Gestalten, die ausdrucksvollen Physiognomien, welche so oft imponiren und in wenig Ländern so häufig gefunden werden als grade in der Türkei, und welche allein schon sprechende Beweise des tüchtigen Kerns und Fonds sind, der in diesem Volke steckt. Jener natürliche Adel und die gehobene Freiheit des Benehmens, welche den Völkern des Südens so eigen ist und in Gestalt, Gang, Gesten, Rede derselben sich abdrückt, ist auch hier heimisch. Ist es dort bei den Italienern, Spaniern, Griechen mehr eine gewisse Freiheit und Leichtigkeit des Benehmens und Verkehrs, eine natürliche Grazie, — so ist es hier bei den Türken vor allem schweigsame Würde und ernste Grandezza, in welche sich das volle Bewußtsein hineinlegt, Herren des Landes, Bekenner des Propheten zu sein. Es giebt nichts Würdigeres als so ein bärtiges Greisen-

*) *Ὁ Τοῦρκος εὐθὺς καὶ ἀγέρωχος, ὁ Γραῖκος φιλότιμος καὶ κρυψίνους, ὁ Ἀρμένιος φιλοχρήματος καὶ φερέπονος, ὁ Ἰουδαῖος αἰσχροκερδὴς καὶ ἄνανδρος.*

Digitized by Google

antlitz unter dem stattlichen Turban, mit den regelmäßig schönen Zügen, mit den klaren, klugen Augen, mit dem hinabfließenden Silberhaar des wohlgepflegten Bartes. Man findet solcher Köpfe auf allen Gassen, in jedem Café; wer aber einmal den Scheik ul Islam, das Haupt der muhamedanischen Geistlichkeit oder den Scheik der Derwische gesehen hat, vergißt diese ehrwürdigen Gestalten voll natürlich feierlichen Ernstes sein Leben hindurch nicht wieder.

Schön und ausdrucksvoll ist schon des Türken Gruß; mit welchem Anstand neigt er sich zur Erde, tief, daß er mit der geöffneten Hand den Staub fast berührt; und wenn er dann sich aufrichtend die Hand an Brust und Lippen und Stirn führt, thut er es mit solchem Ernst, daß man sieht, er bleibt sich stets der Bedeutung der Geberde bewußt, welche sagt: ich nehme diesen Staub von der Erde zum Zeichen der Ehrfurcht, führe ihn an die Brust zum Zeichen meiner Treue, küsse ihn zum Zeichen meiner Liebe, und lege ihn auf mein Haupt zum Zeichen, daß ich über dein Wohl wache; das alles aber zum Zeichen, daß ich mit Herz und Gedanken und Rede dir angehöre.

Mit der Geradheit und Noblesse des Charakters hängt des Türken Biederkeit und Ehrlichkeit zusammen, die sprichwörtlich geworden ist gegenüber griechischer und armenischer Falschheit. „Ein türkischer Händler, so geht die Rede, schiebt das Geld zurück, wenn du ihm zu wenig bietest; denn er betrügt nicht und will auch nicht betrogen sein; ein Grieche nimmt es und lamentirt, giebt sich aber schließlich doch zufrieden; denn weil er betrügt, findet er es natürlich, daß er wieder betrogen wird. Durch ganz Stambul kannst du in finsterer Nacht mit einem Geldsack auf dem Rücken ungefährdet gehen; in Pera und Galata (den fränkischen Quartieren) wird dir bei hellem Tage der Beutel aus der Tasche gezogen." Und so ist es in der That; Betrug und Uebervortheilung im Handel und Wandel gehört zu den großen Seltenheiten. Einem Türken kann der Fremde die unbekannten Münzsorten getrost hinreichen, daß er sich das ihm Zukommende herausſuche; einem Griechen gegenüber wäre solches Vertrauen sehr übel angebracht.

Mit jenen Charakterzügen hängt eng zusammen der Sinn für das Decorum, für äußern Anstand und Sitte, der in dem ganzen Volke lebt. Nie wird man Scenen der Roheit und Gemeinheit wahrnehmen, wie wir sie in unserem civilisirten Europa täglich mit ansehen. Selbst bei Gelegenheiten, wo Ausgelassenheit und zügelloses Wesen selbstverständlich erscheinen, wie z. B. bei Volksfesten, ist die Haltung der Menge stets anständig. Der Wein ist ihnen vom Koran untersagt, und die Masse des Volkes respectirt das Verbot; aber sie greifen auch nicht nach Surrogaten; wir wüßten nicht, je einem trunkenen Türken begegnet zu sein; der Opiumrausch gehört jetzt wenigstens in das Reich der vielen der Türkei angedichteten Märchen. In einigen Kaffeehäusern an der herrlichen Moschee Sulimans des Prächtigen soll noch zuweilen vor nicht langer

Digitized by Google

Zeit Opium gereicht worden sein; wir haben sie wiederholt besucht, um diese orientalische Merkwürdigkeit kennen zu lernen, es ist uns wenigstens nie gelungen, einen Opiumesser anzutreffen; doch sollen sie noch als historische Merkwürdigkeit in einzelnen bleichen Exemplaren in Konstantinopel herumlaufen.

Der Türke aus dem Volke ist einfach in Lebensweise, Tracht und Bedürfnissen; das Jagen und Drängen unserer Massen nach lauter Freude und äußerlichem Vergnügen ist, wie allen Nationen eines primitiven Bildungszustandes, auch diesen fremd. Der Besuch der Kaffeehäuser, wo für zwei Pará, d. h. für einen Pfennig, eine der winzigen Schalen mit Kaffee gereicht wird und für einen zweiten Pfennig die Wasserpfeife (das Nargileh), wo zu allen Tageszeiten Vornehm und Gering zu kürzerer oder längerer Rast einkehren, — oder der Besuch jener einfachen Volksfeste auf dem Almeidán oder in den sogenannten süßen Wassern von Europa und Asien, deren obligate Reize immer wieder auf Kaffee, Pfeife und höchstens etwas Musik hinauskommen —, das sind die einzigen Genüsse, welche sie suchen.

Den Hauptgenuß findet der Türke in der Natur, ein merkwürdiges und gewiß unverächtliches Zeichen für den gesunden Sinn des Volkes. Jeder Aussichtspunkt, jeder liebliche Thalwinkel ist auch von einem der einfachen Kaffeehäuser besetzt; überall stößt man auf Gruppen von Männern und Frauen, welche sich auch ohne solche einladende Ruhestätte beliebig wo am Kai niedergelassen haben und in sinnender Betrachtung die Wunder der großartig lieblichen Natur in sich aufnehmen.

Das ist der vielgeschmähte Kaff der angeblich faulen Türken, in Wahrheit das poesievolle, beschauliche Versenken in die Naturbetrachtung, die sich ja auch in der Dichtung der Orientalen so lebendig und überschwenglich ausspricht. Sie empfinden es als Mangel an den Franken, daß sie in Werkeltagstreiben und Erwerbssucht der Herrlichkeit der Natur gegenüber sich so stumpf verhalten und man hat schnell ihre Herzen erobert und ihre Zurückhaltung gebrochen, wenn man gleiche Empfänglichkeit merken läßt.

Faul sind die Türken überhaupt nicht, sondern vielmehr sehr fleißig und in ihrer Arbeit gewissenhaft, sorgsam, geschickt, so daß der türkische Handwerker von den Franken vorzugsweise gesucht wird. Aber es fehlt ihnen der Unternehmungsgeist, der rechte Sinn für die große Arbeit des Handels und des Verkehrs. Die zum Fehler werdende Genügsamkeit und Beschaulichkeit ihres Wesens ist Schuld, daß die verschlagenen Griechen, die gewinnsüchtigen Armenier, vollends die Speculation der Franken Handel und Industrie an sich reißen und die passiven Eingebornen überholen. Der Ehrgeiz der Concurrenz aber, der dazu anspornt, sich in der Arbeit des Lebens von andern nicht überholen zu lassen, fehlt ihnen deshalb, weil sie sich als Orientalen und unter diesen wiederum als genießende Herrscher fühlen.

Digitized by Google

Und dies Gefühl ist keine pure Anmaßung, sondern Erbtheil des Blutes. Ein arabischer Denkspruch sagt: „Reichthum ist in Indien, Geistesmacht in Europa, Herrschermacht bei den Osmanen.“ Und es steckt allerdings etwas von jenem angebornen Herrschertalent, vermöge dessen es den Osmanen gelang, das Byzantinerthum über den Haufen zu werfen, vermöge dessen sie einst sich zu gefürchteten Herren des Mittelmeers zu machen wußten, das auch in den Zeiten des tiefsten Verfalles Kraft genug gab, sich als regierendes Element in ganz Vorderasien zu behaupten, — es steckt etwas von diesem Herrschertalent noch heute in der Nation. Daß die Herrschaft dennoch aus den Fugen geht, ist Schuld der Regierung und mehr ein Zeichen steigender Kraft und Selbständigkeit der unterworfenen Nationen, Griechen, Serben, Bulgaren u. a., als ausdrückliches Symptom von der Krankheit des türkischen Volkes. In den orientalischen Theilen des weiten Reiches ist unter den Stämmen keiner, der zum herrschen fähiger und geschickter wäre.

Denn die Masse des Volks ist nach allem Gesagten durchaus nicht krank, sondern voll Kraft und Gesundheit. Wenn es allen Angriffen der europäischen Mächte unter den schwierigsten Umständen bisher immer noch Stand zu halten wußte, wenn seine Heere trotz aller mangelhaften Ausbildung unter den mißlichsten Verhältnissen, zuweilen Monate lang ohne Sold, dennoch sich stets mit unbestrittener Bravour geschlagen haben, wenn die Nation sogar auf dem ihr fremden Felde der Diplomatie im pariser Congreß anerkanntermaßen den Sieg davon tragen konnte, — so ist ein solches Volk noch weit entfernt vom Absterben, und es besitzt in der That nicht blos Zähigkeit des Beharrens, sondern auch Entwicklungskraft. Auch die Züge, deren wir bisher noch nicht gedachten, der angeborenen Herzensgüte, welche in der unbeschränktesten Wohlthätigkeit ihren Ausdruck findet, der Gastlichkeit, der tiefwurzelnden Achtung vor dem Gesetz, des lebendigen religiösen Interesses, sprechen mit nichten von sittlicher Fäulniß und Corruption.

Ein Hauptkriterium der geistigen Reife und Entwickelungsfähigkeit ist stets die Sprache eines Volkes. Nun höre man, was ein so competenter Sprachkenner wie Max Müller in seinen Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache (deutsch bearbeitet von Böttger) über das Türkische urtheilt. Nachdem er den Grund der allmäligen Ausbreitung und Herrschaft des türkisches Volkes zum Theil von den Vorzügen ihrer Sprache hergeleitet hat, fährt er fort: „Die sinnreiche Art und Weise, in welcher die zahlreichen grammatischen Formen zu Stande gebracht sind, die Regelmäßigkeit, welche das System der Conjugation und Declination durchdringt, die Durchsichtigkeit und Verständlichkeit des ganzen Sprachbaues muß jedem auffallen, der für die wunderbare Kraft des menschlichen Geistes, wie sie sich in der Sprache entfaltet, einen offnen Sinn hat. In der Grammatik der türkischen Sprache haben wir eine Sprache von ganz durch-

Digitized by Google

sichtigem Bau vor uns und eine Grammatik, in deren Werkstätte wir hineinblicken können, wie in einen Bienenstock von Glas, indem die Zellen vor unserem Auge entstehen. Ein ausgezeichneter Orientalist bemerkt einmal, man könnte das Türkische für das Resultat der Berathschlagungen einer Gesellschaft ausgezeichneter Gelehrten halten. Aber auch eine solche Gesellschaft würde das nicht haben erdenken können, was der Menschengeist in den Steppen der Tartarei sich selbst überlassen und nur geleitet von seinem ihm angebornen Gesetz oder durch eine Macht des Instincts, die ebenso wunderbar als irgendeine andere in dem Naturreich wirkte, hervorzubringen vermochte." In dieser Vollkommenheit hat sich die Sprache aber im Wesentlichen bis in die Gegenwart hinein erhalten.

Man werfe nicht ein, diese Charakteristik des Volkes sei zu ideal gehalten, und verschweige seine Schattenseiten. Die Gebrechen der türkischen Zustände sind anderswo zu suchen als in der Beschaffenheit des Volks-Ganzen. Man erinnert an die sittenlosen Zustände der Türkei, und es giebt des sittlichen Verderbens, wie überall, auch dort genug. Aber es wollte uns immer bedünken, als sei dasselbe trotz einzelner dem ganzen alten wie neuen Orient eigenthümlicher Laster immer noch weit geringer, als bei uns. Man erinnert an den Fanatismus, die Unduldsamkeit den Europäern gegenüber, an die Grausamkeit und den hochfahrenden Sinn der Türken. Unsere Wahrnehmung hat uns stets gezeigt, daß der Türke Achtung und Freundlichkeit dem entgegenbringt, der sie ihm erweist, daß er wohl beobachtend sich zurückhält, Geringschätzung und Verachtung nur dem weist, der sie ihm zu verdienen scheint. Wie es mit dem Fanatismus steht, soll bei einem Blicke auf ihr religiöses Leben erörtert werden. Unanwendbar aber ist unsre Charakteristik auf die trüberen Schichten der vornehmeren Gesellschaft, der Beamten- und Regierungskreise, sie ruht auf Beobachtungen in Konstantinopel und seiner näheren Umgebung und wir geben zu, daß das Bild im Einzelnen eine etwas andere, obwohl im Wesentlichen übereinstimmende Ausführung erfahren würde, wollte man auch die Bevölkerung in den entlegenen Strichen des Reiches, etwa im Innern von Kleinasien oder in Syrien, mit in die Betrachtung hineinziehen. Da würden die Prädicate, die wir an die Spitze stellten, nur in den Bedeutungen des trotzigen, ja selbst wilden Sinnes Geltung haben; aber von Entartung oder Verwilderung würde auch dies sehr verschieden sein.

Durchweg fehlt den Türken die höhere wissenschaftliche Bildung des Occidents, wie allen Völkern des asiatischen und auch des europäischen Orients, wie also auch ihren Nachbarn den Serben, Wallachen, Bulgaren und allen übrigen Donauvölkern, die wir doch milder zu beurtheilen pflegen; solche Bildung hat kaum begonnen die höchsten Spitzen des türkischen Volkes zu berühren. Aber die große Masse des Volkes, mit welcher wir es doch immer zunächst zu thun haben,

Digitized by Google

ist gebildeter als diejenige von vielen unserer mitten in dem Kreise der europäischen Bildung stehenden Nationen, als die Masse der Griechen, Spanier, Italiener, zum Theil vielleicht selbst als die der Engländer. Es ist in England bekanntlich ein nicht unbedeutendes Procent der erwachsenen Bevölkerung, welches nicht lesen und schreiben kann, in der Türkei werden solche Fälle nur vereinzelt vorkommen. Neben jeder Moschee befindet sich im ganzen türkischen Reich immer eine Schule, d. h. auch in dem ärmlichsten Dorf ist für den Unterricht der Jugend gesorgt; der jedesmalige Imám*) ist auch zugleich immer der Schullehrer; aller Unterricht ist frei; Lesen, Schreiben, Rechnen und Bekanntschaft mit dem Koran, das sind die einfachen, aber auch für jeden unerläßlichen Bestandtheile der Volksbildung. Was sich darüber erhebt, ist ein verhältnißmäßig geringer Bruchtheil der Bevölkerung; zunächst die in den höheren Schulen, den sogenannten Medressés gebildeten Theologen und Juristen. Konstantinopel hat gegenwärtig vierzehn solcher Lehranstalten, in den Provinzen haben wenigstens alle Hauptstädte deren eine oder mehre. Unterrichtsgegenstände sind hier der Koran und die Geschichte des Islam, türkische Orthographie und Stilistik, arabische, türkische und Universal-Geschichte, Geographie, Arithmetik und Geometrie. Auch hier ist der Unterricht frei, Lehrer sind die höheren Geistlichen, die Ulémas, das Local die Moschee selbst. Da liegen die jungen Leute lang ausgestreckt auf dem Boden in weiten Kreisen um den Softa gelagert, oft zwölf solcher Kreise neben einander in derselben Moschee; jeder Schüler hat sein Exemplar vor sich, sein persisches Schreibzeug zur Hand; die Lehrer hocken mit untergeschlagenen Beinen hinter einem kleinen Lesepult auf ihren Lehrpolstern; man kann ungestört zuhören, die Professoren fühlen sich höchstens durch die Anwesenheit fremder Gäste geschmeichelt und verdoppeln ihren Lehreifer. Die jungen Leute wohnen meist in Convicten, welche mit den reichen Moscheen verbunden zu sein pflegen; einige näher bestimmte Curse genügen, dann treten sie in den Kirchen- oder Justizdienst ein; denn da der Koran Quelle und Norm alles Rechtes ist, bedarf es keiner besonderen juristischen Vorbildung, es genügt die theologische; nur die Praxis scheidet die Diener der Kirche und des Gesetzes, welche zusammen doch immer nur die eine Classe der Ulémas bilden.

Vor der Reformperiode, welche von Selim dem Vierten zwar eingeleitet, indessen recht eigentlich erst von Mahmud dem Zweiten, dem Vater des jetzigen Sultans, ins Werk gesetzt wurde, kannte man keine anderen Institute; für alle sonstigen Berufszweige bildete allein das Leben und die Erfahrung. Mahmud der Zweite erkannte, daß die Regenerirung des Reiches von der Anbahnung europäischer Bildung ausgehen müsse. Man errichtete zunächst Militärschulen

*) So die richtige Betonung; ebenso Harém, Alí, Mehméd, Bakschísch, Aziz, Bazár, Padischáh.

Digitized by Google

verschiedener Art, an denen seither denn in der Regel preußische Offiziere, später auch Emigranten der ungarischen Revolution die Instructoren abgaben, ferner eine Marineschule und schon damals auch eine medicinische, die den Bedürfnissen der Armee diente, aber auch sonst mit wissenschaftlicher Heilkunde zum ersten Mal bekannt machte. Es war ein culturhistorischer Sieg, daß das Seciren von Leichen, welches der Koran nicht gestattet, eingeführt wurde.

Im Verlauf der Reformen, besonders seit der Reorganisation des Unterrichtswesens im Jahr 1847, folgte die Einrichtung einer Reihe von anderen Lehranstalten, so einer Normalschule, (einer Art Mustergymnasium zur Ausbildung von Lehrern für die Provinzialstädte), zweier Institute zur Vorbereitung für den Civildienst, eines Collegiums für den Unterricht in den höheren Zweigen der Diplomatie und Stellenverwaltung, einer Stiftung der Sultanin Mutter Abdul Medschids, endlich einer Thierarznei- und auch einer Ackerbauschule. Ja die für die Reformen im Unterrichtswesen ernannte Commission beschloß sogar die Errichtung einer Universität. In der Nähe der Sophienkirche, auf dem Platze des Augusteums des alten Byzanz, und an der Stelle einer berühmten Janitscharenkaserne des türkischen Stambul erhob sich ein stattliches Gebäude, welches jeder andern Residenz Ehre machen würde. Die Grundsteinlegung war einer der hervorragendsten Acte der jungen Reform; es blieb bei dem Aufbau; Waffenlärm verscheuchte die Musen, noch ehe sie von der ihnen bereiteten Stätte Besitz nehmen konnten, in die kaum vollendeten Räume legten die Franzosen ein Lazareth; jetzt ist die ehemalige-künftige Universität Sitz eines Ministeriums. Man begriff, daß es unmöglich sei, eine Spitze zu bauen ohne Untergrund. Eine Universität fände jetzt im Volk noch keine Lehrer, und fremdländische Kräfte, die man zu meiden Grund hat, fänden im Volk noch keine brauchbaren Schüler. Es wird noch geraumer Frist bedürfen, ehe das Volk auch nur zu rein receptivem Antheil an höherer wissenschaftlicher Arbeit reif ist; diese Erziehung aber zu übernehmen, genügen jene genannten Specialschulen zunächst vollkommen. Im Uebrigen reicht es aus, eine größere Anzahl junger Leute alljährlich ins Ausland zu senden, nach Frankreich, England, Preußen, wo sie mehr haben, als eine hohe Schule in Konstantinopel gewähren könnte. Vertraut mit den Forderungen der europäischen Civilisation und mit Reformideen erfüllt kehren sie zurück, treten in den höheren Staatsdienst ihres Vaterlandes ein und werden zu Pionieren der Cultur. Sämmtliche bedeutendere Staatsmänner, mit deren Namen die jüngste Geschichte der Pforte verflochten ist, haben ihre letzte Ausbildung im Auslande empfangen.

Aber es fehlt ihnen auch nicht an Interesse für Bildung, und wüßte die Regierung nur in geeigneter Weise es zu nähren, so würde die Nation sehr schnell den Proceß summarischer Aneignung allgemeiner europäischer Bildung durchmachen.

Digitized by Google

Einen bedeutsamen Theil der Arbeit übernehmen die Zeitungen. Es ist sehr bezeichnend, daß Sultan Mahmud der Zweite selbst es war, der die Gründung einer politischen Zeitschrift, des französisch geschriebenen Moniteur ottoman, betrieb, und den ersten Redacteur, einen Engländer, aus Smyrna berief, aber auch sehr bezeichnend für den energischen Widerstand, auf welchen die Reformen damals noch überall stießen, daß drei Redacteure dieser Zeitung hinter einander eines plötzlichen d. h. unnatürlichen Todes starben. Im Jahre 1864 existirten allein in der Hauptstadt 5 türkische, 9 armenische, 1 arabische, 3 französische Zeitungen, welche in türkischem Dienst arbeiten, von den griechischen (5), bulgarischen (4), italienischen (2), englischen (1) und deutschen (1) Blättern, welche daneben laufen, nicht zu reden.*) Buchdruckereien und Buchläden giebt es in Menge, öffentliche Bibliotheken sind fast mit jeder großen Moschee verbunden und sind reich mit arabischen und türkischen Werken ausgestattet, auch dem Publikum in liberaler Weise zur Benutzung geöffnet. Besonderes Augenmerk richtet man auf Uebersetzungen oder besser Bearbeitungen deutscher und französischer Unterrichtsbücher. In dem Harem der Schwester des Sultans z. B. lagen auf den Tischen als Lectüre der Frauen und Kinder neben Auszügen aus dem Koran, den die Frauen nicht ganz in die Hände bekommen, Abrisse der Geographie und Geschichte nach französischen Handbüchern, die Erzählungen aus tausend und einer Nacht, türkische Dichtungen und — eine Bearbeitung von Gellerts Fabeln.

In dem Arbeitszimmer Mustapha Paschas, der als Oberbefehlshaber der asiatischen Armee und als Commandant von Kars im orientalischen Kriege eine hervorragende Rolle spielte, war eine sehr stattliche kriegswissenschaftliche Bibliothek aufgestellt; neben türkischen Titeln las man ebenso viele französische; auch gute historische Werke fehlten nicht, neben Thiers und Guizot auch eine Geschichte Friedrichs des Großen. Fuad Pascha, allerdings der intelligenteste und am feinsten gebildete unter den gegenwärtigen türkischen Staatsmännern, besitzt eine auserlesene Bibliothek moderner, auch deutscher Classiker. Das erste Exemplar des Goethe, welches die im Jahr 1857 etablirte deutsche Buchhandlung der Gebrüder Köhler in Pera verkaufte, acquirirte ein Türke. Dieser ersten Buchhandlung folgte sehr schnell eine zweite; beide machen die glänzendsten Geschäfte und haben gradezu eine culturhistorische Bedeutung durch den Absatz, den sie auch unter dem türkischen Publikum finden, und der doch fast ausschließlich in den Erzeugnissen des civilisirten Abendlandes besteht.

Die Türkei hat bekanntlich selbst eine ansehnliche Literatur, aber nur Titel

*) Vergleiche den Globus, 1864, VI., S. 381. Ein wenig abweichend Petermann, Mittheilungen 1864, S. 225; darnach wäre die periodische Presse von 1864 in Konstantinopel durch 24, in Smyrna durch 7, in Alexandria durch 2, Beirut und Van durch je ein Blatt vertreten.

Digitized by Google

und Namen ohne jeden Werth, eine phrasenreiche, aber inhaltsleere und darum prosaische Lyrik, und eine dem Gehalt nach unendlich dürre, in Bildern aber überschwengliche, darum lyrisch zu nennende Annalistik, von der folgende Stelle, aus dem unter den Türken hochangesehenen Reichschronisten Isi instar omnium einen Begriff geben mag. Nachdem derselbe ein paar am Bosporus sich gegenüberliegende vom Sultan Muhamed dem Eroberer erbaute Moscheen auf drei Folioseiten in überschwenglichster Weise gepriesen hat, fährt er fort:

„Der Papagei der beschreibenden Feder muß bei dem Lobpreise dieser Moschee statt in den großen Spiegel ausführlicher Beschreibung in den verkleinernden Handspiegel kurzer Worte hineinsehen, und sagt daher zum Lobpreise derselben schließlich nur ganz kurz, daß diese hocherbauten Moscheen als zwei große Käfichte kanonischer Wahrheit einander gegenüber an dem Dom des Himmels aufgehängt sind, und daß vor den wohllautenden Sängern und schönsingenden Gebetsausrufern derselben die Nachtigallen auf den Fluren ganz beschämt und stumm zu Boden fallen. Deshalb faßt sich der Papagei der Feder so kurz."

Einen besseren Begriff von dem literarischen Vermögen des Volkes geben die Grabschriften, die trotz mancher wunderbaren Bilder und Blumen, welche man stets mit in den Kauf nehmen muß, oft außerordentlich sinnig und treffend abgefaßt sind und zum Theil von großer Tiefe des Gemüthes zeugen. So lautet die Grabschrift des berühmten Seehelden Kildisch Ali Pascha, der nach der Niederlage bei Lepanto die Ehre der osmanischen Waffen wiederherstellte und an einem der herrlichsten Punkte des Bosporus hart am Meere bestattet liegt, folgendermaßen: „Er hing seinen Säbel im Himmel auf und stieg nach abgespannter Sehne des Lebens vom Alter gekrümmt, wie sein hier aufgehängter Bogen, in den einmännigen Nachen des Sarges, um unter der Erde, die er bei seinem Leben fast niemals betreten hatte, nach dem Tode für immer zu ruhn." —

Mit der sich vollziehenden inneren Regeneration der Türkei entsteht zugleich schon eine neue Literatur. Und es ist charakteristisch und erfreulich, daß sie sich vorwiegend der Erforschung eigener Zustände, der Geschichte des Landes zuwendet. Gewdet Effendi ist der erste Türke, der eine kritische Geschichte seines Vaterlandes gewagt hat. Sein Werk, eine Geschichte des Osmanenthums vom Frieden von Kainárdschi (1747) an, steht im Stil und historischer Kunst auf dem Niveau moderner Wissenschaft. Es beruht auf sorgfältiger Durchforschung der Archive, ist sehr freisinnig geschrieben und seine Wirkung auf die Ideen und Anschauungen des Volkes zu Gunsten einer energischen und consequenten Reform kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Auf den bedeutsamsten Beleg endlich für den gegenwärtigen Gährungsproceß in der geistigen Entwicklung der türkischen Nation, die religiöse Krise, an deren Anfang sie steht, gehen wir später ein.

Digitized by Google

Im Allgemeinen also ist der Bildungszustand des türkischen Volkes keineswegs so niedrig, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Er ist in den untern Schichten und im Ganzen ein sehr einfacher, aber in dieser Einfachheit wenigstens ein allgemeiner. — Wenn man es trotzdem erlebt, daß der gewöhnliche Türke Prussia und Russia ziemlich häufig verwechselt, den König von Prussia als Satrapen der Czaren betrachtet, ihm Oestreich und Deutschland gleichbedeutend sind, oder Deutschland ihm nur aus 3—4 statt 34 Vaterländern besteht, so sind das Irrthümer, deren Beseitigung theilweise im Abendlande selbst von zu kurzem Datum ist, um dem fernen Volke, dessen intimere Verhältnisse uns so wenig kümmern, doch angerechnet werden zu dürfen.

Unter den vermeintlichen Schäden und Gebrechen der heutigen Türkei nimmt die Vielweiberei und die verkehrten Vorstellungen, die sich an das Haremwesen knüpfen, die erste Stelle ein. Der Koran stellt die Monogamie als das Natürliche hin und erlaubt im Grunde nur dem Sultan, eine Ausnahme zu machen; ihm sind vier Weiber gestattet, ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch diese Freiheit erst nachträglicher Zusatz war, ebenso wie die späteren Einschaltungen des Koran, nach welchen sich der Prophet infolge angeblicher Offenbarungen auch diese Vierzahl wiederum zu überschreiten gestattete. In Wirklichkeit war nun allerdings die Polygamie unter den Türken der früheren Zeit eine ziemlich häufige Erscheinung geworden, aber doch nur in den Kreisen der Vornehmen und Mächtigen; in den unteren Schichten wird sie stets nur sehr vereinzelt vorgekommen sein. Jetzt ist die Monogamie, in Konstantinopel wenigstens, mit alleiniger Ausnahme des Sultans, durchaus von der Sitte gefordert: keiner der Großwürdenträger hat mehr als eine Frau, und „Harém" bedeutet nichts Anderes als die von der Männerwohnung getrennte Wohnung der Frau vom Hause, mit dem Zubehör von Dienerinnen und Sclavinnen, welche nach orientalischer Sitte zum Haushalt der Frauen in ebenso großer Zahl gehören, wie Diener und Sclaven zum Haushalt des Herrn.

Auf die gesellschaftliche Stellung der Türkinnen sowie auf die Symptome der Regeneration im Volke kommen wir ausführlicher zurück.

Digitized by Google

Der deutſche Buchhandel in den letzten Monaten.

Anfang Februar 1867.

Weihnachten erzeugt eine Springfluth buchhändleriſcher Thätigkeit. Zu derſelben Zeit, wo die Chriſtbäume zur Stadt wandern und die Hausfrau ſorglich erwägt, ob ſie wegen der ſchlechten Zeit weniger Weihnachtsgebäck machen ſoll als ſonſt, pulſirt das Leben auf den Comptoiren und in den Packräumen des Verlegers mit doppelter Schnelle, namentlich wenn er die Welt mit Kinderbüchern, Bilderwerken oder Belletriſtik verſieht. Dann überlegt er wohl, ob die gebundenen Vorräthe ſeiner Miniaturpoeten nicht vorzeitig ſich vergreifen und er treibt ſeinen Buchbinder zu größerer Eile. Mit Vergnügen muſtert er die vielen kleinen Zettel, auf denen der Sortimenter ſeine Beſtellungen gemacht, zählt er die Telegramme, die einen ſeiner Claſſiker mit directer Poſt verlangten.

Auch bei dem leipziger Commiſſionär iſt die Thätigkeit hoch angeſpannt. In den Packräumen hört die Arbeit kaum auf. Was der auswärtige Geſchäftsfreund an Weihnachtsneuigkeiten noch vor Thorſchluß einſandte, wandert von hier entweder in die Fächer der Sortimentshändler, die der Commiſſionär in Leipzig vertritt, oder auf großen Karren weiter zu andern Commiſſionären. Unaufhörlich ſind die Laufburſchen unterwegs, eilige Beſtellungen einzuholen. Hier gehen die Telegramme nie aus und der Markhelfer ſeufzt unter der Laſt der Packete, die er zur Poſt bringt. Das ſind Dinge, deren Vorgang ſich dem Auge des gewöhnlichen Sterblichen entzieht. Aber dieſer bemerkt mit Wohlgefallen das Treiben des Sortimenters. Wenn der Ellenwaarenhändler im Erker auslegt

„Was das Herz ſich wünſcht, was der Sinn begehrt",

dann räumt auch der Sortimenter ſein Schaufenſter aus und das Aſchenbrödel vertauſcht das einfache Gewand der Wiſſenſchaft mit dem ſtolzen Kleide engliſcher Leinwand in grellen Farben, mit der dauerhaften Pracht feinſten Leders. Und das Gold iſt dabei vorn und hinten, ſowie auf Schnitt und Rücken unentbehrlich.

Man mag dieſes Vergnügen vielen unſerer Poeten gönnen. Iſt ja doch Weihnachten die Zeit, wo ſie ſich im Schaufenſter des Sortimenters dürfen bewundern laſſen, um vielleicht auch einmal verkauft zu werden. Wie bald iſt das Glück vorüber, dann wandern ſo viele den dunklen Pfad, auf dem nur ſelten Rückkehr iſt, hinauf auf die düſtern Ballenlager, um dort derer zu harren, die ſie im Schaufenſter abzulöſen ſo glücklich waren.

In jener Zeit des Lichterglanzes und Tannenduftes ſteht die Wiſſenſchaft,

Digitized by Google

grau in grau gemalt, in irgendeiner überflüssigen Ecke. Erst nach dem Feste kommt die Zeit zurück, wo sie sich wieder hinauswagt in der Form von Ansichtspacketen, die der Sortimenter seinen Kunden ins Haus sendet.

Wie es bisher gegangen, so war es auch im verflossenen Jahre der Fall. Ja, fast in noch höherem Grade. Das angenehme Gefühl ruhiger Zeiten machte Vielen das Christfest doppelt behaglich. Wohl gab es Manche, die zu Weihnachten nur Thränen haben konnten. Aber sie kauften vielleicht dafür ernste Bücher zum Trost in traurigen Tagen. Und so hat der Sortimenter an vielen Orten gute Geschäfte gemacht und der Verleger darf dafür hoffen, zu Ostern zu ernten, was er zu Weihnachten gesäet.

Von buchhändlerischer Seite mag man sich der wieder friedlicher gewordenen Zeit schon deshalb freuen, weil der Brochurenverleger in seiner Thätigkeit bedeutend nachgelassen hat. Von beiden Seiten haben sich die Ansichten mehr geklärt und der Schreier sind nicht mehr allzuviele, die den Anschluß an Preußen als das größte aller Uebel ansehen. Man fängt an zu finden, daß der Staatsmann nicht blos klug, sondern sogar erfolgreicher handelt, wenn er auch in der Politik mit Weile eilt. So hofft man in der erträglichen Gegenwart auf eine bessere Zukunft, und während draußen ein Streben nach größerer Consolidation sich geltend macht, hat auch das Börsenblatt für den deutschen Buchhandel von Neujahr ab allen in Oestreich in ungarischer, slavischer und illyrischer Sprache erscheinenden Büchern seine officiellen Spalten verschlossen.

Wir können sonach kürzer über die Zeitbrochuren hinweggehen, als es uns das letzte Mal möglich war. Die Neupreußen haben sich in ihr Schicksal gefügt und nur von Wien aus ging ein — wohl königlich hannoverscher — Schmerzensschrei in die Welt „Deutschland und die Hohenzollern. Mahnruf an die deutsche Nation". Mit Preußen und dem norddeutschen Bund beschäftigen sich einige Hefte theils von antipreußischem, theils von preußischem Standpunkte aus. So „Das norddeutsche Reich. Eine politische Studie"; „Preußen und die deutsche Einheit"; „Das ganze Deutschland soll es sein. Ein Sendschreiben an das deutsche Volk"; „Was hat Preußen gethan und was hat es zu thun. Zur Erwägung bei den Wahlen über den norddeutschen Bundesstaat von Dr. A. Zimmermann"; „Politische Theorie und Praxis. Ein Vortrag."; „Der norddeutsche Bund und Mecklenburg". Auch Ludwig Bamberger hat von Paris aus ein Schriftchen „Alte Parteien und neue Zustände" herübergesandt, während der phantastische Rufer im Streit Jakob Venedey „Der Südbund" schrieb. Von München gingen „Vier offene Briefe an den Grafen Bismarck" aus, während aus dem übrigen Süddeutschland drei Brochuren vorliegen „Eine Stimme aus Süddeutschland diesseits der Mainlinie. Als Mahnruf an Preußen von einem Süddeutschen"; „Der Anschluß Süddeutschlands an den norddeutschen Bund. Betrachtungen eines Süddeutschen im Herbst". Um das Kleeblatt voll zu

Digitized by Google

machen, betrachtete ein Dritter „Den norddeutschen Bund und Süddeutschland vom christlich-germanischen Standpunkt eines Süddeutschen"; „Aus der Feder eines Nichtdeutschen" floß das Schriftchen „Preußen und Frankreich. Betrachtungen, angeregt durch das Rundschreiben des Ministers Lavalette". Schließlich nenne ich noch die staatswirthschaftliche Brochure „Lübeck und der Zollverein".

Das Mittelglied zwischen Zeitbrochure und Geschichtswerk, das von diesem den Inhalt, von jener begreiflicherweise nur zu leicht die dem Parteistandpunkt allzugrell anhaftende Färbung entnimmt, bilden die Schriften zeitgeschichtlichen Inhalts, für deren Entstehen das denkwürdige Jahr 1866 besonders günstig war. Sie verhalten sich zur Zeitbrochure wie der Schmetterling zur Eintagsfliege. Noch freuen sie sich ihres Lebens, wenn jene schon längst vergessen ist. Und je länger der Tag ihres Erscheinens sich von dem Tage entfernt, der zu ihrer Geburt den Anlaß gab, desto sicherer darf man sie wirklichen Geschichtsbüchern zuzählen. Aber auch so behalten sie ihren unbestreitbaren Werth als Quellenschriften, die dem Geschichtsschreiber in späteren Zeiten zum mindesten über die Auffassungen der Gegenwart schätzbares Material in Masse liefern. Noch erscheinen in Fortsetzungen und neuen Auflagen jene zahlreichen — theilweise illustrirten — Kriegsberichte, die stets noch stark gekauft werden. Von allen bis jetzt ausgegebenen wird der bei J. J. Weber in Leipzig erscheinende der umfangreichste und geschmackvollst ausgestattete sein. Unter den Schriften, die kleinere Episoden aus der Geschichte der jüngsten Zeit behandeln, sind einzelne hervorzuheben. H. Beitzke schrieb „Das preußische Heer vor und nach der Reorganisation, seine Stärke und Zusammensetzung im Kriege 1866". Zwei anonym erschienene Schriftchen beschäftigen sich mit dem östreichischen Heer: „Oestreich und sein Heer" und „Oestreichs System als die einzig wahrhafte Ursache seiner Niederlagen vom militärischen Standpunkt aus betrachtet und dargestellt von einem östreichischen Soldaten". Dann erschien „Der Krieg im Jahr 1866. Kritische Bemerkungen über die Feldzüge in Böhmen, Italien und am Main". Und während G. Steinmann „Streifzüge preußischer Verwaltung in Böhmen" schrieb, brachte Wilhelm Baur, der bekannte Verfasser der „Geschichts- und Lebensbilder" seine „Reiseerinnerungen aus der Mainarmee", die er als Geistlicher begleitete, wurden „Tagebuchblätter aus dem Jahre 1866. Erlebtes und Durchdachtes von einem deutschen Staatsmann" in zweiter Auflage gedruckt, nachdem ein Theil der ersten Auflage von der preußischen Regierung in Frankfurt confiscirt worden war. Das „Bataillon Lippe" fand seinen Historiker in L. Hölzermann, der den Antheil desselben an den Feldzügen der Mainarmee im Sommer 1866 schilderte. Auch die ehemalige hannoversche Regierung schwieg nicht. Von ihr ging aus „Officieller Bericht über die Kriegsereignisse zwischen Hannover und Preußen im Juni 1866 und Relation der Schlacht von Langensalza am 27. Juni 1866. 1. Theil".

Digitized by Google

Ein besonders interessantes Schriftchen mag hier am Ende dieser Abtheilung eine Stelle finden. Es ist des Bürgermeisters Roth von Trautenau „80 Tage in preußischer Gefangenschaft und die Schlacht bei Trautenau am 27. Juni 1866". Die Brochure ist maßvoll geschrieben und trägt das Gepräge der Objectivität. Es wäre im Interesse der Geschichtsschreibung, wenn von preußischer Seite ebenfalls eine Beleuchtung jener Episode erschiene. Mindestens hat der Verfasser Recht, wenn er am Schluß über die Feuilletonisten und Dutzendromanfabrikanten Klage führt, unter deren gewandter Feder sich die Tropfen Bluts in Ströme verwandeln und die Kerls in Steifleinen nur so aus der Erde wachsen. Und das verehrliche Publikum liest mit angenehmem Schauder die greulichen Geschichten und freut sich, daß es noch Schriftsteller giebt, die so „farbenprächtig" zu schreiben wissen. Ein von Verlegern gern gebrauchtes Wort.

Im Grunde gehörte noch hierher ein Schriftchen, das ein Dr. W. Zimmermann über den „Tag von Ober-Laudenbach" hat erscheinen lassen. Er selbst war einer der Leiter jener in der Geschichte der Jahre 1848 und 1849 denkwürdigen Volksversammlung, zu deren Apologet er sich aufwirft.

Von Sugenheims „Geschichte des deutschen Volks" ist mittlerweile der zweite Band erschienen, der von Kaiser Konrad dem Ersten bis zum Untergang der Staufer reicht; L. Clarus veröffentlichte ein Werk „Die heilige Mathilde, ihr Gemahl Heinrich der Erste und ihre Söhne Otto der Erste, Heinrich und Bruno" und W. Hahn schrieb „Kurprinz Friedrich Wilhelm. Geschichte der Kindheit des nachmaligen Königs von Preußen Friedrich Wilhelm des Ersten". Auch von Otto Focks „Rügensch-Pommersche Geschichten aus 7 Jahrhunderten" erschien der vierte Theil, den Abschnitt „Innerer Zwist und blutige Fehden" enthaltend. Und während F. Eggmann „Der hochberühmten Welfen Ursprung, Abstammung, Thaten und Ruhestätten" beschrieb, veröffentlichte F. Förster aus dem handschriftlichen Nachlasse des preußischen Generals der Infanterie E. v. Pfuel „Der Rückzug der Franzosen aus Rußland".

Ueber drei Contingente, die im verflossenen Sommer gegen Preußen im Felde standen, sind ebenfalls historische Forschungen angestellt worden. Es ist die „Geschichte der königlich hannoverschen Armee" von Sichart, deren erster Band vorliegt. Sie ist „dem König Georg dem Fünften, dem ritterlichen Welfenfürsten" gewidmet. R. Starklof schrieb die „Geschichte des königlich württembergischen vierten Reiterregiments Königin Olga 1805—1866" und daneben belebrt ein Schriftchen über die „Anfänge des stehenden Heeres in der Landgrafschaft Hessen-Kassel und dessen Formation bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges". Als 5. und 6. Band der in München erscheinenden „Geschichte der Wissenschaften" kam die „Geschichte der protestantischen Theologie, besonders von Deutschland" von J. A. Dorner und die „Geschichte der katholischen Theologie seit dem tridenter Concil" von K. Werner. Dann mag hier des Werkes

Digitized by Google

gedacht sein „Historische Landschaften" von J. Braun, das die Aufgabe hat, die erlesensten Theile der alten Historie landschaftlich illustrirt in Scene zu setzen. Auch K. Biedermann brachte nach langer Pause eine Abschlagszahlung seines „Deutschland im achtzehnten Jahrhundert", welche Literaturgeschichtliches enthält.

Von Monographien und Biographien erwähne ich J. G. Gallois „Geschichte der Stadt Hamburg", „Lebensbild von Albert Knapp. Eigene Aufzeichnungen, fortgeführt und beendigt von seinem Sohne J. Knapp"; „Friedrich Heinrich Jacobis Leben, Dichten und Denken" von E. Zirngiebl, ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur und Philosophie, zwei kleine Schriften „Erinnerung an F. C. v. Savigny als Rechtslehrer, Staatsmann und Christ" von M. A. v. Bethmann-Hollweg und „Eine Erinnerung an Barthold Georg Niebuhr" von O. Meyer.

Die Kunstgeschichte hat einige interessante Neuigkeiten aufzuweisen. Es sind das zunächst die Anfänge zweier Werke des bekannten F. Bock „Karls des Großen Pfalzkapelle und ihre Kunstschätze" und „Das monumentale Rheinland", welches autographische Abbildungen der hervorragendsten Baudenkmale des Mittelalters am Rhein und seinen Nebenflüssen bringen soll. Ernst aus'm Werth bringt und erläutert zwei Kunstdenkmäler byzantinischer und deutscher Arbeit des zehnten Jahrhunderts, das Siegeskreuz der byzantinischen Kaiser Konstantinus des Siebenten, Porphyrogenitus und Romanus des Zweiten und den Hirtenstab des Apostels Petrus, die im Dome zu Limburg a/L. aufbewahrt werden. H. Mithoff hat die mittelalterlichen Künstler und Werkmeister Niedersachsens und Westfalens lexikalisch dargestellt, während G. Th. Fechner „Die historischen Quellen und Verhandlungen über die holbeinsche Madonna" monographisch zusammenstellte und discutirte. T. Cohn eröffnet mit seiner „Mosesgruppe von Rauch" die bisher unbekannte Rubrik einer „jüdisch-wissenschaftlichen Kunststudie". Noch erwähne ich, daß die vom Redacteur der ehemaligen Wiener Recensionen, Dr. Carl v. Lützow, herausgegebene, mit zahlreichen artistischen Beilagen ausgestattete „Zeitschrift für bildende Kunst" trotz des schweren Anfangs im Kriegsjahre nicht blos tapfer Stand gehalten hat, sondern ihren zweiten Jahrgang mit neuem Aufschwunge beginnt. — Auch Hermann Grimm hat fortgefahren, in einer zweiten Jahresfolge der periodischen Hefte „Ueber Künstler und Kunstwerke" seine auserlesenen Gaben zu spenden. So scheint doch, wie sehr auch geklagt wird, daß Mars die Stunde regiert, der Schönheitscultus ungestört, in dem auch er auf seine Weise von jeher sich ausgezeichnet.

Mit der Literaturgeschichte sind wir diesmal rascher fertig. Der Goethekenner Michael Bernays in Bonn veröffentlichte ein Schriftchen „Ueber Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes". Das Buch ist buchhändlerisch und literarisch höchst interessant; buchhändlerisch, weil es beweist, daß Göschen sich einmal unerlaubterweise selbst nachdruckte und literarisch, weil es eine Menge

Digitized by Google

von Fehlern aufdeckt, welche durch Zugrundelegung zweier bimburgscher Nachdrucke in eine neue, von Goethe selbst besorgte Ausgabe und damit in die folgenden Drucke hineingekommen sind.

Reinhold Köhler bespricht in einem Schriftchen „Herders Cid und seine französische Quelle". Unsere Kritiker haben hienach, obgleich sie es theilweise besser wissen konnten, fälschlich angenommen, daß Herder direct nach den spanischen Originalen schuf. Düntzer nahm sogar an, unser Dichter habe in Ximene seiner Gattin Caroline ein Denkmal setzen wollen. Heute ist es zweifellos, daß Herders Cid nichts Anderes ist als eine mehr oder weniger getreue metrische Uebersetzung einer Prosabearbeitung der spanischen Cidromanzen, welche ein ungenannter Mitarbeiter der bibliothèque universelle des romans (1783) veröffentlichte. Für Freunde R. Wagners besonders ist F. Müllers „Lohengrin und die Gral- und Schwansage. Ein Skizzenbild auf Grund der Wort- und Tondichtung R. Wagners" von Interesse. Endlich mag hier der 9. Band der „Deutschen Bibliothek", welcher den zweiten Theil von Fischarts sämmtlichen Dichtungen enthält, rühmend erwähnt sein.

Zwei Briefwechsel von hervorragender Bedeutung brachten die letzten Wochen: „Briefe von Beethoven an Marie, Gräfin Erdödy, geb. Gräfin Niczky und Magister Brauchle", herausgegeben von A. Schöne und „Maria Theresia und Joseph der Zweite. Ihre Correspondenz sammt Briefen Josephs an seinen Bruder Leopold", von welcher Sammlung der erste Band, die Jahre 1761 bis 1772 enthaltend, vorliegt. —

Mit dem Berichterstatter athmet der Leser auf, wenn er eine ansehnliche Reihe von Titeln hinter sich hat und er sich von einer Anzahl würdiger, in stattlichem Umfang einherschreitender wissenschaftlicher Schriften wenden kann zu besser anmuthenden Kindern aus der Ehe des Dichters mit den verschiedenen Musen, die mit Literaten auf besonders vertrautem Fuß stehen, Schade nur, daß hier so wenig von Gutem zu berichten ist, und daß nicht einmal das immer glänzt, was für den Augenblick geboren ward. Wie manchem unserer heutigen „Classiker" — auch ein beliebter buchhändlerischer Ausdruck — könnte man als Grabschrift den Vers empfehlen:

„Hier ruht ein Mann, der, eh er starb,
Achthundert Ries Papier verdarb."

Heute haben wir außer der Fülle von Belletristik in Prosa und Versen wenigstens im Vorübergehen einer buchhändlerischen Erscheinung zu gedenken, die das neue Jahr hervorruft. Es sind das die Kalender von Auerbach, Horn, Gubitz u. a. Sie führen im Grunde nur mit Unrecht ihren Namen, da sie ja häufig, um die Stempelsteuer zu umgehen, ohne Calendarium ausgegeben werden: ein Beweis, welch überflüssiges Beiwerk dieses ist. Wie groß ist der Unterschied zwischen ihnen und den alten Taschenkalendern unserer Großältern,

Digitized by Google

mit chodowieckischen Kupfern und Modebildern, die nachgrade wieder anfangen modern zu werden. Auch die Musenalmanache enthielten ein Calendarium und vielleicht auch Pergamentblätter für Notizen. Später vereinigte sich Poesie und Prosa mehr, das Format wuchs, die Modebilder verschwanden. Nun kam die Zeit der Almanache und Taschenbücher, bei denen der weibliche Olymp Pathenstelle vertreten mußte. Unsere Romantiker arbeiteten viel für sie; aber auch Clauren gab dem vorigen Geschlecht manchen Speisezettel und manches Ballprogramm in Romanform in seinem „Vergißmeinnicht". Heute fristen nur noch wenige Kalender alten Stils kümmerlich ihr Leben. Dafür ist unser Volkskalender obenauf, auch ein Zeichen unserer praktischen Zeit: billig, meist schon beschnitten und eingerichtet, ihn ohne Gewissensbisse zu ruiniren. Er bringt meist nur Prosa und der Hort derer, die ihrer Schmerzen und Wonnen in Versen sich entledigen, ist der Verleger der Anthologien der „Künstler-" und sonstigen „Albums" geworden.

Von Romanen mögen heute nur einige hier genannt sein. G. Horn gab „Haus und Volk, Roman aus dem achtzehnten Jahrhundert" in 4 Bänden heraus; F. Plug einen historischen Roman „Geglänzt und erloschen", 3 Bände; J. Mestorf schrieb „Wiebecke Kruse, eine holsteinische Bauerntochter. Ein Blatt aus der Zeit Christians des Vierten"; Hackländer gab zwei Bände „neuer Novellen" und O. Müller die Erzählung „Die Försterbraut von Neunkirchen"; Th. Storm brachte eine kleine Novelle „Von jenseits des Meeres"; Elise Polko die achte Folge ihrer „Neuen Novellen" und C. Reinhardt, der Maler, das Lebensbild von der Unterelbe „Der fünfte May", während die Hahn-Hahn aus ihrer klösterlichen Einsamkeit ein Zeitgemälde aus dem fünften Jahrhundert „Die Kaiserin Eudoxia" der verruchten Welt schenkte.

Als einer Zusammenstellung meist schon gedruckter Aufsätze, Reden ꝛc. erwähnen wir auch die Neue Folge von Auerbachs „Deutschen Abenden". Eine andre buchhändlerische Erscheinung reiht sich an diesen Theil der Belletristik naturgemäß an. Es sind dies die Illustrationen zu unseren Dichtern, die als selbständige Werke zur Ausgabe gelangen. Das Christfest brachte uns Kindlers Zeichnungen zu Auerbachs „Joseph im Schnee" und Hiddemanns Bilder zu Fritz Reuters „Stromtid".

Wer mit Interesse einen Roman liest, wird, ehe ers selbst gemerkt, den einzelnen Gestalten desselben das Aeußere der Leute angedichtet haben, die ihm in ähnlichen Lagen des Lebens oder mit ähnlichem Charakter ausgestattet erschienen. Und verglche man alle diese mannigfaltigen Repräsentanten eines bestimmten Begriffs, so würde sich trotz der großen Verschiedenheiten ein Grundtypus ergeben, welcher der Figur eigen ist. Ihn zu finden, ist des Malers Aufgabe. Gelang ihm dies nicht, so zerstört er das Bild, das jeder mit sich herumtrug und die reelle Copie eines geistigen Originals schadet, anstatt zu

Digitized by Google

nützen. Was Vautier im „Oberhof“ so trefflich gelang, sollte es Hiddemann gelungen sein? Ist das die Louise Habermann, die etwas von dem klaren Verstand und dem tiefen Gefühl der „Lisbeth“ hat? Und wo bleibt der „Entspecter Bräsig“, jenes Gemisch von Urkomischem und tiefem Ernst?

Ich komme zu den Dramen. Das Geschlecht der Dramatiker stirbt nicht aus. Und werden ihre Werke noch weniger gelesen und aufgeführt als bisher, gedruckt werden sie. Während die moderne Kritik verlangt, daß unsere Helden auf dem Gebiete des fünffüßigen Jambus die Vorwürfe für ihre Arbeiten in der Gegenwart oder jüngsten Vergangenheit holen sollen, bewegen diese sich auch heute wieder mit Vorliebe zwischen den Kämpen der früheren Zeiten. F. Kempner schrieb „Rudolf der Zweite oder der Majestätsbrief“; A. Waldemar „Kaiser Friedrich der Zweite von Hohenstaufen“; W. Molitor „Julian der Apostat“ und A. Müller „Geächtet oder Otto der Große und sein Haus“. F. v. Saar veröffentlichte die zweite Abtheilung seines „Kaiser Heinrich der Vierte“ unter dem Sondertitel „Heinrichs Tod“ und J. V. Widmann sein Trauerspiel „Arnold von Brescia“. Ein Bändchen „Dramatischer Dichtungen“ brachte O. Roquette. Aber am meisten Aufsehen machte A. Lindners Preisstück „Brutus und Collatinus“.

Denen, die im stillen Kämmerlein sich selbst den Preis zuerkannten und Prinzessin und Tasso in einer Person spielten, mag man das harmlose Vergnügen, ihm allen Werth abzusprechen, wohl gönnen.

Während der Verleger nur ungern sich zur Herausgabe neuer Dramen versteht, ist Shakespeare für den deutschen Buchhandel von stets gleicher Bedeutung. Noch behauptete die Schlegel-Tieckſche Uebersetzung bisher auf ihrem Gebiete die erste Stelle; jetzt wird ihr von zwei Seiten zugleich der Platz bestritten. Schon liegen einige Dramen einer Ausgabe vor, die von Dingelstedt, Simrock, Seeger u. A. ausgeht. Ihr gegenüber tritt nun eine zweite Ausgabe auf, die auch bedeutende Namen aufzuweisen hat: Delius, Bodenstedt, Heyse, Gildemeister u. A. Die Uebersetzer liefern von beiden Seiten ihr Bestes und der Wettstreit kann nur gute Früchte bringen.

Wenn wir aus Epik und Lyrik das wegstreichen, was der preußisch-östreichische Conflict auf dem Gewissen hat, so bleibt wenig übrig. Und das ist sehr gut. Denn auf diesem Gebiete der Dichtkunst ist viel gesündigt worden in Festgedichten und Dithyramben patriotischester Gesinnung.

So mag von Epen nur hier stehen das zweite Buch von H. Linggs „Völkerwanderung“, die romantische Humoreske „Rosalinde oder das Turnei zu St. Johann“ von W. Hosaeus und „Maria von Bethanien“, Neutestamentliches Gedicht von L. v. Ploennies, die alljährlich zur Weihnachtszeit ein Bändchen erscheinen läßt und sich ganz der streng kirchlichen Richtung in die Arme geworfen hat.

Digitized by Google

Von Lyrik nenne ich nur A. Mühls „Lyrische Versuche“ und „Aus der Jugendzeit“, Gedichte von E. v. Destouches. —

Wir werden dieses Jahr Frieden behalten. Dies hofft nicht nur Napoleon wegen der pariser Ausstellung und der gewöhnliche Mensch, daß er sich im Frieden des Sommers erfreue, sondern auch der Buchhändler, daß er Reisekarten verkaufe und Reisebücher. Ja, er denkt schon weiter hinaus. Denn das Jahr 1867 wird in der späteren Geschichte auch deshalb von Wichtigkeit sein, weil es zuerst das ewige Autorrecht praktisch über den Haufen wirft. Selten sind wohl die Literaturgeschichten und Conversationslexika so eifrig nach deutschen Classikern und solchen, die es sein könnten, durchsucht worden, um die zu finden, die vor dem 9. November 1837 gestorben sind. Ihre Werke werden vogelfrei und jedes Jahr wird neue dazu bringen. Es wäre interessant, zu wissen, wie viel Papier daraufhin mehr verdruckt wird als sonst. Denn daß die Lebenden nun vorerst zu Gunsten der Todten aufs Gedrucktwerden verzichteten, wäre eine unbillige Zumuthung.

Ob auch in demselben Maße fortgekauft wird? Wohl kaum! Dann kommt vielleicht die Zeit, wo Lichtenbergs witzige Antwort auf die Frage, was man brennen soll, wenn wir unsere Wälder alle abgeholzt, praktisch wird: „O, wenn die Wälder ausgehauen sind, können wir sicherlich so lange Bücher brennen, bis neuer Vorrath angewachsen ist.“

Die stuttgarter Conferenz.

Aus Süddeutschland. Anfang Februar.

In denselben Tagen, in welchen voraussichtlich die definitive Grundlegung der norddeutschen Bundesverfassung erfolgt, treten die süddeutschen Staaten aus ihrer verdrießlichen Thatlosigkeit, und zeichnet sich ihr Verhältniß unter sich, wie ihr Verhältniß zum Nordbund in schärferen Zügen. Der provisorische Zustand des neuen Deutschlands nimmt nach allen Seiten bestimmtere Gestalt an, ohne deshalb von seinem provisorischen Charakter zu verlieren.

Das Ministerium Hohenlohe ist im Süden als die Erlösung von einem auf die Dauer unerträglichen Zustand der Rathlosigkeit und stumpfen Geschehenlassens begrüßt worden. In Baden war der beste Wille vorhanden, aber der erste Anlauf, in den norddeutschen Bund aufgenommen zu werden, oder auch

Digitized by Google

nur zu einem Separatvertrag mit Preußen war gescheitert, und weiter hatten Badens Bemühungen nicht gereicht. In Würtemberg rückte das Ministerium vae victis nicht von der Stelle und wartete mit schwäbischer Gemüthlichkeit, bis irgendein moralischer Zwang von irgendeiner Seite dem Staatsschiff irgendeine Richtung geben werde. Von Hessen-Darmstadt erwartete ohnedies wohl niemand Anregung, alles kam unter diesen Umständen auf Bayern, den größten und gewichtigsten der süddeutschen Staaten an. Er hat nun die Initiave zu einer gemeinsamen Action der durch den nikolsburger Vertrag vom Bundesstaat ausgeschlossenen Gebiete ergriffen.

Irren wir nicht, so bewegt sich diese Initiative genau in der Bahn, wie sie augenblicklich der Politik des Grafen Bismarck entspricht.

Was der Fürst Hohenlohe zu seiner schwierigen Aufgabe mitbringt, eine Politik des Uebergangs mit ziemlich disparaten Bundesgenossen durchzuführen, ist vor allem guter Wille, ein ehrlicher Name, ein offener und loyaler Charakter. Diese Ehrlichkeit ist selbst von der ultramontanen Partei, die ihm voraussichtlich den meisten Widerstand leisten wird, willkommen geheißen und anerkannt worden. Von Seite der preußischen Partei war er bekanntlich schon seit geraumer Zeit der designirte Ministercandidat für Bayern. Die Rede, die er im August vor. J. in der Reichsrathskammer hielt, bürgt dafür, daß mit ihm ein sehr bestimmter politischer Gedanke in den Palast am Promenadenplatz eingezogen ist. Ist auch das Programm, das er damals entwickelte, als die deutschen Zustände noch flüssiger schienen und er noch nicht als Minister redete, heute nicht unmittelbar zu verwirklichen, so spricht es um so beredter aus, welchem letzten Ziele er zusteuert.

Damals befürwortete der Fürst den Anschluß Bayerns an den norddeutschen Bund. Heute muß ein Minister, der das Erreichbare mit gegebenen Mitteln will, das Ziel sich bescheidener und zugleich bestimmter stecken. Die Trennung nach der Mainlinie ist nun einmal vollendete Thatsache. Es ist müßig, darüber zu streiten, ob mehr die Einsprache Frankreichs oder mehr die Scheu vor den widerstrebenden Elementen des Südens Preußen dazu bewogen habe, bei dieser Grenzlinie Halt zu machen. Gewiß ist, daß diejenigen am wenigsten ein Recht haben darüber zu jammern und Preußen der „Zerreißung Deutschlands" anzuklagen, die alles aufboten die Kluft zwischen Nord und Süd unheilbar zu erweitern. Ein einziges Mittel war vorhanden, den Buchstaben von Nikolsburg ebenso zu verwischen, wie den von Villafranca: wenn nämlich eine revolutionäre Bewegung im Süden den Anschluß erzwungen hätte. Aber ein solches Beginnen lag nicht im deutschen Temperament, es lag am wenigsten in der Disposition des Südens, der theils mit Trauer oder Verdruß, theils mit Schadenfreude, jedenfalls aber unthätig und gelassen der Ausführung des Vertrags zusah. Die Einheit, die so nicht im unwiderstehlichen Sturm der Begeisterung

Digitized by Google

durchgesetzt werden konnte, ist ebendamit auf weitere Uebergangsstadien, auf Etappen angewiesen, zu denen glücklicherweise der Wortlaut von Nikolsburg selbst die Handhabe bietet, und diese Handhabe ergriffen zu haben, darin besteht eben der Kern der neuesten Schritte des Ministeriums Hohenlohe.

Es ist überflüssig, den Gedankengang der bekannten Reden zu wiederholen, in welchen der Fürst theils der Bildung eines Süddundes entgegentrat, theils die Mittel auseinandersetzte, den für jetzt unmöglichen Anschluß an Preußen zu ersetzen und zugleich vorzubereiten. Ein Programm, das nicht eine reine Lösung in Aussicht stellt, sondern sich darauf beschränkt, die Mittelglieder zu einer Ermöglichung jener Lösung zu präcisiren, bietet wie jeder Compromiß der Kritik seine schwachen Seiten. An solcher Kritik hat es dem Programm Hohenlohe nicht gefehlt; man hat ihm Unklarheit, Widerspruch nicht nur mit jener Augustrede, sondern auch mit sich selbst vorgeworfen. Aber daß diese Bemängelung hauptsächlich von Oestreich und der süddeutschen Demokratie kam und den verbissenen Aerger dieser Partei verrieth, scheint doch ein genügender Beweis, daß es eine unzweideutige Tendenz hat und in den wesentlichen Punkten klar genug ist.

Ernster sieht sich der Widerspruch an, der von Baden ausging und nicht blos in Correspondenzen ausführlich begründet wurde, sondern auch eine Zeit lang die badische Regierung in mißtrauischer Reserve gehalten zu haben scheint. Man hatte grade dort alles vermieden, was entfernt wie Anbahnung einer Südconföderation aussah, und nun schien die Initiative Bayerns eben auf einen solchen Südbund hinauszulaufen. Man war in Baden doppelt vorsichtig, weil man nicht blos den unbedingten Anschluß an Preußen erstrebte, sondern weil man mit Recht sich scheute, in die Arme größerer Nachbarn von nicht jederzeit musterhafter Gesinnung hineingezogen zu werden, und nun soll eben die badische Macht nicht an Preußen, sondern an die südlichen Genossen gebunden werden. Kam eine gemeinschaftliche Wehrorganisation des Südens zu Stande, so war damit, auch ohne gemeinsame politische Einrichtungen, doch eine Consolidirung und Stärkung der Kräfte des Südens erreicht, die möglicherweise eines Tags auch gegen die nationalen Zwecke und gegen Preußen verwandt werden konnten. Denn wenn auch die Gesinnung des jetzigen Ministeriums in München keinen Zweifel erlaubte, so war doch die Möglichkeit einer Aenderung der dortigen Politik nicht ausgeschlossen, der dann die erhöhte Militärmacht des Südens zur Verfügung stand. Ein bloßes Allianzverhältniß giebt allerdings dem Süden eine gefährliche Fähigkeit selbständiger Action und schließt den Wechsel der Allianzen nicht aus. Weit mehr schien es sich zu empfehlen, wenn die einzelnen Staaten für sich den Anschluß an Preußen suchten; ja es wurde gradezu ausgesprochen, je schwächer und hilfloser die einzelnen Staaten blieben, je rathloser sie z. B. mit ihren Bundesfestungen wären, um so sicherer würden sie gezwungen, ihre Zuflucht zu Preußen zu nehmen.

Digitized by Google

Man kann diesen Befürchtungen eine gewisse Berechtigung nicht absprechen. Die Gefahr der Secession wird immer bestehen, so lange das Bundesverhältniß nicht auch den Süden umfaßt, und man wird es der badischen Regierung danken, wenn sie mit aller Vorsicht in die eben bevorstehenden Verhandlungen eintritt. Allein wenn Preußen unter allen Umständen und im Voraus sich gegen jene Gefahr sichern wollte, so durfte es nicht an der Mainlinie stehen bleiben. Jetzt ist die Frage nur die, wie die von den Friedensbestimmungen unzertrennliche Gefahr beseitigt werden kann, und wir meinen, der Weg, den die bayerische Regierung eingeschlagen hat, war der einzige, der die Beziehungen zwischen dem Norden und dem Süden wirklich um einen entscheidenden Schritt weiter bringen konnte.

Zu dem sofortigen Separatanschluß an Preußen war nun einmal nur Baden bereit. Man begreift es, warum Preußen ihn ablehnen mußte, abgesehen von aller Rücksichtnahme auf auswärtige Mächte. Süddeutschland ist, wie ein Blick auf die Karte lehrt, überhaupt schwer zu vertheidigen. Aber am allerwenigsten könnte man Preußen zumuthen, irgendeine Garantie für den schmalen Landstrich von Mainz bis Basel zu übernehmen, so lange nicht das süddeutsche Hinterland in das gemeinsame Vertheidigungsnetz gezogen ist. Es muß also Preußen in der That daran liegen, daß die süddeutschen Staaten gleichzeitig und als ein Ganzes diejenige Form des Anschlusses suchen, welche unter den jetzigen Umständen überhaupt möglich ist.

Dies ist das Eine. Dann aber hat Preußen, bevor es seinen Schutz auch über Süddeutschland ausdehnt, noch eine wesentliche Vorbedingung zu stellen, und wir täuschen uns schwerlich in der Annahme, daß Preußen sie wirklich gestellt hat und daß hierauf eben das Vorgehen des Fürsten Hohenlohe beruht. Diese Vorbedingung ist, daß die süddeutschen Staaten ihre Heereseinrichtungen nach preußischem Muster umgestalten, und zwar derart, daß ihr Contingent im gegebenen Fall sofort einen integrirenden Bestandtheil der deutschen Heeresmacht bilden kann. Fürst Hohenlohe hat eben darüber sich ganz bestimmt vor der bayerischen Kammer ausgesprochen. Er stellte diese Heeresreform als ein Mittel dar, das Allianzverhältniß mit Preußen zu erreichen, als eine unerläßliche Bedingung, ohne welche Preußen das Angebot gar nicht annehmen würde. Und so liegen die Dinge in der That. Preußen kann nicht die mindeste Verpflichtung eingehen, so lange die süddeutschen Heere in ihrer aus dem Kriege sattsam bekannten Verfassung sind oder einzeln mit beliebigen Wehrsystemen experimentiren, wie dies eine Zeit lang in Würtemberg zu befürchten stand. Es ist zugleich jedem eventuellen Einspruch des Auslands ungleich mehr gewachsen, wenn die Umwandelung der süddeutschen Contingente in einen Bestandtheil des nationalen Heeres bereits vollzogen ist. Nur mit dem militärisch bereits assimilirten Süden kann sich Preußen in Verhandlungen ein-

Digitized by Google

lassen, welche allerdings unvermeidlich den Geist des prager Friedens compromittiren. —

Eine doppelte Aufgabe steht somit vor der stuttgarter Conferenz: die möglichste Annäherung der süddeutschen Wehrverfassungen an das preußische System und die Anerkennung der preußischen Oberleitung, welche die Möglichkeit eines Sonderbundes und die Verwendung der süddeutschen Kräfte zu nichtdeutschen Zwecken ausschließt; eine Anerkennung, die, nachdem sie einmal von Bayern officiell ausgesprochen ist, auch von Seite des ganzen Südens dem Ausland gegenüber nichts Bedenkliches mehr hat. Wird diese doppelte Aufgabe erfüllt, so besitzt Deutschland ein nationales Heer, und das nationale Heer wird die nächste Form der deutschen Einheit sein. Ein ungeheurer Fortschritt in der deutschen Entwickelung, wie das Ausland theils beifällig theils verstimmt schon jetzt anzuerkennen genöthigt ist, ein Fortschritt, der zugleich die sicherste Grundlage für eine weitere Annäherung bietet. Es stehen dann die Außenmauern des neuen Gebäudes fest; die Zwischenwände zu beseitigen, ist dann doch nur eine durchaus innere Arbeit.

Darf man die Erfüllung dieser Doppelaufgabe von der stuttgarter Conferenz hoffen? Noch wird es schwer, an ein vollständiges Gelingen mit den Herren Dalwigk und Varnbühler zu glauben. Noch erscheint es wie ein kühner Traum, daß die widerspenstigen Elemente Süddeutschlands zu einem brauchbaren, organischen Glied des Leibes deutscher Nation sich umschaffen lassen. Daß die vorläufigen Sondirungen Bayerns, wie es heißt, besonders in Stuttgart eifriges Entgegenkommen gefunden haben, legt den Verdacht nahe, daß die bayerischen Eröffnungen, wie auch der Wortlaut der Note vom 9. Januar besagt, nur die militärische Reorganisation der Südstaaten als solche zum Gegenstand hatten. Andererseits ist nicht wohl anzunehmen, daß Bayern auf sein politisches Programm verzichte, mit welchem es eben sein militärisches Programm begründet hat, und in der Theilnahme Badens darf man in jedem Fall eine Bürgschaft erblicken, daß ein scharfes Auge über allen sonderbündlerischen Neigungen wachen wird. Wenn mit den Kriegsministern der vier süddeutschen Staaten auch die Minister des Auswärtigen in Stuttgart erscheinen, so ist schon hiemit ausgesprochen, daß ohne ein politisches Programm die nächstliegende Aufgabe gar nicht durchgeführt werden kann. Der Südbund ist aber in jeder denkbaren Form von Bayern entschieden verworfen; er ist überdies schon darum unmöglich, weil er eine Unterordnung der übrigen Staaten unter Bayern bedeutete, wozu man in Stuttgart so wenig Neigung verspürt als in Karlsruhe. Was bleibt also übrig als die Anlehnung aller an Preußen, die Bayern für sich allein schon als die entschiedene Richtung seiner Politik bezeichnet hat?

Kurze Frist nur ist für die Conferenz in Aussicht genommen; dies deutet darauf hin, daß über gewisse Hauptpunkte ein Einverständniß bereits erzielt ist.

Digitized by Google

Auch die Zollangelegenheiten sollen, wie es heißt, einen Gegenstand der Berathungen bilden; sie sind es, an welchen jedenfalls das Werk der Einigung später weiter zu führen ist, und die endlich gebieterisch das letzte Ziel, eine parlamentarische Gesammtvertretung in Deutschland erzwingen werden.

Was auch das Resultat der Conferenz sein wird, Preußen wird dadurch in den Stand gesetzt werden, genau zu bemessen, wie weit es gehen kann, um zu der in Nikolsburg stipulirten „nationalen Verbindung" mit dem Süden die Hand zu bieten. Es ist begreiflich, daß für uns im Süden der Ausgang dieser Verhandlungen im Augenblick das Interesse an dem Ausbau des norddeutschen Bundes fast in den Hintergrund drängt.

Die Frage ist die, ob das sichere Friedensjahr der Ausstellung dazu benutzt wird, um die Wiederkehr der Schmach von 1813 und 1866 — deutsche Contingente im Kampf gegen Deutschland — für immer unmöglich zu machen.

r.

Literatur.

Hirth's Parlamentsalmanach. 1. Ausgabe. Berlin. Verlag von Franz Duncker.

Ein kleines Taschenbuch, das über die Wahlkreise, über die bisher bekannt gewordenen Candidaten die nöthigen statistischen und biographischen Nachweise giebt und die Reichsverfassung von 1849, den preußischen Verfassungsentwurf vom Juni 1866, das preußische Reichswahlgesetz vom 15. October 1866 und endlich das preußische Wahlreglement im Wortlaut mittheilt. Einzelne Angaben über den Status der Candidaturen werden natürlich schon in den nächsten Tagen antiquirt sein, dabei der gesteigerten Agitation die Anwartschaften wechseln, aber die flüchtige Bekanntschaft, welche mit Hilfe dieses Berathers jeder mit den Persönlichkeiten machen kann, die das Vertrauen hervorhebt, ist immerhin von Werth; den Auserwählten selbst wird das Vademecum oft genug praktische Dienste leisten, namentlich wenn Nachträge und Berichtigungen mit der Schnelligkeit und Gewissenhaftigkeit gegeben werden, die vom Verfasser zu erwarten ist. —

Die von Karl Andree herausgegebene (illustrirte) Zeitschrift „Der Globus", welche mit dem 11. Bande an die Verlagshandlung von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig übergegangen ist, hat sich bereits als Revue der Länder- und Völkerkunde wohlverdienten Ruf gesichert. Sorgfalt und Eleganz in der typographischen Ausstattung wie in den beigefügten Illustrationen sind in dem neuen Jahrgang, dessen erste Lieferung uns vorliegt, unverändert beibehalten und befriedigen wetteifernd mit dem Inhalte die Anforderungen des großen Publikums, dem das Unternehmen dient. Von den im neuesten Hefte behandelten Gegenständen heben wir namentlich die Beiträge zur Kunde Japans, Fr. Schmidts Expedition in Sibirien und die Mittheilungen über Altperu hervor.

Verantwortlicher Redacteur: **Gustav Freytag.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

Neuer Verlag von S. Hirzel in Leipzig
aus dem Jahre 1866.

Berichte über die Verhandlungen der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Mathematisch-physische Classe. 1865. gr. 8. 10 Ngr.
— — 1866. 1. bis 3. Heft. gr. 8. à 10 Ngr.
— Philologisch-historische Classe. 1865. gr. 8. 10 Ngr.
— — 1866. 1. bis 2. Heft. gr. 8. à 10 Ngr.

Brücke, Dr. Ernst, Die Physiologie der Farben für die Zwecke der Kunstgewerbe auf Anregung der Direction des kaiserlich österreichischen Museums für Kunst und Industrie. Mit 30 in den Text gedruckten Holzschnitten. gr. 8. 2 Thlr.

Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert. Herausgegeben durch die historische Commission bei der königl. Academie der Wissenschaften in München. Fünfter Band: Die Chroniken der schwäbischen Städte. Augsburg. Zweiter Band. gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Droysen, Joh. Gust., Das Testament des grossen Kurfürsten. hoch 4 24 Ngr.

Dümmler, Ernst, Auxilius und Vulgarius. Quellen und Forschungen zur Geschichte des Papstthums im Anfange des zehnten Jahrhunderts. gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Freytag, Gustav, Soll und Haben. Roman in sechs Büchern. Zwölfte Auflage in 2 Theilen. Taschenformat. 1 Thlr. 10 Ngr.
— Bilder aus dem Mittelalter. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Gaii institutiones. Ad codicis Veronensis apographum emendavit et adnotavit Eduardus Böcking. Quinta editio. 12 28 Ngr.

Gaii institutiones. Codicis Veronensis Apographum ad Goescheni Hollwegi Bluhmii schedas compositum scripsit lapidibusque exceptam scripturam publicavit Eduardus Böcking. Accesserunt Goescheni de codice Veronensi praefatio et incerti auctoris de jure fisci quae supersunt. Regiae scientiarum academiae Berolinensi dedicatum opus. gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Grimm, Jacob und **Wilhelm,** Deutsches Wörterbuch. Fortgesetzt von Dr. Rudolf Hildebrand und Dr. Karl Weigand. Vierten Bandes 2. Lieferung. Bearbeitet von Dr Karl Weigand. hoch. 4. 20 Ngr.
— — Fünften Bandes 4. Lieferung Bearbeitet von Dr. Rudolf Hildebrand. hoch 4. 20 Ngr.

Handbuch, kurzgefasstes exegetisches, zum Alten Testament. Dritte Lieferung. Der Prophet Jeremia erklärt von F. Hitzig. Zweite Auflage. gr. 8. 2 Thlr.

Hankel, W. G., Electrische Untersuchungen. Siebente Abhandlung: Ueber die thermoelectrischen Eigenschaften des Bergkrystalls. Mit 2 Tafeln hoch 4. 24 Ngr.

Hansen, P. A., Bestimmung des Längenunterschiedes zwischen den Sternwarten zu Gotha und Leipzig. Unter seiner Mitwirkung ausgeführt von Dr. Auwers und Prof Bruhns im April des Jahres 1865. Mit einer Figurentafel. hoch 4 28 Ngr.

Hirzel, H. Georg, Ueber die Oxydationsproducte des Cumols Inaugural-Dissertation zur Erlangung der philosophischen Doctorwürde an der Universität Göttingen. 8. 8 Ngr.

Howard, K. S., Predigt zum Gedächtniß des Herrn Pastor Joh. Heinrich Blaß, gehalten den 23. Sept. 1866 in der reformirten Kirche zu Leipzig. 8. 3 Ngr.

Jahn, Otto, Biographische Aufsätze 8. 2 Thlr.
— — Zweiter Abdruck 8. 2 Thlr.

Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer zu Leipzig 1864. gr. 8. 15 Ngr.

Kern, Franz. Johann Scheffler's cherubinischer Wandersmann. Eine literarhistorische Untersuchung 8. 20 Ngr.

Meyer von Knonau, Gerold, Ueber Nithards vier Bücher Geschichten. Der Bruderkrieg der Söhne Ludwigs des Frommen und seine Geschichtschreiber 4. 1 Thlr. 18 Ngr.

Molière's Lustspiele. übersetzt von Wolf Graten Baudissin. 2. und 3. Band 8. à 1 Thlr. 15 Ngr.

Mörikofer, J. C., Ulrich Zwingli nach den urkundlichen Quellen. In 2 Bänden. Erster Band. 8. 1 Thlr 15 Ngr.

Prantl, Dr. Carl, Geschichte der Logik im Abendlande Dritter Band. 8 2 Thlr. 20 Ngr.

Rückert, Friedrich, Sawitri. 12. 12 Ngr.

Scriptores rerum Prussicarum oder die Geschichtsquellen der Preussischen Vorzeit. Herausgegeben von Dr. Theodor Hirsch, Dr. Max Töppen und Dr. Ernst Strehlke. Dritter Band. hoch 4. 6 Thlr. 20 Ngr.

Spörri, Dr. **Hermann,** Zwingli-Studien 8 20 Ngr.

Staatengeschichte der neuesten Zeit. Elfter Band: Rosen, Dr. G., Geschichte der Türkei von dem Siege der Reform im Jahre 1826 bis zum Pariser Tractat im Jahre 1856. In 2 Theilen. Erster Theil. gr. 8. 1 Thlr

Wörterbuch, Mittelhochdeutsches. Mit Benutzung des Nachlasses von Georg Fr. Benecke ausgearbeitet von Wilhelm Müller und Friedr. Zarncke. Des zweiten Bandes zweite Abtheilung (S), bearbeitet von W. Müller. 4. Lieferung (Schluss). gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** erschien soeben:

DEUTSCHES WÖRTERBUCH

VON

JACOB GRIMM UND WILHELM GRIMM.

FORTGESETZT

VON

DR. RUDOLF HILDEBRAND UND DR. KARL WEIGAND.

V. Bandes V. Lieferung.

KLAPPEN — KLIPPE.

BEARBEITET VON DR R. HILDEBRAND.

15 Bogen. Preis 20 Ngr.

Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.

XXVI. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 8.

Ausgegeben am 15. Februar 1867.

Inhalt:

Die allgemeine Wehrpflicht und die Kaufleute . . . . . Seite 281
Die Parlamentsreform in England. 2. Bright's Agitation. Stimmrecht und trades unions 285
Sociale und religiöse Emancipation in der Türkei 292
Aus Süddeutschland 308
Die böhmischen Landtagswahlen 317

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Auszug aus der Mitarbeiterliste.

Dr. W. Addison, Gräfin d'Agoult, Friedr. Althaus, J. Au, Anton Graf Auersperg, C. Augener, Ludw. Bamberger, Dr. Otto Banck, Dr. A. Bastian, Dr. Karl Beck, Dr. W. F. A. Behrnauer, Arthur W. Benni, Moriz Reichsgraf zu Bentheim-Tecklenburg, Thalès Bernard, Dr. Ernst Frhr. v. Bibra, Prof. Dr. Herm. Bischof, Dr. M. Block, Prof. Dr. J. C. Bluntschli, Prof. Dr. Friedr. Bodenstedt, Dr. Emil v. Borchgrave, Edgar A. Bowring, Udo Brachvogel, Prof. Dr. Th. Bratranek, Dr. Aurelio Buddeus, Julie Burow, Eugène Camerini, Dr. C. Caratheodory, Henry Carey, B. v. Carneri, Prof. Dr. Moriz Carriere, Dr. Alfred Carstens, Prof. E. Chasles, Prof. Philarète Chasles, Dr. W. Claus, Prof. Dr. Conteen, Dr. M. Dautzenberg, Dr. H. K. H. Delff, Dr. Rud. Döhn, Dr. Alph. v. Domin-Petrushevecs, Dr. H. Dörgens, F. Dranmor, Dr. E. Dühring, Victoire Duret, Prof. Dr. A. Ebeling, Dr. A. Emminghaus, Friedr. Engels, Prof. R. J. Falb, Custos Jak. Falke, Dr. Joh. Fastenrath, M. A. Feierabend, Alph. v. Flugi, Gustav Fritsch, J. Fürstenhagen, Prof. Dr. J. Galiffe, Prof. Dr. Ludw. Gantter, Friedr. Gerstäcker, Dr. K. v. Gersteuberg, Otto Glagau, Claire v. Glümer, Dr. Herm. Grieben, J. Gudra, Dr. Otto Gumprecht, Prof. Dr. Robert Hamerling, Dr. Friedr. Harder, Alfred Hartmann, Leo Härzberg-Fränkel, K. Heinzen, Hofrath Prof. Dr. J. Held, F. Heller v. Hellwald, Otto Henne Am-Rhyn, Prof. Dr. Ant. Henne, Prof. Dr. Hermann Hettner, Prof. Dr. Franz Hoffmann, Dr. F. L. Hoffmann, Dr. Homberger, Dr. J. J. Honegger, Dr. J. E. Horn, Prof. Dr. J. Huber, Dr. Wilh. Jordan, Julie Baronin v. Jósika, Gräfin Dora d'Istria, Dr. A. Kanitz, E. Kattner, Prof. Dr. J. Kautz, Karl Keck, Dr. H. Keferstein, Dr. O. Kersten, Dr. Th. Kind, A. Klaußki, J. G. Kohl, Sigmund Kohlisch, Fr. Kreyssig, Wilh. Krigar, Prof. Dr. Heinr. Kurz, Dr. Hermann Kurz, Dr. W. Lampmann, Dr. Thaddäus Lau, Dr. Adolf Laun, Dr. Karl Lemcke, Prof. Dr. Ludwig Lemcke, Dr. Herm. Lessing, Paul Lindau, Dr. Edm. Lobedanz, A. Frhr. von Loën, Dr. C. v. Lützow, Leo v. Lützow, Prof. Dr. J. H. v. Mädler, J. Manefeld, Hauptm. Friedr. Marx, Elpis Melena, Dr. Bona Meyer, Achille Millien, Prof. Dr. F. Ritter v. Miklosich, Dr. S. Mosenthal, Prof. Adolf Mussafia, Herm. Neumann, Dr. H. B. Oppenheim, Prof. Dr. Eugène Peschier, Fr. C. Petersen, Prof. Dr. Alex. Petzholdt, Elise Polko, Achille Poincelot, Dr. Gustav Rasch, Prof. Dr. K. A. Frhr. v. Reichlin-Meldegg, Dr. H. Rentzsch, Hermann Richter, Paul Riffelhuber, Prof. Dr. Alphons Rivier, Dr. Julius Rodenberg, Prof. Dr. C. Rochholz, Dr. Karl Ruß, Oberstbrigadier W. v. Rüstow, Dr. L. v. Sacher-Masoch, Prof. Dr. C. v. Sallwürk, Alice Salzbrunn, Edouard Schefter, Dr. Eduard Schelle, Prof. Dr. Joh. Scherr, Dr. Karl Ritter v. Scherzer, Prof. Dr. Robert v. Schlagintweit, Dr. Gustav Schmoller, J. Schönemann, D. von Schütz, Prof. J. H. Schwicker, Jegór v. Sivers, Prof. Dr. Anton Springer, Major J. N. Staaf, Prof. Dr. Adolf Stahr, Dr. Adolph Stamm, A. Frhr. v. Stifft, Emil Straube, Max Sulzberger, Alfred Teniers, H. Tiedemann, Dr. E. Trautwein v. Belle, Prof. Dr. H. v. Treitschke, Prof. Dr. Ulrichs, Prof. Dr. Herm. Vambery, Sigm. Beckey, L. Videky, G. Frhr. v. Vincke, Prof. Dr. F. Th. Vischer, Dr. Carl Vogt, Dr. Emil Vogt, Dr. F. Wehl, Alex. Weill, A. C. v. Wiesner, A. v. Winterfeld, Prof. Dr. K. Witte, Dr. A. Woltmann, Joh. v. Xántus, Dr. Ed. Ziehen, Dr. Edmund Zoller u. A. m.

Internationa

Monatsch

für das

gesammte geistige Le

der

außerdeutschen

Monatlich ein Heft von mindestens

Subscriptionspreis

Diese Zeitschrift, deren jüngsten deutschen Krieges zusa kurzen und der politischen Ver junges literarisches Unternehm sich die **einstimmige** Anerkennu Organe der europäischen und worden. Die **thätige** Mitwirk rarischen Persönlichkeiten der jetzt kein zweites deutsches Unter sie zu der anerkannt ersten schrift erhoben, die in keiner keinem Versammlungsort Gebil **die erste und bisher einzige** den ausländischen Revues und Seite stellen kann. Nebig theil verhältnisse wegen **sehr gedr** Mitarbeiterliste und dem Inh erschienenen sieben Hefte mit. des Näheren auf die größeren sowohl das Jännerheft d. J., Verlangen, die früher erschie mittheilen.

Digitized by Google

Die allgemeine Wehrpflicht und die Kaufleute.

Die Handelskammern von Hamburg und Bremen haben im Interesse des deutschen Welthandels eine Einschränkung der allgemeinen Wehrpflicht empfohlen, dahingehend, daß Kaufleute, welche in transatlantischen Plätzen, d. h. außerhalb Europas, feste Anstellungen gefunden oder eigene Geschäfte gegründet haben, sowohl von den Uebungen der Reserve und der Landwehr als von der Einstellung bei Mobilmachungen befreit bleiben möchten. Die stettiner Handelskammer hat schon im Jahre 1861 eine ähnliche Forderung geltend gemacht, damals natürlich für Preußen allein; die Aeltesten der danziger Kaufmannschaft sind gegenwärtig dem Verlangen der Hansestädte beigetreten. Wir haben es hier also wohl ohne Zweifel mit einem Wunsche des gesammten deutschen Großhandelsstandes zu thun.

Dieser Wunsch darf nicht verwechselt werden mit einer sehr unzeitigen Agitation, welche vor einigen Jahren in rheinpreußischen Industrieplätzen zu Tage trat, gerichtet auf Einführung der Stellvertretung im preußischen Heere. Die Begründung war allerdings auch damals der besonderen Lage des Kaufmannsstandes entnommen, welche für ihn die allgemeine Wehrpflicht, die andere Stände vergleichsweise wenig drücke oder wohl gar überwiegend fördere, zu einer außerordentlichen Last macht. Sie entreiße den jungen Geschäftsmann der eben begonnenen Carrière oder nöthige ihn, dieselbe später einzuschlagen, nicht ohne ihn dadurch innerhalb derselben empfindlich zu beeinträchtigen. Weder von dem Landwirth, noch von dem Handwerker, noch vollends von dem Fabrikarbeiter oder Tagelöhner könne dasselbe gesagt werden; und was endlich die Studirenden betreffe, so seien dieselben im Stande, ihre Studien neben der Ableistung des Freiwilligenjahres fast ohne alle Verkürzung fortzusetzen. Die Gründe waren an sich nicht unrichtig, allein sie reichten bei weitem nicht hin, die Nothwendigkeit oder auch nur die Zulässigkeit einer Exemtion von der allgemeinen Wehrpflicht, diesem Grundpfeiler des Staats, geschweige denn ihrer Ersetzung durch

Digitized by Google

Conscription nebst Stellvertretung zu beweisen. Dies war so selbstverständlich, daß kein Kaufmann oder Fabrikbesitzer von ausgeprägterem liberalen und patriotischen Bewußtsein sich an der Agitation betheiligen wollte. Sie blieb auf die weniger politischen Kreise beschränkt, und rief den lebhaften Verdacht hervor, sie sei wohl gar nur angestiftet zum Behuf einer reactionären Diversion in dem damaligen geschlossenen Widerstande des Landes gegen die verfassungswidrig aufrechterhaltene und durchgeführte Armeereform.

Im durchschlagenden Unterschiede von solchen einseitig-selbstsüchtigen Regungen eines ohnehin bevorzugten Standes verlangen die Handelskammern der Seestädte jetzt so wenig wie früher, daß ihre jungen Leute der Pflicht im vaterländischen Heere zu dienen überhoben werden. Zwar ist ihnen in den Hansestädten dergleichen bisher nicht zugemuthet worden: sie müßten dort ihren ganzen Erziehungsgang anders einrichten, um von dem Eintritt in die Armee nicht zur unrechten Zeit aus ihrer Vorbereitungslaufbahn gerissen und um der ihrer socialen Stellung gemäßen Vortheile des Freiwilligendienstes theilhaftig zu werden; und unter allen Umständen hindert sie die Dienstpflicht, so früh wie sie es bisher guten Theils gewohnt waren, übers Meer in fremde Welttheile zu gehen und dort an den weitausgedehnten Fäden des heimischen Handelsverkehrs fortzuspinnen. Aber wenn darin Opfer liegen, so erkennt man diese in den Hansestädten als nothwendig an, und als möglicherweise aufgewogen nicht allein durch die großen allgemeinen Segnungen einer machtvollen Einheit, sondern selbst durch eigenthümliche gute Wirkungen, welche die Thatsache der allgemeinen Wehrpflicht ohne weiteres haben wird. Sie wird nämlich mit Wahrscheinlichkeit, ja mit Gewißheit dazu führen, daß die angehenden Kaufleute länger auf der Schule bleiben und daß die Lehrzeit abgekürzt wird. Das Eine ist so wünschenswerth wie das Andere. Jenes wird ihnen einen reicheren Fond von Wissen und geschulten Geisteskräften ins Leben mitgeben, dessen Mangel sie jetzt wenn nicht alle empfinden, so doch zu oft zu ihrem Schaden verrathen, gleichviel ob sie sich jenseits des Meeres inmitten fremder Umgebungen und in einer bald traurig einsamen, bald gewaltig verführerischen Lage behaupten, oder ob sie sich im Vaterlande ökonomisch, social und politisch bewähren sollen. Die Abkürzung der Lehrzeit aber ist zu diesem positiven Gewinn die negative Ergänzung. Wie sie jetzt verbracht wird, treibt sie meistens alles höhere Streben und allen Sinn für geistige Genüsse gründlich aus. Den vorwiegend mechanischen Fertigkeiten, in denen sie den Jüngling ausbildet, entspricht der platte Materialismus der Erholungen, zu denen er sich meistens hingezogen fühlt, für die allein er Spannkraft genug aus dem Einerlei des Comptoirs mit nach Hause bringt. Hier, wenn irgendwo, würde die Hälfte dem Werthe nach mehr als das Ganze sein. Die Kaufmannschaft der Hansestädte wird an Bildung und allgemeinem geistigen Schwunge nur gewinnen, wenn die allgemeine Wehrpflicht

Digitized by Google

sie durch das Examen, welches der einjährige Freiwillige ablegen muß, mittelbar nöthigt, ihren Nachwuchs ein paar Jahr länger unter dem Einfluß humanistischer Bildung zu lassen.

Die sogenannte Präsenzzeit sollen die jungen hanseatischen Handlungsbeflissenen also unter denselben Bedingungen wie jeder Andere bestehen. Aber nun kommen die regelmäßig wiederkehrenden Uebungen während der Reserve- und Landwehrjahre, sowie die Mobilmachungen. Wenn diese ebenfalls strict durchgeführt werden sollen, so fürchten die bremer und die hamburger Handelskammern nicht ohne Grund, daß der deutsche Welthandel einen starken, vielleicht verhängnißvollen Stoß erleiden werde. Seit Jahrzehnten ist es fortwährend zunehmende Sitte geworden, daß junge Kaufleute, nachdem sie ihre Lehrzeit in einer der Hansestädte durchgemacht, übers Meer nach Amerika oder Asien gehen, um dort in bestehende deutsche Häuser als Commis einzutreten, wodurch sie dann mit der Zeit gewöhnlich einen Antheil am Geschäft erwerben, wenn sie nicht vorziehen, sich selbständig zu etabliren. Auf den so entstandenen oder erhaltenen Geschäftshäusern unserer Nationalität, die in der transatlantischen Handelswelt fast durchweg den ersten Rang einnehmen, beruht zu einem großen Theile der umfassende Absatz deutscher Industrieerzeugnisse und der Antheil der deutschen Nordseeplätze am Welthandel. Die hamburger und bremer Börse hat an diesen Geschäftsfreunden, die sie persönlich kennt, die von einem der beiden Plätze ausgegangen sind und ihre Unternehmungen nicht selten im Einverständniß mit ihren alten Principalen begonnen haben, zuverlässige Lieferanten und Abnehmer an Orten, wo es sonst schwer ist, sichere Anknüpfungen zu finden; ausgedehnterer Credit, der auch eine Menge neuer Beziehungen ermöglicht, ist bei ihnen wohlangebracht, und sie führen ihrerseits der heimischen Börse Geschäfte zu, die ohne einen solchen persönlichen Vertreter derselben anderen Plätzen anheimfallen würden. Nicht minder von selbst ergiebt sich, daß diese aus den Hansestädten hervorgegangenen Kaufleute sichs besonders angelegen sein lassen, der deutschen Industrie neue Absatzmärkte zu eröffnen. Kurz, sie sind wahre Pioniere des vaterländischen Handels und Gewerbfleißes, und ohne sie würde weder der eine noch der andere den Umfang erreicht haben, welchen er gegenwärtig zeigt. Damit ist aber die Bedeutung dieser Classe von meist temporären Auswanderern für Deutschlands volkswirthschaftliche Interessen noch nicht einmal völlig erschöpft. Sie wandern nicht als Europamüde aus, sondern lediglich zu dem Zwecke, um die Welt kennen zu lernen, sich den Wind gehörig um die Nase wehen zu lassen und ihr Glück zu machen. Ist ihnen das Letztere nach Wunsche gelungen, so kehren sie, oft noch in sehr rüstigem Alter, zur Heimath zurück und bringen dieser das erworbene Capital in der Regel mit. Dies ist, wie die hamburger Handelskammer treffend bemerkt, eine äußerst willkommene Ausgleichung für den Capitalverlust, den uns die wirklichen europamüden Aus-

Digitized by Google

wanderer durch das, was sie mitnehmen, sowohl an fahrender Habe, als an entwickelter Arbeitskraft jahraus jahrein verursachen.

Es erhellt ohne weiteren Nachweis, daß eine strenge und unbedingte Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht in ihren späteren Stadien hier gradezu zerstörend wirken würde. An eine Rückkehr zu den Reserve- und Landwehrübungen oder zu einer Mobilmachung ist selbst aus New-York oder Havana nicht zu denken, geschweige denn aus Valparaiso, Melbourne oder Schanghai. Der junge Geschäftsmann also, der vor dem bezeichneten Entschlusse steht, hätte dann zu wählen zwischen dem völligen Verzicht auf die Vortheile und Glücksaussichten einer überseeischen Geschäftszeit, und der schmerzlichen Resignation, nicht wieder heimkehren zu dürfen. Daß nach vollendetem Landwehrdienst in der Regel von einer solchen Verpflanzung übers Meer und wieder zurück nicht mehr die Rede sein kann und wird, ist von selber klar. Wahrscheinlich würden demnach reichlich zwei Drittel der zeitweisen kaufmännischen Auswanderungen gänzlich unterbleiben. Von dem letzten Drittel aber würden uns die Früchte verloren gehen, welche die zurückkehrenden „Westindier" und „Ostasiaten" in Gestalt ihrer Capitalien oder Renten mitbringen.

Man entschließe sich daher, die übers Meer gehenden jungen Geschäftsleute, so lange sie dauernd drüben bleiben, von der späteren Einstellungsfrist sowohl für Kriegs- als Friedenszeiten loszusprechen. Die Einbuße des Heeres ist nicht der Rede werth. Die ersparte volkswirthschaftliche Einbuße ist, wie angedeutet, in mehr als einer Richtung bedeutend. Zu einer Ermuthigung des Auswanderns kann die Maßregel höchstens vorübergehend, aber schwerlich auf die Dauer ausschlagen; dem Vaterlande für lange Jahre den Rücken zu kehren ist schon jetzt bei normalen Umständen keine leichte Sache — und bei der Neugestaltung unsres Staatswesens wird es uns Deutschen mit der Zeit hoffentlich immer schwerer — so daß der Entschluß, mit allen seinen Altersgenossen unter die Waffen zu treten, dagegen wie Spiel erscheinen wird, sobald die erste inhaltsleere Angst vor den eingebildeten Schrecken des Heerdienstes überwunden ist. Natürlich jedoch müßte die Befreiung nicht blos für den Kaufmann gelten, sondern auch für jeden Andern in gleicher Lage. Der Ingenieur, der Arzt, der Theologe, der jenseits des Oceans eine lockende Beschäftigung gefunden hat, müßte sie beibehalten dürfen, so lange sie ihn reizt und befriedigt, ohne der Herbstübungen halber sie ausschlagen zu müssen, oder wegen einer Mobilmachung, die längst wieder zu Ende sein kann, bevor er nur im Stande ist zurückzukehren.

Diejenigen Deutschen im Auslande, deren Interesse durch die hier befürwortete Maßregel gewahrt werden würde, verdienen als Gesammtheit entschiedene Berücksichtigung. Sie haben sich in der Periode der nationalen Feste und Sammlungen durch außerordentliche Freigebigkeit, seit dem Anbruch der nun eingetretenen Epoche entscheidenden politischen Handelns durch klaren Blick und

Digitized by Google

freimüthige Kundgebungen erfreulich hervorgethan. In keiner Beziehung haben wir uns ihrer zu schämen, oder Ursache, dieser besondern Art von Auswanderung entgegenzuwirken. Jene rasche und vollständige Entfremdung, die man den auswärts lebenden Deutschen früher durchgängig nachsagte, gilt heutzutage wenigstens von dieser Kategorie derselben nicht mehr. Sie sind im Gegentheil fast sämmtlich ebenso feurige, einsichtige und opferwillige Patrioten, als sie auch in der Fremde noch nützliche Mitglieder der erwerbenden, verkehrtreibenden Gesellschaft bleiben. Indem wir daher auf ihre Verhältnisse jetzt bei der Erstreckung der allgemeinen Wehrpflicht über ganz Norddeutschland eine gewisse wohlbemessene Rücksicht beanspruchen, setzen wir das nationale Interesse überhaupt keineswegs außer Auge, sondern wir glauben es vielmehr so weitsichtig aufzufassen, wie es der Bildung und Weltstellung der deutschen Nation geziemt.

Die Parlamentsreform in England.

2.

Brights Agitation, Stimmrecht und trades unions.

Es wird in Deutschland, jetzt dem Lande des allgemeinsten Wahlrechts, von Interesse sein, zu erfahren, wie die großen englischen Parteien zu dem Wahlrecht stehen, das auch bei ihnen zur brennenden politischen Frage geworden ist. Wir beginnen mit den Radicalen. Die deutsche liberale Presse hat sich gewöhnt John Bright als einen Volksheiden zu feiern, der den großen Kampf gegen das Privilegium, welcher auf wirthschaftlichem Gebiet glücklich durchgeführt ist, nunmehr auf das politische verpflanzt, um auch hier den leidenden untern Classen zu ihrem Rechte zu verhelfen. Diese Auffassung scheint uns eine oberflächliche und falsche. Bright trat ins öffentliche Leben als Genosse und unter den Auspicien Cobdens, als Mitglied des Bundes gegen die Korngesetze, und er hat als solcher durch die Energie seiner Ueberzeugung und Beredsamkeit wackere Dienste geleistet. Cobden war trotz seiner großen Verdienste durchaus einseitig der Freihandel war für ihn das Maß aller Dinge; aber er war ein praktischer und weiser Mann und setzte, nachdem der Zweck der Ligue, die Abschaffung der Korngesetze, erreicht war, ihre Auflösung durch, während Bright sie erhalten und für politische Agitation brauchen wollte. Sein Ansehen war bei

Digitized by Google

seiner Partei so groß, daß Bright sich ihm unterordnete so lange er lebte. Nach seinem Tode aber, dem der Tod Palmerstons bald folgte, trat Bright als politischer Agitator hervor. Der Grundzug seines Strebens ist ein glühender Haß gegen die englische Aristokratie und eine ebenso ungemessene Bewunderung der amerikanischen Institutionen, die er deshalb auf britischen Boden verpflanzen will. Schon dies Ziel muß gegen die politische Einsicht des Mannes stark einnehmen; die Radicalen, welche mit ihm England amerikanisiren wollen, übersehen das entscheidende Moment, welches die Demokratie in den Vereinigten Staaten allein ermöglicht und berechtigt — den Raum. In einem Lande, das noch hunderttausende Morgen fruchtbaren Landes brach liegen hat, kann und muß dem Individuum der unbeschränkteste Spielraum gegeben werden, mögen die Regierenden noch so viele Fehler begehen, sie werden mehr als aufgewogen durch die unerschöpflichen Hilfsquellen des Bodens an Korn, Holz und Mineralien; Amerika kennt noch keine socialen Conflicte, weil jeder, der arbeiten will, leicht eine selbständige und sogar freie Existenz findet. Erst wenn der ungeheure Continent einmal bevölkert sein wird, kann dort die Probe aufs Exempel der Demokratie gemacht werden, da aber, wo wie in den großen Städten die Handelsinteressen Massen auf einen Punkt zusammendrängen, sind die Ergebnisse demokratischer Regierung wahrlich nicht erbaulich, wie denn z. B. notorisch die Verwaltung New-Yorks ein wahrer Sumpf von Corruption ist, von dem sich jeder anständige Mann fern hält. Diesen Verhältnissen gegenüber nehme man nun England, eins der dichtbevölkertsten Länder der Welt, wo jeder Zoll Erde seinen Eigenthümer hat und die Production durch Kunst aufs äußerste gesteigert ist: was würde die Folge einer Einführung demokratischer Institutionen, namentlich des allgemeinen Stimmrechts sein? Zunächst nur eine Vermehrung des aristokratischen Einflusses und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Constitution der Gesellschaft, welche jedesmal den Staat beherrscht, aristokratisch ist. Der Grundbesitz ist einmal wesentlich in Händen großer Eigenthümer, welche jetzt durch die von ihnen abhängigen Pächter maßgebend für die Grafschaftswahlen sind, in noch erhöhtem Grade aber würde dies der Fall sein, wenn man allen ländlichen Arbeitern das Stimmrecht gäbe, denn diese sind noch zehnmal mehr abhängig von ihrer Brodherrschaft und es gehört ein eigenthümlicher Idealismus dazu zu glauben, daß sie gegen dieselbe stimmen würden auf die Gefahr, ihren Erwerb zu verlieren. Nicht weniger gefügig würden sich die Wähler der kleinern Flecken zeigen, welche ebenfalls überwiegend von den nachbarlichen großen Grundbesitzern abhängen, oder glaubt man, daß Gewerbtreibende sich um ihrer Principien willen dem Verlust der einträglichen Kundschaft von Lord und Lady N. N. und aller die von ihnen abhängen aussetzen werden? Es bleiben also für die Candidaten der Demokratie wesentlich nur die großen Städte und in diesen wird im Allgemeinen, je mehr man die Wählerschaft blos

Digitized by Google

numerisch erweitert, die Bestechung zunehmen, während man dem jetzigen Wähler, der 10 Pfund Sterling Miethzins zahlt, für seine Stimme vielleicht 2—3 Pfund Sterling in einer oder der andern Form giebt, wird man, falls allgemeines Stimmrecht herrscht, Wähler haufenweise für Sixpence oder ein Glas Bier kaufen können. Die Bestechlichkeit ist in den untern Classen eben allgemein, schon der kleine Handwerker interessirt sich, wo es sich nicht ausnahmsweise um eine große nationale Frage handelt, absolut nicht für Politik, die Angelegenheiten des Kirchspiels, seines und andrer Gewerbe finden bei ihm offnes Ohr, meist auch religiöse Dinge, aber das Wahlrecht ist ihm an sich so gleichgiltig, wie irgendeine philosophische Speculation und macht man ihm ein Geschenk damit, so verwerthet er es bestmöglichst, indem er es verkauft. Die Protokolle der Commissionen in Bestechungsfällen zeigen fortwährend die naivsten Geständnisse von Leuten, welche es gar nicht begreifen können, daß es unrecht sein solle, ihre Stimme, die doch ihr Eigenthum sei, so gut wie ihr Pferd zu verkaufen.

Diese politische Gleichgiltigkeit der unteren Classen und ihre Folgen ist nun auch Bright nicht entgangen und er hat das Interesse zu wecken gesucht durch die socialen Ziele, welche die Reform des Unterhauses verwirklichen sollen, er will vor allem den großen Grundbesitz, welcher der Aristokratie Einfluß giebt, brechen, einer seiner Anhänger im Parlament sagte uns offen: „We shall never get a good government, unless we get rid of these infernal large estates," England soll demokratisirt werden, indem diese großen Güter in kleine zertheilt werden. Indeß abgesehen davon, daß, wenn dieser Plan im ganzen Königreiche verwirklicht wäre, doch nur ein verschwindend geringer Theil der jetzigen Nichtbesitzer zu Besitzern gemacht werden könnte, so leuchtet es ein, daß die Verwirklichung allein durch eine gewaltsame socialistische Revolution möglich wird. In England bestehen bekanntlich keine Majorate oder Fideicommisse, sondern nur Substitutionen auf höchstens drei Generationen und blos bei Intestaterbfolge gilt die gesetzliche Präsumtion für die Erstgeburt, man müßte also nicht nur letztere, sondern auch die Freiheit letztwilliger Verfügung abschaffen und gesetzlich zwangsweise Theilung des Grundbesitzes einführen. Bright würde nun davor wahrscheinlich nicht zurückschrecken, sondern nach seiner letzten Rede in Irland noch ganz anders in das Bestehende eingreifen wollen. Dort hat er nämlich vorgeschlagen, die Regierung solle Besitzungen aufkaufen, zerstückeln und an kleine Leute verkaufen, während grade die Sitte des gavelkind, der Zerstückelung der Pachtungen, das Unglück Irlands ist. Er würde daher auch gewiß gern zu ähnlichen sweeping measures in England greifen, wenn es nicht gänzlich außer dem Bereich der Möglichkeit läge, sie durchzusetzen; glücklicherweise ist gar keine Chance für solche socialistische Experimente und die ungeheure Majorität aller Engländer würde schon die Aufhebung der Testirfreiheit oder auch nur die Ein-

Digitized by Google

führung der Vorschriften des Code Napoleon als einen Eingriff in die persönliche Freiheit ansehen.

Nicht weniger hat Bright sich durch die Hineinziehung der gewerblichen Genossenschaften (trades unions) in den Reformstreit geschadet. Bis 1824 war jede Coalition der Arbeiter gesetzlich verboten, natürlich ward sie dadurch nicht gehindert, sondern bestand im Geheimen und nahm eventuell die schlimmsten Formen gewaltsamen Aufstandes an. 1824 wurden diese combination laws aufgehoben und damit die Freiheit der Coalition zugegeben, dies war durchaus richtig, denn jeder Arbeitende hat das natürliche Recht, den Werth seiner Arbeit selbst zu bestimmen; aber damit ist die Frage nicht gelöst. Ein Zusatz zum Gesetze von 1824 verbot zwar jeden Zwang und Einschüchterung anderer Arbeiter, welche sich mit geringerem Lohne begnügen wollen, aber thatsächlich ward durch die trades unions bald eine unerhörte Tyrannei sowohl über ihre Mitglieder als gegen Außenstehende eingeführt. Ihre Leitung fiel gänzlich in die Hände der Chefs, welche, selbst aus der Gesellschaftskasse unterhalten, den Arbeitern vorschrieben, zu welchen Lohnsätzen sie allein arbeiten dürften; jeder, der sich unterstehe dieser Dictatur entgegenzuhandeln und lieber etwas weniger als nichts verdienen will, wird mit Bann belegt und in aller Weise verfolgt, nicht minder aber auch die außerhalb der Genossenschaft Stehenden. Im Anfang hat die Association unzweifelhaft das Verdienst gehabt, die niedrigen Löhne zu erhöhen, durch welche die Fabrikanten oft ungeheure Gewinne machten, indeß die Steigerung des Lohnes hat ihre natürlichen Grenzen und wenn dem Unternehmer sein Capital nicht mehr leidlich rentirt, so wird er nach den einfachsten ökonomischen Gesetzen lieber aufhören zu arbeiten, als sich Verlusten auszusetzen. Dies sieht aber die Beschränktheit der trades unions nicht ein, hält vielmehr die Weigerung der Fabrikanten in solchem Falle stets für eigennützige Bosheit. So ward in diesen Tagen in einer Arbeiterversammlung heftig getadelt, daß eine Deckgesellschaft 2 Procent Dividende vertheilt: das Geld hätte zur Erhöhung der Löhne benutzt werden sollen! Als wenn die Capitalisten ihr Geld für nichts hingäben. Eine Schiffsbaugesellschaft erklärt ihren Arbeitern, sie könne ihnen statt 7 Schilling nur $6\frac{1}{2}$ Schilling täglich geben und werde selbst dann keinen Gewinn machen, sondern nur eben ohne Verlust sich hinhalten. Unter dem Druck der Union aber verweigern die Arbeiter diese Reduction, verdienen nun nichts und fallen der öffentlichen Mildthätigkeit zur Last; wenn man die einzelnen Leute fragt, so sind sie oft willig genug, sich den geringeren Satz gefallen zu lassen, aber sie haben beim Eintritt in die Union derselben unbedingten Gehorsam versprechen müssen und wagen demzufolge nicht zu thun, was sie möchten, ebenso wenig aber ist es für die Arbeitgeber möglich, fremde Leute zu engagiren, weil dieselben, wie mehrfache Versuche gezeigt haben, von den Einheimischen so verfolgt wurden, daß sie nach kurzer Zeit es selbst nicht

Digitized by Google

mehr aushalten konnten. Die Folge aber ist natürlich, daß sich die Unternehmungen nach anderen Orten, resp. Ländern hinwenden, wo die Löhne niedriger sind. Die trades unions wollen deshalb eine internationale Verbrüderung aller Arbeiter herbeiführen, welche auf eine allgemeine Gleichstellung der Löhne in Europa hinarbeiten soll, indeß es braucht kaum erwähnt zu werden, daß dies eine einfache Utopie ist, welche allen wirthschaftlichen Gesetzen widerspricht.

Es ist nun einer der ernstesten Vorwürfe gegen Bright, daß er, der Mann der Manchesterschule, der Vorkämpfer der Freiheit, niemals ein Wort des Tadels für dies Gebahren der trades unions gefunden hat, welches der Nationalökonomie wie der Freiheit gleich sehr widerspricht; im Gegentheil hat er stets diesen Genossenschaften geschmeichelt, weil sie ihm ein willkommenes Mittel waren, die politische Agitation in die unteren Volksclassen zu verpflanzen. Er hat sich nicht gescheut, ihnen zu sagen, daß es lediglich die Folge des aristokratischen Regiments sei, wenn die arbeitenden Classen nicht ebenso gut daran seien wie die Mittelclassen und hat ihnen vorgespiegelt, daß wenn nur erst die Primogenitur abgeschafft sei, jeder auf seiner eigenen Hufe sitzen könne; er hat endlich offen gedroht, wenn Parlament und Regierung das Volk nicht hören wollten, so werde dasselbe sich mit Gewalt sein Recht verschaffen. Indeß mögen die Unwissenden sich durch solche Trugschlüsse und Drohungen verleiten lassen, die gebildeten Mittelclassen, in denen die Entscheidung liegt, sind durch diese Demagogie empört und entschlossen, sich den brightischen Plänen entschieden zu widersetzen. Bright selbst wird durch seine großen persönlichen Gaben, namentlich seine Beredsamkeit, stets ein gefährlicher Gegner der Conservativen bleiben, aber daß er seine Ideen durchsetze, ist glücklicherweise nicht zu befürchten.

Nicht mehr Chancen als Brights Theorien hat die idealistische Demokratie von H. Stewart Mill, welche besonders im Westminster Review verfochten wird. Mill und sein Freund Hare wollen vor allem den Minoritäten ihren berechtigten Einfluß sichern und dies soll erreicht werden, indem die Zahl der Abstimmenden getheilt wird durch die Zahl der Mitglieder der Volksvertretung: jeder Candidat, der diese Durchschnittszahl von Stimmen hat, wäre gewählt, gleichviel aus welchen Wahlbezirken diese Summe zusammengebracht würde. Es scheint uns dies eben ein ganz undurchführbares System; denn wenn z. B. für jeden Candidaten nur die zur Wahl nothwendige Zahl von Stimmen berechnet werden soll, während die überflüssigen für denjenigen gezählt werden, der sie nöthig hat, um sein Stimmrecht voll zu machen, so ist damit doch der Willkür der Wahlcommissare Thor und Thür geöffnet. Ebenso unpraktisch ist der vorgeschlagene geistige Census, wonach jeder Wahlberechtigte beweisen soll, die Elemente der Bildung, wie Lesen, Schreiben und Rechnen zu besitzen, die höher Gebildeten aber eventuell mehr als eine Stimme erhalten sollen, dergleichen Chimären

Digitized by Google

haben in dem praktischen England nicht viel mehr Aussicht auf Erfolg als das Stimmrecht der Frauen, welches Mill bekanntlich auch verlangt.

Den Radicalen gegenüber steht nun die geschlossene starke Phalanx der Conservativen, welche offen oder im Stillen jede Reform verwerfen, indeß auch diese Position ist nicht haltbar. Man mag zugeben, daß ein dringendes Bedürfniß für parlamentarische Reform, wie es offenbar vor 1832 da war, jetzt nicht besteht, aber die Agitation ist zu bedeutsam geworden, um sie länger zu ignoriren. Eine krankhafte Aufregung in der öffentlichen Meinung und eine wachsende Entfremdung der gesellschaftlichen Classen sind schon genügende Gründe für einen constitutionellen Wechsel. Die englische Verfassung hat bisher wie die römische Kirche gesucht, so viel wie möglich sich die Kräfte einzuverleiben, welche sich sonst wider sie gewandt hätten, und wahrscheinlich liegt in einer größern Betheiligung der arbeitenden Classen am Wahlrecht das Mittel, jenen ungesunden Geist, der sich jetzt in den trades unions und andern politischen Gesellschaften breit macht, zu bannen. Das Unterhaus wird durch solchen Wechsel vielleicht wenig bedeutende Mitglieder gewinnen, aber es wird an Macht und Einfluß wachsen, wenn die arbeitenden Classen nicht mehr behaupten können, daß sie dort unvertreten seien und die Herren Beales und Potter würden, wenn sie darüber nicht mehr zetern könnten, wahrscheinlich in die verdiente Unbedeutendheit zurücktreten. Es ist in der That die durchgehende Ueberzeugung der einsichtigen Mittelclasse wie der gemäßigten Presse, daß eine verständige Reform in diesem Sinne nothwendig sei und grade die gegenwärtige Regierung hätte gute Chancen, eine solche durchzusetzen. Der Grund liegt in den Parteiverhältnissen, die Liberalen wissen, daß sie, um die Unterstützung der Radicalen zu erlangen, bei einer neuen Bill weiter gehen müßten als im vorigen Jahr, sie würden dann aber ebenso sicher die Majorität der Tories und Adullamiten gegen sich haben, der sie 1866 unterlagen, wollten sie aber ihre Verbindung mit den Radicalen aufgeben und eine Bill vorlegen, welche die Mittelpartei acceptirte, so hätten sie Tories und Radicale gegen sich, sie würden es daher nicht ungern dem gegenwärtigen Ministerium überlassen, eine Bill durchzubringen, welche gemäßigten Ansprüchen genügte, zumal es ihnen nicht schwer fallen würde, das Cabinet in einer andern Frage zu stürzen, sobald es ihnen diesen Dienst gethan.

Indeß eine solche Bill ist auch für die Tories nicht leicht, weil sie in dieser Frage unter sich uneins sind, Lord Derby, Lord Stanley und namentlich Disraeli sehen sehr wohl ein, daß mit bloßer Negation nichts gethan ist und eine positive Lösung versucht werden muß, andere Minister dagegen, wie General Peel und Lord Cranborne haben sich früher entschieden gegen jede Reform ausgesprochen und wollen sich jetzt nicht in Widerspruch mit ihrer Vergangenheit setzen. Dieser Zwiespalt hemmt die Regierung in jedem positiven Vorgehen, denn die ganze Stärke der Conservativen lag bisher in der Disciplin ihrer

Digitized by Google

geschlossenen Reihen, während die Gegner getheilt waren, eine ernsthafte Reformbill Disraelis aber würde auf ihre Partei wahrscheinlich dieselbe Wirkung äußern, wie Sir Robert Peels Secession von 1846. Indeß ist es unmöglich, einfach mit leeren Händen vor das Parlament zu treten, die Regierung kann weder erklären, daß eine Reform unmöglich sei, weil das Haus untadelhaft zusammengesetzt sei, noch vorschützen, daß die Frage nicht reif sei und erst gründlicher studirt werden müsse, noch eingestehen, daß sie unter sich nicht einig und deshalb bereit seien, die Frage der unparteiischen Erwägung einer königlichen Commission zu unterbreiten, die Antwort würde in allen drei Fällen ein Amendement zur Adresse sein, welches das Ministerium sofort stürzen müßte. Es wäre aber möglich, daß das Cabinet offen die Nothwendigkeit der Reform anerkennte und seine Bereitwilligkeit kundgäbe sie aufzunehmen, sich aber den Zeitpunkt dafür vorbehielte, weil augenblicklich dringlichere Fragen eine Lösung erforderten, so z. B. die Reorganisation der Armee und Flotte, die Regelung der Verhältnisse zwischen Arbeitern und Arbeitgebern, sowie in Irland zwischen Pächtern und Grundherrn, die municipale Reform in London, die Ausgleichung der Armensteuer u. s. w.; diese Dinge müßten erst aus dem Weg geschafft werden, ehe man an die Parlamentsreform gehen könne, wolle die Opposition sich dem widersetzen, so werde die Regierung wenigstens an das Land appelliren, d. h. zur Auflösung schreiten. Dieser letzte Drücker würde wohl seine Wirkung nicht verfehlen, da wenige Mitglieder sich danach sehnen werden, sobald schon wieder die Kosten einer Neuwahl zu bezahlen. Das Experiment könnte freilich, falls es wirklich gemacht wird, für seine Urheber ziemlich bedenklich ausfallen, denn die Wahlen würden sicher die Reihen der Tories erheblich lichten.

Ein andrer Weg steht der Regierung offen, indem sie vorschlagen könnte to proceed by way of resolution, wonach man von allgemeinen Axiomen ausgehend der praktischen Frage allmälig näher tritt und so eine sichere Unterlage für die Bill gewinnen würde. Man würde also z. B. davon ausgehen, daß die gegenwärtige Vertretung nicht genügend ist, dann sagen, daß die arbeitenden Classen in irgendeiner Weise directer bei den Wahlen betheiligt werden sollten, dann diese Art näher bestimmen u. s. w. Es ist kein Zweifel, daß wenn das Haus überhaupt diesen Weg einschlagen will, die Regierung um so leichter ihre Resolutionen durchbringen würde, als Disraeli ein ausgezeichneter parlamentarischer Taktiker ist, der das Temperament der Versammlung genau zu beobachten versteht und schon seinen Weg fühlen würde. Die Hoffnung der Conservativen liegt in der Getheiltheit ihrer Gegner, sie rechnen darauf, daß eventuell Gladstone sogar kein Ministerium bilden könnte. Jedenfalls wird die Frage, ob Lord Derby sich halten kann oder nicht, gleich zu Anfang der Session entschieden werden, denn bei der großen Majorität steht es fest, daß ein bloßes Hinausschieben der Reform unthunlich und gefährlich wäre, die Agitation würde

Digitized by Google

sich steigern und mit ihr die Forderungen wachsen. Man darf es als die Ueberzeugung der Mehrheit der gebildeten Classen ansehen, daß den Arbeitern eine Betheiligung am Wahlrecht zugestanden werden muß, aber nur eine begrenzte, damit nicht von ihrer Wahl die Majorität im Parlament abhängig werde, nicht die Masse, sondern nur die qualificirten, strebenden Arbeiter sollen zugelassen werden.

Im Wesentlichen wird die künftige Reformbill darauf hinauslaufen müssen, daß einer Reihe von kleineren Flecken das Wahlrecht oder ein Mitglied entzogen wird und die so disponibel werdenden Sitze unter die Grafschaften und größere Städte vertheilt werden und daß zweitens die Qualificationen der Reformbill von 50 Pfund Sterling Pacht und 12 Pfund Sterling Miethe herabgesetzt werden,*) außerdem dürften eine Reihe von sogenannten fancy franchises festgesetzt werden, wie sie schon Lord Russel früher vorgeschlagen, z. B. daß jeder, der gewisse Prüfungen bestanden, eine Stimme haben solle, ebenso jeder, der ein gewisses Einkommen aus öffentlichen Fonds beziehe oder eine bestimmte Summe in der Sparkasse besitze u. s. w. Diese Hauptgrundzüge lassen freilich sehr viele Modalitäten zu, aber es wird sich darüber sowie über den Gang des parlamentarischen Kampfes schwerlich Näheres voraussagen lassen, denn die englischen Parteiverhältnisse sind so verschoben, daß unerwartete Zwischenfälle eine große Rolle dabei spielen, wie die Geschichte der vorigen Session hinreichend gezeigt hat.

Sociale und religiöse Emancipation in der Türkei.

(Schluß zu voriger Nummer.)

Wie fremdartig auch die socialen Eigenthümlichkeiten der Türken Europas noch immer erscheinen mögen, das gewöhnliche Urtheil folgt hierin kaum minder als in den im vorigen Artikel beleuchteten Fragen vielfach sehr veralteten Vorstellungen. Auch diesen Winkel der Welt — der beiläufig bemerkt einer der schönsten ist — hat die moderne Cultur beleckt, und zwar hat sie, so viele

*) Es würde sich unsrer Ansicht nach sehr empfehlen, die 1832 abgeschaffte Abstufung der Städte je nach ihrer Größe wieder einzuführen, denn offenbar ist ein Miethzins von 7 Pfund Sterling ganz etwas Andres in London oder Manchester, wie in Chester oder Dover.

Digitized by Google

Zwittergebilde uns auch zur Zeit noch als unvermittelte Producte ihrer ersten Berührung begegnen, zusehends förderlich gewirkt. Dies gilt ganz besonders vom häuslichen Leben und von der socialen Stellung der Frauen. Daß die Türkinnen von heute durchaus nicht das Kerkerleben führen, welches die landläufigen Haremsfabeln schildern, davon kann man sich auf jedem Ausgang, vor allem in den Bazars oder bei den großen Volksfesten überzeugen. Dort bewegen sie sich fast ebenso ungehindert wie unsere Frauen. Ihre Tracht, jene dichte Verhüllung des Gesichts hat ebenso in dem Klima ihren Grund, wie in angeblichen Schicklichkeitsrücksichten; das begreift man an Ort und Stelle sehr bald. Die Griechinnen des Alterthums trugen sich in einzelnen Strichen ganz ähnlich, in Megara noch heute so. Da unsre Damenhüte glücklicherweise bei den Türkinnen noch nicht eingebürgert sind, mußten sie sich anderweitig gegen den Sonnenbrand schirmen; jetzt freilich macht die abendländische Mode mehr und mehr Glück, und man sieht oft vornehme Damen mit dünnen Florschleiern und Knickern umherlaufen, eine Stillosigkeit, die natürlich komisch wirkt.

Aber auch in dem Hause ist von einer Absperrung immer nur im beschränkten Sinne zu sprechen. Große Zurückhaltung und Scheu den Männern gegenüber charakterisirt auch die Frauen der Griechen, Serben und aller übrigen Völker der Balkanhalbinsel. Sie ziehen sich zurück, wenn ein Fremder oder ein andrer als ein Verwandter das Haus betritt; einen Blick in das Familienzimmer zu thun, hält dort ebenso schwer wie bei den Türken. Nur in großen vornehmen Häusern ist der Harem von der andern Wohnung völlig getrennt, in der Regel so, daß er das Hauptgebäude ausfüllt, der kleinere Seitenflügel aber die Männerwohnung bildet; in kleinen Haushaltungen beschränkt er sich auf einen Raum, den wir Kinder- und Familienstube zu nennen pflegen; Verwandte haben dahinein Zutritt, Fremde nicht; umgekehrt erscheinen die Frauen aber auch nicht, wenn der Herr Männerbesuch empfängt. Wird die Familie eines europäischen Gesandten zum Diner geladen, so machen die Damen vom Hausherrn geleitet vorher ihren Besuch im Harem, aber keine der Frauen vom Hause erscheint bei Tische. Ebenso wenig würde die Frau mit ihrem Gemahl einer Einladung zu einer Gesellschaft von Herren und Damen folgen. Wohl aber verkehren die Frauen unter einander völlig zwanglos. Die Frau des Großveziers gab ihre auf „Madame Reschid Pascha“ lautende Visitenkarte in aller Form moderner Etikette ab, und die Gesandtinnen besuchen die Paschainnen und Prinzessinnen, mit welchen sie bekannt sind, ohne specielles Ceremoniell.

Strenger und klösterlicher ist die Zucht im Harem des Sultans. Aber auch er selbst ist ja unnahbarer und umgiebt sich mit mehr Nimbus als unsere Fürsten. Daß dies in noch stärkerem Grade von seinen Frauen gilt, ist ein Stück altorientalischen Zopfes; eine strenge Zucht machen die Palastintriguen, welche bei vier Sultaninnen und ihren Hofstaaten unvermeidlich sind, sehr

Digitized by Google

nöthig. Die Vorstellungen von orientalischer Herrlichkeit und Ueppigkeit aber mit denen das Abendland diese Stätten ausmalt, sind sehr falsch.

Einen der schönsten und reichsten Harems soll die Schwester des Sultans haben, die an den Kapudan-Pascha (Marineminister) verheirathet ist. Es ist ein stattliches Palais und liegt hart an dem Meere. Die Hauptpforte, welche sich indessen nur öffnet, wenn der Sultan seiner Schwester einen Besuch abstattet, führt in eine große von vielen Holzpfeilern getragene Halle mit sich anschließenden Arcaden und vielen Nischen. Sie stößt unmittelbar an den Garten, der terrassenförmig den Berg hinansteigt. Es ist der Versammlungsort der Sklavinnen, das Ganze ohne jede Pracht, allein durch seine Größe stattlich. Kleine Logen laufen ringsum, aus denen die Oberinnen den Beschäftigungen der niederen Sklavinnen zusehen; hinter der Halle aber öffnen sich zahlreiche Räume, die größeren, in denen die Dienerschaft nach ihren Rangstufen gemeinschaftlich speist, die übrigen als Wohnungen. Eine breite mit Teppichen belegte Marmortreppe führt hinauf in das erste Stock; man befindet sich in einer der untern völlig gleichen, nur prächtig, wenn auch nicht geschmackvoll decorirten Halle. Schöne Tapeten, unschöne Wand- und Deckenmalereien nebst Phantasielandschaften, schwere Vorhänge, große Divans ringsum und einige in der Mitte, und Kronleuchter, das ist der ganze Apparat, das Schönste die zehn Fenster mit der Aussicht nach dem Meer, welche die Bewohnerinnen freilich nur durch die kleinen Oeffnungen der Gitter genießen können. An jeder Ecke des Saales befand sich, ganz wie unten, ein vergittertes, schmuckloses, nur mit Divans versehenes Gemach, von denen die Prinzessin oder vornehme Gäste den Tänzen, Spielen und Aufführungen ihrer Hofdamen oder den großen Hofgesellschaften, an denen auch Herren theilnehmen, zuschauen. Von dieser Halle aus gehen dann nach allen Seiten hohe geräumige Wohnzimmer mit golddurchwirkten, aber geschmacklosen Tapeten, im Uebrigen fast kahl und leer. Divans, Consolen mit riesigen Stutzuhren, mehre in jedem Zimmer, und Spiegel aller Art bilden das einzige Mobiliar, die allen türkischen Zimmern eigenthümlichen Wandschränke machen das Uebrige zum größten Theil überflüssig. In einem Zimmer befand sich auch ein Flügel. — Vom Oberstock führt ein bedeckter Gang unmittelbar auf die oberen Terrassen des Gartens, welche den Frauen des Hauses gehören, wie die unteren Räume den Männern. Aber auch hier ist alles sehr simpel, die Anlagen ohne Geschmack, die mit ihren Künsteleien, ausgelegten Wegen, kleinen Wasserscherzen und dergleichen am meisten an die französischen Ziergärten des vorigen Jahrhunderts erinnern.

Auch ohne Einblick in das Innere eines türkischen Hauses hat man reiche Gelegenheit zu beobachten, wie der Zug der Pietät, vor allem der Kinder gegen die Aeltern, dem Volke in oft rührender Weise eigenthümlich ist. Ein Symbol dieser Cardinaltugend des Koran ist in der Sitte ausgeprägt, daß der Sultan, der

Digitized by Google

sich sonst nie dem Volke zu Fuße zeigen darf, am Tage seiner Thronbesteigung nach der feierlichen Ceremonie der Schwertumgürtung, gehalten ist, das Pferd welches die Sultanin Mutter trägt, die sich da allein vor dem Volke unverschleiert sehen läßt, am Zügel zu führen, d. h. sich an diesem höchsten Ehrentage vor aller Welt vor seiner Mutter zu demüthigen. Und daß, was in Konstantinopel niemand bezweifelt, auch Treue in den Harems zu finden ist, zeigt unter anderm das Beispiel der zuvor erwähnten Schwester des Sultans, die, als ihr Gemahl in Ungnade gefallen und verbannt worden war, sofort zu ihrem Bruder eilte, und, da ihr die Audienz abgeschlagen wurde, ihm Juwelen und Kronschmuck mit der Erklärung zurücksandte, sie werde dem Paschá in das Exil folgen.

Es soll kein Attentat gegen die Galanterie sein, wenn wir hierbei auch der Sklaven erwähnen. Die Stellung der Hörigen in der Türkei ist heute weit milder als die der Leibeigenen in Rußland bis auf die neueste Zeit war und gar nicht zu vergleichen mit der Sklaverei der civilisirten Europäer in Südamerika. Ein öffentlicher Sklavenmarkt in Konstantinopel existirt nicht mehr. Der Platz, der diesen Namen heute noch führt, trägt ihn nur als historische Reminiscenz. Wo Handel wirklich vorkommt, wird er heimlich in den Cafés betrieben; die Waare wird nicht ausgestellt, sondern bis zum geschehenen Kauf sorgfältig verborgen gehalten. Denn der Sklavenhandel ist seit dem Jahre 1854 auf Andringen des englischen Gesandten Lord Stratford durch ein Gesetz förmlich verboten, ein Schritt, dem die öffentliche Moral entschieden vorgearbeitet hatte. Was nun doch heimlich zu Markt gebracht wird, sind fast ausschließlich Tscherkessenkinder aus dem Kaukasus, die sie bringen, die eigenen Väter, was sie aber dazu treibt, meist Noth und Armuth. Wie die Schweiz und Savoyen von jeher ihre Jugend der Armuth und Uebervölkerung halber ins Ausland geschickt haben, damit sie dort ihr Brod finden, — wie die Armenier aus ihrem armen, rauhen Bergland zu Tausenden nach Konstantinopel kommen und dort Dienste nehmen, so wählt der uncivilisirte Tscherkesse dies unnatürlichere Mittel, wie er meint, zum Heil und als beste Versorgung der Kinder. Und wenn man sieht, welches Pietätsverhältniß zwischen den Sklaven und ihren Herren in der Regel besteht, wie väterlich und mütterlich diese sich ihres Eigenthums annehmen, für ihre Erziehung und Wohlfahrt, später für ihre Verheirathung und Ausbildung, ganz wie für die eigenen Kinder, endlich für die Freilassung Sorge tragen, so weiß man nicht, ob nicht wirklich die Kinder bei diesen Adoptivältern besser aufgehoben sind als bei den natürlichen. Fuad Pascha hatte eine Sklavin an seinen Sohn verheirathet, eine andere adoptirt; eine dritte zehnjährige noch nicht. Als er gefragt wurde, ob er nicht auch diese adoptiren werde, meinte er sehr bezeichnend für die ganze Auffassung dieses Verhältnisses: „Nein, das Mädchen wird schön genug, einmal eine große

Digitized by Google

Heirath zu machen, sie ist dann besser daran als meine Adoptivtochter; gehalten und geliebt werden sie in meinem Hause gleichmäßig. Aber meine Adoptivtochter heirathet dereinst nur einen armen Schlucker, der durch mich zu etwas gelangen will. Die allein und unabhängig, ohne Verwandtschaft und Anhang dastehende Sklavin aber ist eine Partie für einen Mann, der schon durch sich selbst etwas bedeutet." — Die Sultanin Mutter war eine georgische Sklavin; sie wurde als Tochter eines christlichen Priesters in ihrer Kindheit von Türken geraubt — ein Fall, der damals noch nicht wie jetzt zur Seltenheit gehörte —, wurde im Hause eines türkischen Großen mit dessen Kindern erzogen und wegen ihrer Vorzüge dann zur Gemahlin Sultan Mahmuds erhoben.

Daß aber auch die Sklavenknaben Carrière machen können, davon gab es und giebt es noch in Konstantinopel Beispiele in Menge. Halil Pascha, Großvezier im Anfang der vierziger Jahre und Schwiegersohn Sultan Mahmuds des Ersten, war ursprünglich Sklave; Riza Pascha, im Jahre 1856 Kriegsminister, war dreißig Jahre früher noch als Sklave Gehülfe im ägyptischen Bazar, kam dann zu den Sklaven Sultan Mahmuds und stieg zur höchsten Würde im Reich empor. Der alte Chosrew Pascha, der wiederholt Großvezier gewesen war und hundertjährig im Jahre 1856 starb, als ältester Zeuge des alten Regime, war selbst ursprünglich ein verwachsener aus Georgien stammender Sklave und zählte unter seinen eigenen Freigelassenen wiederum dreiundvierzig Paschas und unter diesen dreiundzwanzig Veziere und zwei Schwäger des Großherrn.

Bei weitem größer als die Zahl der weißen Sklaven ist die der schwarzen. Aber sie werden nicht mehr importirt, sondern recrutiren sich aus sich selbst, werden von den Familien unter der Hand eingetauscht, abgetreten und abgekauft und müssen, da sie in der Regel nach einer größeren Reihe von Dienstjahren freigelassen werden, mit der Zeit immer mehr zusammenschwinden. Auch ihr Verhältniß ist mehr das auf Lebenszeit gedungener Dienstleute als rechtloser Knechte. Sie gehören zum Hausstande der Herren, zur Familie im antiken Sinn; sie werden auf das Beste gehalten, verheirathen sich im Dienst; ihre sorgenfreie Existenz bestimmt sie gewöhnlich, auch nach ihrer Freilassung in den früheren Verhältnissen zu bleiben. Bettler sind unter den Türken keine häufige Erscheinung, aber wenn sie sich finden, so ist das gewürfelte Tuch (das Abzeichen der Freigelassenen) grade hier besonders oft vertreten.

Eine schlimme Folge der Sklaverei ist aber die selbstische Isolirung des Individuums in der türkischen Gesellschaft. Indem die vornehme Welt und jeder, der durch Rang, Grundbesitz oder sonstiges Vermögen zu den Wohlhabenden gehört, sich in patriarchalischer Weise in seinem Hausstande sein kleines Reich schafft, in welchem er in glücklicher Selbstzufriedenheit herrscht, innerhalb dessen fast alles zum Leben Nöthige von der Händearbeit und Geschicklichkeit der Genossenschaft bestritten wird, löst sich die bürgerliche Gesellschaft zu

Digitized by Google

einer Zersplitterung zahlloser kleiner Paschaliks auf, fehlt es wie einst im Alterthum an Luft und Raum für die Entfaltung eines wetteifernd vorwärts strebenden, durch Energie der Arbeit das Volk selbst emporhebenden Handwerker- und Gewerbestandes.

Darauf führt nach unseren Beobachtungen die Diagnose des kranken Mannes zunächst: der Kern des Volkes ist am wenigsten inficirt; die Regierung und der Islam theilen sich in die Schuld.

Die Türkei wird in dreifacher Weise regiert. Es regiert der Sultan je nach seiner Persönlichkeit in ziemlich willkürlicher Weise; aber da er an Bildung seinen im Auslande gebildeten Räthen nachsteht, wird er von diesen übersehen und selbst regiert; es herrscht also eigentlich der Großvezier und die Minister; in Wahrheit aber auch diese nicht, sondern die Diplomatie der Großmächte, d. h. da jeder einzelne Vertreter wieder allein zu regieren strebt, bald Oestreich, bald Rußland, meistens Frankreich oder England, zuweilen hinter den Coulissen ein wenig auch Preußen.

Die ersten Versuche, durch Beschränkung des Janitscharenterrorismus die Reformen einzuleiten, kosteten Selim dem Dritten den Thron. Aber er benutzte die letzten Lebenstage vor seinem gewaltsamen Ende im Gefängniß, den jungen Mahmud in seine Reformideen einzuweihen und für das Werk derselben zu begeistern. Nun führte ihn derselbe Aufstand, vor dem er sich zitternd und den sichern Tod erwartend in ein Versteck geflüchtet hatte, durch einen wunderbaren Wechsel aus dem Kerker auf den Thron. So in der Schule des Unglücks und durch die Schrecken des Todes gestählt, ergreift der dreiundzwanzigjährige Jüngling in der verhängnißvollsten Zeit die Zügel der Regierung. Es war eine der längsten (von 1808—1839) und ereignißvollsten der ganzen türkischen Geschichte, und seine Persönlichkeit eine der bedeutendsten seines Jahrhunderts, eine Herrscherfigur von dem Trotz und zum Theil der Wildheit jener Padischähs aus den Tagen osmanischen Glanzes und osmanischer Größe, hineingestellt in die Neuzeit, deren Segnungen er eingedenk seines Lehrers Selim mit fester Hand seinem Volke heraufzuführen entschlossen war. Nicht ein fast zwanzigjähriger Krieg mit Rußland, nicht der Abfall Serbiens, nicht die Empörung widerspenstiger Vasallen, wie Ali Paschas von Janina und Mehemet Alis von Aegypten, nicht die Losreißung Griechenlands kann ihn von der Hauptaufgabe seines Lebens abbringen, sein Reich zu europäisiren und dadurch zu regeneriren. Er that es in alttürkischer Weise, mit rücksichtsloser Härte, durch Strang, Gift oder Kanonen. Seine Regierung war freilich ein fortwährender Kampf auch mit inneren Aufständen und Verschwörungen; aber er behauptete sich, denn er war gefürchtet. Nur durch scharfe Schnitte konnte dem Lande geholfen werden, und nun der Damm gebrochen ist, ist alle weitere Arbeit erst möglich und leicht im Vergleich zur früheren. Er rottete die Janitscharen aus, „diese feurigen Rosse“,

Digitized by Google

wie der Chroniſt Ezaad Effendi ſagt, „die in Freiheit auf den Weiden der Unordnung herumjagten, die ſich nicht wollten am Pfahl des Gehorſams feſtbinden laſſen, die ſich als Könige des Landes betrachteten, das Feuer unter dem Keſſel der Widerſetzlichkeit ſchürten und an dem Halsband des Gehorſams feilten.“ Er vernichtete die Feudalherrſchaft, durch welche das Land ſich in den Händen einer Unzahl kleiner Lehnshäuptlinge befand, welche ſich möglich ſelbſtändig zu halten trachteten, keine Steuer gaben und eine Centraliſation der Verwaltung unmöglich machten; erſt Mahmud theilte das Reich in ſeine jetzigen ſechsundvierzig Statthalterſchaften, ſchuf ein verhältnißmäßig geordnetes, centraliſirtes Verwaltungsweſen und Steuerſyſtem, machte einen Anfang in Eröffnung von Verkehrswegen, Anlegung von Straßen, mit Errichtung eines auf europäiſchem Fuße ſtehenden Heeres und einer ſolchen Marine, mit Einführung eines wiſſenſchaftlichen Unterrichts und zeichnete ſo ſeinen Nachfolgern nach jeder Seite hin die Wege vor, welche ſie weiter zu betreten hatten. Verzweifelnd an ſeinem Werk, das ihm nur den Haß und die Flüche der alttürkiſchen Partei einbrachte und ſeinem unruhigen Geiſt zu langſam vorwärtsſchritt, überläßt er ſich ſchließlich dem Trunke und ſtirbt im einſamen Gemach freudlos und unbetrauert, aber nicht ohne ſeinem Sohne noch auf dem Sterbebette die Reformen dringend ans Herz gelegt zu haben.*)

Nur ſiebzehnjährig und völlig unerfahren verläßt Abdul Medſchid die Einſamkeit und den ſtrengen Gewahrſam des Palaſtes, in welcher die Prinzen gehalten werden, um den unterwühlten Thron ſeiner Vorfahren zu beſteigen. Es war ein unſägliches Unglück für das Reich, daß dem ſtraffen, faſt überſtrengen Regiment jenes osmaniſchen Vertreters des despotisme éclairé das ſchwache eines Kindes folgte, welches Miniſter und Diplomaten als Spielball behandelten. Denn das iſt er ſein Lebelang geblieben; gutgewillt, eine liebenswürdige, ſanfte Perſönlichkeit von faſt frauenhafter Milde, aber ſchwach und ſchwankend, inmitten rauher Zeiten, die harten Stoff verlangten. Wer ihn geſehen hat, die ſchmächtige Geſtalt in ſeinem einfachen Coſtüm, an welchem nur die diamantene Agraffe an dem dunkelblauen Mantel und an dem Fez den Kaiſer erkennen ließ, mit dem bleichen, von dunklem Bart umſchatteten Geſicht, den tiefen ſchönen Augen, die ſtets voll Schwermuth auf der Menge zu liegen ſchienen, vergißt den Anblick nie. Der Sultan entzieht ſich den Augen des Volkes nicht, wie ſo oft noch behauptet wird. Alle Freitage begiebt er ſich mit zahlreichem Gefolge in feierlichem Zuge in die Moſchee, das Gebet als Haupt des Islam ſelbſt zu verrichten oder in ſeinem Namen verrichten zu laſſen, und wer in der

*) Die Geſchichte der Türkei von Dr. G. Roſen (11. Band der Staatengeſchichte der neueſten Zeit, Verlag von S. Hirzel 1866), auf welche wir zur Ergänzung der politiſchen Vorgänge während der bedeutſamen Uebergangsperiode ſeit 1826 vor allem verweiſen, führt in dem bisher erſchienenen erſten Theil bis zum Tode Machmud des Zweiten.

Digitized by Google

Nähe seines Palastes wohnt, kann ihn auch sonst fast täglich vorbeireiten oder fahren sehen. Ein längerer Zug von Dienern und Pferden, eine berittene Escorte, etwas mehr Ceremoniell als schon vornehme Türken nach orientalischer Sitte beanspruchen, das ist alles. Schweigend verehrt ihn das Volk, aber nicht devot; sehr vereinzelt sind die Fälle, daß einzelne aus der Menge sich vor ihm niederwerfen, den Saum seines Gewandes zu küssen. Wiederum grüßt auch der Sultan nicht anders als schweigend, durch einen Blick. Abdul Medschid verletzte die Etikette und ging darin weiter noch als sein Vater, weiter auch als nöthig war. Es war ein Zeichen seiner Gutherzigkeit, daß er einst den Dragoman der preußischen Gesandtschaft, der von einem Türken insultirt worden war, bei der ersten Begegnung auf der großen Hauptbrücke zu Konstantinopel ansprach, ihm sein Bedauern ausdrückte und Genugthuung zusagte; aber das Volk murrte, daß er seiner Würde dadurch vergäbe. Er besuchte einen Ball des englischen Gesandten, unterhielt sich mit den anwesenden Damen — bei welcher Gelegenheit er, beiläufig gesagt, die preußische Gesandtin sehr angelegentlich nach der Hausordnung und den Studienplänen des halleschen Pädagogiums befragte —, ja er besuchte als Zuschauer einen Maskenball bei dem französischen Gesandten, der ihm freilich wenig behagte, sondern als unsinniger Mummenschanz mehr indignirte. Das war etwas Unerhörtes, galt als ein Wegwerfen seiner Majestät, als ein Zugeständniß an die Regierung der Diplomaten. Und wenn man hört, daß der Sultan zu einem dieser Feste eine Stunde zu früh kam, den Saal noch dunkel, den Wirth und die Wirthin noch nicht bereit fand, so war das allerdings eine Ungeschicklichkeit, welche auch bei uns mit der Würde eines Fürsten nicht recht verträglich wäre. Die Türken machten ihm das begreiflich, indem sie beide Male in derselben Nacht ihm einen Kiosk am Bosporus niederbrannten; dasselbe geschah, als er einer Musterung der englischen Truppen bei Scutari beiwohnte.

Abdul Medschid that das alles aus angeborner Herzensgüte. Wie er auf die Nachricht, einer seiner Stallknechte sei im Bosporus ertrunken, das Verbot ausgehen ließ, das er doch bald wieder zurücknehmen mußte, niemand solle mehr im Sunde baden, so folgte er nur dem natürlichen Zuge seines Herzens, der ihn trieb, sich gegen die Vertreter der fremden Mächte, mit denen auf gutem Fuß zu stehen sein ernstlicher Wunsch war, leutselig zu zeigen. Eine solche Natur war mehr zum Beherrschtwerden als zum Herrschen gemacht. Es war ein Glück, daß ihm Minister zur Seite standen, die in der Schule des alten Mahmud groß gezogen, den festen Willen und die redliche Absicht hatten, auf dem Wege der Reformen weiterzugehen, wie Chosrew Pascha, Halil Pascha, vor allem der ganz europäisch gebildete, westlicher Civilisation entschieden zugethane Reschid Pascha, endlich der intelligenteste, feingebildetste aller, auch ein lauterer, von wahrem Patriotismus erfüllter Charakter, die zuverlässigste Stütze

Digitized by Google

des Reiches noch im gegenwärtigen Augenblick, Fuad Pascha. Aber sie waren mit Ausnahme Fuads nicht selbst reine und uneigennützige Charaktere genug, um einem Grundübel der Türkei abzuhelfen, welches in dem corrumpirten, feilen, bestechlichen, intriguanten höheren Beamtenthum liegt. Sie selbst waren, wie zuvor erwähnt wurde, zum Theil aus dem Sklavenstande emporgestiegen und zu sehr noch verwachsen mit den Traditionen des alten Regiments, die auch unter Mahmud noch nicht völlig hatten abgestreift werden können, und nach denen jeder höhere Posten vor allem als eine Quelle der Bereicherung, als Gelegenheit zu Unterschleifen und Erpressungen betrachtet wird. Daher denn ein Jagen und Drängen um dieselben, auf den krummen Wegen der Intrigue, oft auch der Schande, ein gegenseitiges Verdrängen und Stürzen, ein Buhlen um Gunst und Ansehen bei dem Sultan und allen Mächtigeren. Halil Pascha, der ehemalige georgische Sklave, hinterließ 150 Centner an Silberzeug und war arm im Vergleich zu seinem Gegner Chosrew Pascha, dem er alles verdankte und den er später doch stürzte. Reschid Pascha kaufte aus diesem Nachlasse allein für 300,000 Piaster, d. h. für circa 12 000 Thaler. Derselbe hatte während seiner Ministerpraxis das Thal von Tempe, nicht blos eine der schönsten, sondern auch eine der fruchtbarsten Landschaften der europäischen Türkei, zu erwerben gewußt. Unmittelbar nach Erlaß eines Hats von Seiten des Großherrn 1854, in welchem unnachsichtliche Strenge gegen alle Erpressungen und Veruntreuungen von Seiten der Minister und Beamten in Aussicht gestellt wurde, nahmen Reschid Pascha, der damalige Großvezier, Mehemed Pascha und der Scheik ul Islam vom Vicekönig von Aegypten Sayd Pascha bei Gelegenheit seines Regierungsantritts ein Geschenk, jeder von mehr als 50,000 Thaler und machte Reschid Pascha noch obendrein ein unverzinstes, unverschriebenes Anlehen von 670,000 Thaler. Es war das Trinkgeld für die Großwürdenträger des Reiches, damit sie sich dem neuen Regenten gefügig erweisen sollten. Die seidene Schnur ist außer Gebrauch gekommen, Verbote bleiben auf dem Papier; das unglückliche Land und Volk aber blutet.

Dazu kamen auch bei gutem Willen Mißgriffe in dem Reformenwerk selbst. Man beschenkte das Reich mit einer Art Constitution, im berühmten Hat von Gülhane, vom 2. November 1839, die doch ein wesenloser Schatten blieb, weil die Kraft und die Organe, ein gutgeschulter Beamtenstand noch fehlten, um sie durchzuführen; Zusätze und Ergänzungen wurden nöthig und von Zeit zu Zeit erlassen und blieben zunächst doch ebenso nutzlos, weil sie dem Volke Güter gaben, welche erst erworben sein wollen, und deren Bedeutung und Gewinn es zur Zeit noch nicht einmal versteht, weil sie Formen und Zustände mit einem Schlage verändern, die naturgemäß sich erst in langsamem Proceß allmälig umbilden können. Nutzbarmachung und Erschließung der überreichen Kräfte, welche als todtes Capital jetzt in dem unbestellten Boden des gesegn-

Digitized by Google

nettten Landes von Europa liegen, durch Hebung des Ackerbaus und der gewerbetreibenden Classe, durch Hineinziehen geschickter Colonisten, durch Anlegung von Straßen und Beschaffung von Communicationsmitteln und Verkehrswegen aller Art — das sind die einzigen Mittel dem Lande aufzuhelfen, seine zerrütteten Finanzen zu ordnen, Wetteifer und rege Betriebsamkeit unter den auf ihren einsamen Ortschaften isolirten Gemeinden, aber auch unter den verschiedenen neben einander wohnenden Stämmen und Nationalitäten zu erzeugen und so die Gegensätze und Differenzen in gemeinsamer Cultur am ehesten abzuschleifen, welche sie zum gemeinsamen Schaden jetzt noch scheiden. Aber von dem allen ist seit den Tagen Mahmuds des Zweiten wenig geschehen und es ist wiederum einzig und allein die Regierung, welche die Schuld trifft.

Wiederum seitdem hat ein neuer Regent den Thron bestiegen. Abdul Aziz, dem Lande fast unbekannt und selbst unbekannt mit dem Lande, trat aus der drückenden Haft, in welcher die Thronfolger in der Regel gehalten werden, an seines Bruders Stelle; denn das Hausgesetz der osmanischen Dynastie bestimmt das jedesmal älteste Glied der kaiserlichen Familie zum Regenten; so mußte der Erstgeborne Abdul Medschids, nach unserm Sinn der eigentliche Thronfolger, seinem Oheim weichen und vertrauert in ehrenvoller Gefangenschaft sein Leben, bis dessen Tod ihn wieder aus dem Dunkel auf den Thron erhebt. Selbst den Ministern und dem Großvezier war Abdul Aziz bis zu seiner Thronbesteigung eine fast unbekannte Persönlichkeit. Die alttürkische Partei erhoffte in ihm die Stütze des untergehenden Osmanenthums; den andern galt er als leidenschaftlich, roh und ohne alle Bildung, der sein Hauptvergnügen als Thronfolger darin gefunden habe, mit höchsteigner Hand Hammel zu schlachten. Was er bis jetzt gethan, ist wenig Vertrauen erweckend; es läßt ihn als einen launenhaften, den Reformen wenigstens nicht geneigten, vor allem nicht hinreichend befähigten Menschen erkennen, der selbst nicht zu wissen scheint was er will, und vielleicht ist die Vermuthung richtig, daß sein Geist alterirt ist.

Der Cardinalpunkt, von welchem man die Verkommenheit der türkischen Zustände herzuleiten hat, liegt immer doch in dem Volke selbst, aber nicht in einer Fäulniß, sondern in dem Banne, in welchen es geschlagen ist durch den Koran, der sie absondert von dem Kreise der übrigen civilisirten Völker, den sie nicht abschütteln können, als mit dem Aufgeben ihres Glaubens, aus dem loszukommen alle gesunde, nach politischer Entwickelung drängende Kraft sie treibt, und den doch auch festzuhalten eben die Tüchtigkeit ihres Wesens sie wiederum zwingt. Diese Agonie reibt sie auf, erzeugt den Schein des Todes, den nach außen hin ihr Reich überall darbietet, macht die Wiedergeburt so schwer, die dennoch möglich ist.

Der Koran bildet den Türken nicht nur die Urkunde ihrer religiösen Wahrheiten, die Richtschnur ihres sittlichen Handelns, nicht allein ihre Bibel, — son

Digitized by Google

dern auch Quelle und Norm alles Rechts, aller Gesetze, das Fundament für alle Maximen der Regierung, ihr corpus juris und Staatsgrundgesetz. Theologie und Jurisprudenz, Staat und Kirche fallen zusammen, aber nicht in dem Sinne harmonischer Durchdringung und Ausgleichung, sondern wir haben in der Türkei ein Beispiel unbegrenzter Herrschaft der Kirche über den Staat, völliger Knebelung des Staates durch die Kirche. Jedes neue Staatsgesetz bedarf des Fetwa, d. h. des billigenden Gutachtens von Seiten des Scheik ul Islam, daß es sich im Einklang befinde mit den Lehren des Koran. Und wollte das geistliche Oberhaupt über diesen Punkt hinwegsehen, so würde der Stand der Richter als zugleich der Geistlichen sich erheben zu einem Veto, das in dem einfachen Gemüth des gläubigen Moslem lautes Echo fände.

Es war ein kläglicher Nothbehelf, zu welchem die Reformpartei griff bei allen den Hatt, welche das alte Türkenthum in die Bahnen des civilisirten Europa hineinziehen sollten, daß sie die mangelhaften Zustände der Gegenwart und die ihnen zu Grunde liegenden Mißbräuche auf Mißverständnisse des Koran zurückführte und die bessere Auslegung desselben als Norm politischer Neugestaltung hinstellte. Aber es war der einzig mögliche Weg. Die Armuth und Unzulänglichkeit des Koran als eine Rechts- und Gesetzesquelle war schon bald nach seinem Entstehen gefühlt worden. Man berief sich indeß auf mündliche Aussprüche Mohameds, dann auf Beschlüsse des ersten Kalifen, endlich auf die Verordnungen der ersten Iwáms, nach deren Analogie ziemlich willkürlich verfahren werden konnte, wofern sich nur geschmeidige Ulémas, ein einverstandener Scheik ul Islam fand. Man brauchte jetzt nur rückwärts auf demselben Wege die ganze Tradition über Bord zu werfen, die Herstellung des alten Koranextes zu erwirken, aber man begreift, daß das heißt, die Axt an die Wurzel des Muhamedanismus legen, wie es den Katholicismus vernichten würde, nähme man ihm die Tradition. Und auch so ist das Experiment immer von der Zufälligkeit williger Organe abhängig.

Eine Persönlichkeit wie Mahmud der Zweite schuf sie sich, als er die Janitscharen vernichten wollte, welche den früheren Sultanen als eine Schaar von tapferen Glaubenskämpfern galten, auf denen der Segen Gottes und der Blick der Rechtgläubigen ruhte, berief er alle Ulémas, ergriff die Fahne des Propheten und fragte den Scheik ul Islam: „Welche Züchtigung verdienen Empörer, welche gegen den Padischáh sich erheben?“ Und der Scheik schlug den Koran auf und las: „Wenn Ungerechte ihre Brüder angreifen, so bekriege sie.“ Mahmud aber ließ die 20,000 Mann mit Kartätschen niederschießen, ließ den Rest in den Flammen der angezündeten Kasernen hinter dem Hippodrom — der Platz ist seitdem wüste — hinsterben und reinigte den Garten des Reichs von schädlichem und unnützem Unkraut.

Dem Islam und dem Papstthum scheint zu gleicher Zeit die verhängniß-

Digitized by Google

volle Stunde gekommen zu sein. An beide ergeht die Forderung durchgreifender Säcularisation; die nächsten Jahrzehende müssen entscheiden, welche dieser mittelalterlichen Mächte zuerst den Entschluß findet, ihr Ewiges zu retten indem sie ihr Zeitliches aufgiebt. Uns scheint, der Sultan müßte als Nachfolger der Propheten und Kalifen kraft der Unfehlbarkeit seiner traditionellen Würde die protestantische That vollziehen, den Koran in seiner Reinheit wiederherzustellen, indem er die politische Autorität desselben tilgte. Dieses Radicalmittel würde der Nation ihren Glaubenskanon lassen, aber zugleich die naturgemäße Läuterung desselben anbahnen, und was die Hauptsache ist: es nähme dem Volke den religiösen Argwohn gegen die Reform. Gewagt wäre das Spiel freilich. Es könnte unter Umständen Religionskriege blutigster Art innerhalb des Islam selbst, Krieg der asiatischen Bevölkerung der Türkei gegen die europäische, Auflösung und Zerfallen des Reiches durch Secessionen im großen Maßstabe zur Folge haben. Es gehörte eine Persönlichkeit dazu von imponirender Bedeutung, von wahrhaft großem Geist, aber auch von starkem Arm, ein Reformator auf den Thron und nöthigenfalls mit dem Schwert. Dazu sind die Aussichten gering, ja gleich Null. Dennoch ist das keine leere Hypothese. Kann vom Herrscher vorläufig nichts erwartet werden, so ist nicht unmöglich, daß die religiöse Krisis im Volke zu einer reformatorischen That drängte. — Wir haben darauf schließlich noch mit einigen Worten hinzuweisen. Die Kreuzzugszeit des Islam, wo die Kampflust aus dem Fanatismus Nahrung zog, ist längst vorüber. Religiöser Eifer im Sinne der großen Eroberungszeit ist heute nur noch bei einzelnen Stämmen entfernter Reiche der asiatischen Türkei zu finden, und auch dort regt er sich nicht ohne besondere Veranlassung, die Türken in Konstantinopel sind weit eher tolerant zu nennen, als fanatisch. Wer nicht etwa die jetzt beliebten Vergnügungsfahrten nach Konstantinopel mitmacht, welche von Lohndienern der Hotels und türkischen Beamten zu den schamlosesten Prellereien der unwissenden Reisenden benutzt zu werden scheinen — und wer sich sonst anständig beträgt, kann in Konstantinopel jede Moschee mit Ausnahme der einzigen von Ejüb, in welcher sich die Fahne des Propheten und das Grab seines Fahnenträgers befinden soll, zu jeder Tageszeit, selbst während des Gottesdienstes unbelästigt und auch ohne Steuer besuchen. Ein wahres Curiosum von Toleranz ist es doch, wenn Abdul Medschid sichs gefallen ließ, den Hosenbandorden anzulegen, der, was dem Sultan natürlich erlassen wurde, eigentlich den Schwur verlangt, gegen die Ungläubigen zu Felde ziehen zu wollen. Daß er sich bei der Gelegenheit weigerte, sein Schwert, wie es das Ceremoniell vorschreibt, auf einen Augenblick abzulegen, ist darauf zurückzuführen, daß dasselbe für ihn die Bedeutung der Krone hat, wie die Schwertumgürtung die der Krönung, — und wenn er damals äußerte: „er sei Osmane, und erlange er die Ehre, die man ihm erweisen wolle, nur dadurch, daß er dies vergäße, dann

Digitized by Google

danke er dafür" — so wird das jedermann in Ordnung finden. Ein starkes Stück von Duldsamkeit ist es auch, wenn die türkische Garde sich willig finden läßt, bei dem Frohnleichnamsfest der Katholiken vor der Monstranz zu präsentiren; ja sie erweist den gleichen Respect sogar beim jüdischen Trauergottesdienst der enthüllten Bundeslade.

Bei einem Theile der Bevölkerung Konstantinopels ist der Islam nicht nur zur Toleranz, sondern sogar zur Gleichgiltigkeit und zum Indifferentismus herabgesunken. Wenn es vorkommen kann, wie es uns begegnet ist, daß ein Softa, also ein Lehrer des Koran, den Giaur in den heiligen Mauern der Moschee selbst mit Spott auf die Verbeugungen eines andächtig sein Gebet verrichtenden Derwisch aufmerksam macht, oder ihm den Mimber (die Kanzel) als die Stätte zeigt, wo der Freitagsredner seine Possen vorbringe, so ist das auch ein Zeichen der Zeit.

Noch bemerkenswerther erscheint es, daß die Wallfahrt nach Mekka, welche jeder Muhamedaner mindestens einmal in seinem Leben gemacht haben soll, aus der Mode kommt und der Abzug der großen Mekkakaravane, welche alljährlich im März von Scutari abgeht, um der heiligen Kaaba einen kostbaren Teppich als Geschenk des Sultans mitzunehmen, und ihre Rückkehr im August — ehemals die festlichsten und feierlichsten Schauspiele der ganzen Stadt — jetzt fast unbemerkt vorübergehen. Damit stimmt, daß die Erleichterung der Wallfahrt durch die Dampfschiffahrt die Betheiligung nicht vermehrt, sondern vermindert hat. Kurz, der Islam des Westens beginnt seinen Zusammenhang mit dem des Ostens, seine Beziehung zum Centrum zu verlieren; darunter leidet natürlich auch die Bedeutung Konstantinopels als Hauptstadt und Vorort des Islam und als Sitz seines höchsten Oberhauptes.

Hin und wieder zeigen sich auch neben dem Indifferentismus Anwandlungen eines neuen Geistes und entschiedenes Bedürfniß nach höherer religiöser Wahrheit. Den deutlichsten und mächtigsten Ausdruck findet diese Gährung im Schooße des Islam selbst, im Orden der Derwische, einer der interessantesten Erscheinungen der Türkei. Er ist kein Mönchsorden, wie man häufig annimmt, sondern eine freie Vereinigung von Männern aller Stände und Classen — der Sultan Abdul Medschid gehörte selbst dazu —, die sich zur Aufgabe machen, reinen Wandel zu befördern und wohlzuthun, aber die nebenbei auch ihre Geheimlehren pflegen. Sie haben bekanntlich ihre besonderen religiösen Andachtsübungen, die in einem mystischen Tanze bestehen, welcher den Sphärenreigen der Weltkörper symbolisch darstellen soll, wahre Andacht und tiefe Versenkung in drastischer Form versinnlichend. Aeußerlich stehen sie auf dem Boden des Islam, sind sogar sehr kirchlich, aber in Wahrheit haben sie sich von ihm losgesagt, und ihr Glaube ist mehr Philosophie, ihre Religion eine Art Pantheismus. „Wie ein Sonnenstrahl," lautet eines ihrer Worte, das an einen Spruch des

Digitized by Google

Seneca erinnert, „der Erde und doch immer auch der Sonne angehört, so ist der Mensch, wenn auch auf der Erde, immer doch eins mit seinem Ursprung, mit Gott.“ — „Wie Meer und Meereswellen,“ sagt ein anderes, „eins sind und doch verschieden — denn das Meer, wenn es sich erhebt, bringt die Wellen hervor, und die Wellen, wenn sie sich legen, werden das Meer —, so sind die Menschen die Wellen Gottes, im Tode aber fluthen sie wiederum in ihn zurück.“ Die Derwische sind der Reform zugethan, was nicht möglich wäre, wenn sie zu den Fanatikern oder auch nur zu den gläubigen Anhängern des Koran zählten. Da sie aber in besonderer Verehrung in der Menge stehen, so sind grade sie eines der wichtigsten Fermente für die Reformation.

Grade diese Erscheinung erklärt nun auch eine andere sehr merkwürdige, welche jüngst besonders lebhaft die Aufmerksamkeit Europas auf sich gezogen hat: die Neigung der Türken zum Protestantismus. Schon seit einer Reihe von Jahren kann man dies beobachten; in neuester Zeit aber ist es stellenweise so auffällig geworden, daß die bis dahin außerordentlich nachsichtige Regierung plötzlich meinte, Einhalt thun zu müssen. Die Folge waren die Ereignisse, welche uns vor einem Jahre alle Zeitungen meldeten. Christenthum und Islam sind den Türken im Grunde durch keine so große Kluft geschieden, wie uns. Christus ist auch ihnen ein großer Prophet, der größte nach Muhamed. „Ich habe ihm,“ läßt der Koran Gott reden, „das Evangelium anvertraut, eine Verkündigung voll von Anweisung und Licht, die das Gesetz Mosis, welches auch von mir ist, bekräftigt und den Gottesfürchtigen Lehre und Erinnerung ist. Aber Dir (Muhamed) habe ich das Buch der Weisheit gegeben, welches das Gesetz Mosis und das Evangelium bestätigt und erst erfüllt.“ Die Erfüllung und Ergänzung aber besteht nach dem Koran in der Vernichtung der Trinitätslehre, in welcher der Islam einen Rückfall in das Heidenthum, in den Polytheismus sieht. Die Polemik dagegen, daß Christus der Sohn Gottes, daß Gott der Dritte von Dreien, daß die Christen damit Gott andere Götter zur Seite setzten u. s. w. zieht sich durch den ganzen Koran hindurch, und die Losung: „Es ist nur ein Gott und Muhamed sein Prophet“, ist nicht nur ein Bekenntniß zum Monotheismus, sondern zugleich ein polemisches Feldgeschrei gegen das Christenthum. Daher einerseits die Verachtung, mit welcher die Türken auf den Katholicismus und die griechische Kirche mit ihren Malereien, ihrem Heiligen- und Bilderdienst herabblicken; andererseits die milde Beurtheilung des Protestantismus, den sie als ein Einlenken zum wahren Glauben, eine Annäherung an den Islam betrachten. Während es somit unmöglich ist, daß ein gläubiger Türke je zur römischen oder griechischen Kirche übertreten sollte, deren Lehren ihm gegen alle Vernunft zu streiten scheinen, fühlt er von vornherein, schon der Einfachheit des Cultus wegen, mit dem Protestantismus gewisse Sympathien. Aber der Protestantismus erscheint weiter auch dem Un-

Digitized by Google

befriedigten und dem Wahrheitsbedürftigen als eine von demselben Zuge und Bedürfniß hervorgetriebene Erscheinung, die protestantische Kirche als eine Secte von Freigeistern und Philosophen. Protestân und Luterân ist vielen gleichbedeutend mit Voltarian (d. h. Atheisten), Farmassun (d. h. franc maçon, Freimaurer).*) In dieser Begriffsverwirrung hat die amerikanische und englische Mission den Hebel eingesetzt und in zum Theil sehr verständiger und kluger Weise das Werk der Evangelisation begonnen. Einmal nahe gebracht kamen viele durch den Irrthum zur Wahrheit. Die Erfolge waren überraschend und ebenso laute Zeugnisse für die Toleranz der Türken, wie für die tiefgehende innere Krisis im Volke.

Schon im Jahre 1856 war unmittelbar vor dem Hauptportal der Aja Sophia Angesichts der fortwährend aus und einströmenden Geistlichen das neue Testament in türkischer Uebersetzung frei zum Verkauf ausgelegt. Und damals wurden sie eifrig von den Softas selbst gekauft und gelesen, die als Hüter des Islam gegen das Gift gefeiet zu sein meinten und dann oft am lebendigsten ergriffen wurden. Einer derselben kaufte einst funfzehn Exemplare gleichzeitig, bat den Colporteur, sofort funfzehn neue zu holen und wartete heimlich bis auch die zweite Lieferung angelangt war. Monatlich wurden durchschnittlich dreihundert Exemplare des türkischen neuen Testaments abgesetzt; im Ganzen kaufte der Mittelstand am regsten. Lord Stratford hatte dem Sultan Abdul Medschid aus persönlicher Zuneigung eine Bibel geschenkt, als er erfahren, daß dieser sie nicht ganz besitze. Darauf überreichte ihm eine Deputation der britischen Bibelgesellschaft ein Prachtexemplar; der Sultan scherzte, man wolle ihn wohl zum Christenthum bekehren, nahm das Geschenk aber freundlich an, ließ der Deputation den Palast zeigen und las, wie Lord Stratford bestimmt erfahren haben wollte, noch denselben Abend darin. Schon damals gab es Cafés mitten im eigentlichen Konstantinopel, in denen Zusammenkünfte stiller Anhänger des Evangeliums sich allabendlich zum Bibellesen versammelten. Folgender Zufall gab neue Wege an die Hand. Eine Sendung ins Persische übersetzter Bücher, welche rein wissenschaftliche Widerlegung des Islam zum Inhalt hatten, gelangte nach Konstantinopel zur Weiterbeförderung. Man hatte vergessen, das englische Titelblatt mit der Notiz „Streitschriften gegen den Muhamedanismus" zu entfernen. Sie wurden daher von der Douane in Beschlag genommen, verschwanden aber hier, ehe noch weitere Instruction aus England ankam und fanden sich dann überall in der Stadt verstreut wieder. Sie waren gestohlen worden und hatten so weit schnellere Verbreitung gefunden, als alle absichtlichen Anstrengungen vielleicht zu Wege gebracht hätten. Man ließ nun sofort noch einen Ballen kommen und noch einmal stehlen; ja es fand sich ein

*) Wir verweisen rücksichtlich dieses Punktes u. a. auf eine Notiz des „Globus" von 1864, worin die Gründung einer türkischen Loge in Konstantinopel projectirt war.

Digitized by Google

Türke, der es übernahm, dieselbe Schrift ins Türkische zu übersetzen. Seitdem wird viel solche Contrebande im doppelten Sinn mit Glück unter die Leute gebracht.

Jetzt hat der Missionär Schauffler, der sich erst 1856 von der Judenmission zur Türkenmission wandte, noch sehr zaghaft, ob Erfolg zu erwarten sei, den größten Theil der Bibel übersetzt und ist mit zwei übergetretenen Ulémas, deren einer Freitagsredner an der Aja Sophia gewesen war, der eifrigste und glücklichste Verfechter des Protestantismus. In den Cafés, in den Khans wurde bis zur letzten Katastrophe im Winter 1864/65 öffentlich gepredigt; man zählt die Anhänger, wenn auch nicht die Uebergetretenen, schon nach Tausenden. Und auch über Konstantinopel hinaus greift die Bewegung um sich. In Kleinasien trat schon im Jahre 1856 offen ein Pascha zum Protestantismus über, bei Tokat hat sich eine protestantische Gemeinde aus den Türken heraus bilden können und ist in stetem Wachsen begriffen. Die jüngsten Ereignisse im Winter 1864/65, die Verhaftung und Wiederentlassung einzelner Missionäre, die Schließung und Wiedereröffnung der Läden, in welchen Bibeln feil gehalten wurden, das Verbot, nicht mehr in den Khans und an öffentlichen Orten zu predigen, die Erlaubniß, es sonst aber nach Belieben zu thun — sind ebenso viele Zeichen für den Succeß der Lehrbestrebungen in Konstantinopel wie für die Ohnmacht der Regierung gegenüber dieser Agitation.

Wollte man die Lösung der orientalischen Frage, die Genesung des kranken Mannes daher erwarten, — so wäre das thöricht und das Resultat nicht einmal wünschenswerth. Haben die Türken für die verschiedenen Völkermassen Vorderasiens die politische Mission, sie äußerlich wenigstens zu einem Ganzen zusammenzuschweißen, wozu kein anderes Element der Bevölkerung des osmanischen Reiches irgend geschickter ist, so haben sie in noch höherem Grade den anderen Beruf, als Hauptvertreter des Islam durch Läuterung und Reinigung desselben sie der abendländischen Cultur näher zu führen. Keiner anderen unter den Nationen der Balkanhalbinsel wird dies zugemuthet werden dürfen, als den Türken und nicht blos, weil die eigene Kraftlosigkeit des Occidents sie auf der begehrenswerthesten Stelle Europas hat festen Fuß fassen lassen.

So lasse man ihnen denn auch noch einige Jahrzehnde Zeit zu stetig und organisch fortschreitender Regeneration. Man gönne ihnen, noch mehr als bisher die umbildende Macht der europäischen Bildung an sich zu erfahren; lasse die Segnungen, die aus Handel und Verkehr mit den übrigen Nationen ihnen erwachsen, immer mehr noch Lockspeise und Nöthigung werden zu einer freieren Bewegung. Vom praktischen Boden aus kann eine Wiedergeburt des türkischen Reiches wohl gelingen. Eisenbahnen und Dampfschiffahrt müssen es hineinziehen in das Getriebe des Weltverkehrs, müssen zurückwirkend Ackerbau und Gewerbe heben, die nicht so sehr aus Trägheit als aus Bedürfniß-

Digitized by Google

losigkeit darniederliegen, — müssen mit den erwachenden geistigen Bedürfnissen noch allgemeinere Bildungslust und Bildungspflege erzeugen. Dann können mit der größeren bürgerlichen und politischen Emancipation endlich auch Mittel und Wege sich finden, die Fesseln zu zerbrechen, in welche die Kirche den Staat geschlagen hat. —

Vielleicht zeigen sich — wie es heute scheinen will — zuvor die slawischen Stämme an der Nordgrenze reif dazu, selbstbewußt und selbstthätig an der Lösung der orientalischen Frage mitzuarbeiten, so daß die europäische Diplomatie theils hierin, theils in den neuen griechischen Wirren eine positivere Haltung gegenüber ihrem bisherigen gemeinschaftlichen Patienten findet und ihn statt — wie die Sage den Sarg des Propheten — als das Object ihrer gegenseitigen Eifersucht in der Schwebe zu erhalten, als Compensationsbeute behandelt; wahrscheinlicher dünkt uns, daß die Umwohner der unteren Donau Zeug genug dazu haben, ihre chronische Krisis ebenso zu überstehen, wie die Nachbarn der oberen, deren Staatskrankheit immer von neuem vergleichbare Symptome zeigt. — Unsere Darstellung hatte nur den Zweck, durch Streiflichter auf die inneren Zustände der europäischen Türkei zur Modificirung des politischen Urtheils beizutragen. O. F.

Aus Süddeutschland.

Die Friedenspräliminarien von Villafranca hatten das große Wort gelassen ausgesprochen: die Fürsten von Parma, von Modena, von Toscana werden zurückgerufen werden.

Zurückgerufen von wem? Von Frankreich oder den andern Mächten? Aber dies widersprach dem Grundsatz, daß keine fremde Einmischung dem freien Wunsch der Bevölkerungen entgegentreten solle. Von den Bevölkerungen selbst? Aber diese dachten nicht im Traume daran. Die Fürsten warteten des Rufs, der Ruf blieb aus und jene Bestimmung ward von selbst hinfällig.

Gleichwohl setzte Frankreich seine Bemühungen fort, die Annexion von Mittelitalien an Piemont zu verhindern. Noch am 24. Februar 1860, als die Nationalversammlungen längst den Anschluß votirt hatten, entwickelte es in

Digitized by Google

einer Art von Ultimatum seine Vorschläge, die dahin gingen, daß Parma und Modena zwar mit Piemont vereinigt werden, Toscana aber als selbständiger Staat wieder hergestellt werden solle. Die piemontesische Regierung theilte den Toscanern diesen Wunsch Frankreichs mit. Aber an diesen selbst war es in freier Abstimmung sich zu entscheiden, ob sie den Beschluß ihrer Nationalversammlung bestätigen oder für die Herstellung eines eigenen Staats sich aussprechen wollten. Sie wählten das erstere, wer konnte das selbständige Toscana hindern, von seiner Selbständigkeit den Gebrauch zu machen, der ihm convenirte?

So wußten eine kluge Diplomatie und ein starker Volkswille einen Vertrag, der das Einheitswerk verhindern sollte, vielmehr in ihren Dienst zu zwingen. Wer will da von Unredlichkeit und Zweideutigkeit reden, die vielmehr bei denen zu suchen sind, welche mit unsittlichen Bedingungen den Aufschwung einer Nation niederzuhalten gedachten. Eben jene willkürliche Schranke erweckte aufs lebhafteste das Gefühl der nationalen Solidarität und viele mochten denken wie der Toscaner Galeotti, der in seiner Schrift über die erste Legislaturperiode des Königreichs bekennt: „Mein Glaube an die Einheit datirt von Villafranca, weil sie mir jetzt erst möglich schien. Nach Villafranca gehörte kein großer Scharfsinn dazu, zu sehen daß außer der Einheit kein Heil für uns sei. Wenn die Feinde Italiens so schnell und vergnügt die Fahne der Föderation annahmen, zeigten sie uns deutlich, auf welchem Feld wir uns wider ihre Angriffe und mehr noch wider ihre Ränke sicher zu stellen hatten." —

Nicht so einfach liegen die Dinge im kälteren Deutschland. Auch hier ist ähnlicher Entwickelung eine bestimmte Schranke gezogen worden. Aber es fehlt viel zu jenem einmüthigen Volkswillen, noch weniger ist von revolutionärer Leidenschaft etwas zu spüren. Die Souveräne sind nicht erst zurückzurufen, sie sitzen, soweit sie nicht im Friedensvertrage selbst beseitigt sind, alle noch mehr oder weniger bequem auf ihren Thronen, und der Einheitswunsch ihrer Bevölkerungen ist die geringste Gefahr, die sie in diesem Augenblick zu befürchten haben. Dennoch ist die Aehnlichkeit der Lage unverkennbar. Auch das Villafranca des vorigen Jahres hat Bestimmungen aufgestellt, deren Erfüllung eine Unmöglichkeit ist. Auch Nikolsburg hat für den natürlichen Gang der nationalen Geschicke den Weg nicht verschlossen, vielmehr erst ermöglicht.

Noch einmal ist die unglückliche Idee des reinen Deutschlands aufgelebt in der Erfindung eines süddeutschen Bundes, der ausgestattet mit internationaler Selbständigkeit die Staaten diesseits des Mains umfassen sollte. Aber wie, wenn diese Staaten entweder in den Versuchen eines solchen Bündnisses scheiterten oder aus irgendwelchen Gründen diese Versuche nicht einmal anstellten? Wie, wenn schließlich nur zwei, oder einer, oder gar keiner dieser Staaten sich fand, der zu solchem Bunde geneigt war? Wer konnte sie zum Bund der

Digitized by Google

Liebe zwingen, wenn nun einmal die Neigung fehlte und bei einzelnen die entschiedenste Abneigung vorhanden war? Dann blieben also diese Staaten vorläufig in der Isolirung, in der völkerrechtlichen Selbständigkeit, die ihnen der Friedensschluß zugesprochen hatte. Aber wie, wenn auch sie nun von dieser garantirten Selbständigkeit den Gebrauch machten, welcher ihnen der zweckmäßigste schien, wenn sie dieselbe eben dazu benutzten, um eine Anlehnung zu suchen, die ihnen werthvoller schien als ein Bund der Schwachen? Auch dies war nicht zu hindern; es hindern hieße eben die Freiheit ihrer Action beeinträchtigen. Entschlossen sie sich, ihre Sicherheit in der Anlehnung an die norddeutsche Großmacht zu suchen, so war auch dies nur ein legitimer Ausfluß ihrer Autonomie.

Auf diesen Punkt mußten in der That die süddeutschen Staaten geführt werden, sobald sie über ihre Lage und ihre Zukunft nachzudenken begannen. Der Freiheit ihrer Action waren durch die thatsächlichen Verhältnisse bestimmte Schranken gezogen. Wie lange sie sich auch sträuben mochten, einmal doch blieb ihnen das doppelte Eingeständniß nicht erspart: Unmöglichkeit des Südbunds und Nothwendigkeit der Anlehnung an Preußen. Es ist bezeichnend, daß ein Schritt zur Action überhaupt erst dann versucht wurde, nachdem der größte süddeutsche Staat durch den Mund seines Premierministers offen jene Unmöglichkeit und diese Nothwendigkeit proclamirt hatte; bezeichnend, daß gemeinsame Berathungen erst dann stattfanden, als es sich nicht mehr um Herstellung eines eigenen Südbundes, sondern nur um gemeinschaftliche Schritte zum Zweck der Einleitung eines Anschlußverhältnisses mit Preußen handelte. In diesem Sinne wenigstens verstand Bayern seine Initiative, und nur in diesem Sinne können die gemeinschaftlichen Verhandlungen überhaupt zu einem Ergebniß führen.

Man hat häufig die eigenthümliche Doppelstellung Hessen-Darmstadts als die gegebene Brücke zwischen Nord und Süd betrachtet; sie schien eigens dazu geschaffen, um Preußen eines Tags die Möglichkeit zu bieten, seine Hand über den Main herüberzustrecken. Aber mit Recht hat Preußen — und nicht blos im einseitigen Interesse des Nordbunds — alles vermieden, was als eine illoyale Ausbeutung der Verträge gedeutet werden konnte. Mit Recht hat es eine Militärconvention mit Hessen ebenso abgelehnt wie mit Baden. Es mußte unerbittlich auf dem Boden des Vertrags stehend jedes ostensiblen Drucks auf die Südstaaten sich enthalten. Nur wenn die Annäherung freiwillig vom Süden gesucht und angeboten wurde, war ein loyaler Weg für die Ueberbrückung des Main gefunden, und nur wenn der Süden zuvor selbst sich in die entsprechende Verfassung versetzt, wird Preußen in der Lage sein, dem Anerbieten eines Anschlusses, wenn auch zunächst nur in der Form einer Allianz, zu entsprechen. Dies ist der Grund, warum der Süden für sich selbst die Initiative ergreifen und warum diese Initiative in der Umgestaltung der süddeut-

Digitized by Google

schen Wehrkräfte nach dem preußischen System bestehen muß. Die Annäherung an das preußische System ist die Probe für den ehrlichen Willen der Südstaaten.

Weit mehr als jene Zwitterstellung Hessens hat eine andere deutsche Anomalie den Dienst jener Brücke geleistet: der linksrheinische Besitz Bayerns, und man darf es in diesem Augenblick wohl als einen günstigen Umstand betrachten, daß dieses wichtige Grenzland mit den Festungen Landau und Germersheim im Besitz des größten süddeutschen Staates ist und diesen damit Frankreich gegenüber in die Interessengemeinschaft mit Preußen zwingt. Denn dies war ja doch wohl das Durchschlagende für die Wendung der bayrischen Politik. Wie immer Frankreich die Compensationsforderung an seiner Ostgrenze formulirt hat oder künftig formuliren mag, Landau wird in jedem Fall in den von Frankreich beanspruchten Gürtel fallen. Bayern ist damit, sobald die Integrität Deutschlands in Frage steht, unausweichlich seine Stelle angewiesen. Es muß die Anlehnung an Preußen suchen, muß zu diesem Zweck „Opfer" bringen, muß sich der militärischen Führung Preußens unterwerfen, muß ein Allianzverhältniß suchen, das „nicht im gegebenen Fall die Freiheit der Entscheidung gleichmäßig vorbehält, sondern gleichmäßig beschränkt" — über all dieses hat sich der Fürst Hohenlohe wiederholt und deutlich ausgesprochen und dieser eigentliche Kern seiner Reden wiegt alles auf, was er als bayrischer Minister von bayrischer Souveränetät hinzugefügt hat.

Die Stuttgarter Conferenz hatte die Zustimmung der anderen süddeutschen Staaten zu dem politischen Programm Bayerns zur Voraussetzung. Mag sein, daß der eine oder andere derselben nur mit Widerstreben zu dieser Anerkennung sich verstanden hat, es sind natürlich Nüancen vorhanden, nicht überall wird es offen eingestanden, und nicht überall wird es an geheimen Vorbehalten fehlen; aber thatsächlich, kann man sagen, ist es zur Zeit das officielle Programm des ganzen Südens. Es liegt auf der Hand, daß dies auch auf die Stimmung des Volks von nachhaltigem Einfluß ist. Die künstlich aufgeregten Wogen des Hasses gegen Preußen legen sich unverkennbar. Die Idee des Südbunds war ohnedies nie populär, so laut noch vor Kurzem das Geschrei nach der Coalition der Mittel- und Kleinstaaten war. Nach der Zerstörung so mancher Illusionen beginnt der nationale Gedanke wieder eine Stätte in den ernüchterten Gemüthern zu finden. Unter den einflußreicheren Classen tritt die verborgene Hinneigung zu Preußen immer sichtbarer hervor, und wo die Sympathien fehlen, beginnt man sich doch resignirt in das zu schicken, was allen als ein Unvermeidliches vor Augen steht, denen nicht am wenigsten, die, als wäre seit einem Jahre nichts geschehen, unbefangen noch die stumpf gewordenen Waffen ihrer alten Phraseologie schwingen.

Unter den Schwaben ist es darüber freilich zu lebhaften Parteikämpfen ge-

Digitized by Google

kommen, die in den Nachbarstaaten wegen der Beschaffenheit der Ministerien wie der Kammern mehr oder weniger überflüssig waren. In Würtemberg aber, wo die deutsche Partei als eine kleine Minorität gegen das Ende des Kriegs hervorgetreten ist und gegen das Ministerium, gegen die Kammer, gegen die Volkspartei, also gegen lauter organisirte Mächte des Particularismus den Kampf aufzunehmen hatte, konnte nur langsam Terrain gewonnen werden. Es galt neben der künstlich hervorgerufenen Erhitzung der Gemüther zugleich seit lange im schwäbischen Volke festgewurzelte Vorurtheile und Gewohnheiten zu erschüttern, es galt für das Verständniß der einfachsten Elemente einer nationalen Politik erst den Gegnern den Boden abzuringen. Was anderwärts längst selbstverständlich ist, darum mußte hier nachträglich ein Kampf geführt werden, und es wiederholte sich in höherem Grade, was schon bei dem Handelsvertragsstreit auffällig hervorgetreten war, der eben dann anfing die Gemüther in Schwaben zu beschäftigen, als die Sache überall sonst entschieden war. Man konnte sich nicht verhehlen, daß wir alten Träger der Reichssturmfahne, eine Reminiscenz, die so gern aufgefrischt wurde, nunmehr glücklich bis ins Hintertreffen gerutscht waren, es erfüllte sich das Wort: die Ersten werden die Letzten sein, und wenn man an das Schauspiel, das die aufsteigende staatenbildende Kraft des Nordens bot, die Kleinlichkeit und Jämmerlichkeit der Dinge im Süden hielt, wenn man sich das ökonomische Zurückbleiben im Süden vergegenwärtigte, die Armuth an politischen Persönlichkeiten, den Rückgang der süddeutschen Universitäten, die Abhängigkeit des geistigen Lebens vom Norden, so war dies alles noch empfindlicher als die Abhängigkeit, an die man jeden Augenblick auf dem Gebiete der Zollpolitik erinnert wurde.

Daß die Volkspartei Himmel und Erde in Bewegung setzte, als sie den von ihr so sorgfältig bebauten Boden unter sich wanken spürte, versteht sich von selbst. Ihre Polemik nahm womöglich noch massivere Formen an, auf diesem Felde wenigstens sollte der Stammeseigenthümlichkeit die Palme gewahrt bleiben. Von Verfolgung eines bestimmten politischen Gedankens war längst nicht mehr die Rede, wenn man nicht etwa die unverdrossenen Variationen der Phrase: durch Freiheit zur Einheit, hierher rechnen will. Mit dem Südbund konnte man sich nicht länger compromittiren, und Anderes war man so klug lieber anzudeuten als auszusprechen. Die Heeresfrage wurde zu einem Scherz erniedrigt, indem man dreimonatliche Präsenzzeit auf die Fahne schrieb. Die intime Freundschaft mit dem Ministerium ging unvermeidlich in die Brüche, man griff es um so heftiger an, je mehr es sich Preußen zu nähern schien; aber man schmeichelte zugleich der Krone, indem man auf den „Landesverrath" der preußischen Partei mit Fingern deutete und den Machthaber auf die betreffenden Paragraphen des Strafgesetzbuchs aufmerksam machte. Man strengte allen Witz an, um das Wörterbuch der demokratischen Kraftsprache mit kunst-

Digitized by Google

reichen neuen Wendungen zu vermehren und führte einen Stil in der Presse und Volksrede ein, der sich durch ein seltsames Gemisch von Burleske und Coulissenpathos charakterisirte. Hatte heute einer dieser Olympier mit Emphase ausgerufen: „Das preußische Volk sitzt zur einen Hälfte im Zuchthaus, zur andern in der Kaserne", so gefiel sich morgen ein Anderer in der Maske generösen Mitleids um das arme, vom Machtschwindel bethörte preußische Volk, das man um der wenigen Gerechten willen noch nicht ganz verstoßen dürfe, denn so lange es noch einen Frese und einen Jacoby besitze, sei noch nicht jegliches Band mit ihm zerschnitten. Fleißig trieb man die Getreuen zu Volksversammlungen zusammen, insbesondere auf dem Lande unter den „schlichten Bauersleuten" suchte man viel zu wirken, und die affectirte Ernsthaftigkeit, mit der man über solche Streifzüge in die Dorfschenken als über große Staatsbegebenheiten spaltenlang in den Zeitungen berichtete, sollte die Kleinheit der Erfolge decken. Las man einen dieser Berichte, so mußte man gewaltigen Respect bekommen vor den „klaren und lichten" Ausführungen, die „in bekannter kerniger Weise" hier zum Besten gegeben wurden, vor den „ungekünstelten Reden der schlichten Männer", vor dem „richtigen Verständniß, mit dem unsere Landsleute trotz ihres schlichten Aussehens für politische Fragen begabt sind", vor dem „guten Beispiel, welches die Schwaben durch treues Festhalten am Recht den Bruderstämmen geben". Las man aber wochenlang täglich ein halb Dutzend dieser Berichte, die sich glichen wie ein Ei dem andern, so blieb schließlich neben dem Eindruck der Langeweile doch nur der zurück, daß sich die Verfasser dieser Berichte gewaltig amüsirten und mit den „freien schlichten Männern" ihren gnädigen Scherz trieben.

Das Bewußtsein, für eine verzweifelte und verlorene Sache zu kämpfen, spricht im Grunde deutlich aus diesem Carnevalstreiben; es ist auch schon in entschlüpften Geständnissen zu Tage getreten, daß man nicht mehr im Ernst daran denkt, vom Neseubach aus den Hebel zur Umwälzung Deutschlands und zur Vernichtung Preußens anzusetzen. Die Politik der nächtlichen Axt hat selbst in den dunkelsten Tagen des vorigen Jahres keinen Anklang gefunden. Die „schlichten Männer" sind wohl zum Unterschreiben von Adressen zu brauchen, zumal wenn, wie es in einer größern Landgemeinde der Fall war, der Polizeidiener das Papier der Volkspartei colportirt mit dem ermunternden Zuspruch: „Dia *mo ett preußisch* werda wöllat, sollat unterschreiba". Aber sie würden doch sehr ernstlich den Dienst versagen, wenn die Massenerhebung des Südens zur Eroberung der Freiheit je wagen würde, aus dem gefahrlosen Stadium der Phrase herauszutreten. Schon der verbissene Ingrimm der Gegner ist der beste Beweis, wie viel Boden ihnen die deutsche Partei, oder in der Kunstsprache des Föderalismus zu reden, die „*schmalzweichelnden* Erfolganbeter", die „Knechtseelen des Corporalismus" abgewonnen haben. Zu Neujahr brachte der

Digitized by Google

Beobachter eine bewegliche Jeremiade über den Abfall, der eine Bevölkerungsclasse nach der andern — mit Ausnahme natürlich des „Volks" — ergriffen habe. In denselben Tagen wurde in der Stadtgemeinde Stuttgart eine Wahlschlacht geschlagen, in der zum ersten Mal die deutsche Partei mit ihren Gegnern, der Volkspartei und den Conservativen, sich zu messen hatte. Die letzteren trugen zwar mit ihrem Anhang von Beamten und Hofhandwerkern den Sieg davon, aber die deutsche Partei hatte nahezu doppelt so viele Stimmen auf ihre Candidaten vereinigt, als die Volkspartei. Darüber wunderte sich freilich niemand, der wußte, wie winzig in Stuttgart der Anhang der Faiseure süddeutscher Volksmeinung ist, und welche Anziehungskraft daselbst die wöchentlichen Abende der deutschen Partei ausüben. Aber es zeigte sich bald, daß dieses Verhältniß nicht in der Hauptstadt vereinzelt stand. Auch auf dem Land mehrten sich die Zeichen des Abfalls von den Volksvereinen. Man wagte es endlich, vom Terrorismus der Partei sich zu emancipiren. Hier wurden nur mit Mühe Spaltungen in den Vereinen vermieden, dort löste sich ein Verein auf, ein andres Mal schwenkte gleich ein ganzer Volksverein zu der deutschen Partei herüber. Begünstigt von dieser Stimmung hielt die deutsche Partei am 20. Januar ihre erste Volksversammlung in Ulm, die, trotzdem daß das Terrain nicht das günstigste schien und die Theilnehmer zum großen Theil von dem nahen katholischen Oberschwaben kamen, vollständigen Erfolg hatte. Die deutsche Partei konnte hier die Erfahrung machen, daß sie im Volk ungleich mehr Anhänger zählte, als sie selbst gehofft hatte, und es war leicht zu bemerken, wie die Oeffentlichkeit einer großen Versammlung den Muth verlieh, offen sich zu Ueberzeugungen zu bekennen, die längst an den Ereignissen gereift nur durch den Druck des Parteifanatismus zurückgehalten waren. Sicher werden die Erfahrungen dieselben sein, wenn, wie beabsichtigt ist, solche Versammlungen demnächst in anderen Landestheilen wiederholt werden.

Man hat es zuweilen mißverstanden, daß die deutsche Partei neben ihrem ersten und eigentlichen Zweck auch die Agitation für eine innere Landesangelegenheit, nämlich für die Wiederherstellung des Gesetzes vom 1. Juli 1849 auf ihre Fahne geschrieben hat. Es war damals durch dieses Gesetz an die Stelle der verfassungsmäßigen Ständeversammlung eine constituirende aus freien Wahlen hervorgehende Versammlung zum Zweck der Revision der Verfassung einberufen; als aber nach dreimaliger Auflösung keine Verständigung erzielt werden konnte, hob die Regierung einseitig das Gesetz auf, stellte die alten Ständekammern wieder her, und seitdem wurde viel von Verfassungsrevision gesprochen, aber keine Hand dazu gerührt. Nun war es natürlich, daß mit der Beseitigung des Bundestags die Frage der Verfassungsrevision wieder lebhaft in Fluß kam, und da es voraussichtlich unmöglich war, mit den bestehenden Factoren der Gesetzgebung zumal mit der Kammer der Standesherren, ein befriedigendes

Digitized by Google

Resultat zu erzielen, empfahl sich die Zurückforderung jenes einseitig aufgehobenen Gesetzes, obwohl damit eine Rechtsfrage heraufbeschworen wurde, die natürlich die conservative Seite anders beantwortete als die liberalen Parteien. Auch die deutsche Partei hatte allen Grund, diesen Gegenstand ins Auge zu fassen, wie sie ihn schon auf ihrer constituirenden Versammlung in Plochingen angeregt hatte. Bildete doch unser mittelalterliches Ständewesen einen fast humoristischen Gegensatz zu der Einführung des allgemeinen Stimmrechts in Norddeutschland. Suchte sie für den Anschluß unseres Landes an Preußen zu wirken, so war es nur entsprechend, wenn sie zugleich die Nothwendigkeit einer weitgehenden Vereinfachung der Verfassung und der gesammten Staaatsverwaltung betonte, und wenn der Eintritt in den norddeutschen Bund für jetzt nicht möglich war, Würtemberg also als souveräner Staat wer weiß wie lange fortexistirte, so war nicht einzusehen, warum man säumen sollte, mit einer freisinnigen und vernünftigen Aenderung unserer Landeseinrichtungen Ernst zu machen.

Eine Zeit lang schien wirklich die Regierung von dem lauten Ruf nach Wiederherstellung des 1849er Gesetzes betroffen und in Verlegenheit gesetzt; sie durfte indeß bald wieder aufathmen. Es war der Versuch gemacht worden, alle freisinnigen Elemente des Landes zu einem gemeinschaftlichen Feldzug in dieser inneren Landesangelegenheit zu sammeln und so einen nachhaltigen Druck auf die Entschließungen der Regierung auszuüben. Der Plan scheiterte jedoch, wie kaum anders zu erwarten war, an dem Uebelwollen der Volkspartei, die zwar in ihrer Weise nun dieselbe Agitation lebhaft in die Hand nahm, aber es dabei wesentlich auf Förderung ihrer Parteizwecke absah; die Händel mit der preußischen Partei waren ihr wichtiger als die Erreichung des gemeinsamen Ziels. Dadurch wurde nun natürlich der Agitation die Spitze abgebrochen und sie kann heute schon als mißlungen betrachtet werden. Die Regierung hatte keinen Grund, das gemächliche Tempo ihrer geheimnißvollen Vorbereitungen für eine Reform mit revolutionärem Geschwindschritt zu vertauschen. Es darf übrigens nicht verschwiegen werden, daß die Sache von Anfang an nicht das Interesse im Volke gefunden hatte, das vorausgesetzt worden war. Jene Vorgänge in den Jahren 1849—51 lagen zu weit zurück, um mit der Gewalt frisch empfundener Unbill zu wirken. Man hatte seitdem Größeres und Erschütternderes erlebt, und so ungeheuerlich auch Wahlgesetz und Zusammensetzung der Kammern sind, so war doch jetzt das Interesse durch weit andere Dinge in Anspruch genommen als durch innere Reformen des Particularstaats: es fehlte der Glaube an die Zukunft dieses Staats. Der Arbeiterstand war nicht für eine Agitation zu erwärmen, die einmal doch einen gewissen Legitimitätsbeischmack hatte, anstatt die Forderung des allgemeinen Stimmrechts zum Ausgangspunkt zu nehmen. Namentlich aber unter den Anhängern der deutschen Partei im Lande war kein sehr lebhafter Eifer für eine Sache, welche, wie vielfach entgegengehalten wurde,

Digitized by Google

doch die Kräfte der Partei für einen ihr als solcher ferner liegenden Zweck einsetze, und auf der Versammlung in Ulm war es allerdings unverkennbar, wie nach den Reden Hölders, Römers, Völks über die deutsche Frage nicht mehr dieselbe Aufmerksamkeit für den zweiten Gegenstand der Tagesordnung, die würtembergische Verfassungsfrage, zu finden war. Das war ein sehr lehrreicher und willkommener Fingerzeig für die deutsche Partei. Es konnte ihr im Grunde nur angenehm sein, daß ihr die Agitation für jenes Gesetz von der Volkspartei abgenommen wurde. Diese war so aufs angemessenste beschäftigt, während die wachsende Ueberzeugung, daß nur im Anschluß an Preußen die Zukunft Deutschlands liege, durch nichts aufgehalten wurde.

Wie sehr man sich bereits in dem Gedanken resignirt hat, daß unsere Interessen nach Norden gravitiren und folglich auch dort entschieden werden, wo bereits eine staatliche und volkswirthschaftliche Einheit von dreißig Millionen Deutscher besteht, zeigte sich auffällig an der Frage des Salzmonopols. Als zuerst die Kunde von der bevorstehenden Reform verlautete, regte sich wohl einiger Lärm in der preußenfeindlichen Presse, aber er verstummte bald völlig. Von Moritz Mohl, hieß es, solle eine vernichtende Denkschrift erscheinen, aber man darf annehmen, daß das gründliche Elaborat wiederum erst dann das Licht der Welt erblicken wird, wenn die ganze Frage längst erledigt ist. Die Regierung hatte, wie dies üblich ist, die Handelskammern zum Bericht aufgefordert, aber sie drang auf schleunigste Erledigung und gab zu verstehen, daß sie nicht mit Einwendungen behelligt sein wolle, die voraussichtlich ohne Erfolg wären. Mit völliger Gleichgiltigkeit ergab man sich in das unabwendbare Schicksal, obwohl es noch keineswegs feststeht, ob nicht die Staatskasse einen Ausfall und der Salzpreis einige Erhöhung erleiden wird. Aber diese Gleichgiltigkeit wird mit der Zeit nothwendig einer ganz anderen Stimmung Platz machen. Wiederholen sich solche Vorgänge, so wird man den Zustand, der die Folge der halbjährlichen Kündigungsfrist des Zollvereins ist, immer unerträglicher finden. Er ist unerträglich für die Regierungen, mehr noch für die Bevölkerungen. Immer nur nachträglich Ja sagen zu müssen zu dem, was der norddeutsche Bundesstaat über unsere Interessen beschließt, ist eine Lage, die nur einen Wunsch und Ausweg übrigläßt: politische Vereinigung. Ist erst der Organismus des norddeutschen Bundes in seinem regelmäßigen Gange, sehen wir die Factoren der Bundesgesetzgebung an der Arbeit, die Unification auf dem Gebiete der Verkehrsinteressen zu vollenden, und ungehemmt durch ein liberum veto widerstrebender Souveränetäten die Wege des wirthschaftlichen Fortschritts einschlagen, sind wir Zeugen parlamentarischer Debatten, in welchen unsere Interessen mit berathen und entschieden werden, so kann es ja nicht ausbleiben, daß die hartnäckigsten Antipathien dem Verlangen weichen, da, wo die gemeinsamen deutschen Angelegenheiten verhandelt werden, gleichfalls Sitz und Stimme zu erhalten.

Digitized by Google

Der Particularismus giebt die Parole aus: Rettung der süddeutschen Freiheit, kein Anschluß an Preußen, der nur Unterjochung wäre! Er sieht nicht oder will vielmehr nicht sehen, daß grade der jetzige Zustand für den Süden vollständige Abhängigkeit und Unterordnung bedeutet und daß Eintritt in den norddeutschen Bund nur ein anderes Wort ist für den Gewinn der Gleichberechtigung.

Wird man sich diesen Consequenzen auf die Dauer entziehen können, obenein, da die Heeresreformfrage, die wir noch näher beleuchten, den süddeutschen Staaten genau dieselben Schlußfolgerungen aufdrängt? — *r.*

Die böhmischen Landtagswahlen.

Prag, den 12. Februar.

Die Wahlen für den böhmischen Landtag, welche seit Wochen in allen politisch und social hervorragenden Kreisen die Köpfe erhitzten, sind nun vollzogen und gewähren ein Urtheil über die Neugestaltung der auf die nächsten sechs Jahre gewählten constitutionellen Vertretungskörperschaft des Königreichs.

Unser Landtag ist sowohl rücksichtlich der Zahl als auch der Qualität seiner Deputirten bei weitem der bedeutendste im ganzen Kaiserstaat. Auf seinen 241 Sitzen sind die berühmtesten Namen des östreichischen Adels vertreten, und aus dem böhmischen Landtagssaale entnahmen beide Häuser des letzten östreichischen Reichsrathes ihre Präsidenten: Fürst Karlos Auersperg und Professor Hasner. Schon daraus erklärt sich das gesteigerte Interesse, welches den Verhandlungen des böhmischen Landtages folgt. Bei dem hohen Wogengange der politischen Stimmung Oestreichs war vollends jetzt die Aufmerksamkeit doppelt gespannt auf die böhmische Wahlurne gerichtet.

Nach der bisher giltigen von Schmerling herrührenden Wahlordnung sind drei Gruppen von Vertretern unterschieden: Die erste Gruppe umfaßt die Landgemeinden, die zweite die Städte und Industrieorte, sowie die Handels- und Gewerbekammern, die dritte endlich die Großgrundbesitzer. An Leidenschaftlichkeit kann sich der Kampf, der innerhalb dieser Kategorien geführt wurde, mit allen gleichzeitigen Wahlkämpfen in Deutschland messen, aber seine Eigenthümlichkeit liegt darin, daß nicht der politische Standpunkt der Candidaten die Chancen giebt — sondern lediglich die Nationalität. Feudal, klerikal, liberal und demokratisch, diese Begriffe sind ganz in den Hintergrund gedrängt: das Idiom der Rede ist schon der Inbegriff des politischen Programms. Im Interesse der liberalen Sache ist wahrhaftig ein solcher Wahlkampf nicht und wer sich darüber

Digitized by Google

freut, das sind einzig und allein die trüben, reactionären Elemente, in deren Macht es gelegt ist, den Ausschlag zu geben. So lange sich die beiden nationalen Gruppen in Böhmen so schroff entgegenstehen, wie gegenwärtig, wird eine reactionäre Regierung stets freies Spiel haben; denn sie kann sich je nach Laune und Vortheil des Einen gegen den Andern zu ihren Zwecken bedienen. —

In der Gruppe der Landgemeinden hatten die Czechen schon im vorigen Landtage die überwiegende Majorität und dieses Verhältniß änderte sich natürlich jetzt um so weniger. Von den neugewählten Abgeordneten gehören etwa 50 der czechischen, 29 der deutschen Nationalität an. In manchen czechischen Landgemeinden gingen die Wähler radicaler als früher vor und wählten Männer, deren Namen aus der Bewegung des Jahres 1848 her bekannt sind oder die in jüngster Zeit demokratische Gesinnung zur Schau trugen. Dahin zählt der Fürst Dr. Rudolf Thurn-Taxis, eine der interessantesten Persönlichkeiten der czechischen Partei. An der Universität als Jurist studirend schloß er sich den demokratischen Jungczechen an und fraternisirte mit denselben auch später in einer Weise, welche unter seinen Standesgenossen viel Kopfschütteln verursachte. In öffentlichen Versammlungen mit Feuer für czechische Interessen einstehend, widerfuhr ihm vor einiger Zeit das Malheur, durch den Inhalt einer solchen politischen Rede mit dem Strafgerichte in Collision zu kommen. Man sprach auch von einem Hochverrathsprocesse, in welchen der Fürst und mehre Jungczechen verwickelt seien. Der Proceß kam nicht zur Verhandlung, allein Fürst Thurn-Taxis zog sich „auf höhere Weisung" ins Privatleben zurück, um seine ohnedies sehr zerrütteten Finanzverhältnisse zu ordnen. Jetzt hält er den Moment wieder für geeignet, in die Oeffentlichkeit zu treten und seine Wahl zum Landtagsabgeordneten giebt hierzu Veranlassung, vorausgesetzt, daß die Regierung seine Wahl eben wegen jener Antecedentien nicht cassirt.

In der Gruppe der Städte, Industrieorte, Handels- und Gewerbekammern war das deutsche Element bisher weit überwiegend und die czechischen Abgeordneten sehr vereinzelt. Diesmal sollte sich dies Verhältniß Dank der czechischen Agitation ändern. Mit Hilfe der Beamten und Geistlichen gelang es ihnen nämlich, in mehren Städten die nationalen Candidaten durchzubringen und die Handelskammer von Pilsen, welche deutscher Lässigkeit die Majorisirung durch die Czechen verdankt, entsendete gleichfalls zwei antideutsche Vertreter, während früher alle Handelskammern des Landes Deutsche wählten, da bekanntlich die Großindustrie Böhmens in deutschen Händen ist. So wurde auch in dieser Gruppe nur mit genauer Noth die deutsche Majorität noch gerettet, indem daselbst jetzt 47 Deutsche 40 Czechen gegenüberstehen.

Die Wahlen aus den Großgrundbesitzern boten diesmal das meiste Interesse. Während nämlich früher diese Gruppe nur mit sehr vereinzelten Ausnahmen auf deutscher Seite stand, hatte sich in der jüngsten Zeit der Anhang der mit den

Digitized by Google

Czechen alliirten Partei so vergrößert, daß sie den Verfassungsfreundlichen imponirend entgegentrat und auch wirklich den Sieg davontrug. Durchweg wurden, wenn auch nur mit geringer Stimmenmehrheit, die feudalen Candidaten durchgebracht. Unter diesen befinden sich nebst den beiden Hauptrepräsentanten der feudalen Aristokratie Oestreichs, den Grafen Clam-Martinitz und Leo Thun, die Fürsten Lobkowitz, Schwarzenberg, Fürstenberg, Thurn-Taxis, die Grafen Thun, Wratislaw, Wolkenstein, Harrach, Nostitz, Kinsky u. m. A. Im Ganzen sitzen nun nicht weniger als 64 Adelige im böhmischen Landtage, denen sich 13 Vertreter des geistlichen Standes gesellen, eine ultraconservative und zugleich czechische Phalanx, welche zu durchbrechen es mehr als eines Winkelried bedürfen wird.

Aber eine erfreuliche Erscheinung haben wir bei den letzten Wahlgängen doch zu registriren, deren Bedeutung wir nicht unterschätzen: die feste Organisirung der deutschen Partei im ganzen Lande. Die vom Centralcomité in Prag, an dessen Spitze Prof. Herbst steht, vorgeschlagenen Candidaten wurden in den deutschen Bezirken überall gewählt, selbst in Orten, wo aus localen Rücksichten diese Vorschläge nicht genehm waren, entschied doch die Parteidisciplin dafür. Sogar in den kleinsten Landbezirken zeigten die Bauern so viel Beweise ihres deutschen Bewußtseins, daß man nicht verkennen konnte, die trüben Ereignisse der letzten Zeit haben in dieser Richtung läuternd gewirkt. Von deutschem Bürgerstolze zeigt es auch, daß Graf Franz Thun, der frühere Abgeordnete von Tetschen, daselbst nicht wieder gewählt wurde, obwohl sein Vater, der Besitzer von Tetschen, die verzweifeltesten Anstrengungen machte, das Mandat seiner „Unterthanen" zu erhalten. Graf Franz Thun hatte in der letzten Landtagssession mit den Czechen gestimmt und das verzieh ihm sein deutscher Wahlbezirk nicht. Ebenso glänzend fiel in einem andern deutschen Wahlbezirke der Regierungscandidat Baron Hefert, eine Hauptstütze der Feudalen und Klerikalen der Residenz, durch. Ueberhaupt waren die deutschen Wähler diesmal betreffs der Wahl von Beamten sehr zurückhaltend und gaben nur jenen Wenigen ihre Stimme, welche auf dem letzten Landtage trotz des Sistirungsministeriums treu zur deutschen Sache gestanden hatten.

Neben den Deutschen hielten sich aber auch die Israeliten der Hauptstadt recht wacker. Der von ihnen fast ausschließlich bewohnte Bezirk Prags hat nämlich zwei Landtagsabgeordnete zu wählen, und da ist leicht begreiflich, daß die Czechen alle Hebel in Bewegung setzten, um die Israeliten für die „nationale Sache" zu gewinnen. Da Versprechungen nichts halfen, nahmen ihre Organe zu Drohungen ihre Zuflucht und stellten für den Fall, daß im Ghetto deutsch gewählt würde, neue Variationen der religiösen Toleranz in Aussicht, welches bekanntlich zu den „historischen Individualitäten" Prags gehört. Endlich wollte man sich czechischerseits zu einem Compromiß verständigen. Die

Digitized by Google

Israeliten sollten einen czechischen und einen deutschen Abgeordneten wählen, allein jene hatten Einsicht und Muth genug, zum großen Theil für die deutschen Abgeordneten zu stimmen, welche auch mit ziemlich bedeutender Majorität durchdrangen.

Alles in Allem genommen ist die deutsche Partei nun im böhmischen Landtage in eminenter Minorität, welche sich fast wie ein Drittheil verhält, vorausgesetzt, daß das Bündniß des Adels mit der nationalen Partei fernerhin von Dauer ist. Wie die Dinge jetzt stehen, besonders seit dem großen Umschwung in Wien, bietet diese Coalition sehr wenig Hoffnung auf baldige Lösung. Vielmehr ist zu erwarten, daß in der nächsten Session Czechen und Feudale um so compacter zusammenstehen, um den Dualismus in Oestreich nicht ins Leben treten zu lassen. Die Czechen erklären den Dualismus gradezu für „das Todesurtheil der Nation", die Feudalen wieder müssen ein Ministerium, das die altständischen Vorrechte zu vernichten droht, aufs äußerste bekämpfen. Man spricht sogar neuerdings davon, Graf Belcredi werde selbst hierher kommen und die Opposition gegen seinen Nachfolger im Staatsministerium leiten. Unsere Hochtories sind übrigens der festen Ueberzeugung und sprechen dieselbe gegen jedermann, der es hören will, aus, daß die neue Ministerconstellation kein halbes Jahr überlebt und daß dann wieder Belcredi oder — Clam-Martinitz ans Ruder kommen müsse. Daß an die Beschickung des engeren Reichsrathes unter keinen Umständen gedacht werden dürfe, darüber sind die Alliirten bereits vollständig einig.

Den Deutschen dagegen fehlt es sehr an Klarheit darüber, wie sie sich zu dem neuen Ministerium stellen sollen. Durch die bitteren Erfahrungen der letzten Jahre gewitzigt, scheuen sie sich, einem Gouvernement entgegenzukommen, dessen Pläne noch in mystisches Dunkel gehüllt sind, und von dem wir trotz der Prophetie Ihrer „Leipziger Zeitung" doch noch nicht wissen, ob sein neuer Chef Baron Beust wirklich der alte „Zauberer" selbst, oder auch bei uns wieder nur der Lehrling ist.

Mit begreiflicher Spannung sieht man sonach den Erklärungen der Regierung im nächsten Landtage entgegen. Ein interessantes Schauspiel, auch in psychologischer Beziehung werden die Czechen bieten, welche in der letzten Landtagssession vor einigen Wochen noch den Mund voll specifisch östreichischen Patriotismus nahmen und nun plötzlich wieder auf den panslavistischen Standpunkt zurückvoltigiren, der Regierung die heftigste Opposition bereiten und schließlich mit — Preußen drohen. Denn dieses letztere Manöver ist schnell Mode geworden. Sobald die Czechen sehen, daß es mit ihren separatistischen Bestrebungen nicht sonderlich von Statten geht und die Regierung denselben den Rücken kehrt, verbreiten die nationalen Organe das Gerücht, Preußen rüste und nun wird mit großer Emphase verkündet, daß nur die Czechen allein das Vaterland vor preußischen Annexionsgelüsten zu retten vermögen. Die neueste dieser agitatorischen Phantasien, welche gar der sächsischen Dynastie die Wenzelkrone ansinnt, wird Ihnen „draußen im Reich" zu lachen gegeben haben. Aber wer hier innerhalb der Zustände lebt, die solche Blasen treiben, dem ist ernsthaft genug zu Muthe. †††

Verantwortlicher Redacteur: **Gustav Freytag.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

Auszug aus dem Inhaltsverzeichniß
der bisher erschienenen 7 Hefte.

Die Shakespeare-Kenntniß im heutigen Frankreich, von A. Frhr. v. Loën. — Das Vereinswesen in der Schweiz, von Heinr. Kurz. — Massimo d'Azeglio als Künstler und Romanschreiber, von Karl Witte. — Die baltischen Urvölker im Verhältniß zu den Deutschen und Russen, von Aurelio Buddeus — Die Garantien der Freiheit, von H. B. Oppenheim. — Die schweizerische Rechts-Cultur, von Fr. Harder. — Der Scandinavismus, von Edm. Lobedanz. — Das Heerwesen der wichtigsten europ. Staaten außerhalb Deutschlands, v. W. v. Rüstow. — Die franz. Fortschritts-Philosophie im 19. Jahrhundert, v. J. B. Meyer. — Die Mythologie und Volkspoesie der Slaven, von M. Carriere. — Das geistige Leben im heutigen Elsaß, von E. Trauttwein v. Belle. — Die neugriechische Volkspoesie und das classische Alterthum, von C. Carathéodory — Himmelskunde der Briten, von J. H. v. Mädler. — Ueber Colonisation in Ost-Afrika, von O. Kersten. — Kirchliches Leben und kirchliche Zustände in der Schweiz, von Otto Henne-Am Rhyn. — Die franz. Lyrik von 1830—1848, von J. J. Honegger. — Der Zusammenhang der engl., franz. u. deutschen Aufklärung, von Thadd. Lau. — Die Zustände in Nordamerika, von H. Rentzsch. — Die polit. Oekonomie der neuen und alten Welt, von C. Dühring. — Molière in Deutschland, von Paul Lindau. — A. Rezius' Eintheilung der Völker nach der Schädelform, von C. Kattner. — Das heutige Rußland in geistlichastlicher Hinsicht, von A. W. Benni. — Die türkische Civilisation und die oriental. Frage, von A.....y. — Die Staaten-Souveränetät der nordamerikanischen Union, von R. Doehn. — Dora d'Istria über Griechenland, von Th. Kind. — Engl. u. amerik. Culturhistorik, von Otto Henne. — Jungtschechisches Slawophilenthum, von A. Buddeus. — Urproduction, Handel u. Industrie auf der iberischen Halbinsel, von H. Bischof. — Schweizerisches Schulwesen, von Heinr. Kurz. — Zur Charakteristik Renan's von B. Duret. — Entwicklung u. Gestaltung der landwirthschaftl.-socialen Verhältnisse in Großbritannien u. Irland, von J. Au. — Die Ueberreste des altgerman. Wasser- u. Feuercultus in der Schweiz, von A. Feierabend, — Die neuesten Ansichten über den Ursprung der Magyaren, von J. H. Schwicker. — Die Bedeutung der Südsee für die moderne Culturentwicklung, v. H. Bischof. — Die Centralisation u. die Zukunft Frankreichs, von E. Trautwein v. Belle. — Die Weißen in Peru, von D. v. Schütz. — Rußlands geograph. Arbeiten u. Entdeckungen, von Mädler. — Diderot u. die Aufklärung in Frankreich, von J. Huber. — Die röm. Kaiserpaläste, von Urlichs. — Die albanes. Schriftsteller Süditaliens, von Dora d'Istria. — Der slamel. Cyclus der Jahresfeste, von A. Bastian. — Nordamerik. Rechts-Cultur, von F. Harder. — Die Poesie der Finnen und Esten, von M. Carrière. — Die Handelsstraßen in Hochasien, von R. v. Schlagintweit. — Literaturbriefe aus Frankreich, von F. C. Petersen. — Volkswirthschaftl. Briefe aus Frankreich, von M. Block — Pariser Theaterbriefe. — Engl. Literaturbriefe, von L. Gantter. — Genfer Literaturbriefe, von Eug. Peschier. — Genfer Briefe über bildende Kunst, von W. Lampmann. — Niederl. Literaturbriefe, von C. v. Borchgrave. — Pariserbriefe über bildende Kunst, v. A. Carstens. — Schweizer Briefe, von F. Harder. — Wanderungen durch die spanische Literatur, von J. Faßenrath. — Pariser Courier, von A. Poincelot. — Londoner Plaudereien, von W. Addison. — Kopenhagener Briefe, von E. Lobedanz. — Draper's „Geschichte der geistigen Entwicklung Europa's", von J. J. Honegger. — Das Ausland auf der deutschen Bühne, von F. Wehl. — Faust und Hamlet, von C. A. Freih. v. Reichlin-Meldegg. — Die Beziehungen zwischen Kunst und Gewerbe in Frankreich, von M. Block. — Auch eine Stambulfahrt, von Alfr. Teniers. — Die Genesis des gegenwärtigen Krieges in Südamerika, von D. Schütz. — Das heutige Athen, von Th. Kind. — Der englisch-französische Auslieferungs-Vertrag, von A. v. Domin-Petrushevecz. — Ein Blick auf die moderne vlämische Literatur. — Kreyssig's Studien zur französischen Cultur- und Literaturgeschichte, von J. J. Honegger. — Schicksale eines Gedichtes, von G. v. Vincke. — Pierre Goudouli, von Cl. v. Glümer. — Pauline Viardot-Garcia, von E Schelle. — Bibliographie in Belgien, von F. L. Hoffmann. — Gioachino Rossini, von O. Gumprecht. — W. C. Bryant, ein amerik. Landschafts-Dichter, von A. Laun. — Das russ. Postwesen der Gegenwart, von K. v. Gerstenberg. — Zur Charakteristik des amerik. Schulwesens, von H. Keferstein. — Die Deutschen in den „lustigen Weibern von Windsor", von Herm. Kurz — Madegass. Lieder, von G. Frhr. v. Vincke. — Pope's Essay über die Kritik, von Alice Salzbrunn. — H. W. Longfellow's neue Lieder, von K. Keck. — Giusti's Gedichte, v. R. Hamerling. — Coleridge's „Christabel", v. L. Gantter. — Beiträge zum tieferen Verständniß v. Dante's Divina commedia, von H. K. H. Delff. — W. C. Bryant's Gedichte, v. K. Keck. — Stagnelius' „Wisbur" v. E. Ziehen.

Digitized by Google

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. **Karl Andree.**

Elften Bandes erstes Heft.

Alle vierzehn Tage erscheint ein Heft; 12 Hefte bilden einen Band.

☛ Preis pro Band (12 Hefte) in 4° geh. 3 Thlr. Probehefte können in jeder Buchhandlung eingesehen werden; die früheren Bände sind ebenfalls zum Preise von 3 Thlr. für den Band zu beziehen.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Deutsche

Schützen-, Turner-u. Liederbrüder

oder:

Was will das Volk?

Zeitgeschichtlicher Roman

vom

Verfasser der Romane: **„Die Ritter der Industrie", „Herren vom Kleeblatt"** ꝛc. ꝛc.

4 Bände. 8. Eleg. broch. 5 Thlr.

Ein gemeuchelter Dichter.

Komischer Roman

von

A. v. Winterfeld.

4 Bände. 8. eleg. broch. 6 Thlr.

Dieses neueste Produkt der komischen Muse **Winterfeld's** läßt sich, in Bezug auf die Verschürzung der Intrigue, wohl noch über den vielgelesenen **„Stillen Winkel"** stellen. Während letzterer Roman in ruhiger Behaglichkeit dahinfloß, hält der „gemeuchelte Dichter" die Spannung bis zum letzten Moment rege, in welchem die überraschendsten Lösungen der **urkomischen Verwickelungen**, gleichsam wie ein Feuerwerk, emporsprühen.

Im Verlag des **Bibliographischen Instituts** in **Hildburghausen** ist soeben — ☛ *auf Grund der neuesten politischen Eintheilungen* — **complet** erschienen:

Meyer's grosser **Hand-Atlas** in 100 Karten, redigirt von L. Ravenstein. In Mappe $12^1/_2$ Thlr.. gebunden 15 Thlr.

Inhalt: 3 Astronom. Karten. — 2 Bl. Allgem. Geographie. — 2 Bl. Europa. — 4 Bl. Pyrenäen-Halbinsel. — 5 Bl. Frankreich. — 4 Bl. Grossbritannien und Ireland. — 3 Bl. Alpenhalbinsel. — 3 Bl. Balkanhalbinsel. — 9 Bl. Deutschland. — 16 Bl. Preussen und der nordd. Bund. — 6 Bl. südd. Staaten. — 9 Bl. Oesterreich. — 1 Bl. Centralalpenland. — 1 Bl. Niederlande. — 1 Bl. Dänische Halbinsel. — 3 Bl. Skandinav. Halbinsel. — 5 Bl. Europ. Russland. — 9 Bl. Asien. — 4 Bl. Afrika. — 8 Bl. Amerika. — 2 Bl. Australien. — Neueste Statistik auf 6 Tafeln.

Meyer's kleiner **Hand-Atlas** in 30 Karten, von L. Ravenstein. Gebunden 4 Thlr.

Inhalt: 1 Erdkarte. — 7 Erdtheilkarten. — 13 Europ. Staatenkarten. — Deutschland in 4 Bl. — 5 Specialkarten. Neueste Statistik.

Meyer's kleiner **Hand-Atlas,** Ausgabe für **Preussen** und die **norddeutschen Bundesstaaten** in 32 Karten. Gebunden $4^1/_2$ Thlr.

Inhalt: 1 Erdkarte. — 6 Erdtheilkarten. — 11 Europ. Staatenkarten. — Deutschland in 4 Bl. — 10 Preussische Provinzialblätter. — Neueste Statistik.

NB. *Diese sind jetzt die einzigen vollständigen Kartenwerke, welche alle wichtigen Veränderungen der neuesten Zeit bereits in sich aufgenommen haben.*

Im **Bibliographischen Institut** in **Hildburghausen** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben, ☛ geeignet zum Verfolg der orientalischen Frage.

Special-Karte der Europ. Türkei in 4 Blättern. (Maassst. 1 : 1,750,000.)

Preis: 1 Thlr. — Auf Leinwand gezogen, in Buchform $1^1/_2$ Thlr.

☛ **Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.**

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXVI. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 9.

Ausgegeben am 22. Februar 1867.

Inhalt:

Vor Eröffnung des Reichstages . . . . . Seite 321
Zustände und Aussichten in Oestreich. 2. Die Czechen u. der Föderalismus 327
Silhouetten aus dem vorigen tyroler Landtag 332
Die Sage vom Mäusethurm 343
Das Ministerium Derby und die Reform 355
Hamburgs und Bremens Eintritt in die deutsche Zollinie . . . 359
Literatur 364

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vor Eröffnung des Reichstages.

Die große Woche der Wahlen ist vorüber, der Verfassungsentwurf des neuen Bundesstaates ist publicirt.

Die Wahlen erfolgten im Ganzen unter starker Betheiligung der Wähler. Schon 50% ist bei solcher Ausdehnung des Wahlrechts ein hoher Bruchtheil, die Ziffer stieg an vielen Orten auf 70%, ja hier und da bis über 90%. Auch bei dem Experiment der allgemeinen Wahl hat sich die gute Art unseres Volkes bewährt. Wo nicht die Verstimmung des letzten Jahres noch das Urtheil verwirrte, war bis in die untern Schichten die Ueberzeugung verbreitet, daß es jetzt gelte, Neugeordnetes gesetzlich zu befestigen, überall aber suchten die Wähler Männer, deren Charakter und Auftreten ihnen persönliches Vertrauen einflößte. Die Warmherzigkeit und Uneigennützigkeit der Wählenden war eine der erfreulichsten Erscheinungen des allgemeinen Wahlrechts, möge ein gnädiges Geschick uns diese politische Redlichkeit für alle Zukunft erhalten. Es waren diesmal in besonderer Weise Wahlen des gemüthlichen Vertrauens, denn vor dem Wahlact war wenig bekannt, was dem Reichstag geboten werden würde, Hoffnung und Besorgniß hefteten sich an ungewisse Gerüchte. Es war günstig für die preußische Regierung, daß sie selbst und die Gesandtenconferenz auf eine demokratische Mehrheit rechnete, denn nur die Angst vor einem Reichstag, der den Fürsten alle Souveränetätsrechte abreißen würde, hat die particularistischen Forderungen zum Schweigen gebracht und die schnelle Vereinigung herbeigeführt.

Nun sind die Wahlen weit conservativer ausgefallen, als man nach dem ersten Entscheid größerer Städte anzunehmen geneigt war. Die Masse des Landvolks stimmte unter dem Einfluß der Schulzen und Landräthe, weil grade in den kleinen Kreisen die Stimmung des vorigen Jahres noch lebendig war und eine Agitation für locale Interessen vorläufig noch keinen Raum gewonnen. Nur unter der Arbeiterbevölkerung größerer Städte regten sich die Socialisten, der Reichstag wird wahrscheinlich einige dieser Gesellen zu ertragen haben.

Die Gesellschaft, welche in solcher Weise zusammengeladen wurde, ist so bunt zusammengesetzt als möglich: ein Prinz des königlichen Hauses von Preußen und neben ihm ein Repräsentant des polnischen Prätendentenhauses Fürst Czartoryisky, dann der König der Börse, Freiherr v. Rothschild und (wahrscheinlich) der gegen alles Capital protestirende Advocat Schraps, zahlreiche Herzöge, Grafen, nicht wenige Landräthe, dazwischen einige Bürgermeister, Juristen, Professoren neben alten Fractionshäuptern des preußischen und anderer Landtage. Es fehlen dem Reichstag viele Namen, welche der Deutsche bei politischer Arbeit zu nennen gewöhnt ist, — noch ist die Wahl Twestens und v. Forckenbecks nicht ge-

Digitized by Google

sichert, — aber es wird eine glänzende Versammlung von Namen und Würden sein, und nicht an einem Mangel großer Titel würde es liegen, wenn ihre Thätigkeit hochgespannte Erwartungen nicht befriedigen sollte.

Noch ist kein sicheres Urtheil über das Verhältniß der Parteien möglich. Der Particularisten sind weniger geworden, als man wohl annahm, sie werden, wenn man alle Schattirungen derselben zusammenrechnet: Holsten, Saxonen, Polen, Welfen, großdeutsche Demokraten, kaum mehr als 60 Stimmen umfassen und schwerlich zu einmüthigem Handeln vereinigt werden. Die liberale Bundesstaatspartei wird in ihren verschiedenen Schattirungen schwerlich 100 Stimmen zählen; mehr als ein Drittel der Versammlung, nicht viel weniger als die Hälfte gehört preußischen Conservativen an und denen, welche zu ihnen halten werden. Es wird also eine große Majorität den besten Willen mitbringen, die Verfassung des neuen Bundesstaates auf Grund der Regierungsvorlage zu vereinbaren.

Selten ist ein politisches Actenstück von Hunderttausenden so eifrig durchforscht worden, als in diesen Tagen der Entwurf der Reichsverfassung. Vorsichtig halten die großen Zeitungen ihr Urtheil zurück, sie sprechen hoffnungsvoll von der Thätigkeit des Reichstages, welche das etwa Mangelhafte wohl noch bessern werde.

Es wird gut sein, wenn die Deutschen das Dargebotene unbefangen würdigen und sich dabei des Weges erinnern, auf dem es gewonnen wurde. Der Verfassungsentwurf ist eine großartige Concentration des deutschen Lebens bis zum Main in allen Verkehrsverhältnissen und in allen Machtfragen. Ein allgemeines Bürgerrecht, völlige Freiheit des Verkehrs im Innern und einheitlicher Schutz der realen Interessen im Auslande, *ein* Civilgesetzbuch, *ein* Zollsystem und Gleichheit der großen indirecten Steuern, einheitliche Oberleitung der Telegraphen, Posten, einheitliche Aufsicht über Eisenbahnen, Wasserstraßen und Häfen, *eine* Bundesmarine und *ein* Bundesheer, Einheit der höchsten politischen Geschäfte für dreißig Millionen Deutsche, dies alles, seit langen Jahrzehnten ersehnt und erstrebt und immer wieder durch Sonderinteressen und Eigensinn der Kleinen vereitelt, soll der deutschen Nation wie mit einem Schlage zu Theil werden. Wer uns vor einem Jahre gesagt hätte, daß solch unermeßlicher Fortschritt in kurzen zwölf Monaten ins Leben treten könne, dem hätte wohl keiner von uns geglaubt.

Ernster wird die Stimmung, wenn wir die Opfer betrachten, welche der Entwurf der freiheitlichen Entwickelung unserer Nation zumuthet, und die Seitenpfade, auf denen er von dem bisherigen Verfassungsleben ableitet. Die Verfassung des neuen Bundesstaats giebt dem Reichstag nur beschränkten Antheil an dem Recht der Gesetzgebung. Zwar für das Privatrecht und die Verkehrsinteressen ist diese Gabe dem Reichstage nicht beschränkt, wohl aber im Haushalt des Bundesstaats. In diesem Punkte trägt der Entwurf den Stempel

Digitized by Google

seines Ursprungs, als ein Compromiß zwischen einzelnen Persönlichkeiten. Er gewährt für Telegraphen und Posten dem Reichstage das Mitbewilligungsrecht in der Art, daß in jeder Legislaturperiode von je drei Jahren ein Etat vereinbart werden soll. Der Marinetat soll ebenfalls, aber anders, mit dem Reichstage vereinbart werden, wie? ist nicht gesagt. Der Etat des gesammten Bundesheeres ist der Competenz des Reichstages gänzlich und für immer entzogen,*) der Kostenbetrag ist nach der Kopfzahl des stehenden Heeres normirt. Als Einnahmequellen sind der Bundeskasse die Vereinszölle und großen Verbrauchssteuern zugewiesen, der Mehrbedarf soll den einzelnen Bundesstaaten aufgelegt werden, etwaige Ersparnisse bleiben in der Bundeskasse — wahrscheinlich ist die Absicht, dadurch einen Bundesschatz zu schaffen —, dem Reichstag werden nur die Verrechnungen zur Einsicht vorgelegt.

Diese ungleichmäßige Beschränkung des Budgetrechts ist aber im Grunde nur Consequenz der gesammten Bundesverfassung, welche dem Reichstage eine nicht verantwortliche Autorität, das Bundespräsidium, in einem Beamten desselben, dem Bundeskanzler, gegenüberstellt. Der neue Bund ist, wie der frühere, eine Vereinigung souveräner Staaten, welche durch Vertrag auf einen Theil ihrer Rechte zu Gunsten des Ganzen und der Krone Preußen verzichtet haben, die Staaten senden Delegirte in einen Bundesrath und haben nach der Einwohnerzahl ihres Territoriums bei Abstimmungen eine normirte Stimmenzahl. Aus diesem Bundesrathe werden sieben ständige Commissionen gebildet für die Einzelinteressen, welche in die Competenz des Bundes fallen; mit diesen Commissionen besorgt der Bundeskanzler die Geschäfte, durch sie communicirt er mit den einzelnen Regierungen. Während aber die Commissionen des Bundesraths die ersten Ansätze zu einem Reichsministerium darstellen, ist andererseits das Plenum des Bundesrathes als eine Art Staatenhaus auch ein Factor der Gesetzgebung. Unter der ungleichen Behandlung, welche die einzelnen Artikel des Verfassungsentwurfes erhalten haben, ist dieser Theil der Bundesverfassung als ein geistvoller Versuch, complicirte Interessen auszugleichen, besonders interessant. Grade das Unbestimmte und Unfertige darin ist vielleicht ein Vorzug, denn es liegt in den Commissionen des Bundesraths allerdings der Keim zu den wichtigsten Neubildungen, welche unter gewissen Eventualitäten den Schwerpunkt der Verwaltung aus einzelnen Ministerien Preußens in den Bundesrath legen könnten.

Dem Reichstage aber, welcher jetzt zusammentritt, wird eine weit andere Aufgabe gestellt: er soll den Regierungen bestätigen, daß jährlich mehr als sechzig Millionen Thaler für das Bundesheer von dem Bundespräsidium selbst, oder, wie in Sachsen, mit Genehmigung desselben, ohne jede parlamentarische Ver-

*) Die Annahme einiger Zeitungen, daß diese Entziehung nur auf zehn Jahre gelten solle, ist grundlos.

Digitized by Google

antwortlichkeit ausgegeben werden, und der Reichstag soll nicht weniger dadurch gegen das Grundgesetz jedes Verfassungslebens reagiren, daß er für Posten, Telegraphen und Marine sich das Budgetrecht aneignet, während ihm keinerlei verantwortliches Ministerium gegenübersteht. Es ist offenbar, daß bei diesem Punkt ein Gegensatz zwischen den Auffassungen des Ministeriums und denen der nationalen Partei herausbrechen wird.

Denn wenn der Reichstag den gegenwärtigen Verfassungsentwurf in den erwähnten Bestimmungen annimmt, so wird dadurch zugleich ein tiefer Riß gemacht in die preußische Verfassung, wie in die jedes andern deutschen Staates. Durch Einführung dieser Reichsverfassung wird der Competenz der Landtage nicht nur die gesammte Verkehrsgesetzgebung, Civilrecht ꝛc. entzogen, auch die ihnen ohnedies ungern eingeräumte Berechtigung, die Beziehungen des Staates zum Ausland in Erwägung zu ziehen; und was die Hauptsache ist, das Budgetrecht wird ihnen grade für die großen Institutionen genommen, welche die Autorität des Staates gegenüber dem Auslande aufrecht erhalten. — Ihnen werden die wichtigsten Rechte genommen, dem Reichstag nur ein Theil derselben gegeben, und zwar unter Umständen, welche den Werth und die Ausübung des Budgetrechts fast illusorisch machen.

Ein politischer Grundsatz also, älter als alle modernen Staaten, ist in dem Verfassungsentwurfe nicht beachtet. Er lautet: Es ist keine Controle der Staatseinnahme und Ausgabe durch die Nation möglich, wenn nicht die höchsten Beamten des Staates der Nation verantwortlich sind. In dem neuen Reichstage aber vertritt ein Bundeskanzler die Krone Preußen, er fungirt als ihr Beamter, kein Ministerium steht neben oder über ihm. Ja es ist unter den gegenwärtigen Umständen auch nicht möglich, ein solches Reichsministerium zu schaffen. Es wäre Widersinn, wenn ein Theil der höchsten preußischen Beamten dem Reichstage, ein anderer Theil derselben dem preußischen Landtage für Politik und Thun verantwortlich sein sollte. Solche Zweitheilung der Verantwortlichkeit müßte aber bei einer weitern Ausbildung der Reichsverfassung in freiheitlichem Sinne unfehlbar eintreten, und sie würde die Unerträglichkeit, welche ein Reichstag und ein Landtag mit parallelen Competenzen haben, bei erster Gelegenheit fühlbar machen. Es ist allerdings wahr, dem preußischen Landtage sind die Minister zur Zeit nur de jure verantwortlich, nicht de facto, aber es ist nicht Schuld des preußischen Volkes, sondern der Regierung, daß sie der beschworenen Verfassung in diesem Punkte nicht gerecht geworden ist.

Wir dürfen annehmen, daß der neue Reichstag den Entwurf in einem gewissen großen Stil behandeln und in allen Nebenpunkten der Praxis überlassen wird, das heißt den Erfahrungen bei der Ausführung und den Modificationen, welche dadurch nöthig werden. Aber das Budgetrecht und die Stellung des

Digitized by Google

Reichstages zum preußischen Landtage wird jedem der durch das allgemeine Stimmrecht Erwählten die große Frage werden müssen. Auch die Conservativen vermögen schwerlich ganz im Sinne des Ministeriums Partei zu nehmen, denn für sie ist die im Hintergrund liegende Depression des Herrenhauses nicht weniger beängstigend, als für die nationale Partei die Verminderung in den Rechtsbefugnissen des preußischen Landtags.

Wie die liberale Partei ihre Opposition gegen diesen Cardinalpunkt des Verfassungsentwurfes richten wird, wissen wir zur Zeit gar nicht. Es giebt aber auch für sie zwei verschiedene Methoden der Amendements, denn sie kann betonen, daß der Entwurf dem Reichstage zu wenig Befugnisse einräumt, und sie darf mit demselben Rechte behaupten, daß er ihm zu viele Rechte zuweist.

Bis jetzt geht der Zug der öffentlichen Meinung dahin, daß man die Competenz des Reichstages zu vergrößern suche und darnach ringen möge, ihm das Budgetrecht für die in seiner Competenz liegenden Interessen zu schaffen. Da aber das Budgetrecht ohne verantwortliches Ministerium ein Unding ist, so würde in diesem Fall die Opposition auch ein verantwortliches Reichsministerium fordern müssen, und da ein preußisches verantwortliches Reichsministerium neben einem verfassungsmäßig verantwortlichen Ministerium des preußischen Staates wieder ein Unding ist, so würde die Opposition consequent dahin arbeiten müssen, die gesammte Verwaltung und Gesetzgebung des preußischen Staates in den Reichstag hineinzuziehen. Daß dies vorläufig unmöglich ist, begreift jedermann, es wäre aber, auch wenn möglich, vielleicht weder Conservativen noch Liberalen begehrungswerth.

Und diese ungeheuren Aenderungen müßte die nationale Partei in einem Reichstage betreiben, in welchem sie nicht die Majorität hat, und in welchem bei jedem Worte, das sie an dem vorgelegten Entwurf ändern will, der Bundeskanzler ihr entgegenhalten kann, daß die Vorlage nicht mehr den Charakter eines einfachen Regierungsentwurfes habe, sondern daß sie bereits Grundlage zahlreicher Staatsverträge geworden sei, und daß ein vereinigtes Interesse aller Regierungen und geschlossene Verträge durch jede Aenderung alterirt werden.

Aber die preußisch Gesinnten, welche fest stehen auf der Idee und Kraft des preußischen Staates, dürfen auch behaupten, daß der neue Entwurf dem Reichstage zu große Competenz einräumt. Sie haben Ursache daran festzuhalten, daß nur der preußische Landtag, resp. die übrigen Landtage des norddeutschen Bundes, welchen verantwortliche Ministerien zur Seite stehen, das Budgetrecht besitzen und ausüben dürfen. Der Reichstag ist in Wahrheit nichts als eine Versammlung von Notabeln, welche Gutachten und Ansichten einer höchsten Instanz, dem Bundespräsidium, d. i. der Krone Preußen, insinuiren. Wenn der Reichstag dennoch ein Mitrecht an der Gesetzgebung in Verkehrsinteressen occupirt, so geht er schon damit thatsächlich über die Befugnisse hinaus,

Digitized by Google

welche staatsrechtlich einer Versammlung zustehen dürfen, der keine höchsten Staatsbeamten verantwortlich sind. Wohl aber dürfte die Nation und dürfen die Landtage der einzelnen Staaten für diese weiten Gebiete realer Verhältnisse, wo die Interessen der Bundesregierung und der Regierten fast niemals in gefährliche Differenz kommen, das Recht der Gesetzgebung vorläufig einer außerordentlichen Versammlung von Notabeln überlassen.

Das Recht dagegen, den Staatssäckel zu öffnen und zu schließen, müßte auch in dem neuen Bunde dem Landtage des großen Staates bleiben, dem die höchsten Beamten des Bundes als Staatsminister oder deren Beamte verantwortlich sind. Da aber nicht der preußische Landtag allein, sondern jeder Landtag jedes Bundesstaats seinen Antheil an dem Budgetrecht hat und eine Ausübung dieses Rechtes bei allen einzelnen Landtagen endlose Weitläufigkeit und Verwirrung schaffen würde, so würde dem Reichstag die Aufgabe zufallen, die eingeschobenen Artikel über die Bundesfinanzen und die dahin einschlagenden Bestimmungen anderer Artikel derart zu formuliren, daß, bis die Einsetzung eines verantwortlichen Reichsministeriums möglich und rathsam wird, dem preußischen Landtage das Budgetrecht über Einnahmen und Ausgaben des norddeutschen Bundes überwiesen und durch die Volksvertretungen der einzelnen Bundesstaaten mandirt werde. — In dem Interimistikum, das dadurch fürerst geschaffen wird, würden den Volksvertretern, welche vier Fünftheile der Bevölkerung des Bundesstaats repräsentiren, allerdings die Rechte anvertraut werden, welche jetzt den einzelnen Bruchtheilen der Totalsumme zustehen. Es wäre ein großes Vertrauen. Aber es würde dem preußischen Landtage nicht vorzugeweise deshalb werden, weil er dem größten Staatskörper angehört, sondern deshalb, weil er allein zu den Leitern des Bundes in einem Rechtsverhältniß steht, in welchem Pflichten, Rechte und Verantwortung gesetzlich festgestellt sind, wie nur zwischen Angehörigen, zwischen Ministern und Volksvertretern eines und desselben Staates möglich ist. — So bieten sich der nationalen Partei zwei Wege. Sie kann volles Budgetrecht für den Reichstag, oder Ueberweisung des gesammten Budgetrechts an den preußischen Landtag durchzusetzen suchen. Was sie auch wählen möge, sie wird harten Kampf gegen eine Majorität zu führen haben, welche gegenwärtig ministerieller ist als die Regierung, und gegen eine Regierung, welche die Uhr in der Hand die Stunde bestimmt, bis zu welcher alle Bedenken abgethan sein müssen.

Der erlauchte Reichstag vermag den Preußen und Deutschen das tägliche Brod des preußischen Landtags nicht zu ersetzen. Aber der große politische Gedanke, welcher in seiner Schöpfung, noch unfertig und vielleicht den Urhebern selbst zur Ueberraschung sichtbar wird, ist der eines deutschen Herrenhauses. Allerdings nicht nach der verlebten englischen Schablone.

Digitized by Google

Zustände und Aussichten in Oestreich.

2.

Das Ministerium Beust und der Föderalismus der Czechen.

Der berüchtigte wiener Narrenthurm kommt wieder zu Ehren. Denn wo anders als dort könnte der tolle Wirrwarr der letzten Wochen ausgeheckt worden sein. Man recapitulire nur die jüngsten Ereignisse: Nach dem Septemberpatente liegt der Schwerpunkt in den Landtagen, diesen soll nach den ursprünglichen Intentionen des Staatsministers der Ausgleich mit den Ungarn vorgelegt werden. Die Furcht vor endloser Verschleppung der ohnehin viel zu lange verschobenen Angelegenheit führt zu dem Januarpatente, zur Schöpfung eines außerordentlichen Reichsrathes. Darüber ist man in den Regierungskreisen einig, daß der engere Reichsrath zur Behandlung der ungarischen Frage incompetent sei, der weitere unmöglich, weil seine Existenz schon an und für sich di ungarische Verfassung negirt. Herr v. Beust läßt durch dienstwillige Federn die Nachricht verbreiten, ihm vor allen sei die Einberufung des außerordentlichen Reichsrathes zu verdanken, sein staatsmännischer Blick hätte diesen glücklichen Ausweg gefunden. Die Deutschen protestiren und agitiren, setzen alle Hebel in Bewegung, um sich bei den Wahlen die Majorität zu sichern. Der Ausgang der letzteren entscheidet aber gegen sie. In Unteröstreich verlieren sie die Stimmen des Großgrundbesitzes, selbst Hasner und Tinti, die Führer der Centralistenpartei, unterliegen, in Böhmen ist das Verhältniß der Verfassungsfreunde zu den alliirten Czechen und Feudalen viel ungünstiger als früher, sie gebieten nur über 76 Stimmen gegen 164, nicht einmal die Handelskammern, sonst die sicherste Stütze der Deutschen und Centralisten, sind der czechischen Agitation unzugänglich geblieben; in Steiermark, der deutschen Kernprovinz, tauchen zur allgemeinen Ueberraschung siegreiche slawische Deputirte auf, in Krain gewinnen sie sogar die Majorität, auch in Galizien verlieren die centralistisch gesinnten Ruthenen zahlreiche Sitze, kurz die Regierungspolitik darf sich eines unerwarteten Erfolges rühmen: der außerordentliche Reichsrath erscheint gesichert. In diesem Augenblick wird er über Bord geworfen, Beust, der Inspirator des Januarpatentes, protestirt gegen das letztere, Belcredi, dessen Politik durch den Ausgang der Wahlen sich bewährt, wird entlassen, der durchgefallene Hasner als Ministercandidat genannt, den Deutschen und Centralisten die Aussicht auf Wiederherstellung ihrer Macht eröffnet.

Das verstehe, wer kann. Spielt dabei nicht eine mit der Virtuosität

Digitized by Google

Scribes eingefädelte persönliche Intrigue mit, so muß man sagen, daß entweder im Monat Januar oder im Monat Februar das wiener Ministerium den Verstand verloren hatte. Alles kann man von der jüngsten östreichischen Politik behaupten, nur nicht Folgerichtigkeit. Verblüfft sind auch alle Parteien und unklar, wohin die Komödie führen soll. Zugegeben, daß die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Ausgleichs mit Ungarn die neueste Schwenkung in der Verfassungspolitik hervorrief, war denn nicht eben dieselbe Ueberzeugung die Wurzel des Januarpatentes? Doch lassen wir diese unnützen Grübeleien, vielleicht bringen schon die nächsten Wochen wieder neue Ereignisse ebenso überraschender Natur wie es die plötzliche Rückkehr zum Februarsystem wenigstens für die westliche Reichshälfte ist.

Das letzte Ziel der Regierung ist nicht zweifelhaft. Sie will und sie muß in den deutsch-slawischen Erbländern ihre Macht so fest gründen, daß sie auf dieselbe gestützt den ungarischen Ansprüchen muthiger entgegentreten kann, sie wird hier die Verfassung so regeln, daß ihr wenigstens die Hälfte der Delegation, die über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten berathen soll, unbedingt ergeben bleibt, sie wird die Deutschen über den Verlust constitutioneller Freiheiten mit dem Hinweise auf die Wiederherstellung des Primates in Deutschland trösten — schon jetzt hoffen centralistische Blätter, daß Kaiser Napoleon das hohenlohesche Programm als Kriegsfall betrachten wird —, sie wird um den Preis, in der äußern Politik ungestört zu sein, den Ungarn große administrative Zugeständnisse machen. Welche Etappenstraßen aber dieses Ziel noch durchlaufen wird, wie viele Zwischendecorationen noch werden verbraucht werden, kann zur Stunde niemand, selbst Herr v. Beust und auch Deák nicht angeben. Auch das Andere steht fest, daß vorläufig die Slawen, vor wenigen Tagen noch der Regierung enge verbündet, die Oppositionspartei bilden werden. Wie oft haben sie schon diese Rolle gespielt, wie oft sind sie durch einen plötzlichen Scenenwechsel um den Siegespreis betrogen worden! Im Sommer und nach den Octobertagen 1848, dann wieder als das Octoberdiplom 1860 publicirt wurde, glaubten sie bereits das Ruder der Regierung in den Händen zu halten, um schon am nächsten Tage sich wieder in den Winkel gestellt zu sehen. Das Schicksal trifft sie nicht unverdient; sie haben alles gethan, um die Freunde der Bildung vor ihrem Siege zittern zu machen. Doch darf man nicht vergessen, daß sie an und für sich in der Oppositionsstellung gefährlicher sind, als wenn sie mit der Regierung gehen und daß sie im gegenwärtigen Augenblicke durch ihre Verbindung mit der feudalen und klerikalen Partei eine größere Bedeutung im Staatsleben besitzen, als in den frühern Zeiten. Sie werden freilich der Behauptung widersprechen, daß sie eine politische Wandlung erfahren haben, und nach ihrer löblichen Gewohnheit den Schreiber dieser Zeilen mit Schimpfworten überhäufen. Es ist ihr Stolz, daß sie angeblich einer Idee unverbrüchlich an-

Digitized by Google

hängen und seit neunzehn Jahren dem Föderalismus huldigen. Nichts desto weniger ist das Gegentheil wahr und wenn auch sie durch die folgenden Zeilen nicht bekehrt werden, so dürfen vielleicht andere Leute aus denselben Belehrung schöpfen.

Wie kam der östreichische Föderalismus in die Welt?

Vor dem Jahre 1848 war die Idee einer östreichischen Föderativverfassung absolut unbekannt. Erst während der Stürme jenes Jahres wurde sie geboren, ausgesprochen zuerst von den Radicalen ohne Unterschied der Nationalität, von Deutschen so gut wie von Slawen. Republikanische Staatsformen galten damals nicht allein als wünschenswerthe, sondern auch als erreichbare Ziele, nach der Schweiz, nach Nordamerika spähte begehrlich der politische Sinn, von dort glaubte man das Muster aller Verfassungen haben zu können. Die „Vereinigten Staaten von Oestreich" war in radicalen Kreisen eine gangbare Bezeichnung, bei welcher man sich das größte Maß von Freiheit verwirklicht dachte. Außer den Radicalen fanden sich auch in den zweisprachigen Provinzen einzelne gemäßigte Männer, welche der Föderativverfassung das Wort sprachen, weil sie in der Zurückführung der Regierungsgewalt aus dem Centrum in die Peripherie des staatlichen Kreises die Gewähr einer Neutralisirung der Nationalität, eine Besänftigung des Stammhaders zu finden glaubten. Sie waren gutmüthige Schwärmer, wer kann aber auf jene Tage zurückblicken, ohne von der Erinnerung, mitgeschwärmt zu haben, getroffen zu werden. Humanisirte doch der ideale Aufschwung der Gemüther 1848 sogar die verbitterten und wie alle zum Stillstande verurtheilten kleinen Volksstämme giftig neidischen, selbstsüchtigen Czechen. Sie hatten auf dem Slawencongreß nichts gegen die allgemeine Völkerverbrüderung auszusetzen, erglühten für einen großen slawischen Bund, neben welchem noch eine engere östreichische Föderation bestehen könne, dessen Einzelglieder ausschließlich einer Nationalität angehören dürfen.

Ein solcher Plan war abstract und unausführbar, jedenfalls enthielt er nichts, was als Bedrückung des einen oder andern Volksstammes hätte gedeutet werden können. Die Deutschöstreicher sprachen sich zwar in der Mehrheit nicht für die Föderation aus, aber nicht, weil sie eine Beschränkung ihres Volksthums von derselben fürchteten, als weil sie außerhalb Oestreichs, in Frankfurt suchten. — Unter den Slawen huldigten die Czechen dem Föderalismus am eifrigsten, nicht weil sie auf diese Weise eine Suprematie über die Deutschen zu erringen hofften, sondern weil sie auf keine andere Art ihre Eigenthümlichkeit zu bewahren im Stande waren. Dazu kam noch, daß ihr Führer, der sogenannte „Vater" Palazky, eine unpraktische, dem Geschäftsleben vollständig entfremdete Natur, ein Fleisch und Blut gewordenes Pergamentblatt, eine entschiedene Vorliebe für Programme und politische Pläne, aus der Vogelperspective aufgenommen, hegte, welcher das noch nebelhafte Föderativsystem vortreff-

Digitized by Google

lich entsprach. Er formulirte das letztere mit unermüdlichem Eifer, im Sommer und Winter 1848 und wiederholte sein Programm ein Jahr später. Selbstverständlich stand er auf einer revolutionären Basis und wollte von historischen Rechten, von einer Anerkennung des bestehenden Rechtsbodes nichts wissen. Hätte er nicht den Revolutionär herausgekehrt, so würden ihn seine eigenen Landsleute, wie die Stimmung war, verläugnet haben. Da Palazky gegenwärtig sowohl seine streng conservative Gesinnung, wie seine Consequenz zu betonen liebt, und seine Anhänger mit dem Titel: Abtrünnige, Volksverräther überaus freigebig sind, so ist es wohl gut, seinen föderalistischen Standpunkt vom Jahre 1848 mit seinen eigenen Worten zu charakterisiren.

Vor uns liegen die officiellen Protokolle des kremsierer Verfassungsausschusses, eine hoffentlich lautere, unverdächtige Quelle. In der Sitzung vom 23. Januar 1849 bemerken wir unter den Rednern auch Palazky, der, nachdem er gegen die Autonomie der Provinzen, wie sie in Oestreich thatsächlich bestehen, geeifert, folgende Sätze aussprach: „Es geht eine Kraft durch die Welt, man nennt sie den Weltgeist. In der historischen Entwicklung unserer Zeit taucht ein Princip auf, welches im vorigen Jahre in die Geschichte Oestreichs eintrat, es ist die Gleichberechtigung der Nationalitäten. Mit diesem Principe ist die Emancipation der Slawen und Walachen in Oestreich ausgesprochen. Wir müssen Oestreich so *construiren*, daß die Völker gern in Oestreich existiren, das sei die uns leitende Idee. Die verschiedenen hier geltend gemachten Ansprüche lassen sich dann befriedigen, wenn man der Geschichte und Ethnographie Rechnung trägt und einen Terminus der Convenienz findet, also national-historische Ländergruppen dann als kleinere nationale Einheiten der Reichskreise annimmt. Ich schlage folgende Ländergruppen vor: 1) deutsch-östreichische, 2) böhmische, 3) polnische, 4) illyrische, 5) italienische, 6) südslawische, 7) magyarische, 8) walachische Länder. Ich rechne zu der ersten Gruppe das Erzherzogthum Oestreich, Steiermark, Kärnthen, Salzburg, Deutschtirol, *Deutschböhmen*, *Deutschmähren* und *Schlesien*, zur zweiten Czechisch-Böhmen, Czechisch-Mähren und Schlesien, dann die Slowakei, zur dritten Galizien, Bukowina und ungarisch Ruthenien bis an die Karpathen, zum vierten Slawonien, slawisch Steiermark, slawisch Kärnthen, Krain und Litorale, zur fünften Wälschtirol, Lombardei und Venedig, zur sechsten Dalmatien, Kroatien, Slawonien, und Waiwodowien, zur siebenten das magyarische Ungarn und Siebenbürgen, zur achten die wallachischen Gebiete in Ungarn, Siebenbürgen und Bukowina. Ich *bin keineswegs gegen die Trennung Deutschböhmens und Czechiens*, wenn dies nur praktisch auszuführen wäre."

So sprach und votirte am 23. Januar 1849 Palazky und sein treuer Jünger, der dilettantisch gebildete Rieger wiederholte am nächsten Tage dasselbe Programm: „Ich finde die Eintheilung Oestreichs nach den bisherigen Pro-

Digitized by Google

vinzen nicht mehr zeitgemäß." Er hob hervor, daß Czechen und Ruthenen auch als Culturvölker selbständig existiren können. „Wir Czechen können heute eine famose Universität anlegen und alle Wissenschaften in unserer Sprache behandeln." Er sprach sich endlich für die Trennung Böhmens in ein deutsches und slawisches Gebiet aus. „Könnte man eine Abtrennung deutschen Gebietes von Böhmen glücklich zu Stande bringen, so würde ich es mit Freude aufnehmen, denn der slawische Böhme will nur selbständig sein, nicht erobern und andere Elemente unterdrücken; er hat es mehr als genug gefühlt, wie wehe es einem Volke thue, unterdrückt zu sein."

Am 23. December 1849 legte Palazky noch einmal sein Votum über die Föderativverfassung in einem Artikel der „Národni noviny" dar. Es weicht von seinen früheren Auslassungen nur in einem Punkte ab, daß er die Slowenen Steiermarks und Krains jetzt zur südslawischen Gruppe rechnet, nicht mehr acht, sondern sieben Ländergruppen von Nationalministerien verwaltet, forderte. Zehn Jahre ruhte sodann der Verfassungsstreit; mit der Einsicht, daß eine Revolution in Oestreich nicht zu erwarten sei, verlor die föderalistische, wesentlich revolutionäre Partei ihre Grundlage. Die Mehrzahl ihrer früheren Wortführer hielt den östreichischen Föderalismus für eine der Geschichte bereits verfallene Thatsache und ging, wenn sie noch praktische politische Interessen besaß, andere politische Verbindungen ein. Das Erstaunen war begreiflicherweise groß, als in den letzten Jahren wieder die Kunde durch die Blätter sich verbreitete, die Czechen hätten abermals die alte Fahne des Föderalismus aufgepflanzt. Wie ist das möglich, fragten sich die Kenner der früheren Parteiverhältnisse, da doch gleichzeitig Loyalität und conservative Gesinnung von den Czechen behauptet wird, sie jeden Gedanken an eine revolutionäre Agitation scharf von sich wiesen? Nur der Name wurde, weil er lockt und blendet, wieder hervorgeholt, die Sache ist ganz neu und durchaus nicht mit Palazkys Föderationsplänen vom Jahre 1848 zu verwechseln.

Die Czechen haben in den funfziger Jahren, die in jeder Hinsicht schlecht auf sie wirkten, Doppeltes eingesehen. Ihre angebliche selbständige Cultur kann sich nicht erhalten, wenn man der deutschen Bildung nicht den Eintritt in Böhmen gewaltsam wehrt. Sobald man dem eingebornen Böhmen die Gelegenheit giebt, deutsche und czechische Literatur zu vergleichen, wird er alsbald der letzteren den Rücken kehren. Wenn man Goethe und Schiller lesen gelernt hat, kann man Mikowec und Sabine nicht länger bewundern. Weiter aber fühlten sie, daß ihr unmittelbarer Anhang, Kleinbürger und Bauern, nicht ausreiche, um als politische Partei wirksam aufzutreten, sie schielten nach Ungarn hinüber, wo die Aristokratie und die Kirche zu den Hauptstützen der nationalen Partei gerechnet werden und fanden es zweckmäßig, ähnliche Bundesgenossen auch für sich zu gewinnen. Sie boten sich dem feudalen Adel und dem ultramon-

Digitized by Google

tanen Klerus Böhmens als Werkzeuge an unter der Bedingung, von diesen in der antideutschen Politik unterstützt zu werden. Sie sprachen jetzt auf einmal von unverjährbaren Rechten der Krone Böhmens, stützten ihre Ansprüche nicht auf die Gleichberechtigung und das nationale Rechtsprincip, sondern auf historische Privilegien. Von dem alten Föderalismus hatten sie nur die Lockerung der Centralgewalt angenommen, in allem Uebrigen haben sie sich von den früher proclamirten Grundsätzen losgesagt. Die Czechen von 1866 sind keine föderalistische, sondern eine feudal-separatistische Partei. Daß einzelne der früheren Föderalistenführer auch jetzt wieder an der Spitze dieser neuen Partei stehen, ändert nichts an der Sache. A. S.

Silhouetten aus dem tiroler Landtag.

Einzig in seiner Art, wie das tirolische Protestanten- und Gemeindegesetz, ist auch der Landtag, aus dem sie hervorgingen. Halb Fleisch, halb Fisch, halb Interessen- halb ständische Vertretung, schwankt er schon in seiner Grundlage zwischen jetzt und einst. Er besteht nach der Landesordnung vom 26. Februar 1861 aus den 3 Bischöfen von Salzburg, Trient und Brixen, dem Rector magnificus der innsbrucker Universität, der manchmal auch ein Jesuit ist, und vier von verschiedenen Aebten, Pröpsten, einem Erzpriester und dem Landescomthur des deutschen Ordens gewählten kirchlichen Würdenträgern, ferner den Nachfolgern der ehemaligen Adelsbank, wovon sich die jetzigen zehn Abgeordneten des adeligen großen Grundbesitzes nur dadurch unterscheiden, daß zur Wahlbefähigung und Wählbarkeit des tirolischen Adels nicht mehr die Eintragung in die ständische Matrikel, sondern lediglich die Entrichtung einer jährlichen Grundsteuer von 50 fl. erforderlich ist, aus 16 Abgeordneten der Städte, Märkte und Handelskammern, und 34 der übrigen Gemeinden d. i. der Bauern. An den Berathungen des ehemaligen offenen Landtages der alten Verfassung durften auch Aebtissinnen, das Damenstift zu Innsbruck und der Prior der Karthäuser zu Schnals, dann sämmtliche an die Pubertät gelangte Mitglieder einer in die Adelsmatrikel eingetragenen Familie theilnehmen, wovon man auf jenem von 1790 nicht weniger als 550 zählte; einige derselben lebten von Lakaiendiensten. Der große Ausschuß hatte 45, der engere, der sich seit 1728 jährlich versam-

Digitized by Google

melte, mit Inbegriff der Bischöfe und Domcapitel von Trient und Brixen 29 „Vokalen". Die erst nach der förmlichen Einführung der Stände mit Tirol vereinigten Städte und Gerichte mußten sich mit einer halben oder viertel Stimme begnügen, d. h. sie durften ihr Stimmrecht nur in jedem zweiten oder vierten Jahre ausüben. Nachdem unter Bayern diese alte ständische Verfassung durch die königliche Verordnung vom 1. Mai 1808 aufgehoben worden, Tirol aber im Jahre 1814 wieder an Oestreich gefallen war, verlieh ihm Kaiser Franz der Erste mit voller Anerkennung der vielfältigen Verdienste und patriotischen Gesinnungen seiner biedern Bewohner aus besonderer Gnade am 24. März 1816 eine neue, zwar mit den früheren 4 Ständen aber ohne ihre alten Rechte. Sie versammelten sich zu den bekannten Postulatenlandtagen von 1817—1848 alljährlich im Frühjahre und gaben durch ihren Knechtsinn und Jesuitismus ein leuchtendes Beispiel.

Aus der guten alten Zeit des 18. Jahrhunderts stammt auch der mit Fresken und Stuckarbeit im reinsten Rococo geschmückte Saal, in dem nun die vorerwähnten 68 Nachfolger der tiroler Stände tagen. Wie in andern derlei Versammlungen sitzt der Landeshauptmann an erhöhter Stelle, rechts von ihm der Regierungsvertreter und weiter hin der jeweilige Berichterstatter über einzelne Angelegenheiten, links die Secretäre, wozu Beamte des Landesausschusses verwendet werden. Diesen gegenüber steigen die Schreibbänke und Stühle der Volksvertreter im Halbkreise stufenweis hinter einander hinauf, nur in der Mitte durch einen engen Gang geschieden. Neben der Linken befinden sich längs der Wand bescheidene Plätze für die Zeitungsredacteure und rechts oben eine Fensternische für die Stenographen. Die den Zuhörern geöffnete Gallerie vertieft sich wie eine protestantische Emporkirche über dem Haupteingang.

Die vorderste Bankreihe ist ausschließlich den Geistlichen vorbehalten, zu beiden Seiten des Mittelganges nehmen die Fürstbischöfe von Brixen und Trient auf violettrothen Lehnstühlen Platz. Der erstere ist ein hochgewachsener breitschulteriger Mann von lebhafter Gesichtsfarbe, trägt sich etwas gebückt und erfreut sich eines klaren fließenden Vortrags, wenn dieser auch nicht immer von politischer Bildung zeugt. Sein Genosse im Hirtenamte, jener von Trient, ein Greis mit gebleichten Haaren, von kleinem schwächlichen Körperbau und gefälligen Umgangsformen, machte seine Schule bei der Nunciatur in München und gilt für einen erklärten Freund der Jesuiten, die er — wir erinnern an P. Francos Verhältniß zu dem bei Gelegenheit der Concilfeier erlassenen trienter Hirtenbrief — in seine Nähe zog und als Rathgeber und Stilisten benutzte. Im letzten Landtage ließ er sich nie vernehmen, stimmte aber in allen Wälschtirol berührenden Fragen mit seinen Landsleuten auf der Linken, während sein nächster Nachbar, der Prior von Gries, einst auch Abt von Muri, ein kleiner Mann, sich stramm zur Rechten hielt und durch einen grobkörnigen Schweizerdialekt an

Digitized by Google

sein Vorleben erinnerte. Der Exprieſter Stroſſo von Roveredo, der dritte nach links, bewährte ſich in ſeinen vorigen Landtagspredigten wenigſtens als guter Kanzelredner, verharrte aber diesmal hartnäckig beim Schweigen. Die übrigen Geiſtlichen zur Rechten ließen ebenfalls wenig von ſich hören.

Hinter der „Prälatenbank“ theilt ſich auch der tiroler Landtag mit Verzicht auf ſeine hiſtoriſchen Erinnerungen und Privilegien in Rechts und Links. Die Rechte zählte in der letzten Seſſion mit Inbegriff der Geiſtlichen 32 Mitglieder, wovon der ſtumme Schweif mit unerſchütterlicher Glaubenstreue zur ſchwarzen Fahne ſchwur. Am öfteſten ſprach ihr Chorführer Joſeph Greuter, Abgeordneter der Landgemeinden Landeck, Ried und Nauders, auch Religionslehrer am innsbrucker Gymnaſium und Redacteur der obſcuren „Tiroler Stimmen“, denen von den Liberalen Innsbrucks eine unverdiente Aufmerkſamkeit gewidmet wird. Er erhebt ſich nie über den Standpunkt eines redſeligen, polternden und ſchalen Kapuziners, was ihm den Scheltnamen „Phraſenſepp“ zuzog. Finſter und grollend blickt er in die Welt hinein, und was er Witz nennt, erntet nur den Beifall der Bierhalle. Durch gewählteren Umgang geſchult, ſpricht einer der beiden Vertreter des Zillerthals, Dr. Andreas v. Gredler, der ehemalige wiener Advocat, nun Verwaltungsrath der privilegirten öſtreichiſchen Creditanſtalt für Handel und Gewerbe. Seine Jugenderinnerungen und noch mehr die jetzigen Verbindungen, überdies die Stellung ſeines Sohnes als Jägerhauptmann beherrſchen ſeine politiſche Haltung. An ſeiner Seite thront der gewichtige k. k. Oberſtaatsanwalt Dr. Haßlwanter. Eine ſtattliche Figur, dickleibig und ſtämmig, mit einem vollen Geſichte, wie weiland der Vater der Landsknechte Georg von Frundsberg. Durch das tiefgefühlte Bewußtſein der Inſpiration von oben und des Schutzes der in Tirol Allvermögenden gehoben, gerirt er ſich als Obmann der Rechten. Sein Wort gilt als das letzte und entſcheidende, wenn auch der fahle, lendenlahme und langgeſtreckte Freiherr Ignaz v. Giovanelli ihm oft genug den Vorrang im Stocktirolerthum ſtreitig macht. Dieſer iſt nach außen und innen ein Jeſuit vom Wirbel bis zur Zehe. Ultramontan, feudal, abſolutiſtiſch, ein echter Sohn ſeines Vaters, der die akatholiſchen Zillerthaler vertreiben und die Loyoliten berufen half, iſt er päpſtlicher als der Papſt und kaiſerlicher als der Kaiſer. Obwohl unermüdet im Schimpf über das „halbgebildete Schreibergeſindel, das aus den Zeitungen politiſche Weisheit ſchöpft“, holt er die ſeine doch nur aus dem Leibjournal der czechiſchen Mäkler, dem „Vaterland“ und reicht trotz allen Dünkels mit ſeiner Kenntniß nicht eine Hand hoch über den Criminalcodex.

Leider ſtehen auch einige Herren auf der Linken ſolchen Anſchauungen nicht allzufern, namentlich die Wälſchtiroler. Da begegnen wir gleich hinter den Geiſtlichen dem k. k. Kreisgerichtspräſidenten von Trient Mathias Freiherrn v. Creſſeri, einem Manne, der früher in der Glaubensfrage mit den Ketzer-

Digitized by Google

richtern stimmte und sein kindliches Vertrauen auf den Hirten der trienter Schäflein auch diesmal zu erkennen gab. Er fürchtet die abschüssigen Wege der Liberalen und sucht voll diplomatischer Klugheit seine Freunde sowohl links als rechts. Sanft, ruhig, und meist kaum vernehmlich fließt seine Rede dahin, gleich dem murmelnden Bach, der plaudert, was sich der Wald erzählt und was da zirpt unten im Gebüsche und zwitschert oben auf den Wipfeln. Nicht weit von ihm sitzt der k. k. Statthaltereirath Ritter v. Sartori, der sich die peinliche Aufgabe stellte, die väterlichen Absichten der Regierung mit ebenso vieler Wärme als die loyale Haltung der Welschtiroler mit alleiniger Ausnahme einer „kleinen, sehr kleinen Revolutionspartei" zu vertheidigen. Man sollte ihn nach Trient senden, um dort die Dinge in noch rosigerem Lichte zu sehen. Noch gutmüthiger und jedenfalls ohne Hehl und Hintergedanken scheint uns der Vertreter der innsbrucker Handelskammer, der k. k. Oberlandesgerichtsrath Dr. Leonardi. Wenn er auch tiefe Verehrung vor dem Jesuiten P. Roh an den Tag legte, dürfte dies mehr seinem Bildungsgange und dem Mangel an tieferen Studien, wozu ihm seine Acten nicht Zeit ließen, als seinem durchaus ehrenwerthen Charakter zur Last fallen.

Von den deutschen Liberalen ist zunächst Freiherr v. Ingram zu nennen. Er saß vier Jahre hindurch im österreichischen Reichsrath und machte den meisten Mitgliedern des Hauses gegenüber den wohlthätigen Eindruck, daß er eines freiern Ausblicks über die Landesgrenzen fähig war. Nicht ohne treffende Sarkasmen spricht Dr. Blaas, einer der beiden Abgeordneten der Landeshauptstadt, doch wäre ihm zu wünschen, daß er auch seinem Vortrag mehr Nachdruck verliehe. Dasselbe möchten wir dem Rector magnificus der innsbrucker Universität, Dr. Geyer bemerken, der, ein wahrer Gegenfüßler seines Vorgängers, des Jesuiten Wenig, selbst das Concordat zu tadeln sich erkühnte. Als Obmann der liberalen Tafelrunde trat Dr. v. Grebmer, Bürgermeister von Bruneck, auf, ein Mann der selbstbewußten Ruhe und schlagenden Entgegnung, bei dem die hirnverbrannten Heißsporne der Rechten Schule machen könnten. Zur Ergänzung des Bildes erwähnen wir noch Dr. Pfretzschner, eine hohe, stämmige Gestalt von echt bojoarischer Abkunft, die eigentliche Seele der Opposition, wenn er auch seine Meinung von den unvermeidlichen Ereignissen der nächsten Zeit nicht öffentlich aussprach, und den erst in der jüngsten Session hinzugetretenen Dr. Streiter, Bürgermeister von Bozen.

Der schon vor Eröffnung des letzten Landtags von den Ultramontanen gehegte Plan bezweckte eine offene Erklärung zu Gunsten der Sistirungspolitik, als Anfang der Rückkehr zum Absolutismus. Aehnliches lag den tiroler Reactionären schon beim Beginn der vorletzten Session im Sinne, am Ende der ersten Landtagsperiode schien aber die Aufstellung ihres Ergebnisses um so mehr geboten, als der Föderalismus auch im Geheimbuche des Ministeriums Beust-

Digitized by Google

Belcredi stand. Die Komödie in Wälschtirol für den Anschluß an Italien lieh die willkommene Handhabe.

Um die dortige Sachlage zu begreifen, ist vor allem zu erwähnen, daß sich Oestreich selbst in vormärzlicher Zeit die Schlangen groß zog. Die schwarzroth-goldene Fahne galt als revolutionär, deutsches Wissen war der Censur verfallen, die Verwälschung willkommen, weil man in Rom und seinen Jesuiten die festeste Stütze des Reiches sah. Die Schüler der Bildungsanstalten in Trient wurden sorgsam gewarnt vor dem erschrecklichen Systeme Kants, im Norden thronte nur die Irrlehre, dagegen war es ihnen gestattet sich am Tyrannenhasse Alfieris und seiner Epigonen zu begeistern, für sie gab es nur eine wälsche Literatur, denn auch ihre Lehrer kannten keine andere und waren fast ausnahmslos Geistliche. Die Folgen davon zeigten sich gleich bei der ersten Gelegenheit. Im frankfurter Parlamente begehrten die Wälschtiroler nur die Ausscheidung ihrer Heimath aus Deutschland, und so oft es sich selber um die Theilnahme am tiroler Landtag handelte, erhoben sie sich mit leidenschaftlicher Opposition, blos ein paar Thäler bielten noch zu Deutschtirol. Gute Freunde und Landsleute in Wien erwirkten anfangs der fünfziger Jahre die Errichtung eigener zweiter Instanzen für administrative und justizielle Angelegenheiten in Trient, dies schien aber noch viel zu wenig: man wollte ein abgesondertes Kronland. Kurz nachher setzten die Ukase vom 31. December 1851 dem allen ein Ziel, und als endlich auch der bachsche Absolutismus der Februarverfassung weichen mußte, klagte man noch über diese und berief sich auf das Beispiel Vorarlbergs, dem freilich nur zur Ausscheidung allzufreier Elemente aus dem frommen Tirol ein eigener Landtag vergönnt war. Schritt für Schritt wollte man sich loswinden vom unerträglichen Joche der Deutschen, durch unausgesetzten Widerstand zeigen, daß Wälschtirol der großen Mutter Italia angehöre und das Band mit Oestreich zerrissen habe. Mitten im Frieden, tollkühn und hoffnungslos trat der Versuch eines Putsches auf, dem man selbst jenseits des Mincio wenigstens anscheinend die Hilfe versagte, und zur Zeit der Concilfeier wurden Petarden eingeschmuggelt, deren Schrecken nur die mit brennenden Lunten durch Trient geführten Kanonen abwandten. Diesen Thatsachen und der Furcht vor ähnlichen, welche die in der Bischofsstadt eingesetzte höhere Polizeibehörde bewies, bielten nun dynastische Wohldiener die freiwillige Stellung zur Landesvertheidigung am Ende des letzten Krieges und die kurz nachher aufgetauchten Loyalitätsadressen einzelner Gemeinden entgegen. Wie viel an der ersteren das lockende Handgeld, an letzterer aber der unermüdliche Eifer des Polizeichefs Antheil hatten, zeigte schon ein früherer Aufsatz dieser Blätter,*) und wenn nun beide von den Ultramontanen als Beweis angeführt werden, daß die Bevölkerung Wälschtirols nur

*) S. „Der Krieg in Tirol" im 42. Hefte der „Grenzboten" von 1866.

Digitized by Google

von einer „kleinen" Partei terrorisirt wird, erscheint dies nur als ein Mittel zu anderen Zwecken. Am 12. November vorigen Jahres erließ das Nationalcomité in Trient einen Aufruf an die Bevölkerung des alten Fürstenthums, worin es gestützt auf das Versprechen von erlauchten Lippen die baldige Vereinigung mit dem Königreich Italien verheißt und zur würdigen Haltung nationalen Widerstands ermuntert. Ihm folgte am 18. December vorigen Jahres ein zweiter, der die Behauptung, als bestände das Comité nur aus Flüchtlingen im Auslande, Lügen straft, und den Trientern Muth zuruft. Diese Brandzettel befinden sich in aller Händen, jedermann kennt ihre Urheber, aber weder die Staatsanwaltschaft noch ein Gericht wagt sie anzutasten; Klugheit und stilles Einverständniß der ganzen Bevölkerung schützen sie vor Verfolgung.

Wie leuchtend mußte sich nicht die reine Flamme ultramontaner Loyalität abheben von dem nächtlichen Schatten des Abfalls, der auf Wälschtirol lastete? Kaum war der Landtag am 19. November vorigen Jahres eröffnet, als schon am folgenden Tage von mehren hauptsächlich der klerikal-feudalen Partei angehörigen Abgeordneten eine Interpellation an die Regierung eingebracht wurde, ob die Gerüchte von der Abtretung Wälschtirols an Italien begründet seien, und wo nicht, ob sie entschlossen sei, der dortigen Agitation mit allem Nachdruck entgegenzutreten. Neuen Anlaß sich gegen „die herrschende Partei in Südtirol" auszulassen gab in der nächsten Sitzung vom 24. November ein Antrag des Landesausschusses, wornach die schon seit Jahren verschleppte Verhandlung über die Abänderung der Landes- und Landtagswahlordnung zu Gunsten der Wälschtiroler auch noch weiter vertagt werden sollte. Der innsbrucker Religionsprofessor Greuter, der sich bei dieser Frage in der vorletzten Session auf die Seite der Wälschen gestellt, erklärte sich nun mit einem Male gegen sie, und betonte ihre hochverrätherische Gesinnung: „denn die letzte Wahl," meinte er, „habe bewiesen, daß die Herren nicht für Innsbruck, ja nicht einmal für Trient wählen wollten, sie wollten für Florenz und Rom wählen, was ihre politische Gesinnung so gut charakterisirt als ihre katholische." Die Regierung sollte sich nur dazu hergeben, die Signori wieder päpstlich zu machen, etwa wie weiland Erzherzog Ferdinand, der zartfühlende Gemahl jener Philippine Welser, der die protestantischen Unterinnthaler mit ausgesuchten Folterqualen heimsuchte. Trotzdem daß selbst der Bischof von Trient und Erzpriester Strosio gegen die verbissenen Ultras stimmten, ergab sich doch eine Majorität von 23 gegen 22 für ihren Antrag auf Uebergang zur Tagesordnung. Der Groll gegen die der weltlichen Macht des Papstes Abtrünnigen steigerte sich aber im Ketzerrichter Giovanelli zur wahren Wuth, als ihm Tags nachher der Aufruf des trienter Nationalcomités vom 12. November zukam. Ein boshafter Schalk, der wußte, daß man ihm nur das rothe Tuch vors Auge halten durfte,

Digitized by Google

um seinen Naturtrieb zu entfesseln, hatte es ihm aus Roveredo zugesandt. Zitternd vor Fiebergluth forderte er in der Sitzung vom 26. November gleich nach Verlesung des Einlaufs das Wort zur Einbringung eines Dringlichkeitsantrags, und als ihm dieser vorerst schriftlich vom Landeshauptmann abgeheischt wurde, hörte er gar nicht darauf, sondern versuchte sofort zu sprechen. Erst auf die Unterbrechung durch den Vorsitzenden überreichte er seinen Antrag, welcher Niedersetzung eines Comités verlangte, das opportune Mittel zum Schutz der Einheit und Eigenthümlichkeit des Landes berathen solle. Er meinte damit nichts Geringeres als die Verhängung des Belagerungszustandes. Die Motive kamen auf eine Herausforderung der Geistlichkeit hinaus, die durch den Aufruf besudelt sei, und auf eine Mahnung an die Regierungsorgane, die „für die Kraft des Kaiserhauses einzustehen haben". Offenbar waren diese dem staatsklugen Freiherrn in der Reaction noch immer nicht weit genug gegangen, denn er ließ ihnen von den Herren des Nationalcomités „Schwäche, Halbheit, Feigheit, Charakterlosigkeit, Gesinnungslosigkeit" vorwerfen, während sie sich vielmehr über die „schreckliche Geißel der Fremdherrschaft" und „die schlechten Künste einer verkehrten jesuitischen Secte" beschwerten. Diesen Kunstgriff wiederholte er auch in der nächsten Sitzung, denn seinen Angaben nach war die Regierung selbst bei den Gutgesinnten in Südtirol Ziel des Spottes, weil „sie das nicht wisse, was auf den Dächern erzählt wird".

An der Debatte, die am 26. November über den giovanellischen Antrag statthatte, betheiligten sich nur Wälschtiroler. Alles galt ihnen nur als toller Spuk einer kleinen Partei, der Kern, ja die große Masse der Bevölkerung sei blos nicht für die „strenge Union mit Innsbruck", gleichwohl aber entschieden schwarzgelb gesinnt. Selbstverständlich kehrten sich die Hartköpfe auf der Rechten weniger um die politische Rechenkunst als ihre Parole, die Aufstellung des conservativen Wohlfahrtsausschusses wurde von der Mehrheit angenommen und ausgeführt.

Von liberaler Seite wurden nun verschiedene Anträge eingebracht, die im Gegensatze zu den Verehrern des östreichischen Corporalstocks die Hebung des materiellen Wohlstands in Wälschtirol und die Verbindung seiner Interessen mit denen der deutschen Länder bezweckten. Man drang auf die Herstellung einer Eisenbahn von Villach nach Brixen, die auch sogleich vom k. k. Handelsministerium zugesichert wurde, und einer ferneren von Innsbruck über den Arlberg nach Bregenz, da beide den Transit der Güter aus dem Orient nach dem Westen durch Tirol vermitteln sollten, auf die Einleitung von Zollerleichterungen für Ausfuhr von Getreide und anderen Objecten des täglichen Bedarfs aus Italien und Einfuhr lebendes Viehes dahin, endlich Herabminderung des Einfuhrzolles für den Wein in die Staaten des deutschen Zollvereins, die auch grade jetzt mit Preußen in Wien berathen werden sollten. Die Ultramontanen

Digitized by Google

gingen auf alle diese Anträge ein, nur die auch zu Gunsten Wälschtirols vorgeschlagene Beschickung der pariser Ausstellung wollte ihnen nicht behagen, da es doch gar zu abnorm schien, der besseren Ausbildung im Lande Bahn zu brechen. Das Siebenercomité konnte zu keinem Beschlusse kommen, weil dessen Obmann, der k. k. Oberstaatsanwalt Dr. Haßlwanter, wegen des projectirten Belagerungszustandes in Wälschtirol vorerst in Wien anfrug. Die Antwort lautete ablehnend, die Machthaber hielten auch schon den Vorschlag von derlei Maßregeln für einen Eingriff in die Executive. Im Grunde verschlug es wenig, wenn auch das hochnothpeinliche Rüstzeug versagt war. Die wälschtirolische Frage galt ja nur als Vorwand, um wieder die Herzenswünsche der Alttiroler auszugießen, jenes Gluthverlangen nach der Glaubenseinheit und die Sehnsucht nach der Zwingburg des Feudalismus. Die Mittel zur Wahrung der Einheit und Eigenthümlichkeit des Landes blieben nach wie vor die Hauptsache. Der tirolische Großinquisitor Giovanelli ließ sich daher von seinen Geistesverwandten im Ausschusse die Abfassung einer Adresse an den Kaiser auftragen und gönnte dem Freiherrn v. Cresseri den harmlosen Wahn, jene gefürchteten Gewaltmaßregeln durch die Drohung vereitelt zu haben, daß bei ihrer Anregung der hochwürdigste Fürstbischof von Trient an der Spitze aller Wälschtiroler aus dem Landtage scheiden würde.

Erst nach Zusage günstiger Aufnahme der allerunterthänigsten Bitten des treuen tiroler Landtags wurde das geistlose Machwerk der Adresse am 17. December mit eingebracht und an die Abgeordneten vertheilt; zwei Tage nachher stand die Verhandlung darüber schon auf der Tagesordnung. Außer einigen servilen Phrasen enthielt es zunächst das demüthige Ansuchen, der Kaiser wolle persönlich erklären: „daß die gefürstete Grafschaft Tirol in ihrem gegenwärtigen Bestande in ihrer vollen Integrität für immer ungetheilt erhalten bleibe." Daran reihte sich die fernere um Wahrung der „Eigenthümlichkeiten" des Landes, wozu in erster Reihe „der fromme Glaube, die reine Sitte der Väter und die Wehrkraft des Volkes" gehörten. Auf diesen beruhe „wesentlich der alttirolische Geist". In diesem Stile ging es weiter. Sämmtliche Mitglieder der Linken, mit alleiniger Ausnahme des Freiherrn v. Cresseri, waren empört über diesen jesuitischen Fallstrick, der sie der Glaubenseinheit und Sistirungspolitik überliefern sollte. Siebzehn davon erklärten vor der Abstimmung den Saal zu verlassen und eher ihr Mandat niederzulegen als zur Beschlußfassung, die bei dem numerischen Uebergewicht der Ultramontanen keinem Zweifel unterlag, mitzuwirken. Nach dem Gesetze stand ihnen frei, sich der Abstimmung zu entziehen, und da zum giltigen Beschlusse nach § 38 der Landesordnung die Anwesenheit von wenigstens 35 Abgeordneten nothwendig und nur deren 52 zugegen waren, war durch den Abgang der 17 der thatsächliche Beweis hergestellt, daß der Rest nicht, wie die Ultramontanen prahlten, die Mehrheit ver-

Digitized by Google

trat. Jetzt war es an den Liberalen, von ihrem Muthe und ihrer Gesinnungstreue Zeugniß zu geben.

Bei der Verhandlung zeigte Giovanellis breiter und dunkler Vortrag schon wesentliche Abkühlung. Der Executive ins Handwerk zu pfuschen, sei nicht die Meinung, die Adresse selbst besprach der verschämte Junker gar nicht, desto geschwätziger ließ er sich über die ihr angehängten acht Anträge vernehmen, und lobte im Auftrage des Comités sogar die Begütigungsvorschläge seiner friedfertigen Gegner. — Unmittelbar nachher sprach Cresseri, der nichts loyaler fand als die Gesinnung seiner Landsleute, nichts erklärlicher als ihre Mißstimmung über manche vorausgegangene Fehlgriffe, und nur „aus der rücksichtslosen Amalgamirung heterogener Elemente" die Unzufriedenheit Wälschtirols ableitete. Schließlich begrüßt er mit größter Freude die Anträge des Comités als „den ersten Schritt zur wünschenswerthen Eintracht".

Von den Liberalen sprach gegen die Adresse zuerst Freiherr v. Ingram, der sie als überflüssig erklärte, sofort aber auf die Zwecke der Sistirungspolitik eintrat. Sie lasse die Landtage nur deshalb fortbestehen, weil sie dem centralen Absolutismus unschädlich sind. Die allgemeinen Angelegenheiten seien die wichtigsten, diese könne man aber unter keiner Bedingung den Landtagen überweisen, daher vermöchten nur Anhänger des Absolutismus ein Patent anzupreisen, das die Reichsverfassung zertrümmere. Ihm folgte Dr. Blaas, der die Thatsache der wirklichen Desorganisation des Reiches durch das Septemberpatent noch weiter ausführte. Es käme ihm vor, als hörte er an einem Sarge hämmern, die Auflösung Oestreichs sei auf föderalistischem Wege unvermeidlich. Wer wegen des Widerstandes der Ungarn an der Theorie der Rechtsfiction halte, müsse dies auch für Wälschtirol gelten lassen, und demzufolge wäre auch der Landtag nur eine Fiction. Conservativ sei nur das Festhalten an der gegebenen Verfassung, das Gegentheil destructiv. In demselben Sinne sprach Karl v. Riccabona, ein Wälschtiroler. Man suche vergeblich den Grundcharakter der Adresse zu verbergen, der nichts Anderes sei als Berufung auf die Sistirungspolitik.

Nun erhob sich der innsbrucker Religionslehrer Greuter und behauptete, das Manifest vom 20. September 1865 meine es gar nicht so schlimm, als man ihm nachsage. Es enthalte ja die Zusicherung einer verfassungemäßigen Rechtsgestaltung durch die Mitwirkung der Völker, dies sei nicht der Weg zum Absolutismus. Zu letzterem neige sich vielmehr das Februarstatut „mit seinem ungeheuren Loche des § 13, das so groß ist, daß der ganze Apparat einer absolutistischen Legislative mit grobem und auch mit kleinem Kaliber hindurchziehen kann". Das Februarpatent habe die Landtage „in die miserable Stellung von Krankenwärtern und Spitalaufsehern gebracht, welche die Aufgabe haben, daß sie bei den Leiden ihres Volkes eben diesem Volke das wiener Tränklein löffelweise einzwängen". Seine bonmots reizten die Lachmuskeln

Digitized by Google

der bäuerlichen Abgeordneten, wie sein Vorbild Abraham a Santa Clara die des ebenso feingebildeten Hofadels.

Um so größeren Anstoß gab Rector Geyers Rede: „Wir haben einen unfreien Staat und eine freie Kirche," meinte er, „wenn wir einen freien Staat hätten, würde ich auch für eine freie Kirche sein." Die Sistirung der Reichsvertretung bringe einen chaotischen Lärm von Völkerstimmen, worin sich jene am lautesten vernehmen ließen, welche am besten thäten, ganz zu schweigen. „Dagegen herrscht in den Regierungskanzleien Todtenstille. Man hört die Wanduhr picken, welche andeutet, wie schnell die Zeit in unserem Jahrhundert fortschreitet. Nur in einer Beziehung ist rastlose Thätigkeit, Tag und Nacht nämlich arbeitet die Staatsnotenpresse. Manchmal allerdings wird auch in den Regierungskanzleien sehr viel hin und hergeschrieben, zuletzt öffnet sich das Thor des Regierungspalastes und heraus strömt ein Schauer von Ordenszeichen hernieder auf das Volk. Es wäre gut, wenn der Notendruck uns befreite vom Steuerdrucke, unter dem das ganze Volk seufzt, und die goldenen Kreuze uns das Kreuz leichter machten, welches wir tragen."

Als Vorletzter in der Reihe der Liberalen suchte Dr. Streiter ihren Standpunkt durch einen Vergleich mit dem Programme der Ultramontanen klar zu machen. Diese wollten die Glaubenseinheit, die alten Stände und Postulatenlandtage, jene die Gewissensfreiheit, Ausbildung der Verfassung und Einheit des Reiches. „Was seit dem Sistirungsmanifeste zu Tage trat, ist Zerfahrenheit, Nationalitätenhader, Uneinigkeit. Noch ein solcher Krieg wie der letzte, noch eine solche Schlacht wie die bei Königsgrätz und die Monarchie geht aus ihren Fugen. Aufrichten kann sie nur eine Verfassung, die uns zu freien Bürgern eines freien Staates macht. Politische und religiöse Freiheit leiht uns die Kraft, welche aus dem Bewußtsein großer gemeinsamer Interessen entspringt." In einer Reihe solcher Sentenzen, deren Zusammenstellung wohl der Sprecher selbst nicht für eine Rede hielt, die aber das Echo dieses Saales verwundert wiedergab, leitete er die Schlußcadenz der Opposition ein, welche Dr. v. Gröbmer übernommen hatte und mit vollendetem Freimuth zur Wirkung brachte.

Zuletzt ergriff der Bischof Vincenz Gasser von Brixen noch das Wort, um das Siebenercomité gegen die Anschuldigung in Schutz zu nehmen, als habe es die Debatte über die sogenannte Sistirungspolitik herbeiführen wollen, „denn was hat diese mit der wälschtirolischen Frage zu thun?" Das klang wie ein reumüthiges Geständniß verfehlter Taktik. Dennoch folgte er der Opposition auf das Schlachtfeld. Das Manifest vom 20. September sei ein Act politischer Nothwendigkeit gewesen, nachdem der Staatsminister Schmerling mit der Erklärung: „Wir können warten", ohne es zu wollen, angedeutet, daß seine politische Weisheit auf die Neige gehe. Das Februarpatent sei keine einheimische, sondern eine exotische Pflanze, ein zarter Setzling der Staatsstreichsweisheit.

Digitized by Google

Am Ende hätte es doch nur zu einer Zweitheilung der Verfassung geführt, zu einer cisleithanischen und einer transleithanischen. Es war eben der Weg, den das Ministerium betreten hatte, jener Dualismus, von dem der hochwürdige Herr meinte, es liege ihm ein Hintergedanke zu Grunde, den er nicht weiter besprechen wolle, er habe den Zerfall Oestreichs zur Voraussetzung. Einen schlimmeren Dienst konnte er dem Ministerium Belcredi wohl kaum erweisen. Fast wie Satire klang es, als der Mann, der als Vertheidiger der Septemberpolitik aufgestanden war, sich mit den Worten wieder setzte: „Oestreich wird nicht zerfallen; . . . erwacht erst in den Völkern Europas die Sehnsucht nach dem Frieden wieder, der sich auf Religion und Recht gründet, dann wird und kann es nur Oestreich sein, welches Europa den Oelzweig bringt. Der Weg nach vorwärts konnte somit unmöglich betreten werden," fuhr er fort, „man beschloß daher den Weg nach rückwärts einzuschlagen, das ist die große That, die dem 20. September zu Grunde liegt." (Nun die Taube Belcredi ist zwar der Arche Noah Europas ohne Wiederkehr entflogen, aber wenn der heutige Zustand des Reiches jenem Vordersatze der bischöflichen Predigt entspricht, so hat er oder haben wir uns geirrt.)

Nachdem der Antrag des Landeshauptmanns auf Uebergang zur Tagesordnung am Widerstand der Ultramontanen gescheitert war, wurde die Exercierübung der Liberalen praktisch ausgeführt. Diesmal verließen 16 den Saal — Dr. Pfretzschner hatte sich gleich anfangs zurückgehalten —; am Nachmittag dasselbe Manöver. Dies veranlaßte den Landeshauptmann, auf den 20. früh andere Gegenstände zur Verhandlung anzusetzen. Da aber dem Vernehmen nach ein Antrag der Ultramontanen auf Fortsetzung der Adreßdebatte bevorstand, überreichten die Liberalen noch vor Beginn der Sitzung eine Erklärung, daß sie bei neuerlicher Anregung dieses Gegenstandes die Versammlung zum dritten Male durch ihr Austreten beschlußunfähig machen würden. Die wackern Hetzer ließen sich dadurch nicht abschrecken, denn kaum war die Tagesordnung verlesen, erhob sich Greuter und verlangte Namens seiner Genossen Fortsetzung der Adreßdebatte selbst auf die Gefahr hin, „daß ihr verfassungsmäßiges Recht hier sistirt werde". Der ganze ultramontane Schweif stimmte ihm bei, worauf die Liberalen, diesmal neunzehn an der Zahl, ihren Protestationsspaziergang wiederholten. Da mit den 31, die als Rumpf zurückblieben, keine Verhandlung möglich war, erklärte der Landeshauptmann die Sitzung und zugleich die Session für geschlossen. Bestürzt durch die letzten Vorgänge verzichtete er auf den Schlußvortrag und sprach nur den Wunsch aus, daß nach den fürchterlichen Stürmen des letzten Jahres wieder Tage des Friedens und der Ruhe folgen möchten. Auch dem gefühlvollen Fürstbischof von Brixen versagte die Stimme, von tiefstem Kummer überwältigt sank er in den Stuhl zurück und saß daselbst fast noch eine Stunde, nachdem sich alle übrigen lange schon entfernt hatten. —

Digitized by Google

So endete die erste sechsjährige Wahlperiode des tiroler Landtags mit diesem drastischen Beweise, daß der Fanatismus des ganzen Volkes der Alpen für ultramontane Finsterniß und Knechtung nur jesuitische Täuschung und Lüge ist. Das Ministerium Beust-Belcredi ordnete seither mit dem Patente vom 2. Januar d. J. „zur Ausgleichung widerstreitender Rechtsansprüche in Betreff der verfassungsmäßigen Institutionen des Reiches" eine außerordentliche Reichsrathsversammlung und behufs ihrer Beschickung Neuwahlen für die cisleithanischen Landtage an, die auf den 11. Februar berufen und vorerst auf die Wahlen zu diesem außerordentlichen Reichsrathe beschränkt sind, es wandte sich an den „opferwilligen" Sinn der Völker, von denen es erwartet, daß sie „durch starres Festhalten an einem formellen Gesichtspunkte nicht die Lösung der Aufgabe stören würden." Sie sollen also selbst die Hand an ihre verbrieften, vom Kaiser selbst verliehenen Rechte legen, und nach dem Muster der Patente vom 31. December 1851 die Bahn brechen zu ihrer Aufhebung. In Tirol unterliegt es keinem Zweifel, daß auch diesmal die Mehrzahl der Gewählten aus Söldlingen der schwarzen Partei bestehen wird, ja man hat sogar dafür gesorgt, daß sich Hilfstruppen aus Welschtirol einfinden. Was damit gewonnen, ist schwer zu sagen; unter dem Volke kann man hören, daß es lieber bei Bayern oder der Schweiz wäre, und es fehlt auch nicht an solchen, die in abenteuerlicher Analogie der bedrängten Salzburger des vorigen Jahrhunderts nach Preußen blicken. Können Sie im norddeutschen Großstaate sich bessere Verbündete wünschen, als die im Irrgarten des Absolutismus lustwandelnde Cavalierpolitik, welche uns jetzt die Geschicke zubereitet? —

Die Sage vom Mäusethurm.*)

Während das Rheinthal von Basel bis Bingen ein weites seeartiges Becken bildet, wandelt es von Bingen an plötzlich seinen Charakter: zwischen steilen Felsenwänden eingezwängt, die nur von engen Schluchten durchbrochen werden, bahnt sich der Fluß mühsam seinen Weg und es bleibt neben ihm kaum für

*) Vrgl. besonders Leibnitii annales imperii occid. III, 277; A. v. Gutschmid Kritik der polnischen Urgeschichte (Wien, 1856); Virgil Grohmann, Apollo Smintheus und die Bedeutung der Mäuse (Prag, 1862).

Digitized by Google

eine schmale Landstraße Platz übrig. Unterhalb Bingen folgt jenes berüchtigte Felsenriff, das binger Loch, bis in unser Jahrhundert eine unheimliche, Gefahr drohende Durchfahrt. Neben den vielen malerischen Bauten alter und neuer Zeit, die an den Rebenhügeln die Blicke des Reisenden bald auf die eine, bald auf die andre Seite des Ufers lenken, steigt mitten im Flusse auf einem Quarzfelsen wie eine Warte für den Schiffer an gefährlicher Stelle oberhalb der Stromschnelle des binger Loches ein wohlgefügter finsterer Thurm empor, dessen gewaltige Quadern seit Jahrhunderten den grünlichen Fluten wie dem stoßenden Eisgange trotzen. Durch seine Bauart auf das spätere Mittelalter hindeutend zierten ihn einst ein spitzes Dach und Eckthürmchen, wie den Giebichenstein bei Halle, aber seine alten Zinnen sind verfallen. Von diesem düsteren Bau, genannt der Mäusethurm, geht eine wunderbare Sage, die dem Fremden noch heute ebenso erzählt wird, wie es unseres Wissens schon vor 500 Jahren geschehen ist.

Zu Mainz regierte einst ein Erzbischof Hatto, ein sehr harter und geiziger Herr. Unter ihm brach eine schwere Theuerung aus, so daß die Menschen zu Hunden und Katzen ihre Zuflucht nahmen und doch viele Hungers starben. Als die Armen nun von weit und breit zu seinem bischöflichen Sitze zusammenströmten und um Brod schrien, da verhieß Hatto sie zu speisen, ließ sie alle in eine geräumige Scheune vor der Stadt eintreten und die Thüren zusperren. Dann legte er Feuer an und verbrannte erbarmungslos die Scheune mit den armen Leuten, daß sie sammt und sonders elendiglich darin umkamen. Bei ihrem Gewimmer rief der unmenschliche Bischof hohnlachend aus: Hört, hört, wie die Mäuse pfeifen! oder nach anderm Berichte: Es ist eben mit ihnen, als mit den Mäusen, die das Korn fressen und nirgend zu Nutze sind. Doch Gott der Herr ließ den Frevel nicht ungerochen. Nicht lange, so erhob sich aus den Flammen selbst eine gewaltige Schaar von Mäusen, die bei Tage und bei Nacht den Bischof von allen Seiten umringten und mit ihren Zähnen anfielen, daß sie ihm keine Ruhe ließen und er sich ihrer nirgend erwehren konnte. Endlich, da er sich keinen andern Schutz mehr wußte, ließ er bei Bingen mitten im Rhein einen festen Thurm erbauen, um dort vor ihnen sicher zu sein, aber durch die Fluten schwammen ihm die Bestien nach, an den Wänden stiegen sie empor, durch alle Fenster des Thurmes drangen sie auf ihn ein, bis er Gottes Urtheil erkennend unter ihren Bissen seinen Geist aufgab. — So lautet übereinstimmend die Erzählung: einige berichten noch, die Mäuse hätten zum Vorzeichen des Verderbens den Namen Hattos vertilgt, wo sie ihn fanden, namentlich an den Wänden, andre, er habe sich bei Betheuerungen die vermessene Redensart angewöhnt: Wenn das nicht wahr ist, sollen mich die Mäuse fressen, die endlich zur Wahrheit wurde.

Daß dieser Sage nicht ein wie auch immer entstelltes geschichtliches Ereigniß zu Grunde liegt, ist, wenn wir den unglaublichen Hergang selbst, die Zeitum-

Digitized by Google

stände und die Gewähr der Ueberlieferung ins Auge fassen, von vornherein klar und bedarf keiner weiteren Beweise. Die Geschichte kennt zwei mainzer Erzbischöfe des Namens Hatto, beide im zehnten Jahrhundert, von denen der erste seiner Zeit Reichsregent, im Volke als arglistiger Ränkeschmied einen sehr üblen Leumund hinterließ, so daß man nicht anders meinte, als der Teufel müsse seine Seele geholt haben. Nicht ihn, sondern den zweiten Hatto unter Otto dem Großen, scheint jedoch die Sage im Auge zu haben, von dessen nur zweijähriger Regierung durchaus nichts Nachtheiliges bekannt ist. Da somit ein geschichtlicher Grund für unsere Sage sich nicht recht ergeben wollte, die gleichwohl durch ihre Berühmtheit frühzeitig den Scharfsinn der Erklärer herausforderte, mußte man auf andre Auswege sinnen. Um von abgeschmackten Deutungsversuchen andrer Art zu schweigen, so lag es am nächsten, in dem Thurme selbst den Schlüssel der Geschichte zu suchen. Irgend eine ältere mißverstandene Benennung wie Mauththurm, d. i. Zollthurm, Mauerthurm oder dergleichen, konnte mit der Zeit in Mausthurm verdreht und daraus wiederum zur Erklärung dieses Namens die ganze wunderliche Historie entstanden sein. Vielleicht fand auch unter Hatto dem Zweiten in der That eine schwere Mißernte statt, etwa durch die Feldmäuse veranlaßt, wie sie im Mittelalter nur allzu häufig waren, das Weitere ergab sich dann leicht, zumal da die Sünden der hohen kirchlichen Würdenträger, namentlich ihr Geiz und ihre Habsucht, stets eine sehr beliebte Zielscheibe für den deutschen Volkswitz bildeten.

An sich würde gegen die Berechtigung einer solchen Deutung nicht viel einzuwenden sein, denn wie viele Geschichten sind nicht blos aus räthselhaften Bildern, Denkmälern oder Namen entsprungen und werden von Küstern, Alterthümlern und ähnlichen Leuten so lange weiter getragen, bis sie endlich schon durch ihr Alter ehrwürdig und glaubhaft erscheinen. Sofort aber erhebt sich ein Bedenken, wenn wir sehen, daß unser rheinischer Mäusethurm einen Doppelgänger hat. In der Provinz Posen hart auf der russischen Grenze liegt der Goplosee und an demselben das Städtchen Kruswice, jetzt einem Dorfe gleich, ehedem Hauptort von Cujavien und Bischofssitz. Dort werden noch heut auf einem Hügel am westlichen Ufer des Sees die Ruinen eines achteckigen Thurmes von sehr alterthümlicher Bauart gezeigt, der in der Gegend unter dem Namen des Mäusethurms bekannt ist und folgenden Ursprung hat. Ueber Polen herrschte einst vor etwa tausend Jahren König Popiel oder Pompilius, der noch unmündig auf den Thron gelangte, geleitet und unterstützt von den trefflichen Brüdern seines verstorbenen Vaters. Früh aber entartete er und allen Lüsten fröhnend vergalt er ihre Hingebung mit Haß und beschloß auf den Rath seines bösen Weibes sie alle aus dem Wege zu räumen. Zu diesem Zwecke stellte er sich sterbenskrank, berief die zwanzig Oheime zur Berathung über die Thronfolge zu sich und indem er seinen angeblichen Todestag vorausſagte, bat er sie wie

Digitized by Google

ein Sterbender, noch mit ihm das Todtenmahl zu feiern, das nach slawischer Sitte sonst bei dem Begräbniß stattzufinden pflegte. Da brach der ganze Hof, die Königin voran, in laute Wehklagen aus und so allgemein wurde der Jammer, daß selbst die Bildsäulen im Königssaale von Thränen strömten. Nachdem der sterbende König mit den Oheimen den prächtigen Leichenschmaus gefeiert und alles von Wein und Wehmuth trunken geworden, brachte er ihnen endlich in goldenem Becher den Abschiedstrunk dar. Während er nur zum Scheine daran nippte, leerten die Oheime wirklich das Gift, das die schlimme Königin hineingemischt und starben, da man sie betrunken wähnte, in der folgenden Nacht. Der Tyrann rechtfertigte seine Unthat nachträglich durch die verleumderische Anklage einer Verschwörung und weigerte ihren Leichen ein ehrliches Begräbniß, ja beim festlichen Gelage höhnte er sie noch durch die Worte: Die todten Mäuse beißen nicht. Da brach aus den unbeerdigten Leichen, welche er in den Goplosee hatte werfen lassen, plötzlich eine Menge von Mäusen hervor, die über Seen und Sümpfe, über Ströme, ja durch angezündete Holzhaufen den Missethäter so lange verfolgten, bis er mit seinem Weibe und seinen beiden Söhnen nur noch in einem festen Thurme Zuflucht zu finden wußte, um endlich dort ihren Bissen zu erliegen und aufgezehrt zu werden. — Diesem ausgeschmückten Berichte, der einen Verwandtenmord als Grund von Popiels Untergange anführt, ging ein älterer einfacherer voraus, der den König nur beschuldigt, die bei den Slawen besonders heilige Pflicht der Gastfreundschaft verletzt zu haben. Zwei überirdische Fremdlinge, die bei dem Feste der Haarbeschneidung seiner Söhne zu ihm eintreten wollten, wies er hart von seiner Schwelle. Da gingen sie zum Bauer Past, der sie freundlich aufnahm und bewirthete. Zum Danke prophezeiten sie ihm, daß sein Sohn Szemowith dereinst den Thron besteigen würde, wie es nach Popiels Fall in der That geschah. Bemerkenswerth ist, daß einer der polnischen Geschichtschreiber ein ähnliches Abenteuer wie von Popiel, von einem viel jüngeren fabelhaften Herzoge Miecislaw von Cujavien meldet. Auch er soll bei einem Gelage von den Mäusen überfallen worden sein, doch wird als Ursache berichtet, er habe die Wittwen und Waisen seines Landes ausgeplündert, ihre Kühe geschlachtet, ihre Habe eingezogen, um damit sich und seinen Genossen ein glänzendes Mahl zu bereiten, bei welchem ihn dann eben die Vergeltung ereilt. Wir dürfen aus diesen Abweichungen schließen, daß zwischen den Sagen von Hatto und Popiel ursprünglich noch größere Uebereinstimmung obwaltete, wie auch die älteste Aufzeichnung der letzteren den König ausdrücklich in einem hölzernen Thurme auf einer Insel enden läßt.

Ist es nun bei zwei von einander unabhängigen Mäusethürmen schon nicht mehr gut möglich, die Entstehung der Geschichte nur aus jenen räthselhaften Bauwerken zu erklären, so wird dies Ergebniß dadurch noch verstärkt, daß wir weitere Gestalten derselben Sage kennen lernen, die sich nicht an einen noch

Digitized by Google

vorhandenen Thurm anlehnen. Von dem Bischofe Widerold von Straßburg, der im Jahre 1000 starb, wird berichtet*), er habe die Verehrung nicht dulden wollen, welche den wunderthätigen Reliquien der heiligen Attala erwiesen wurde, weil zu diesen der Zudrang der Gläubigen und ihre Geschenke viel größer gewesen seien, als zu seinem Münster. Da habe er versucht die heiligen Gebeine zu rauben und, als ihm dies nicht gelungen, ingrimmig die Kanonissen aus dem St. Stephansstifte vertrieben, wo jene Reliquien sich befanden und ihre Güter an sich gerissen. Zur Strafe dieses Frevels erging es ihm ganz ähnlich wie Hatto: vor den verfolgenden Mäusen und Ratten flüchtete er in ein Schiff auf den Rhein und wurde hier von ihnen zernagt, indem er sterbend seine Schuld beichtete. Noch im sechzehnten Jahrhundert erblickte man im straßburger Münster das Bild eines Bischofs zu Schiffe, um welches Mäuse schwammen und in gleicher Umgebung das Bild der heiligen Gertrud. Eine ganz ähnliche Erzählung wie von Widerold ward über seinen Nachfolger Alewich in Umlauf gesetzt, der kaum zwei Jahre regierte. Den Mönchen von Ebersheim zürnend, weil sie sich eigenmächtig einen Abt gewählt, zog er die Güter und den Schatz dieses in seinem Sprengel gelegenen Klosters widerrechtlich ein. Dafür erschien ihm zuerst der heilige Mauricius mit der thebaischen Legion, dem das Stift geweiht war, im Schlafe und ließ ihm eine empfindliche körperliche Züchtigung angedeihen, dann nach Jahresfrist überfielen ihn garstige Mäuse von fremdartiger Gestalt und Farbe und fingen an ihn zu benagen. Da er sie auf keine Weise abwehren konnte, ließ er durch seine Diener das Lager, auf dem er ruhte, an vier Seilen in die Höhe ziehen, so daß es frei in der Luft schwebte, doch umsonst. Die Seile dienten den Bestien als Leiter, sie bereiteten ihm auch in der Höhe ein schreckliches Ende.

In der letzteren Gestalt kehrt die Sage in der Gegend von Köln, also abermals am Rheine wieder: ein Ritter, der sich Güter der Clemenskirche unrechtmäßig angeeignet, wurde im Jahre 1012 von den Mäusen verfolgt, so daß er weder mit dem Knittel, noch mit dem Schwerte etwas wider sie vermochte. In einer Kiste eingesargt ließ er sich daher mit einem Stricke an die Decke des Zimmers hängen und ward dennoch am andern Morgen von ihren Bissen todt gefunden. Noch verschiedenen anderen Personen wird von den Chronisten ein ähnliches Ende nacherzählt, so zumal einem Hofmanne und Gegner Kaiser Heinrichs des Vierten, dessen Fahrzeug die Mäuse mit ihren Zähnen leck machten, so daß seine Leute ihn nothgedrungen am Lande ihren Bissen preisgeben mußten, ferner dem dänischen Jarl Asbjörn, dem Anstifter eines Aufstandes, in welchem 1086 König Knud der Heilige fiel. Die schriftlichen Zeugnisse für diese Sagen reichen bis in den Anfang des eilften Jahrhunderts hinauf. Neben

*) Vrgl. Grandidier Oeuvres historiques inédites (Colmar, 1865) I, 77, 86; Panzer bayerische Sagen und Bräuche II, 189.

Digitized by Google

der schriftlichen Ueberlieferung aber ist auch die mündliche und zwar nicht blos am Rheine lebendig geblieben. So sollen die einst sehr angesehenen Freiherren von Güttingen im Thurgau, die drei große Schlösser am Bodensee besaßen, ihre hungernden Leibeigenen in derselben Weise verbrannt haben, wie Hatto und mit dem nämlichen Ausgange, doch findet hierbei der Unterschied statt, daß die von ihnen erbaute Burg zuletzt allmälig so tief in den See versinkt, daß man nur bei hellem Wetter die Trümmer auf dem Grunde erkennen kann. Die gleiche Strafe trifft ferner einen grausamen Ritter in Oberbayern, der sich in dem sogenannten Mausee ein Schloß baute und überdies noch seine Bettlade in eisernen Ketten darin aufhängen ließ. Auch im hirschberger Teiche in Böhmen kennt die Sage ein Mäuseschloß und nicht minder in einem kleinen See bei Holzöster im Innviertel. Bei dem letzteren läßt der hartherzige Graf die Armen im Thurme verhungern, statt sie zu verbrennen. Endlich haben wir noch eine Ueberlieferung aus Wales, die einen kranken Jüngling von Kröten statt von Mäusen verfolgt werden läßt, vor denen er auch auf einem hohen Baume keinen Schutz gewinnen kann und vielleicht gehört auch eine Geschichte aus der Gegend von Teplitz hierher, wonach ein Förster, der die Leute beraubt und sich mit seinem Raube auf einen Berg flüchtet, infolge der Verwünschung eines Mütterchens durch einen Mückenschwarm seinen Tod findet. Das Mückenthürmchen soll an dies Ereigniß erinnern.

Doch genug der Sagen, die durch ihre Einförmigkeit nur ermüden können. Ueberall finden wir bei aller Abweichung im Einzelnen den gleichen Ausgang: die Mäuse als Rächerinnen eines schweren Unrechts, das ein Mächtiger begangen, sei es nun ein König oder Bischof, Graf oder Ritter. Erinnert aber dieses seltsame Strafgericht Gottes, der grade die mächtigsten Frevler seinen ohnmächtigsten Geschöpfen wehrlos überliefert, nicht an das Ende jenes aus den Büchern der Makkabäer bekannten Syrerkönigs Antiochus Epiphanes, der als ein arger Verfolger der Gläubigen bei lebendigem Leibe von Würmern gefressen wurde? Die nämliche Todesart aber, die man sich als eine abscheuliche Krankheit ausmalte, sagte das Volk noch manchen anderen Tyrannen älterer und neuerer Zeit nach, wie z. B. dem Kaiser Arnolf. Wenn überhaupt bei einem plötzlichen, unter etwas dunkeln Umständen erfolgten Todesfalle die Menschen zu bedenklichen Muthmaßungen nur zu geneigt sind, so liebte es überdies die Geistlichkeit sehr, das Sterbebett eines Kirchenräubers oder sonst unbußfertigen Missethäters mit allen Schrecken der Hölle als Vorschmack der künftigen Pein zu umgeben. Warum sollten wir also nicht an Mönchsfabeln denken dürfen, zumal da auch im alten Testamente bereits die Feldmäuse als eine Landplage vorkommen, die Gott der Herr über die Philister verhängt, weil sie die jüdische Bundeslade geraubt. Gegen diese Auffassung gilt indessen, was wir oben schon gegen die Ableitung aus unverstandenen Denkmälern bemerkten: zulässig für

Digitized by Google

eine einzelne Sage solcher Art vermag sie nicht alle zugleich zu erklären. Ganz abgesehen davon, daß viele Züge unerklärt blieben, ist es denkbar, daß eine bloße Mönchsfabel durch mehr denn achthundert Jahre lebendig im Volke wurzelte und nicht blos an sehr verschiedenen Orten der deutschen Zunge sich fortpflanzte, sondern auch in Böhmen und Polen, in Dänemark und England, bei aller Mannigfaltigkeit der Ausführung doch nur von einer Anschauung beherrscht?

Die weite Verbreitung unserer Sage, auf welche ich soeben hinwies, bei Germanen wie bei Slaven deutet für ihren Ursprung auf jene graue Vorzeit zurück, da vor aller Geschichte Deutsche und Slaven, Griechen und Römer, Perser und Inder und alle die übrigen indogermanischen Völker, die Kinder einer Mutter, tief drinnen in Asien als friedliche Hirten bei einander saßen, dieselbe Sprache redeten und zu denselben Göttern beteten. Doch wie, wird man uns einwenden, wer darf an jene Urzeiten denken, da die Mäusethürme alle in geschichtlich wohlbekannte Umgebungen, in christliche Zustände gehören und — mit Ausnahme Popiels höchstens — an Personen mit bekanntem Namen sich knüpfen? Grade der Umstand, daß so ganz verschiedene Personen Träger der Sage sind, beweist, daß keine derselben der ursprüngliche Träger ist. Aus zahllosen Beispielen erkennen wir, wie Geschichten der Götter auf göttliche Helden übergingen, von denen einer durch den andern verdrängt wurde und wie in christlicher Zeit je nach ihrem Charakter bald Heilige, bald Teufel, bald auch einfache Hirten und Bauern die Stelle der Heidengötter einnehmen. So sind, um nur eines von jenen Beispielen anzuführen, die in den Berg entrückten kaiserlichen Helden, Karl der Große, Friedrich Barbarossa u. a., an die Stelle Wuotans selbst getreten, auf den die Raben als seine heiligen Vögel hinweisen. Mit den Völkern, mit den Zeiten verjüngen sich die aus der Urheimath mitgebrachten Göttersagen: losgerissen aus ihrem ursprünglichen Zusammenhange werden sie in immer neues Erdreich gesetzt und treiben neue Sprossen, während alte Zweige und Blätter verdorren und abfallen, aber der Stamm bleibt unverändert und weist für den Kundigen in die verdunkelte heidnische Kindheit des Volkes zurück.

Wenden wir diese allgemeinen Bemerkungen auf unseren Mäusethurm an, so liegt es am nächsten, nach der mythischen Bedeutung der Mäuse zu fragen, die ja offenbar das wesentlichste, überall wiederkehrende Element des ganzen Sagenkreises sind. Die Thiere spielten bei unseren Voraltern, wie in allen Mythologien eine sehr hervorragende Rolle, von der nur die Märchen und einzelne Züge des Aberglaubens noch spärliches Zeugniß ablegen. Mit den Thieren geht der natürliche Mensch fast wie mit seines Gleichen um, wie es noch heutzutage die Kinder thun, er empfindet die ungeheure Kluft zwischen der menschlichen Vernunft und dem thierischen Instincte wenig, weil auf dieser Stufe sich

Digitized by Google

beide noch viel näher kommen. Bald stehen ihm die Thiere als furchtbare Feinde gegenüber, an Kraft und Schnelligkeit, selbst an Klugheit dem Menschen überlegen, bald sind sie ihm liebe, vertraute Gesellen mit allen Vorzügen und Schwächen der Menschen, selbst mit menschlicher Rede begabt. Auf der rohesten Stufe können sogar Gottheiten thierische Gestalt annehmen oder bei weiter fortschreitender Entwickelung sind wenigstens gewisse heilige Thiere die ständigen Begleiter der Götter, nicht nur bei den alten Aegyptern, sondern ebenso bei den Indogermanen. Hiernach darf es uns nun weniger befremden, daß auch die Maus, gegenwärtig ein unnützes, verachtetes und verhaßtes Geschöpf, einst in viel höheren Ehren stand, ja daß sie ebenso wie die jetzt noch minder beliebte Schlange und die Kröte bei Deutschen und Slaven gradezu — als die sinnliche Gestalt der menschlichen Seele gefaßt wurde.

Die Trennung der Seele vom Körper, diesen räthselhaften Vorgang, konnte sich die kindliche Phantasie nur sinnlich vorstellen: wenn ein Mensch starb, öffnete man wohl das Fenster, damit die Seele, die als ein kleiner Vogel dem Munde des Sterbenden entflog, freien Ausweg finde, um in die Luftregion zurückzukehren, aus der sie einst herabgekommen. So erschien auf der Leiche des heiligen Wigbert dreimal nach einander ein wunderschöner Vogel, der nie wieder gesehen ward: die Seele des Heiligen, die durch ihren Glanz von der Reinheit seines Wandels zeugte. Gern stellte man sich die Seelen der verstorbenen Frommen als schneeweiße Tauben vor. Aehnlich ist die Anschauung, auf die ich zuvor hindeutete. Wie Maus und Schlange in finsterer Höhle hausen, bei hellem Tage ungesehen, so wohnt die Seele tief in der Höhle des Körpers und wie jene Thiere bei Nacht hervorschlüpfen und sich auf die Wanderung begeben, so verläßt zur Nachtzeit im Traume die Seele den schlafenden Körper und schweift ungebunden in fernen Regionen umher. Man erzählte Geschichten, wie man bisweilen ein solches Thierchen aus dem geöffneten Munde eines Schläfers habe hervorkommen sehen, das man auf seinem Wege nicht stören dürfe, denn werde es an der Rückkehr gehindert, so bleibe die Seele vom Leibe getrennt und unvermeidlich trete der Tod ein. Selbst Heilungen von Krankheiten sollten in der Weise erfolgt sein, daß die Seele in Thiergestalt außerhalb ihres Körpers ein Bad nahm und dann wieder heimkehrte. Auch die abgeschiedenen Seelen, die als Elben oder Wichte, als Geister durch die Lüfte zogen, dachte man sich demnach als Mäuse: je nachdem sie schwarz oder weiß, böse oder gut waren, brachten sie den Lebenden, denen sie erschienen, entweder Unheil und Verderben oder Glück und Segen.

Diese Voraussetzungen zeigen uns unseren Mäusetburm nun in einem völlig neuen Lichte und lassen einen tieferen Sinn darin ahnen. Nach der Hattosage kommen die feindlichen Mäuse aus den Flammen, in denen die armen Leute verbrannt sind, nach der Popielsage geben sie unmittelbar aus den un-

Digitized by Google

bestatteten Leibern der ermordeten Oheime hervor: nichts Anderes also sind sie als deren Seelen, die an dem Mörder die Blutrache vollstrecken wollen und zwar in seiner Sünden Fülle, da er eben beim Gelage schwelgt. Nur den Schuldigen fallen sie unerbittlich an, alle anderen, die ihn umgeben, bleiben verschont; nach einer Erzählung treten sie sogar unsichtbar auf, um ihre geistige Natur recht kenntlich zu machen. Sie erscheinen in dem Augenblicke, da der der Unthat hinzugefügte Hohn gleichsam den Becher der Schuld überfließen läßt. Der Verfolgte findet nirgend Schutz vor ihnen, weder auf der Erde, wo keine Waffe ihrer Menge gewachsen ist, noch auf dem Wasser, denn sie schwimmen seinem Schiffe unaufhaltsam nach, weder hinter den Flammen des angezündeten Holzstoßes, welche sie durchbrechen, noch endlich in der Luft, denn diese ist angedeutet durch den Bau eines hohen Thurmes und noch deutlicher durch das Aufhängen in einem schwebenden Kasten. In keinem der vier Elemente also vermag der Uebelthäter sich zu bergen: überall stehen ihm als Rachegeister die Seelen der Gemordeten unentrinnbar vor Augen, überall zerreißen ihn nagende Gewissensbisse, bis er endlich elend an seiner Schuld zu Grunde geht. So wären die Mäuse gleich den griechischen Erinnyen mit ihren Schlangen ein Bild der Gewissensqualen, gegen die auch der mächtigste Verbrecher sich nicht schützen kann und trefflich würde dazu stimmen, daß ihre Verfolgung ausdrücklich als ein Strafgericht Gottes bezeichnet wird.

So ansprechend diese Deutung für unser sittliches Gefühl scheinen mag und so gewiß es auch ist, daß die christlichen Erzähler der Sage eine moralische Nutzanwendung hineingelegt haben, so entstehen gegen dieselbe doch große Bedenken. Die erbauliche Wendung einer viel jüngeren Zeit beweist ja zunächst gar nichts für den ursprünglichen Sinn der Sage. Die Auffassung derer, welche uns vom Mäusethurme Kunde hinterlassen haben oder uns noch heute Kunde davon geben, ist für uns keinesfalls maßgebend, denn sie betrachten ihn nur als eine wunderbare geschichtliche Thatsache, die sie entweder annehmen oder bezweifeln, hinter der sie aber sicherlich keinen tieferen Gehalt als den unmittelbar moralischen suchen. — Die obige Auslegung ferner erklärt zwar den Untergang des Frevlers, allein sie läßt völlig unerörtert, weshalb grade gegen die Armen so unmenschliche Härte geübt wurde, wie es durch Hatto geschah. Der Feuer- oder Hungertod der armen Leute ist aber offenbar ein ebenso wesentliches Stück der Sage, wie die Flucht vor den Mäusen. Dies Motiv kehrt am häufigsten wieder, auch in Polen scheint es, wie schon angedeutet, ursprünglich zu Grunde zu liegen, weil der Name Popiel einen bezeichnet, der da sengt und brennt, daher den Bösen oder den Teufel selbst. Die Abweichungen sind dann vielleicht so zu erklären, daß an manchen Orten nur der schreckliche Ausgang des Frevlers in dem Gedächtniß der Menschen haftete — wie wir ja sehr oft solche trümmerhafte Ueberlieferungen finden — und daß man diesem Ausgange irgend-

Digitized by Google

ein beliebiges und auch sonst beliebtes Motiv, wie z. B. den Kirchenraub unterlegte. Für diese Auffassung spricht besonders der Umstand, daß die Sage einige Male ohne jedes Motiv, also doch sicher in unvollständiger Gestalt erzählt wird. Von da ist zu eigenmächtiger Erzänzung nur ein Schritt.

Abgesehen von der unbefriedigenden Einseitigkeit der ethischen Erklärung erhebt sich gegen dieselbe noch ein Einwand viel allgemeinerer Art. Wo es sich um Ueberreste des Glaubens unserer heidnischen Vorältern handelt, dürfen wir ebenso wie in den Mythologien der anderen indogermanischen Völker immer erst in letzter Reihe an sittliche Mächte, an rein geistige Gewalten denken, in erster dagegen an blos natürliche Kräfte, an sinnliche Erscheinungen. Von der Verehrung der in der sinnlichen Natur wirksamen Kräfte, deren Uebermacht das hilflose Menschenkind empfindet, geht alle Religion aus: Sonne und Mond, Wind und Wolken, Donner und Blitz und ihre Wechselwirkungen unter einander wie auf die Erde, in den Jahreszeiten zumal, sind die Elemente, aus denen die Mythologie ihre Gebilde schafft; in ihnen walten die Mächte, an welche der Naturmensch glaubt. Sobald er zu der Wahrnehmung durchgedrungen ist, daß von den Erscheinungen des Himmels, deren wechselndes Spiel zuerst nur seine Phantasie gereizt hatte, der Segen der irdischen Fluren, mithin sein eigenes Wohlergehen bestimmt wird, entsteht in ihm das Gefühl der Abhängigkeit von höheren Mächten, welches die Wurzel aller Religiosität ist. An die bange Furcht vor den Schrecken der Natur schließt sich der frohe Dank für ihre Segnungen: diesem Ausdruck zu geben, jene zu beschwichtigen, ist Zweck des Cultus aller Naturreligionen. Ihre Feste sind nur dramatische Wiederholungen der himmlischen Vorgänge.

In einem Himmelsstriche wie der des mittleren Asiens, der Wiege der europäischen Menschheit, unter welchem die Uebergänge der Jahreszeiten bei weitem schroffer und gewaltsamer sind als in unserm kühlen Norden, mußten jene Erscheinungen auch viel eindrucksvoller sein und der zerstörende wie der befruchtende Einfluß der himmlischen Kräfte alle Sinne des Menschen gleichsam gefangen nehmen. Fern aber lag seinem kindlichen Verstande jeder Gedanke an allgemeine Gesetze und ihre Wirkungen: der Himmel war ihm nur das Spiegelbild der Erde. Alles Gethier, das sich auf Erden regt, Berge, Seen und Flüsse, Bäume und Blumen, menschliche Gestalten und ihre Werkzeuge wiederholten sich im Himmel in ewig wechselnden, bunt schillernden Bildern. So erschien der heranbrausende Sturm, der die Wipfel der stärksten Bäume schüttert, als Wuotans wilde Jagd, die er mit seinen gespenstischen Gesellen und Hunden abhält, der Flug der Wolken bald als der Schimmel, welchen der Gott reitet, bald als sein breitkrempiger Hut und sein lang hinwallender grauer Mantel, die Sonne als sein einziges Auge; der dem Gewitter vorangehende Wirbelwind, der alles Bewegliche in die Höhe reißt wie ein ungeheurer Eber,

Digitized by Google

der mit seinem Hauer Laub und Erde aufwühlt, der Regenbogen als strahlender Gürtel oder Halsschmuck der Göttin, die strömende Regenwolke als eine himmlische Kuh, die aus ihren Eutern ihr wohlthätiges Naß auf die Erde ergießt, der Donner als das Rollen eines Götterwagens, von dessen Rädern die Blitzfunken fliegen u. s. f. Nicht starre, unbewegte Gestalten wie die unwandelbaren Gestirne sind es, die das Auge des Menschen hier wahrnimmt, sondern Leben und Bewegung wie auf Erden. Liebe und Haß, Jagd und Kampf, Spiel und Tanz, Tod und Vernichtung, sie walten auch unter den Himmlischen. Unter allen Dramen aber, die sich dort abspielen, ist keines, das lebhafter die menschliche Phantasie beschäftigte, das zu mannigfaltigeren Bildern anregte, als das Gewitter. Es stellt den Höhepunkt der Göttergeschichten dar und der unwiderstehlich niederfahrende Wetterstrahl des Blitzes ist daher stets Attribut des höchsten Gottes.

Unter den zahlreichen Gestalten, welche das Luftgefilde beleben, begegnet uns auch unsere Maus wieder, die wir fast ganz aus den Augen verloren hatten. Sie ist ein heiliges Thier des alten indischen Sturmgottes Rudra, des griechischen Apollon, des deutschen Wuotan und zwar deshalb, weil die dunkle Gewitterwolke, die am Himmel dahintrieb, selbst als eine riesige graue Maus erschien. Wie der leuchtende weiße Zahn des Thiers bricht aus der Wolke der Blitz hervor, daher konnte die Maus auch gradezu als mythischer Ausdruck des Blitzes gefaßt werden. Wiederum trifft sie hier mit der Schlange zusammen, die eines der bekanntesten und verständlichsten Bilder des Blitzes ist. Mäuse d. i. Sturm- und Blitzgeister, begleiten sowohl Wuotan als seine Gemahlin Holda und ziehen mit ihnen im wilden oder wüthenden Heere am nächtlichen Himmel. — Wie aber, so könnte man einwenden, die Mäuse sollen nunmehr Sturmgeister sein, während wir doch früher in ihnen menschliche Seelen zu erkennen glaubten? Zwischen beiden Vorstellungen ist eine nähere Verwandtschaft, als es auf den ersten Blick scheint, wie ja überhaupt von einer strengen Scheidung der Körper- und Geisterwelt in jener Zeit noch keine Rede ist. Ziehen doch im Gefolge der Himmlischen und grade auch in ihrer wilden Jagd sowohl die Seelen der Abgeschiedenen, wie die der noch ungebornen Kinder einher und die heilige Gertrud, die christliche Nachfolgerin der alten Göttinnen, ist deshalb vielleicht im straßburger Münster von Mäusen umgeben, weil zu ihr die Kinderseelen nach dem Tode kommen. Der heilige Gewittervogel, der Klapperstorch, der das Haus, auf welchem er nistet, gegen den Blitz schützt, hat zugleich die Aufgabe, die Kinderseelen aus dem himmlischen Teiche oder Borne d. i. der Wolke zur Erde herabzuholen. Ein naher Zusammenhang waltet demnach zwischen diesen mythischen Bedeutungen der Maus, wenn sie auch nach zwei Seiten hin sich selbständig weiter ausgebildet haben. Für uns, die wir an scharfe verstandesmäßige Abgrenzung der Begriffe gewöhnt sind, ist es freilich

Digitized by Google

sehr schwer, uns in diese schwankenden und verschwimmenden Geburten einer zügellosen Phantasie hineinzufinden, die nur zu oft an die durch Raum und Zeit nicht beengten Bilder des Traumes erinnern.

Doch wir wollten ja, um endlich zu einer befriedigenden Erklärung unsrer Sage zu gelangen, uns nicht blos an die Mäuse halten, sondern auch an den unbarmherzigen Tyrannen, der die armen Menschen verbrennen und verderben läßt, da wir ihn als ebenso wesentlichen Bestandtheil des Ganzen erkannten. Der Name Popiels aber, des Seßgenden, er leitet uns hinüber zu einer Gestalt, die am klarsten in der indischen Mythologie hervortritt, zu dem bösen Dämon Çushna oder Kujava, dem großen Schädiger, dem Geist der Dürre und Mißernte. Wenn die Sonne, die im Lenze mit ihren Strahlen den Winter besiegt, das Grün aus der Erde lockt und alle Geschöpfe zu fröhlichem Leben erweckt, mit denselben Strahlen im Hochsommer das von ihr erschaffene Leben wieder erstickt, die Frucht verbrennt und böse Seuchen hervorruft, so glaubte man nicht mehr die Wirkungen des nämlichen vorher so milden, gütigen und segensreichen Wesens wahrzunehmen, sondern eine finstere feindliche Gewalt hatte sich des Leben spendenden Sonnenrades bemächtigt und im Kampfe durch einen größern Gott, durch Indra, der auf den Dämon seinen Donnerkeil schleuderte, mußte es ihm wieder entrissen werden. Die gleiche Anschauung, etwas anders gefaßt, begegnet uns bei den Griechen wieder. Hier ist es Phaethon, der Sohn des Helios, der in unbesonnenem Jugendmuthe sich die Lenkung des Sonnenwagens anmaßt — denn ein Wagen war bei weiterer Entwickelung an die Stelle des einfacheren Rades getreten — aber die Zügel entgleiten seiner ungeübten Hand, die Rosse gehen mit ihm durch, zu nahe der Erde reißen sie das glühende Gestirn mit sich hinab. Da verbrennen die Wälder, vertrocknen die Ströme, ganze Städte sinken in Asche, Libyen verwandelt sich in eine ungeheure Wüste und die Mohren werden versengt, so daß sie noch heute schwarz erscheinen. Endlich, da vor der unerträglichen Gluth die Erde keine Rettung mehr findet und der Himmel selbst Feuer zu fangen droht, schleudert der rächende Blitzstrahl des Vater Zeus den thörichten Knaben von dem Sonnenwagen in den Strom Eridanos hinab.

Fassen wir noch einmal zusammen, was aus den verwandten indischen und griechischen Mythen auf die deutschen und slavischen geschlossen werden darf, so finden wir uns in die heiße Sommerzeit versetzt, da von wolkenlosem Himmel eine glühende Sonne ihre Strahlen unbarmherzig herabsendet. Einem schadenfrohen Dämon gleich verbrennt sie Getreide und Futter, die Hoffnung des Armen, sie läßt die lechzenden Menschen und Thiere verschmachten und die Quellen alles Lebens vertrocknen, indem sie den Schatz des Regens zurückhält und verschließt. Doch ihrem tyrannischen Wüthen ist endlich ein Ziel gesetzt. Ein fernes Wetterleuchten an der schwülen Atmosphäre verkündet den nahenden

Digitized by Google

Umſchwung, hinter finſteren Wolken verbirgt die Sonne ihr Licht. Nun bricht am Himmel ein Kampf los, denn nicht gutwillig will der Unhold ſein Reich aufgeben. Hoch in die Lüfte thürmt er ſich eine Wolkenburg mitten im Waſſer, aber ihre Mauern ſchützen ihn nicht: die Mäuſe d. i. die züngelnden Blitze durchbrechen und zerreißen ſie, bis endlich ihre Trümmer in den himmliſchen See verſinken, aus dem der Regen auf die Erde herabſtrömt. Erleichtert und erquickt athmet der Menſch und alle Creatur auf, denn von einem ſtärkeren Gott, von Wuotan ſelbſt, der in Sturm und Wetter einherzieht, iſt der böſe Geiſt der Dürre und Trockniß vernichtet, unter den Zähnen der Mäuſe iſt er erlegen. Leichte Wölkchen an dem wieder aufgehellten Himmel erinnern nur noch an den Kampf, der kurz zuvor dort oben getobt hatte, wie auf dem klaren Grunde des Sees die Trümmer des verſunkenen Mäuſeſchloſſes noch Zeugniß ablegen von den Dingen, die hier geſchehen.

So ohngefähr mochte die ſinnige Naturanſchauung unſerer Ahnen in ihren aſiatiſchen Wohnſitzen ſich den Eintritt der Regenzeit im Monat Mai gedeutet haben, der nach unerträglicher Dürre unter majeſtätiſchen Wettern erfolgte, mit einer Heftigkeit, von der unſere deutſchen Gewitter nichts ahnen laſſen. Die Geſchichte von dem grauſamen Unhold und ſeiner wunderbaren Beſtrafung pflanzte ſich von Mund zu Mund bis auf die ſpäteſten Enkel fort, aber wie alle andern Geſtalten der Mythologie, ſo war auch dieſe vom Himmel auf die Erde herabgeſtiegen; einmal erniedrigt, wurde ſie an beſtimmte Orte gebunden, mit beſtimmten, mehr oder minder geſchichtlichen Perſönlichkeiten zuſammengeſchmolzen, bis endlich die urſprünglich großartigen Züge des Mythus in eine unglaubliche Geſchichte mit moraliſchem Ausgange entſtellt waren.

Ernſt Dümmler.

Das Miniſterium Derby und die Reform.

Selten iſt wohl eine Parlamentsſitzung mit größerer Spannung erwartet, als die des 11. Februar in London. Der Paſſus der Thronrede hatte den Schleier des Geheimniſſes, mit dem die Regierung ihre Abſichten umgeben, kaum gelüftet, es war keine Bill, ſondern nur Maßregeln angekündigt, welche das Wahlrecht frei erweitern, aber doch nicht das verfaſſungsmäßige Gleichgewicht

Digitized by Google

verrücken sollten. Auch im Laufe der vorigen Woche verweigerten die Minister jede weitere Auskunft und erst am Sonntag ward so viel bekannt, daß Resolutionen vorgeschlagen werden sollten.

Das Haus war überfüllt, schon um 1 Uhr wartete die Menge in der großen Halle, bald nach 4 Uhr, nachdem der Sprecher das Gebet gesprochen, wurden die Thüren der Gallerien geöffnet, welche im Umsehen bis auf den letzten Platz besetzt waren, der Prinz von Wales, die Herzöge von Edinburgh und Cambridge saßen unten so gedrängt wie oben. Die Gesandten und Peers, unter denen wir Lords Russell, Derby und Granville bemerkten, selbst die Mitglieder des Hauses hatten kaum Platz. 4½ Uhr erhob sich Disraeli unter den Cheers seiner Partei, denen allgemeine Heiterkeit folgte, als der Secretair den Reformpassus der Thronrede, welchen er zur Einleitung vorlesen sollte, nicht finden konnte. Nach der Rede Lord Derbys in der Adreßdebatte war das Haus auf die Erklärung vorbereitet, daß die Zeit gekommen, wo Reform nicht länger als Parteifrage behandelt werden dürfe und mußte in seiner Mehrheit den Grund zugeben, welchen der Schatzkanzler hierfür geltend machte, daß nämlich seit 1852 jede Partei die Lösung dieser Frage versucht habe und daran gescheitert sei. Disraeli versuchte seine Zuhörer davon zu überzeugen, daß nur die Mängel der Reformacte von 1832 eine neue und verbessernde Maßregel nothwendig machten und daß ihr Fehler nicht, wie Lord Russell neulich behauptet, in dem Wahlrecht liege, welches sie den Pächtern gegeben, sondern in der Entziehung des Wahlrechtes der arbeitenden Classen. Er scheint uns mit dieser Behauptung so Unrecht zu haben wie der frühere Premier mit der seinigen. Allerdings hatten vor 1832 viele Arbeiter das Stimmrecht, aber dies waren grade die Proletarier der verrotteten Burgflecken, die rein auf Befehl der Grundherrn stimmten, sie hat die Entziehung des Wahlrechtes sehr verdienter Weise getroffen und die jetzige Bewegung in den arbeitenden Classen um Vertretung im Parlament zu erhalten, hat damit nicht das Geringste gemein.

Der Redner suchte dann geschichtlich zu beweisen, daß die Wiedereröffnung der Frage, welche grade Lord Russell als durch die Acte von 1832 endgiltig entschieden erklärt habe, wesentlich den Bestrebungen einzelner unabhängiger Mitglieder des Hauses und nicht den sich folgenden Ministerien zuzuschreiben sei und zog daraus den einigermaßen gesuchten Schluß, daß das Haus deshalb mit der gegenwärtigen Regierung die Verantwortlichkeit für die Erledigung dieser Frage theile. Aus diesem Grunde habe Lord Derbys Verwaltung sich entschieden, auf dem Weg der Resolutionen vorzugehen, um sich zu vergewissern, ob eine Uebereinstimmung in den allgemeinen Zielen zu erreichen sei und damit ein fester Grund für die einzubringende Bill gewonnen werden könnte. — Für diese Methode war viel zu sagen; aber Disraeli überzeugte die Versammlung wenig von ihren Vorzügen. Statt die Vorschläge der Regierung, die doch schon druck-

Digitized by Google

fertig dalagen, mitzutheilen und zu commentiren, gab er nur sehr unbestimmte Andeutungen über ihren Inhalt und überging grade die Punkte, welche der Discussion am meisten ausgesetzt sein werden. Aus seinen Worten ließ sich nur das abnehmen, daß nach den Resolutionen das Wahlrecht nicht mehr auf Miethe und Pacht, sondern auf Steuern gegründet werden soll, daß seine Ausdehnung umfassend sein soll, aber doch keiner Classe das Uebergewicht im Parlament geben dürfe, daß die Reform im Geist der britischen Verfassung sein müsse, deren glänzende Vorzüge der Redner durch Vergleiche mit andern legislativen Versammlungen hervorzuheben suchte, so daß das Wahlrecht als nationales Privileg und nicht als demokratisches Recht gelte, daß kein Flecken seines Wahlrechtes ganz beraubt werden soll, ausgenommen im Falle bewiesener systematischer Bestechung, daß die Sitze, welche durch theilweise Entziehung des Wahlrechts gewonnen würden, zum Theil aber nicht ausschließlich unvertretenen Städten von Bedeutung gegeben werden sollten und endlich daß eine schärfere Sondirung der ländlichen Bevölkerung von derjenigen der Flecken durchgeführt werden müsse. Die erstere sei schon an sich ungenügend vertreten und dürfe nicht mit letzterer zusammengeworfen werden.

Gegen alle diese Sätze wird in ihrer Allgemeinheit vielleicht nicht viel einzuwenden sein, wenden wir nun aber den Blick auf die Resolutionen selbst, wie sie uns jetzt gedruckt vorliegen, so zeigt sich, daß grade die wichtigsten Punkte mit Stillschweigen übergangen wurden. Daß die Zahl der Wähler durch Herabsetzung der Wahlqualification vermehrt werden soll, wird kaum noch bestritten, aber alles hängt davon ab, wie weit diese Reduction gehen wird; daß ihre Durchführung, wenn sie auf Steuerumlagen gegründet werden sollte, davon abhängen, daß das System der Umlagen revidirt werde? So lange man nicht weiß, was die Regierung in dieser Beziehung will, ist durch Aufstellung des allgemeinen Princips so wenig gewonnen, als durch die Erklärung, daß keiner Classe ein Uebergewicht gegeben werden dürfe; die Aufgabe des Staatsmannes ist eben, solche theoretische Wahrheiten praktisch zu realisiren und zu versöhnen, und dazu geben die Resolutionen wenig Anhalt, während ihr fünfter Satz, wonach ein Wähler unter Umständen mehr als eine Stimme erhalten könnte, sehr bedenklich klingt.

Mit Ausnahme der entschiedenen Toryblätter geht die allgemeine Stimme dahin, daß Disraeli die Aufgabe der Regierung sehr falsch aufgefaßt und seiner Partei schlechte Dienste geleistet; er zeigte sein rednerisches und epigrammatisches Talent zwar wieder auf glänzende Weise, aber faßte nicht den eigentlichen Kern der Frage scharf ins Auge, sondern umging ihn und vertiefte sich in Excurse, welche, so anziehend sie an sich sein mochten,*) doch nur sehr indirect zur Sache

*) Wir möchten unsern Lesern in dieser Beziehung namentlich die Ausführungen empfehlen, wie mit dem demokratischen allgemeinen Stimmrecht sich die Macht der Legislative vermindert.

Digitized by Google

gehörten, mit einem Wort, er zeigte sich mehr als Redner, denn als Staatsmann und er, der mit einem feierlichen Appell an die Unparteilichkeit des Hauses begann, hatte seine Argumente doch nur im Interesse seiner Partei gruppirt.

Gladstones vorläufige Entgegnung war gemäßigt und tactvoll, er verschwieg die Bedenken nicht, welche sich der vorgeschlagenen Methode entgegenstellten, aber widersetzte sich ihr an sich nicht, er erhob keinen Einwand gegen die Begründung der Wahlqualification auf Steuerumlagen, aber er verwahrte sich nachdrücklich gegen jedes Verfahren, was zur Verschleppung der Frage dienen könne, denn so lange sie nicht erledigt, könne das englische Volk nicht wieder einig werden und behielt sich freie Prüfung der Resolutionen vor.

Ständen sich im Unterhause noch zwei große geschlossene Parteien gegenüber, so wäre es kaum zweifelhaft, daß ein Mißtrauensvotum das Ministerium stürzen müßte, aber grade in dieser Frage sind die Parteien zerfahrener als in irgendeiner andern; denn Gladstone hat sich zu weit mit den Radicalen eingelassen und würde es gegenüber der vereinigten Opposition der Conservativen und Adullamiten wahrscheinlich noch unmöglicher finden, seinerseits eine Bill durchzubringen, als im vorigen Jahre, es würde also keinen Zweck haben, Lord Derby zu verdrängen. In der That arbeitet denn auch nur Lord Russell, dessen krampfhafte Ungeduld, wieder ans Ruder zu kommen, keine Bedenken kennt, auf ein Mißtrauensvotum. Die bedeutendsten Führer der Opposition neigen dazu, auf die Resolutionen einzugehen, aber dieselben im Comité des Hauses gründlich umzugestalten, sodaß dem Ministerium nur die Wahl bliebe, sich in dieser Beziehung auch die demüthigendsten Bedingungen gefallen zu lassen oder abzutreten.

Wenn die Tories ihre Entsagung so weit treiben, sich ihre Politik von den Gegnern dictiren zu lassen, so mögen sie immerhin die Befriedigung haben, ihre Namen unter die Acte zu setzen. Sobald die Reformfrage aus dem Wege geschafft ist, werden die Adullamiten wieder in die Reihen der Liberalen zurücktreten und dann wird es Gladstone leicht werden, seine Gegner bei der ersten Gelegenheit zu stürzen und ohne die unbequeme Zugabe Lord Russells ein starkes Ministerium zu bilden.

Digitized by Google

Hamburgs und Bremens Eintritt in die deutsche Zollinie.

Mit dem Jahre 1854 traten bekanntlich Hannover, Oldenburg und Schaumburg-Lippe, die Länder des frühern Steuervereins, dem Zollvereine bei. Dadurch sah sich Bremen rings von Zollschranken umgeben, die im Durchschnitt beträchtlich höher waren als die bis dahin vorhandenen. Infolge dessen kam die Frage, ob Bremen nicht besser thue, sich ebenfalls dem Zollverein anzuschließen, im Schoße der dortigen Bevölkerung zu lebhafter und leidenschaftlicher Erörterung. Die Börse erklärte sich mit vereinzelten Ausnahmen dagegen; große und kleine Gewerbtreibende waren größtentheils dafür. Der damalige Redacteur des Bremer Handelsblatts, Dr. K. Andree, gab seine Stellung preis, um für die industriellen Interessen zu kämpfen, während in der Weserzeitung die unübertreffliche Feder des jetzigen Senator Gildemeister für die Aufrechterhaltung der handelspolitischen Sonderstellung Bremens eintrat. Da die Entschließung des Hansestaates damals noch einzig und allein von ihm selbst abhing, und in der ruhigen, ja todten Zeit der ersten funfziger Jahre die Meinung der Börse Bremen unumschränkt beherrschte, so war der Ausgang leicht vorherzusehen. Die Stadt trat dem Zollverein nicht bei. Wohl aber nahm sie ein Hauptzollamt des Zollvereins und eine zollfreie Niederlage in ihre Mauern auf, welchen Einrichtungen dann die Kaufmannschaft den Abschluß gab, indem sie auf ihre Kosten ein Declarationsbureau ins Leben rief, das dem Handelsstande das weitläufige Geschäft der Verzollung abnahm, der Zollbehörde erhöhte Sicherheit für den Eingang der Zölle gewährte.

Dieser Compromiß, der Bremen gewissermaßen vertragsmäßig und völkerrechtlich, wenn auch nicht gesetzlich zu einem Freihafen des Zollvereins machte, hat im Wesentlichen alle Interessenten befriedigt. Das geht schon daraus hervor, daß der Vertrag im December 1865 zwischen den beiden Contrahenten, dem Zollverein und Bremen, fast unverändert auf weitere zwölf Jahre über den 1. Januar 1866 hinaus, d. h. also auf die neue vertragsmäßige Lebensperiode des Zollvereins, erneuert worden ist. Noch beredter zeugt für die Zweckmäßigkeit des Abkommens die überraschende Thatsache, daß — bis heute wenigstens — die seit vorigem Sommer so gründlich veränderte Lage Deutschlands nicht benutzt worden ist, um die früher mißglückte Agitation für Anschluß an den Zollverein mit besserer Aussicht auf Erfolg wieder aufzunehmen. Im Gefolge des großen politischen Umschwungs mußte doch das handelspolitische Selbstbestimmungsrecht der Hansestädte wegfallen, und die bremer Zollvereinspartei durfte sich wohl der Hoffnung hingeben, auf dem so außerordentlich er-

Digitized by Google

weiterten Felde der Entscheidung nicht allein eine Menge neuer Bundesgenossen, sondern gradezu das Uebergewicht zu erlangen. Allein es scheint, daß es so etwas wie eine eigentliche geschlossene Zollvereinspartei in Bremen gar nicht mehr giebt. Nicht einmal die auch dort äußerst tiefgehende Aufregung der Reichstagswahlen hat eine neue Bewegung für den Anschluß hervorgerufen. Der eine Candidat hat aus seiner dem Anschluß abgeneigten Ueberzeugung kein Hehl zu machen gebraucht; der andere ist muthmaßlich für den Anschluß, wagte ihn aber eben im Interesse seiner Wahl nicht ausdrücklich zu fordern. Wäre es anders, hätte sich eine starke und eifrige Partei im Schoße der Stadt der gestiegenen Chancen für den Zollanschluß alsbald bemächtigt, so ließe sich wohl zweifeln, ob die preußische Regierung so bereitwillig zugestanden haben würde, daß die Hansestädte sich über Eintritt in die Zolllinie oder Draußenvorbleiben nach wie vor selbständig entscheiden sollen.

Während aber in Bremen die Sache gegenwärtig ruht, hat sie in Hamburg, wo sie in den funfziger Jahren nur einen gewissen sanften Zeitungs- und Flugschriftenkrieg veranlaßte, diesmal einen heftigeren und hartnäckigeren Kampf entzündet, als selbst die Parlamentswahlen.*) Natürlich genug! Hamburg stand bisher in keinem intimeren Verhältniß zum Zollverein als etwa Dänemark oder die Schweiz. Nun aber ereignet sich in Bezug auf Hamburg, was in den funfziger Jahren Bremen widerfuhr: seine unmittelbaren Umgebungen, Schleswig-Holstein-Lauenburg und Mecklenburg, rüsten sich dem Zollverein beizutreten. Und dazu kommt die gegenwärtige allgemeine Umwälzung in Deutschland, welche Hamburg gleich allen übrigen norddeutschen Staaten die handelspolitische Autonomie kosten wird. Zwei gleich kräftige Gährungsstoffe sind hier also auf einmal in die Gemüther geworfen. Rechtlich hört die hanseatische Selbstbestimmung in Zollsachen auf, und thatsächlich ist die bisherige völlige Abschließung gegen den preußisch-deutschen Zollverband, mit andern Worten die handelspolitische Isolirung Hamburgs nicht länger haltbar. Das Zugeständniß der preußischen Regierung in ihrem Verfassungsentwurf für den norddeutschen Bund, nach welchem die Hansestädte auch ferner selbständig über Fortdauer oder Aufgebung ihrer Freihafenstellung entscheiden sollen, gewährt den Anhängern des Bestehenden zwar eine gewisse Beruhigung. Aber wenn der Reichstag demselben nicht beitreten sollte, so fällt eben ihm, und nicht den hanseatischen Staaten und Bürgerschaften die Entscheidung anheim. Man hat daher höchstens eine gewisse Aussicht, keine Gewißheit, daß die Frage in Hamburg und Bremen selbst zum Austrage kommen werde, statt in Berlin. Unter solchen Umständen ist der Zungen- und Federkampf, der augenblicklich in Hamburg ge-

*) Wir empfehlen Fachmännern die statistischen Zusammenstellungen von Ferd. Plate „Hamburgs Handel bei einem Anschlusse an den Zollverein" Hamburg, December 1866 (Verlag von Otto Meißner und Behre.)

Digitized by Google

führt wird, für das übrige Deutschland ebenso wichtig wie für die Nächstbetheiligten.

Ein Geplänkel in der Presse ging dem förmlichen Ausbruch des Krieges voraus. Von den drei großen Blättern der Stadt nahmen dabei die Hamburger Nachrichten für den Eintritt in die Zolllinie Partei, die Börsenhalle und der Hamburger Correspondent gegen jdenselben. Gleichzeitig erließ das Commerzcolleg, jetzige Handelskammer, ein Rundschreiben an zahlreiche bedeutende Häuser aller Handelszweige, um deren Gutachten über die Frage zu erlangen. Diese Gutachten fielen überwiegend zu Gunsten der bisherigen Freihafenstellung aus. Die Hamburger Nachrichten ihrerseits schienen das Feuer bald einzustellen. Allein wie 1853 in Bremen, so bildete sich nun auch in Hamburg, nur viel öffentlicher auftretend, ein förmlicher Verein für die Aufnahme der Stadt Hamburg sammt ihrem Hafen in die allgemeine deutsche Zolllinie. Diesem Verein gegenüber erklärte der weit überwiegende Theil der Börse durch Unterschrift, er halte an der Nothwendigkeit der Freihafenstellung fest.*) Die Auswahl der Parlamentscandidaten der Börsenpartei und des mit ihr gehenden Theils der demokratischen entsprach diesem Glaubensbekenntniß in der augenblicklich brennendsten Tagesfrage, während die Gegenpartei ebenfalls Männer ihrer Richtung als Candidaten aufstellte. Bevor diese Zeilen zum Drucke gelangen, wird die Mehrheitsprobe zwischen beiden Parteien entschieden haben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die große Mehrzahl des Handelsstandes im Augenblicke noch unbedingt gegen den Eintritt in die Zolllinie ist. Auf der anderen Seite freilich verräth Professor Aegidis Aufstellung durch die Anschlußfreunde, daß unter den letzteren recht einsichtsvolle, unbefangene und wohlgesinnte Gelehrte sind; ja sogar noch eigentlichere Sachkenner als der genannte vortreffliche Mann beurtheilen die Gefahren des Eintritts viel minder ungünstig, als die Börse im Allgemeinen thut. Aber noch halten diese vor allen berufenen Stimmen ihr Urtheil vorsichtig zurück.

Ganz das alte negative Verhältniß scheint übrigens niemand mehr aufrechterhalten zu wollen. Das Ideal der Freihafenmänner ist ein Vertrag, wie er in Bremen nun seit Jahren zur Zufriedenheit aller oder jedenfalls beinahe aller Interessenten besteht. Ohne ein Hauptzollamt, eine zollfreie Niederlage und ein Declarationsbureau glauben auch diejenigen, welche den Zollverein wie einen Feind anzusehen gewohnt sind, nicht länger auskommen zu können. Danach würde denn auch Hamburg ein Freihafen des Zollvereins werden, wie es Bremen bereits ist; aber freilich nicht, wie Bremen bis jetzt, kraft eines nur auf bestimmte Zeit geschlossenen völkerrechtlichen Vertrages, sondern, wie Bremen ebenfalls in Zukunft, kraft einer gesetzlichen Feststellung des norddeutschen Bundes,

*) Das Flugblatt enthält gegen 1400 Namen.

Digitized by Google

beziehendlich des deutschen Zollvereins, und folglich blos so lange, wie es den gesetzgebenden Gewalten dieses Körpers nicht etwa anders beliebt.

Einer Vertagung der Angelegenheit wird sich voraussichtlich auch der Reichstag nicht entziehen können, mag er nun den Hansestädten zu Liebe auf ein Stück seiner Competenz verzichten oder nicht. Wäre er in seiner Mehrheit bereits entschlossen, Hamburg und Bremen Freihäfen bleiben zu lassen, so hätte die Mehrheit keinen praktischen Grund, überhaupt irgendeinen bestimmten Beschluß in der Sache selbst zu fassen; er könnte es nur einfach lassen wie es ist, und abwarten, was die Zukunft bringt. Wäre die Mehrheit aber umgekehrt der hanseatischen Sonderstellung entgegen, so würde sie doch wohl eine gründliche Untersuchung an Ort und Stelle, eine parlamentarische Enquete nach Art der englischen dem Spruche voraufgehen lassen wollen; oder wenn selbst das nicht, so müßten, bevor die Zollinie die beiden Städte in sich aufnehmen könnte, die Docks gebaut sein, ohne welche kein Mensch den Hansestädten den Uebergang zu gleichem Recht mit allen übrigen Seehandelsplätzen ansinnt.

Eine Vertagung hat aber einen noch viel stärkeren Grund für sich: die begründete Hoffnung, daß binnen einer nicht zu langen Reihe von Jahren eine alle Interessen versöhnende, alle Parteien befriedigende Lösung beinahe von selbst sich herausstellen werde. Schon von dem ersten volkswirthschaftlichen Congresse datirt in Deutschland das Bestreben praktischer Fortschrittsmänner, den Tarif des Zollvereins den Positionen nach zu reduciren. Einige wenige Artikel, der sechste oder achte Theil der überhaupt besteuerten, liefern die große Masse der Zolleinnahmen. Ließe man außer Kaffee, Zucker, Tabak, Wein, Wollen-, Baumwollenwaaren und ein paar andern Gegenständen massenhaften Verbrauchs, alle übrigen Artikel frei von Zoll, so würde sich der Ertrag nur um ein paar Procent verringern, und auf der andern Seite würden voraussichtlich mehr oder minder entsprechend die Erhebungskosten sinken. Der Handel aber erhält damit eine Erleichterung, die nicht hoch genug anzuschlagen ist. Diese Art von Tarifreform muß fortan, da jetzt die Zollvereinsgesetzgebung eine stetige Beweglichkeit erlangt hat, anstatt nur aller zwölf Jahre einmal durch lebensgefährliche Krisen fortzuschreiten, das Augenmerk nicht nur der Freihändler, sondern auch der Finanzmänner Deutschlands sein. Der Handelsstand der preußischen Seehäfen hat sie seinerseits bereits ins Auge gefaßt. Die Hansestädte aber würden sich einer solchen Politik und Agitation nicht eifrig genug anschließen können, denn der Erfolg derselben würde ihnen gestatten, auf ihre Sonderstellung zu verzichten ohne gleichzeitige Gefahr für den vollen bisherigen Antheil am Welthandel. Nicht allein, daß der daraus hervorgehende allgemeine Aufschwung des Handels sie über die Unbequemlichkeiten durchgängiger Verzollung eher hinwegheben würde; auch die Verlegung ihres außerdeutschen Handels in die Docks wird minder schwierig und bedenklich, wenn sie sich nur auf eine kleine Zahl

Digitized by Google

noch zollpflichtiger Artikel bezieht. Und da ihre Vertreter nun ja Sitz und Stimme bei den Berathungen erlangen, welche über die deutsche Zollgesetzgebung entscheiden, so wäre zu wünschen, daß sie statt bloßer passiver Abwehr von Angriffen auf die Freihafenstellung ihrer Plätze, die auf die Dauer mißlingen möchte, vielmehr alle ihre Energie und Einsicht auf das Ziel einer durchgreifenden Tarifreduction richteten, weil dies auch die Hansestädte bestimmen könnte, ihren altererbten und sicher bisher nicht mißbrauchten Vorrechten vor anderen deutschen Seehandelsplätzen bereitwillig zu entsagen. —

Seitdem Vorstehendes geschrieben wurde, haben die Parlamentswahlen stattgefunden. Sie sind in Hamburg zu einem Massenprotest gegen den Eintritt in die Zollunie ausgeschlagen. Die Anschlußpartei hatte zwei untadlige Namen aufgestellt, den Kaufmann Woermann und den Professor Aegidi, aber keiner der beiden hat es auf viel mehr als ein halbes Tausend Stimmen gebracht. Wir möchten daher auch durchaus nicht annehmen, Preußenfreundlichkeit oder entschieden nationale Gesinnung sei bei diesem Wahlact gleichbedeutend gewesen mit Parteinahme für den Eintritt in den Zollverband. In Bremen findet der letztere reichlich ebensowenig Anklang als in Hamburg, und doch wäre es lächerlich, der Stadt Bremen und ihrem Reichstagsvertreter Preußenfreundlichkeit oder entschieden nationale Gesinnung abzusprechen, sowohl im Allgemeinen als im Gegensatz zu dem dort unterlegenen Gegencandidaten. Wir wollen daher die Herren Sloman, de Chapeaurouge und Rée (trotz ihrer merkwürdigerweise durchgehends ausländischen Namen) so wenig wie Consul H. H. Meier aus Bremen von vornherein als Particularisten, als Gegner des vom Grafen Bismarck unternommenen nationalen Einheitswerks betrachten, sondern hoffen, daß sie mit dem bremer und mit dem lübecker Abgeordneten ihren Platz innerhalb der Bänke der patriotischen Liberalen suchen werden. Es ist den Hamburgern dieser Tage von Berlin her mit Recht zu Gemüthe geführt worden, daß ihr Gemeinwesen fortan auf den guten Willen der preußischen Regierung noch etwas mehr angewiesen sei als die übrigen Kleinstaaten, daß es bevorzugt und bevorrechtet, aber schwach, folglich zu einer besonders rücksichtsvollen und umsichtigen Haltung verbunden sei. Mögen sie sich durch das Schicksal Frankfurts warnen lassen, damit eine nächste Katastrophe sie nicht mit ähnlichem Blitzstrahl treffe! Gegenwärtig ist man in Berlin für die Hansestädte überhaupt noch eines aufrichtigen und einsichtigen Wohlwollens augenscheinlich voll. Von Hamburg hauptsächlich wird es abhängen, ob dieses Wohlwollen in Bezug auf alle drei Städte, oder in Bezug auf Hamburg allein wenigstens kalter und rücksichtsloser Gleichgiltigkeit Platz machen soll, — und Hamburg verkörpert sich jetzt zunächst in seinen drei Abgeordneten zum Parlament.

Digitized by Google

Literatur.

Denkwürdigkeiten des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel. Von ihm selbst dictirt. Aus dem französischen, als Manuscript gedruckten Original übersetzt. Mit einer Einleitung von Dr. K. Bernhardi. Kassel, Freyschmidt.

Unsere Zeit hat aus dem Nachlasse bedeutender Männer zu wiederholten Malen so wichtige historische Ausbeute erhalten, daß man jede posthum erscheinende Novität von Memoiren und Correspondenzen im Voraus mit günstigen Erwartungen begrüßt. Das vorliegende Büchlein kann davon zeugen, dessen erste Auflage, noch ehe die deutsche Kritik davon eingehend Notiz genommen, bereits erschöpft worden ist. Doch rechtfertigt in diesem Falle das Werkchen die ihm widerfahrene Theilnahme vollkommen. Prinz Karl von Hessen hat in seinem langen Leben (1744—1829) wie am dänischen, so am preußischen Hofe wichtige Ereignisse aus nächster Nähe beobachtet und vermag namentlich über militärische Verhältnisse, denen er nahe stand, als tüchtiger Offizier schätzbare Urtheile und Aufschlüsse zu geben. Er galt bei seinen Lebzeiten besonders infolge seiner alchymistischen Studien für eine etwas exaltirte, nicht immer sich selbst ganz klare Natur; das vorliegende Buch zeigt davon jedoch keine Spuren, es ist mit einer naiven Einfachheit geschrieben, welche unter dem eifrigen Bestreben, den Autor immer im besten Lichte erscheinen zu lassen, nirgends ein absonderliches oder auffallendes Extrem blicken läßt. Die Belege, durch die sich uns der Prinz als tüchtigen Charakter darzustellen sucht, sind so leuchtend, daß wir nur das einzige Bedauern empfinden, sie nicht von einer fremden Hand, sondern von ihm selbst berichtet zu lesen. Die wichtigsten neuen Details, welche das Buch darbietet, betreffen die militärischen Zustände von Dänemark und das Hofleben zur Zeit Christians des Siebenten unter Bernstorff und Struensee, den Verkehr des Prinzen mit Gustav dem Dritten von Schweden und seine langjährige Verwaltung des Generalcommandos von Norwegen, vor allem aber seine persönlichen Beziehungen zu Friedrich dem Großen, vorzüglich während der Zeit des bayerischen Erbfolgekriegs. Durch eine geistreiche Replik auf eine Sottise des großen Königs hatte er sich die Achtung desselben erworben und genoß fortan des Privilegiums, demselben unverhohlen die Wahrheit zu sagen, nöthigenfalls auch in seinen Ansichten zu widersprechen. Hier enthält die Schrift eine Fülle der interessantesten kleinen Züge, und wenn vor den lebensfrischen Farben, in der uns die Gestalt des Königs ganz wie wir sie nur aus den besten Originalquellen kennen, entgegentritt, das Bild des Prinzen verbleicht, so gebührt dem letzteren doch namentlich für die ernste Haltung, welche er den Religionsspöttereien Friedrichs gegenüber consequent an den Tag legte, ein ehrendes Andenken.

Hier ein Beispiel: Der Prinz antwortete einst auf die Frage des Königs, ob er denn wirklich ernsthaft an die Grundthatsachen des Christenthums glaube: „Majestät, ich bin nicht so sicher, daß ich die Ehre habe, Sie zu sehen, als ich gewiß bin, daß Jesus Christus gelebt hat und als unser Heiland am Kreuze gestorben ist.“ Worauf der König in Gedanken versank, ihm dann den Arm kräftig drückte und sagte: „Nun wohl, mein lieber Prinz, Sie sind der erste Mann von Geist, der daran glaubt, welchen ich gefunden habe.“ — Für unsere jungen Helden des letzten Krieges wird die genaue Schilderung des böhmischen Feldzugs von 1778 und namentlich der Lager bei Nachod und Trautenau von doppeltem Interesse sein. Das Buch enthält in der vortrefflichen Einleitung und der am Schlusse beigefügten Zeittafel noch besonders werthvolle Beigaben, und wir schließen uns von Herzen dem Wunsche des Herausgebers an, daß die Angehörigen des Prinzen auch die Fortsetzung der Denkwürdigkeiten (die hier nur bis zum Jahre 1784 geführt sind) gestatten möchten, da sich darin auch über so manche Ereignisse der neueren Zeit wichtige Aufschlüsse finden.

Verantwortlicher Redacteur: Gustav Freytag.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Verlag von **Hermann Costenoble** in Jena.

In allen Sortimentsbuchhandlungen ist zu haben:

Stauf und Welf.

Ein historisches Schauspiel in 5 Aufzügen

von

Albert Lindner.

Min.-Format. Eleg. broch. 24 Sgr.

Herrn Dr. Albert Lindner ist bekanntlich der 1859 gestiftete große Schillerpreis nebst Denkmünze für dramatische Werke von der dazu niedergesetzten Commission in Berlin zuerkannt worden. Das vorstehende Schauspiel ist seinem preisgekrönten Trauerspiel „Brutus und Collatinus" würdig an die Seite zu stellen und wurde auf dem Hoftheater von Weimar mit großem Beifall aufgeführt.

Das Ideal und die Gegenwart

Von

Adolph Bernhard Marx.

Octav-Format. Elegant brochirt 1½ Thlr.

Das vorstehende Werk des berühmten **Theoretikers der Musik** und Biographen von **Beethoven** ꝛc. ist die letzte bedeutsame Arbeit, welche er kurz vor seinem schmerzlich empfundenen Heimgang vollendete. Es stellt die schwanken Begriffe von Idealität und Realität fest, beweist die Idealitätslosigkeit der Jetztzeit, in der Kunst besonders eingehend auf **Richard Wagner** und **Meyerbeer**, in der Wissenschaft auf die **Materialisten**, in der Religion auf **Strauß, Renan** und Andere, die auf ganz materialistischem Boden stehen, ꝛc.

Im Verlag des **Bibliographischen Instituts** in Hildburghausen erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Neueste Staaten- und Reise-Karte von **Deutschland**, der Schweiz und Oberitalien von L. Ravenstein, Stahlstich in 4 Blättern, 20 Sgr. — Auf Leinwand, in Buchform 1 Rthlr.

Als **Staatenkarte** enthält sie die *neueste politische Eintheilung*, — als **Reisekarte** das vollständigste Netz aller Eisenbahnen, mit sämmtlichen Stationen, sowie aller Postlinien, Dampf- und Segelschiff-Course; auch alle wichtigen Touristen-Wege mit *allen dem Reisenden interessanten Momenten*. — Die **Ortsnamen**, bis zu den wichtigen Dörfern hinabreichend, sind nach Bevölkerungszahl und politischer Qualität classificirt. — Die **Gebirgszeichnung** ist eben so eingehend als klar. —

Lediglich auf *topographischem* Material bearbeitet, ist sie zugleich die *correcteste Karte von Deutschland.*

Bei **J. W. Grunow** in Leipzig ist soeben complet geworden und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Staat

oder **die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit.**

Unentbehrliches populäres Handbuch und Rathgeber für alle Klassen und Berufsstände des deutschen Volkes. 8 Bde. Von Dr. E. H. Th. Huhn. Pr. 12 Thlr. 5⅓ Ngr.

Band I. Allgemeine Volkswirthschaftslehre. II. Volkswirthschaftslehre der Urproductionen. III. Volkswirthschaftslehre der Gewerbe und des Handels. IV. Finanzwissenschaft. V. Staatsrecht. VI. Völkerrecht. VII. Politik. VIII. Statistik. Das Werk kann auch nach und nach in Lieferungen à 7½ Ngr. bezogen werden; jeder Band wird auch einzeln abgelassen.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Dr. K. Brunnemann,

Geschichte der nordamerikanischen Literatur.

8°. brochirt. — 20 Ngr.

Dieses Werk ist keineswegs eine trockene Aufzählung dessen, was 'Amerika auf dem Gebiete der Literatur hervorgebracht hat, sondern es entrollt in lebendiger Darstellung vor dem Auge des Lesers ein treues Bild der allmähligen literarischen Entwicklung des grossen Landes jenseits des Oceans, und bietet so auch denen, die sich nicht gerade mit literar-historischen Studien befassen, eine angenehme und zu gleicher Zeit unterhaltende und belehrende Lectüre.

Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

XXVI. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 10.

Ausgegeben am 1. März 1867.

Inhalt:

Die Lage in Italien . . . . . Seite 365
Der Nationalitätenkampf in Galizien 373
Zwei deutsche Staatshandbücher 387
Nordschleswig und die Wahlen 396
Neue politische Flugschriften 400
Kleine Chronik vom Reichstage. 1. 402

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Lage in Italien.

Mit der Kammersitzung vom 11. Februar ist ein Conflict der constitutionellen Gewalten in Italien ausgebrochen. Nicht unerwartet, und dies macht ihn nur um so ernster. Denn nicht ein äußerliches oder zufälliges Ereigniß hat die Krisis herbeigeführt, sondern sie ist nur der Ausbruch einer langschleichenden tiefer sitzenden Krankheit.

Die Regierung bringt einen Gesetzentwurf ein, der die Beziehungen zwischen Kirche und Staat definitiv regeln soll und zugleich der Finanznoth des Königreichs abzuhelfen bestimmt ist. Dieser Gesetzentwurf stößt — wir untersuchen nicht aus welchen Gründen — auf entschiedenen Widerspruch in der Kammer, so zwar, daß die Commission nicht einmal seine Inbetrachtnahme empfiehlt, nicht einmal ein Gegenproject aufstellt. Die öffentliche Meinung, offenbar wenig im Stande sich ein sachliches Urtheil über den complicirten Plan zu bilden, aber aus verschiedenen anderen Gründen zu Mißvergnügen geneigt, stimmt lebhaft in den Widerspruch ein und will, zunächst im Venetianischen, ihrer abfälligen Meinung in öffentlichen Kundgebungen Nachdruck verleihen. Die Regierung verbietet diese Volksversammlungen aus Gründen der öffentlichen Sicherheit. Von der Kammer über diesen Eingriff in das Versammlungsrecht interpellirt, stellt das Ministerium die Vertrauensfrage. Die Mehrheit der Kammer entscheidet gegen das Ministerium. Dieses tritt zurück, der König aber nimmt das Entlassungsgesuch nicht an. Ricasoli bleibt und löst die Kammer auf: die Regierung appellirt vom Ausspruch der Kammer an den Ausspruch des Landes.

So weit ist alles nach den gewöhnlichen Regeln des constitutionellen Gebrauchs. Ja das Ministerium thut gleichsam ein Uebriges. Um der allgemeinen Opposition Rechnung zu tragen, unterzieht es sich trotz der Appellation an die Wahlurne einer Neubildung, wobei diejenigen Minister, die in erster Linie die Verantwortung für das mißliebige Gesetz tragen, ausgeschieden werden. Dies

Digitized by Google

alles ist so eminent constitutionell, daß man es als neuen Beweis ansehen könnte, wie tiefe Wurzeln das constitutionelle System in dem jungen Nationalstaat geschlagen. In Wahrheit ist das constitutionelle Princip in Italien noch nie auf eine so ernste Probe gestellt worden.

Den Fall selbst betreffend, so kann über den Rechtspunkt nicht wohl ein Zweifel sein. Die Verfassung garantirt das Versammlungsrecht, aber unterstellt es zugleich den Bestimmungen des Gesetzes, und da nun kein besonderes Gesetz existirt, so ist der discretionären Gewalt der Regierung ein weiter Spielraum gelassen, so zwar, daß sie für jeden einzelnen Fall der Volksvertretung verantwortlich ist. Wäre auch ein Specialgesetz vorhanden, so könnte dieses doch keineswegs auf alle Fälle das Recht der Regierung zu Präventivmaßregeln ausschließen. Ricasoli bestritt nicht das Versammlungsrecht, aber er wahrte zugleich der Regierung das Recht, einem voraussichtlichen Mißbrauch desselben nöthigenfalls vorzubeugen.

Ricasoli sagte in seiner Vertheidigungsrede u. a.: „Art. 32 der Verfassung, der den Bürgern das Recht zuerkennt, sich friedlich und ohne Waffen zu versammeln, unterwirft dasselbe gleichzeitig den Bestimmungen des Gesetzes. Und da nun kein besonderes Gesetz besteht, das die Art und Weise und die Grenzen der Ausübung dieses Rechts feststellt, so fallen diese Grenzen unter diejenigen Dispositionen, welche im Allgemeinen die Materie der öffentlichen Sicherheit betreffen. ... In der That, wenn einerseits die Verfassung den Bürgern das Versammlungsrecht zugesteht, vorbehältlich jedoch der Einhaltung des Gesetzes, so schreiben viele andere Gesetze der Regierung und insbesondere dem Minister des Innern vor, allem dem vorzubeugen, was die öffentliche Ordnung, die Sicherheit des Staats sowohl im Innern als nach außen gefährden könnte. Seitdem ich die Ehre hatte zum ersten Mal über diesen Gegenstand meine Meinung in der Kammer auszudrücken, hat sich bereits eine Art juristischer Brauch gebildet, welcher die Grundlagen für die Behandlung der Versammlungen und Vereine genau fixirt. Sowohl die Regierung als die Kammer und ebenso die Gerichte haben festgehalten und ausgesprochen, daß, so lange nicht durch ein besonderes Gesetz die Art und Weise der Ausübung dieses Rechts festgestellt sei, es der Regierung zukomme, welche dem Parlament und dem Land gegenüber für die Erhaltung der Ordnung verantwortlich ist, zu entscheiden, ob in einem gegebenen Augenblick diese durch die Einberufung von Volksversammlungen ernstlich gefährdet sei. ... Ja ich wiederhole, dies steht der Regierung zu, die in Sachen der öffentlichen Sicherheit der einzige Richter und allein verantwortlich ist."

Dies alles ist einleuchtend. Von Verfassungsverletzung konnte nicht die Rede sein, so laut auch die Linke darüber schrie. Eher ließ sich über die Opportunität der Maßregel streiten, welche den Bruch herbeiführte.

Digitized by Google

Ricasoli hob das Unpassende solcher Demonstrationen gegen das Kirchengesetz hervor, so lange Unterhandlungen mit dem römischen Hof im Gang seien, die im Zusammenhang mit jenem Gesetze stehen. Er führte die Aufregung an, die ohnedies schon im Venetianischen wegen anderer Ursachen, wegen der Steuern, der Theurung u. a. vorhanden sei und da und dort in jüngster Zeit zu unruhigen Auftritten geführt habe. Der Präfect von Padua, Zini, gab überdies bei der Bekanntmachung des Verbots zu verstehen, daß die Venetianer, des Gebrauchs der constitutionellen Freiheiten ungewohnt, leicht einem Mißbrauch desselben ausgesetzt seien, daß sie die Opposition gegen einen von der Regierung eingebrachten Gesetzentwurf leicht mit der Opposition gegen die Regierung selbst verwechseln könnten und so das Ansehen der Regierung Noth litte.

Dagegen konnte nun gesagt werden, daß Ricasoli die Gefahr übertreibe und überhaupt diese Volksversammlungen zu ernsthaft nehme. Von Venedig selbst wurde geschrieben, daß die Geister daselbst zur Zeit weit angelegentlicher mit dem Carneval beschäftigt seien als mit der Freiheit der Kirche. Wollte Ricasoli der Aufregung des Landes nicht neue Nahrung zuführen, so schien grade zu diesem Zweck das Mittel zweifelhaft gewählt. Denn anstatt der ungefährlichen Agitation einiger Volkeversammlungen, hieß es, beschwöre er nun eine Agitation des ganzen Landes herauf, einen Wahlkampf, der möglicherweise eine noch viel feindseligere Kammer liefern werde.

Ueber die Opportunität also ließ sich streiten. Aber grade darüber schnitt nun Ricasoli den Streit ab, indem er die Vertrauensfrage stellte und damit den Gegenstand auf einen ganz andern Boden hob. Das Entscheidende lag nun nicht mehr in den Gründen, die sich für und wider anführen ließen, sondern in der Thatsache, daß nun einmal Ricasoli im Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit glaubte, aus Gründen der öffentlichen Sicherheit jene Meetings verbieten zu müssen und diese Thatsache der Kammer zur Billigung oder Verwerfung vorlegte, zugleich mit der ganzen Perspective der Folgen, die der Ausspruch der Kammer haben mußte. In dieser Lage hatte die Kammer, um ihren Spruch zu fällen, die ganze politische Situation zu erwägen, ob diese eine Ministerveränderung wünschenswerth machte, sie mußte sich vor allem den ganzen politischen Charakter Ricasolis vergegenwärtigen, in dem sie Erklärung und Verständniß für seinen jetzigen Schritt zu suchen hatte.

Nun war noch in Aller Gedächtniß die Haltung, welche Ricasoli im Februar 1862 dem Treiben des garibaldischen Vorsorgecomité gegenüber eingenommen hatte. Die Kammer verfehlte auch nicht ganz besonders diese Erinnerung hervorzuziehen. Aber anstatt darin ein Zeugniß zu Gunsten des politischen Charakters Ricasolis zu sehen, machte sie daraus umgekehrt eine Waffe gegen ihn, indem sie ihn der Inconsequenz zieh.

Ganz derselbe Fall war es nun nicht; es hatte sich damals nicht um das

Digitized by Google

Versammlungsrecht, sondern um das Associationsrecht gehandelt. Boggio hatte an das Ministerium die Interpellation gerichtet, ob, da die Verfassung nur das Versammlungsrecht, nicht ausdrücklich das der Association anerkenne, dieses in jenem stillschweigend enthalten sei, ob die Regierung den Mißbrauch des Associationsrechtes nur nachträglich mittelst der Gerichte verfolgen, oder ihm auch durch Präventivmaßregeln vorbeugen könne, ob durch Präventivgesetze das Associationsrecht geregelt werden solle, ob endlich die Vorsorgecomités bis dahin ausgeschritten seien und Repression verdient hätten.

Ricasoli bekannte sich zur liberalsten Auslegung. Nach seiner Meinung, sagte er, und nach der allgemein üblichen Praxis sei allerdings das Associationsrecht im Versammlungsrecht enthalten, die Regierung habe nur das Recht der Repression, nicht der Präventive, und die Comités hätten bis jetzt keine Repression verdient. Doch fügte er ausdrücklich hinzu, daß er nicht gezaudert hätte, nöthigenfalls dem Parlament Präventivgesetze vorzuschlagen, die von den Umständen gebieterisch angezeigt wären. Ueberdies ist in der ganzen Rede die besondere Ueberwachung betont, welche der Regierung über die Ausübung des Associationsrechtes zukomme. Dieser Begriff der Ueberwachung ist aber nun eben der Punkt, wo die beiden Reden vom 25. Februar 1862 und vom 11. Februar 1867 sich berühren und zusammenstimmen. In der letzteren zeigte er, daß das Recht der Ueberwachung sich nöthigenfalls auch dahin ausdehnen könne, öffentliche Versammlungen zu verbieten. Eine Inconsequenz ließ sich so wenig nachweisen als eine Verfassungsverletzung; Ricasoli war derselbe, der er immer gewesen. Wenn er jetzt unterlag, so hatte das eben nur darin seinen Grund, daß sein Verhältniß zu dieser Kammer schon lange ein gespanntes, unmögliches geworden war. Schon die Thatsache, daß die Kammermehrheit, die in einer politischen Frage ersten Ranges aufgefordert war, über das Ministerium zu entscheiden, diese Gelegenheit ablehnte und dagegen einen verhältnißmäßig unbedeutenden Zwischenfall dazu benutzte, beweist schlagend, daß dieses Ministerium und diese Kammer nicht länger zusammengehen konnten; es war im Grund gleichgiltig, bei welcher einzelnen Veranlassung die unvermeidliche Krisis ausbrach.

Sie war unvermeidlich, darf man wohl sagen, seitdem diese Kammer überhaupt bestand, und sie wäre ohne Zweifel längst ausgebrochen, wenn nicht der Krieg des vorigen Sommers die parlamentarischen Arbeiten für längere Zeit suspendirt hätte. Seitdem das Wahlresultat vom October 1865 bekannt war, konnte man sich ernster Besorgnisse für die parlamentarische Zukunft des jungen Staats nicht erwehren. Man erinnert sich noch, welche allgemeine Ueberraschung dieses Resultat hervorrief. Die Regierung hatte sich jeder Einwirkung enthalten, sie hatte ihren Gegnern freies Feld gelassen, und so waren die Wahlen überall unter dem Ruf: hinaus mit der Consorteria d. h. hinaus mit den Resten der alten cavourschen Mehrheit erfolgt. Eine Reihe von Ca-

Digitized by Google

pacitäten, von geschulten Politikern fehlte, dagegen füllten sich die Bänke im Saal der Fünfhundert mit dunkeln Ehrenmännern, mit Mittelmäßigkeiten, die einige Schlagworte von ihren Wählern mitbekommen hatten und im Uebrigen die Entschlossenheit mitbrachten, im Zweifelsfall, wie es dem Biedermann zieme, links zu stimmen. Von einer entschiedenen Mehrheit, die mit bestimmten Grundsätzen eine Regierung aufrecht halten oder selbst eine Regierung aus ihrer Mitte bilden konnte, war keine Rede, die alten Parteien waren in Fractionen zerfallen, die unberechenbar von zufälligen Eindrücken, von lokalen und persönlichen Stimmungen sich leiten ließen, und man erlebte das bedenkliche Schauspiel, daß die conservativen Elemente des piemontesischen Staats, anstatt einen Damm zu bilden gegen die überstürzende und principlose Hast der Demokratie, vielmehr aus particularistischem Trotz die Reihen derselben verstärkten. Was von der alten Mehrheit noch übrig war, war einflußlos oder zeigte sichtbar kein höheres Bestreben, als sich in die Sitze der gegenwärtigen Machthaber einzudrängen. Dasselbe Bestreben zeigten die Führer der Linken, aber ohne durch Aufstellung eines positiven Regierungsprogramms oder auch nur einzelner Gegenentwürfe gegen die Vorlagen der Regierung ihre Befähigung zu erweisen. Durch ihr Manifest an die Nation, worin sie eine Reihe wohlfeiler Anklagen gegen die Regierung Ricasolis schleuderte, hat die Linke nur eine strenge Kritik gegen sich selbst herausgefordert. Sie hat einen Finanzminister nach dem andern gestürzt, ohne selbst das Mindeste für die Lösung der Finanzfragen beizutragen. Sie verlangte Rom und bekämpfte den Septembervertrag, der das Mittel war, die Franzosen aus Rom zu entfernen. Sie rief unablässig nach Venetien, als jede Aussicht verschlossen war, und sie verlangte Entwaffnung, als wirklich der einzige Ausweg, die preußische Allianz, endlich sich darbot. Sie war im Stande, heute Ricasoli ihr Bündniß anzutragen und morgen ihn durch ein Mißtrauensvotum zu stürzen. Mit welchem Ernst sie überhaupt die parlamentarischen Geschäfte behandelt, davon nur ein Beispiel. Im vorigen Jahr nahm die Linke einen großen Anlauf und verlangte im Ton sittlicher Entrüstung die Niedersetzung einer Commission zur Untersuchung der Geldverschleuderungen, die seit dem Jahr 1860 von den Männern der verschiedenen Regierungen begangen worden seien. Die Mehrheit willfahrt dem Wunsch, die Commission wird sogar überwiegend aus Mitgliedern der Linken zusammengesetzt, und — diese Commission ist nicht ein einziges Mal zusammengetreten! So schleppten sich die Verhandlungen unter fortwährenden Unterbrechungen unerquicklich, langsam, mit winzigen Resultaten hin. Das Verdienstvollste, was die Kammer that, war die Votirung außerordentlicher Vollmachten, mit welchen die Regierung im Frühjahr in die Kriegspolitik eintrat. Zuvor hatte sie nur noch das Gesetz über den Verkauf des Kirchenguts in der Geschwindigkeit erledigt, aber in einer Weise, gegen die sich später erhebliche Bedenken geltend machten. Und nun

Digitized by Google

nach dem Kriege, der Venetien mit dem Königreiche vereinigte, dessen Ausgang freie Bahn schuf für die ungestörte Wiederaufnahme der inneren Arbeiten, fängt die Kammer wieder an in ihrer kleinlichen negativen Weise. Die Regierung legt, nunmehr auf das letzte Ziel, auf Rom bedacht, und gleichzeitig im Interesse der Ordnung der Finanzen, einen großartigen Gesetzentwurf vor, der das Angebot an Rom für den Verzicht auf die weltliche Herrschaft formulirt, der den Streit zwischen Kirche und Staat beilegen und das Deficit schließen soll. Das Gesetz bietet ohne Zweifel der Kritik seine schwachen Seiten dar, es ist einerseits von bedenklicher Kühnheit und verräth wieder andererseits ebenso bedenkliche Zaghaftigkeit; es ist zum mindesten verbesserungsbedürftig, auch wenn die Grundlagen sich als wohlerwogen erweisen. Aber daß nun die Kammer mit einem solchen Gesetzentwurf binnen 24 Stunden fertig ist, daß sie mit chevalereskter Leichtfertigkeit die Verwerfung beschließt, bevor sie noch recht die eingehenden Motive der Regierung gelesen hat, daß sie nicht etwa die ihr anstößigen Punkte präcisirt, sondern das Gesetz in Bausch und Bogen abthut, daß sie es nicht einmal der Mühe werth findet, in öffentlicher Debatte die Rechtfertigung der Minister abzuwarten, oder ihrerseits Gegenanträge zu formuliren, dies ist denn doch eine so eigenthümliche Auffassung der parlamentarischen Pflichten, daß sie ernstliche Besorgnisse für die Zukunft des parlamentarischen Systems veranlaßt.

In der That scheint die gemäßigt liberale Presse nicht zu übertreiben, wenn sie gradezu das constitutionelle System für gefährdet erklärt. Die Gefahr kommt nicht von oben, niemand will Hand an die freisinnigen Institutionen legen; sie kommt von unten, vom Parlament selbst, das auf dem Punkte steht, das parlamentarische System zu discreditiren. Man darf hierbei wohl auch daran erinnern, daß die Abgeordneten fortwährend ihre persönlichen Verpflichtungen auf die leichte Schulter genommen haben. In der Regel ist nur die Hälfte aller Abgeordneten versammelt, und ein schlimmeres Beispiel ließe sich dem Volke gar nicht geben. Selbst die Eröffnung einer so ungewöhnlichen Session, die mit der Ankündigung der Annexion Venetiens und der Räumung Roms begann, selbst die Vorlage des wichtigen Kirchengesetzes hat die Bänke nicht zu füllen vermocht, und das entscheidende Votum, das Ricasoli zum Rücktritt nöthigte, ist mit wenig mehr als der Hälfte der Abgeordneten gefällt worden. Die Bestimmung, daß die Abgeordneten keine Diäten erhalten, hat sich in Italien wenigstens nicht bewährt.

Aber noch mehr. Dem parlamentarischen Gezänk ist es zum großen Theil zu verdanken, daß die Arbeiten der Consolidirung des Staats, der finanziellen Ordnung, des administrativen Ausbaus noch so weit zurück sind. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren: die bedeutendsten Fortschritte sind dadurch geschehen, daß die Regierung sich außerordentliche Vollmachten übertragen ließ.

Digitized by Google

oder daß sie einseitig ausführte, was sie nachträglich vom Parlament genehmigen ließ. Ja man hat bemerkt: was das Parlament selbst fertig brachte, kam gewöhnlich durch irgendeine äußere Nöthigung, sei es die Hundstagshitze des Sommers oder ein bevorstehender Krieg, zu Stande. Es wird schlimm um das Ansehen des constitutionellen Princips stehen, wenn weiter Kreise sich der Verdacht bemächtigen sollte, daß der parlamentarische Apparat vielmehr ein Hinderniß, anstatt ein Mittel für die Consolidirung des Staats sei.

Italien bedarf einer starken und stetigen Regierung, denn nur die Zuversicht in den regelmäßigen Gang der Staatseinrichtungen erzeugt Credit, Activität, Unternehmungslust. Italien ist der unfruchtbaren Discussionen, der Schwäche der Regierung, des beständigen Wechsels von Personen und Programmen müde — kein Wort ist zu viel, das Ricasoli darüber in seinem vortrefflichen Rundschreiben gesagt hat. Daraus folgt, daß die Kammer so zusammengesetzt sein muß, um eine starke Regierung möglich zu machen, sie zu tragen, zu unterstützen, nicht sie zu hemmen und zu schwächen; es muß eine feste compacte Mehrheit vorhanden sein, welche die Regierung als ihr natürliches Centrum betrachtet.

Freilich stellt die gegenwärtige Lage auch an die Regierung selbst ungewöhnliche Anforderungen, und es wäre gar nie zu jener Zersplitterung des Parteiwesens gekommen, wenn die gebietende Autorität eines Cavour noch vorhanden wäre. Nun sie aber fehlt, ist es um so mehr die Pflicht des Parlaments oder der Partei, durch ihr Collectivgewicht zu ergänzen, was dem Einzelnen versagt ist, durch Disciplin den Genius zu ersetzen, und zum Glück bedürfen die jetzigen Aufgaben Italiens weniger des Genius als ehrlichen guten Willens. Daß aber bei der kleinen Auswahl verfügbarer Talente Ricasoli derjenige Mann ist, der durch unbeugsame Geradheit und Unabhängigkeit des Charakters noch am meisten Autorität genießt, darüber ist nur eine Stimme. Darin liegt die Berechtigung der Krone, ihn gegen die Kammer zu halten, darin die Verpflichtung für Ricasoli seinerseits, auf die berechtigten Motive der Opposition Rücksicht zu nehmen. Er hat es gethan, indem er diejenigen Minister entfernte, die unmittelbar für das Kirchengesetz verantwortlich waren, und eine Umänderung des Entwurfs zusagte. Aber schwerlich wird er von den Grundlagen des Gesetzes abweichen: er wird das Princip der Freiheit der Kirche aufrecht erhalten, wie er auf irgendeinem Plane beharren muß, dem Staatsschatz mindestens 600 Millionen aus dem Kirchengut zu sichern. Er ist das Eine ebenso den Staatsfinanzen schuldig, wie das Andere der römischen Frage, die nun einmal nur mittelst Durchführung des Princips der Freiheit ihrer Lösung entgegengeführt werden kann.

Ob die Wähler die Nothwendigkeiten des Staats begreifen werden, ob sie Männer schicken, welche die Aera dilettantischen Experimentirens definitiv

Digitized by Google

zu begraben entschlossen sind, dies ist die Frage. Und mit besorgter Theilnahme folgt man auch auswärts den politischen Lehrjahren eines Volks, das wie kaum ein anderes Herr seiner eigenen Geschicke ist. Verkennen wir nicht: das constitutionelle Princip selbst ist es, was hier eine ernste Probe besteht. Und wie man mit freudiger Bewunderung den Aufschwung einer Nation begleitete, die in Einem und in beständiger Wechselwirkung beide Güter sich zu erringen schien, die Selbstregierung und die staatliche Einheit, so muß jeder Rückschlag auch über die Grenzen der Halbinsel empfindliche Wirkungen üben.

Das freilich konnte sich nur ein oberflächlicher Blick verbergen, daß die Selbstregierung des italienischen Volks erst noch ihre Krisen und ihre Proben vor sich habe. Die Flitterwochen der italienischen Freiheit haben doch nur denjenigen täuschen können, der nicht bemerkte, daß sie nur die Dictatur des großen Staatmanns bargen, dessen Autorität sich alle willig unterwarfen. Durch die Kunst, mit der Cavour die constitutionellen Mittel handhabte, ist freilich das Werk der Einheit ungeheuer erleichtert worden, und eine Zeitlang, als der erste Enthusiasmus noch nachdauerte und eine starke geschulte Kammermehrheit die Erbschaft Cavours führte, schien die Bahn für immer geebnet. Als aber auch diese Mehrheit in die Brüche ging und die Entscheidung gleichsam in die Elemente des Volks zurückfiel, als der Enthusiasmus bezahlt sein wollte durch Opfer und Arbeit, da zeigte sich erst, wie wenig dieses Volk in seinen verschiedenen Bestandtheilen für eine Verfassung vorbereitet war, deren Schule Piemont allein durchgemacht hatte. Immerhin mag, was an Bildung und Vorschule fehlt, bei dem glücklich begabten Volk der politische Instinct ersetzen, und wir hoffen es. Uns Deutschen aber mag grade in diesen Tagen die Erinnerung willkommen sein, daß ein wohlausgeführtes formell fertiges Verfassungsgerüste noch nicht das Höchste ist, und daß ein neues nationales Leben vielleicht besser beginnt mit bescheideneren Formen, die sich auf das Nothwendige beschränken und allmälig den Bedürfnissen gemäß sich entwickeln. Der Anfang ist dann freilich nicht so enthusiastisch und voll Jubels, aber es sind dafür wohl auch die bitteren Nachwehen und bedenklichen Krisen erspart, und die Entwicklung wird um so stetiger und sicherer sein, je gleichmäßiger die einzelnen Theile, die jetzt schon verbunden sind und noch werden verbunden werden, für die Gemeinsamkeit des nationalen Lebens vorbereitet sind. W. L.

Digitized by Google

Der Nationalitätenkampf in Galizien.

(Schluß zu Heft 7.)

Der Kampf, welchen Polen und Russen in Galizien, Lithauen, Weißrußland und anderen ehemaligen Provinzen der polnischen Republik ausfechten, wird ebenso mit den Waffen der äußeren Gewalt, wie mit denen des Geistes geführt. Charakteristisch genug für die Macht, welche die modernen Ideen auch in Rußland gewonnen haben, ist es, daß grade die Russen zu wiederholen nicht müde werden, es handele sich bei ihrer Auseinandersetzung mit den Enkeln Lechs in erster Reihe um die Anerkennung und den Sieg eines großen Principes, um die Durchführung der demokratischen Idee und deren historisches Herrscherrecht in allen slawischen Ländern. Der Verkennung dieses Rechts, dem Abfall von den nationalen Traditionen und der Hinneigung zu westeuropäisch aristokratischen Formen sei es zuzuschreiben, daß die Polen ihre selbständige Existenz verwirkt hätten, zum Aufgehen in die russische Völkerfamilie verurtheilt seien u. s. w. Während die Murawjew, Berg und Annenkow die Herrschaft des russischen Adlers mit allen Mitteln der Gewalt zu erzwingen bemüht waren, ließen russisch-demokratische Gelehrte sich die Mühe nicht verdrießen, aus Actenstücken und Chroniken von unvordenklichem Alter Beweisstücke dafür zu gewinnen, daß Wilna, Schitomir, Lemberg u. s. w. echtrussische, nur auf dem Wege der Gewalt polonisirte Städte seien; freilich stützten diese Gelehrten sich, wo die archäologischen Argumente nicht ausreichten, auch auf Gensdarmensäbel und Kosakenpiken und wenn sie das historische Museum zu Wilna zerstörten und ihren Klagen über einseitige, tendenziös-polnische Anordnung und Aufstellung der Schätze desselben u. a. dadurch Ausdruck gaben, daß sie alle polnischen Alterthümer hinauswarfen und nur „die spärlichen Reste russisch-lithauischer Herrlichkeit stehen ließen, so mußte es zweifelhaft bleiben, ob diese Art der Beweisführung vor dem Richterstuhle der Wissenschaft besser bestehe als vor dem der Politik. Immerhin verdient es Beachtung, daß die brutale Gewalt auch in diesen halbbarbarischen Gegenden des Deckmantels rechtlich und geschichtlich begründeter Ansprüche nicht mehr entrathen zu können glaubt, daß z. B. keine der für den griechisch-orthodoxen Cultus eroberten katholischen Kirchen Lithauens ihren bisherigen Inhabern entrissen wurde, ohne daß der Wilnaer Courier (das Organ Murawjews und seiner Nachfolger) eine gelehrte Abhandlung darüber veröffentlichte, daß der Grundstein dieses Gebäudes von einem Fürsten aus dem Hause Mstislaws oder Wjuscheslaws gelegt und dasselbe „noch vor vierhundert Jahren" zu griechisch-orthodoxem Gottesdienste benutzt worden sei.

Digitized by Google

Daß es mit der Berufung auf das historische Recht der Russen seine großen Schwierigkeiten habe, daß die Theorie von der Unverjährbarkeit durch Jahrhunderte inexigibel verbliebener Ansprüche wenig geeignet sei, in der gelehrten Welt Eroberungen zu machen, mußten die Männer der wissenschaftlichen Begründung murawjewscher Politik sich freilich selbst sagen. Ihre Deductionen reichten höchstens für das russische Publikum aus, um aber das westliche Europa von dem guten Recht des gegen die Polen gepredigten Kreuzzugs zu überzeugen, bedurfte es schärferer Waffen. Was sich auf dem Gebiet der historischen Untersuchung nicht fertig bringen ließ, sollte unter Anrufung des Nationalitätsprincips mit statistisch-ethnographischen Hilfsmitteln erreicht werden. Ohne große Mühe ließ sich nachweisen, daß die Polen außerhalb Congreßpolens und der westlichen Hälfte Galiziens allenthalben gegen die Russen in der Minderzahl seien und damit glaubte man zugleich dargethan zu haben, die Russen und nicht die Polen seien zur Herrschaft in diesen Ländern berufen. Auf eine Lösung des Räthsels, daß allenthalben die polnische Minorität und nicht die russische Majorität dem Lande seinen specifischen Culturstempel aufgedrückt hatte, ließ man sich ebenso wenig ein, wie auf Untersuchungen darüber, ob die numerische Schwäche des polnischen Elements angesichts der entschiedenen Ueberlegenheit desselben nicht eher als Argument für, denn wider das Herrscherrecht desselben anzuführen sei.*)

Sehen wir uns nach den Resultaten dieser ethnographischen Untersuchungen zuvörderst in Galizien um. Nach ziemlich übereinstimmenden Angaben des Annuaire der Revue des deux mondes und des Erkertschen Atlas ethnographique des provinces habitées par des Polonais (St. Petersburg, 1863) leben in diesem Lande (immer die halb russische, halb rumänische Bukowina ausgenommen) 1,980,000 Polen, 2,100,000 Russen, 114,000 Deutsche und 449,000 Juden. Alles Land westlich vom San, einem Nebenfluß der Weichsel, ist ausschließlich von Polen bewohnt; die kleinen russischen Streustücke, welche Erkert auf dem westlichen Ufer dieses Flusses als vorwiegend von Russen bewohnt bezeichnet, kommen — auch abgesehen von der Parteilichkeit dieses russischen Geographen — nicht in Betracht. Wie wir wissen (vgl. den Artikel in Heft Nr. 7) gehörte dieser Theil des Königreichs zu Kleinpolen, einer Stammprovinz der alten Republik und waren ihr die deutsch-schlesischen Herzogthümer Auschwitz (Oswiezim) und Zator einverleibt. Von russisch-nationalen Ansprüchen auf dieses Ländergebiet, in welchem nach Erkerts eigener Angabe die Polen dominiren und nur an der äußersten Grenze funfzehn Procent der Bevölkerung russischer Herkunft sind — darf nicht die Rede sein; die vielbesprochene „gali-

*) Als zwei demokratische Journale St. Petersburgs, die Wochenschriften „Wjek“ und „Wremjä“ diese „heikele Frage“ im Frühjahr 1863 aufwarfen, wurden sie „wegen eines unerlaubten Gegensatzes gegen die in der russischen Nation herrschenden Anschauungen“ auf kaiserlichen Befehl unterdrückt!

Digitized by Google

zische Frage" hat es nur mit Ostgalizien zu thun, der Westen des Landes kann nur per nefas in die Discussion gezogen werden. Das Verhältniß des ausschließlich von Polen bewohnten galizischen Westens zum Osten jenes Königreichs entspricht dem Congreßpolens zu den lithauischen und weißrussischen Provinzen, nur daß Rußland den Zusammenhang zwischen diesen Provinzen zu lösen versucht hat, während Oestreich Kleinpolen und Rothrußland in eine neue politische Einheit verschmolz, die selbst zu polnischer Zeit niemals bestanden hatte. Die ethnographischen Verhältnisse Ostgaliziens entsprechen denen der weißrussischen und lithauischen Provinzen Rußlands vollkommen.

In der östlichen Hälfte des „Königreichs" gehört die Mehrzahl der Bewohner dem kleinrussischen oder, wie man in Oestreich sagt, dem ruthenischen Stamme an. Abgesehen von den Städten, in welchen Polen, Deutsche und Juden den Russen die Wage halten, nimmt das polnische Element von Westen nach Osten in ziemlich regelmäßig niedersteigendem Verhältniß ab; nach den Angaben der Erkertschen Karte bilden zwischen dem 40. und 42. Grad östlicher Länge v. L. (die südlichsten und die nördlichsten Theile ausgenommen) die Polen noch fast ein Viertel der Bevölkerung, während zwischen dem 42. und 44. Grad nur noch zwischen 1 und 5 Procent der polnischen Nationalität angehören. Südlich von Dnjestr gehören auch zwischen dem 40. und 42. Grade dem Polenvolke nur 15 Procent aller Bewohner an, nördlich von Lemberg 5—10 Procent. Nach der Anschauung jener blinden Anhänger des Nationalitätsprincipes, welche gleich den radicalen Demokraten der 48er Schule keine Schwierigkeiten kennen, die sich nicht mit Hilfe einer aus dem Parteikatechismus geholten Zauberformel lösen ließen, steht nun die Sache sehr einfach: da im östlichen Galizien mehr Russen als Polen leben, so haben die letzteren sich den ersteren zu subordiniren, sind alle polnischen Ansprüche auf eine Herrschaft jenseit des San unberechtigt.

Genau so haben die Machthaber in den vorwiegend von Lithauern und Weißrussen bewohnten Gegenden des westlichen Rußland gesprochen: nichtsdestoweniger ist der polnische Einfluß trotz aller Verbote des Gebrauchs der polnischen Sprache, trotz aller Kosaken und Linientruppen, die man zur materiellen und moralischen Unterstützung des Nationalitätsprincips und der demokratischen Idee aufgeboten hat, allenthalben in Wolynien, Podolien, Minsk, Grodno, Kowno und Wilna noch heute der maßgebende und haben die Polen Galiziens zu den Zeiten Stadions in Galizien ebenso das Heft in Händen gehabt, wie während der Verwaltung Agenor Goluchowskis. In Ländern, welche von mehren, auf verschiedener Culturstufe stehenden Nationalitäten bewohnt werden, in denen es mehr oder weniger von dem Willen des Einzelnen abhängt, zu welcher Nationalität er sich rechnen will, stehen der statistischen Ermittelung der ethnographischen Verhältnisse Schwierigkeiten entgegen, von denen

Digitized by Google

man sich bei uns in Deutschland kaum eine Vorstellung machen kann. Das Bestreben des in den niederen Classen vertretenen Volksstamms, sich den herrschenden Classen zu assimiliren, ist so mächtig, daß kein Kriterium zur Feststellung des Racenunterschiedes ausreicht. Wonach will man entscheiden, ob ein Galizier, der nicht etwa Bauer, griechisch-unirter Geistlicher oder russischer Parteiführer ist, der russischen oder der polnischen Nationalität angehört? Soll etwa die Sprache maßgebend sein? Wer je in zweisprachigen Ländern gelebt hat, wird wissen, daß eine Sprache, die für die der Gebildeten gilt, von allen Personen, welche zu dieser Classe in Beziehung stehen, mit gradezu leidenschaftlichem Eifer gelernt und gesprochen wird. In den erwähnten westrussischen Provinzen ist es Thatsache, daß die Mehrzahl der bäuerlichen Knechte, welche auf polnischen Edelhöfen leben, sich die Sprache ihrer Herren angeeignet hat und sich mit Vorliebe in derselben ausdrückt, daß in den Städten die Kaufleute und Handwerker russischer Extraction schon in der zweiten Generation mehr polnisch als russisch reden, ja daß selbst die Offiziere der russischen Garnisonen Wilnas oder Kownos, wenn sie längere Zeit am Orte bleiben, dem Einfluß der polnischen Gesellschaft unterliegen und es vermeiden, im Privatleben eine Sprache zu reden, die in allen ehemals polnischen Ländern zu der der Bauern und des niederen Volkes geworden ist.

Dem magischen Reiz, den das Bewußtsein, der herrschenden Classe anzugehören, namentlich auf Halbgebildete ausübt, widersteht sichs allenthalben nur schwer: in Galizien giebt es keine russische Regierung, die Beamte und Garnisonen ihrer Nationalität ins Land schicken und nach Bedürfniß wechseln kann. Das russische Element wird von außen her weder materiell noch moralisch unterstützt — wie soll es hier zugehen, daß zwischen Polen und Russen eine unverrückbar feste Grenze gezogen werde? Grade wie in den westrussischen Provinzen ist das Kriterium der Sprache auch hier nicht ausreichend, um die Nationalität zu bestimmen, weil ein bedeutender, numerisch nicht bestimmbarer Bruchtheil der Bevölkerung, dessen russische Abstammung nicht geläugnet werden kann, sich den Polen zuzählt und für die Interessen derselben gewonnen ist. — Ebenso steht es mit der Bestimmung des Nationalunterschiedes durch das religiöse Bekenntniß; auch dieser Damm hält gegen den Andrang überlegener Cultur nicht Stand. In Galizien wie in Litthauen giebt es zahlreiche Personen des Mittelstandes und des Adels, welche der griechischen Kirche angehören und sich doch für Polen ansehen; daß es der russischen Partei gelungen ist, *einzelne* dem griechischen Bekenntniß angehörige Adelsfamilien Galiziens für die Sache ihrer Nationalität zu gewinnen, rechnet dieselbe zu ihren größten Triumphen — die Mehrzahl jener Geschlechter hielt es mit den Polen und wird es mit den Polen halten, so lange die Zugehörigkeit zu diesen die Theilnahme an der gebildeten Gesellschaft bedingt. In den russischen Zeitungen sind die Klagen darüber, daß

Digitized by Google

die Familien der griechisch-russischen Geistlichen in den Gouvernements Wilna, Kowno und Minsk die polnische Sprache reden und mit Vorliebe polnische Trachten anlegen, noch immer nicht verstummt; nach einer Anordnung Murawjews sollen in jenen Provinzen künftig nur solche griechische Priester angestellt werden, welche nachweisen können, daß ihre Frauen aus Großrußland stammen oder in der russischen Pension zu Wilna erzogen worden sind! Diese eine Thatsache ist unseres Bedünkens ausreichend, um darzuthun, wie wenig der Racenunterschied in den polnisch-russischen Ländern nach dem religiösen Bekenntniß festgestellt werden kann. So lange die Begriffe „Pole" und „Herr" identisch sind, wird es weder in Rußland, noch in Galizien möglich sein, den Charakter des Landes auf dem Wege statistischer Ermittelungen festzustellen. Das Uebergewicht der Cultur und einer traditionellen Herrschaft läßt sich ebenso wenig wägen oder zählen, wie die Entscheidung des Einzelnen darüber, ob er Russe oder Pole sein will, zwangsweise zu bestimmen ist.

Von den zahlreichen, bisher im Großen und Ganzen resultatlos gebliebenen Anstrengungen, welche die russische Regierung in Lithauen, Weißrußland und der Ukraine aufgewandt hat, um den altrussischen Charakter dieser Provinzen zu restituiren und den Einfluß der polnischen „Eindringlinge" zu brechen, sind die meisten in Galizien durchaus nutzlos, weil sie ein großes russisches Hinterland zur Voraussetzung haben. Daß die in Westrußland angewandten Gewaltmittel nur auf Kosten alles unter Menschen giltigen Rechts ins Werk gerichtet werden konnten und eine allgemeine Auflösung der sittlichen Begriffe zur Folge gehabt haben, wird von urtheilsfähigen Russen ebenso wenig geläugnet, als daß die Unterdrückung der polnischen Civilisation zunächst auf Unkosten der Cultur überhaupt geschehen ist. Die „Demokratisirung" der früher polnischen Provinzen Rußlands, mit welcher man einen großen Theil der „entschiedenen" Demokratie Deutschlands Sand in die Augen gestreut hat, ist in der That nichts weiter als eine Barbarisirung gewesen: die gebildeten Classen wurden gewaltsam ihres Vermögens und ihres Einflusses beraubt und von Bauernhorden, an deren Spitze fanatische Beamte und Offiziere aus Großrußland standen, terrorisirt.

Aber je strenger die Maßregeln waren, welche man gegen die herrschende Classe anwandte, desto unumstößlicher wies es sich aus, daß der traditionelle Einfluß derselben durch die bloße Beseitigung der Machtgrundlage, auf welche er gestützt gewesen war, noch nicht gebrochen werden konnte. Das Märtyrerthum, zu welchem das polnische Element sich allenthalben innerhalb der Grenzen des russischen Reichs verurtheilt sah, erhöhte die moralische Kraft seines Einflusses auf die übrigen Classen. Die Jahrhunderte lang constante Thatsache, daß der gemeine Mann, wenn er zu höherer Bildung und einer bevorzugten Stellung aufsteigen wollte, Pole werden mußte, hat sich den russischen Bewohnern der ehemals polnischen Länder so tief eingeprägt, daß das auf dem

Digitized by Google

Polenthum ruhende Anathem der russischen Regierung in den Augen des Volks zu einem Anathem gegen die höheren Classen als solche und gegen die Bildung geworden ist. Die rohen, bäuerlichen Bewohner Lithauens und Westrußlands sind seit 1863 zwangsweise von den polnisch-katholischen Bildungsquellen, die ihnen früher zu Gebote standen, entfernt und — seit der Gebrauch mit lateinischen Lettern gedruckter Volksschriften bei Strafe untersagt ist, von jeder Möglichkeit abgeschnitten, eine höhere Bildungsstufe zu erreichen. Die mit kyrillischen Lettern gedruckten russischen Gebetbücher und Kalender, welche die Regierung als Aequivalent geboten hat, kann das Volk nicht lesen und alle Versuche zur Begründung national-russischer Volksschulen sind an dem Mangel halbwegs brauchbarer Lehrer und entsprechender Hilfsmittel vollkommen gescheitert.

Daß die österreichische Regierung eine Barbarisirung Galiziens zu Gunsten des russischen Elements und der russischen Nachbarschaft nicht begünstigt hat, wird ihr schwerlich zum Vorwurf gemacht werden können. Die überwiegende Mehrzahl der von der russischen Presse gegen die goluchowskische Verwaltung erhobenen Beschwerden hat aber grade die Nichtbegünstigung der nationalrussischen Bildung zum Gegenstande. Bis jetzt aber geht das Bestreben, eine solche herzustellen, nicht von der Masse der russischen Bewohner Galiziens, sondern von einer kleinen Schriftstellergruppe aus, die für ihre Ideen eine künstliche Propaganda macht. Eine volksthümliche westrussisch-galizische Literatur giebt es nicht, — um dem Einfluß der Polen entgegenzuarbeiten, sind die russischen Parteiführer in Galizien bemüht, die großrussische Schriftsprache unter ihren Landsleuten einzubürgern und in Kiew, Moskau und Petersburg gedruckte Bücher nach Galizien einzuführen. Während die ethnographischen Zustände wie die Macht- und Bildungsverhältnisse Ostgaliziens im Großen und Ganzen denen der westlichen Gouvernements Rußlands ähnlich sind, giebt es nur in Lemberg, Przemysl und anderen galizischen Städten eine russische Bildungspartei, nicht aber in Wilna, Kowno oder Mohilew. Die Schule der russischen Gelehrten und Journalisten Galiziens stammt aus dem Jahre 1848, sie ist das natürliche Product der damals in Umlauf gekommenen liberalen und nationalen Ideen und des von der österreichischen Regierung begünstigten Bestrebens, den polnischen Einflüssen einen Damm vorzuziehen. Die Polen waren unklug genug, diese kleine ruthenische Bildungspartei, die Anfangs völlig unverstanden und isolirt dastand, zu fürchten und demgemäß zu befehden. Aus dem Kampfe, den die Polen gegen das kyrillische Alphabet, die lemberger Literaturgesellschaft und das russische Katheder an der lemberger Universität zu eröffnen für nothwendig hielten, hat diese Partei ihre Nahrung bezogen, durch das unkluge und despotische Verhalten der Polen ist sie relativ groß geworden.

Hätte man die Dinge ihren natürlichen Lauf nehmen lassen und das rus-

Digitized by Google

sische Literatenthum ignorirt, es wäre an sich selbst gestorben und hätte die Macht des polnischen Einflusses nimmer gefährdet. Nach wie vor hätten die polnischen Gymnasien in den Städten ihre Anziehungskraft für die bildungsbedürftige Jugend bewährt, die polnischen Gutsbesitzer ihre Herrensitze zu den maßgebenden Bildungsoasen des flachen Landes gemacht und die „Russkogalizkaja Matica“ (die russische Literaturgesellschaft) wäre das Spielwerk einer kleinen Schar einflußloser Gelehrter geblieben. Der Leidenschaftlichkeit, mit welcher die galizischen Polen die ursprünglich harmlosen Anstalten angriffen, welche das Jahr 1848 ins Leben gerufen hatte, ist es zuzuschreiben, daß dieselben jetzt zu einer politischen Bedeutung gelangt sind und in Moskau und Petersburg für nationale Heiligthümer gelten, deren Beschützung und Aufrechterhaltung für eine Ehrensache der gesammten russischen Nation ausgegeben werden kann. Wunderbar genug, daß das russische Element in den dem russischen Scepter unterworfenen, früher polnischen Ländern trotz aller Anstrengungen der Regierung leblos geblieben ist und ausschließlich von den Beamten und Soldaten repräsentirt wird, welche Murawjew und dessen Nachfolger nach Wilna und in die übrigen westrussischen Städte gezogen haben. Von einer autochthonen Bildungspartei, von lithauisch-russischen Gelehrten und Journalisten ist hier nirgend eine Spur zu entdecken, denn der Einfluß der Regierung hat die Polen dieser Länder daran verhindert, das unkluge Verfahren ihrer galizischen Stammesbrüder nachzuahmen und eine nationale Opposition wachzurufen. Um den Nachweis dafür zu führen, daß das westrussische Volk noch nicht ganz polonisirt sei, müssen die Kawelin, Pogodin, Akasakow u. s. w. (die wissenschaftlichen Vertreter der Russificationspolitik) über die Grenzen des russischen Staats hinausgreifen und zu den galizischen Stammesbrüdern ihre Zuflucht nehmen. Dieser Umstand erklärt den lebhaften Antheil, welchen Regierung und Presse Rußlands an den Vorgängen im Verwaltungsgebiete Goluchowkis nehmen. Gelingt es dem zur Zeit mit der östreichischen Regierung verbündeten Polenthum, der nationalen Bewegung unter den russischen Gelehrten Galiziens Herr zu werden und die Integrität des polnischen Charakters der Länder östlich vom San zu behaupten, so geht den russischen Bestrebungen in Lithauen und Weißrußland der einzige unabhängige, auf nationalem Boden geborene Bundesgenosse verloren, den sie in Polnisch-Rußland überhaupt besitzen.

Daß man in Wien gegenwärtig die Polen auf Unkosten der Russen begünstigt, hat seinen Hauptgrund in der Furcht vor der Befestigung des russischen Nationaleinflusses in den an der östreichischen Grenze belegenen russischen und polnischen Gouvernements. So lange die russische Nationalpartei Galiziens eine isolirte Erscheinung war und sich damit begnügte, ein specifisches Ruthenenthum zu begründen und dem polnischen Einfluß entgegenzusetzen, schien sie wenig gefährlich. Die Bezeichnung „Ruthenen“ wird von den Männern der lemberger

Digitized by Google

Literaturgesellschaft aber gegenwärtig mit Entschiedenheit abgewiesen und eigentlich nur noch von Polen und Oestreichern gebraucht. — Die ehemaligen Ruthenen wissen es sehr wohl, daß sie als selbständiger Stamm ohne alle Bedeutung sind, daß ihre Zukunft von der Wiederherstellung des verloren gegangenen Zusammenhangs mit dem großrussischen Stamm bedingt ist. Es ist nicht absichtslos geschehen, daß man in Rußland selbst schon seit einiger Zeit eifrig bemüht ist, alle Erinnerungen an die Verschiedenheit innerhalb der vielgegliederten russischen Völkerfamilie zu verwischen und namentlich kein specifisches Kleinrussenthum aufkommen zu lassen. Zu dem kleinrussischen Stamme, welcher die Gouvernements Kiew, Poltawa, Charkow, Tschernygow u. s. w. bewohnt, gehören auch die Russen Ostgaliziens: im Hinblick auf die mit diesen herzustellende Verbindung werden die Bestrebungen der „Ukrainophilen" (mit diesem Namen bezeichnet man die ziemlich unbedeutende kleinrussische Literaturpartei) ebenso ängstlich überwacht, wie die der Polen und an jeder selbständigen Lebensäußerung verhindert. Unter solchen Umständen ist dem wiener Cabinet nur die Wahl zwischen Polenthum und Moskowiterthum in Galizien gelassen und seit sichs entschieden hat, daß die Versuche zur Herstellung einer „ruthenischen" Nationalität (gegen welche die Polen vielleicht nichts einzuwenden hätten) unmöglich ist, hat man sich den Polen in die Arme geworfen. Bei der Ohnmacht des deutschen Elements im Kaiserstaat hat an eine Germanisirung der polnischen Länder, wie sie von Preußen in Posen erfolgreich durchgeführt worden, ohnehin niemals gedacht werden können.

In Rußland ist es neuerdings Mode geworden, die preußischen Germanisationsbestrebungen in Posen mit den Russificationsplänen der petersburger Regierung zu vergleichen und es Oestreich zum Vorwurf zu machen, daß es die einzige der drei Theilungsmächte sei, welche das verrottete Polenthum begünstige und erhalte. Es handelt sich, wenn man die Sache näher betrachtet, in Preußen aber doch um wesentlich andere Ziele als in Rußland und daß Oestreich der Polen nicht entrathen kann ist auch nicht zufällig. Die preußische Regierung stützt sich in ihren polnischen Besitzungen auf den von ihr geschaffenen wesentlich deutschen Bürgerstand, Rußland will sich in der lithauisch-weißrussischen bäuerlichen Bevölkerung seiner westlichen Gouvernements eine Stütze schaffen. Oestreich endlich, das keinen Bürgerstand zu begründen fähig war, und weder unter den Bauern, noch unter den Edelleuten Galiziens Stammverwandte vorfand, hat es vorgezogen, das aristokratische Element vor dem bäuerlichen zu begünstigen. In Preußisch-Polen ist es der Bürgerstand, in den russisch-polnischen Ländern der Bauernstand, in Galizien der Adel, der von der Regierung in die Herrschaft eingesetzt worden ist. Hält man an dieser Thatsache fest, so hat man den Schlüssel für die Zukunft der polnischen Frage in Händen. Dem Bürgerstande, als dem Träger der modernen Cultur, gehört die Zukunft und

Digitized by Google

darum ist die Absorption des polnischen Elements durch das deutsche in den preußischen Theilen der alten Republik nur noch eine Frage der Zeit. In Galizien, wo es keinen selbständigen Bürgerstand mit eigener Cultur giebt, ist die Herrschaft des polnisch-aristokratischen Einflusses, der mindestens im Besitz der Culturschätze einer vergangenen Epoche ist, innerlich berechtigt und nothwendig. Siegt in Lithauen und der Ukraine den Absichten der russischen Regierung gemäß das Bauernthum über die polnische Aristokratie, die mit der Bildungspartei identisch ist, so ist es um die bisherige Civilisation jener Länder wenigstens für einige Zeit, vielleicht für lange geschehen. Bis die in den westlichen Provinzen Rußlands zur Herrschaft gelangten bäuerlichen Elemente auch nur ein Bildungsbedürfniß spüren, kann ein Menschenalter vergehen. Das auf ihre Bundesgenossenschaft begründete Regiment muß seiner innern Natur nach ein barbarisches sein, denn nur durch die Anwendung terroristischer Mittel kann die Weiterentwickelung der am Niemen und Dnjestr bestehenden polnischen Culturpflanzungen niedergehalten und erstickt werden. Damit die Polen aufhören die Herren und Gebieter jener Gegenden zu sein, müssen sie nicht nur aus diesen verdrängt, sondern überhaupt aus der Welt geschafft werden. Alle Anstrengungen der russischen Regierung, Westrußland und Congreßpolen zu russificiren, oder richtiger gesagt zu „rusificiren", sind vergeblich, so lange Galizien dem Polenthum und seiner aristokratischen Herrschaft ein Asyl bietet. Geht es nach den Wünschen der russischen Demokratie, so ist die Emancipation des galizischen Russenthums nur der Anfang eines Vernichtungskrieges gegen die Polen östlich wie westlich vom San!

Mag die deutsche Demokratie sich immerhin durch die wohlklingenden Namen, welche man der in Lithauen, Wolynien und Podolien begründeten Bauernherrschaft giebt, bestechen lassen und die aristokratischen Tendenzen der östreichischen Regierung Galiziens verwünschen, wem es um das Wesen der Dinge, nicht um ihre Bezeichnungen zu thun ist, der weiß, daß es sich in dem Kampf zwischen dem „demokratischen" Russenthum und dem „aristokratischen" Polonismus wesentlich darum handelt, ob die Bildungspartei (mag dieselbe auch noch so sehr zurückgeblieben sein) oder die rohe Masse das Heft in Händen halten und den Ländern an der Westmark der sarmatischen Ebene ihren specifischen Stempel aufdrücken soll. Preußen hat das volle Recht, sich jeden Vergleich mit den polenfeindlichen Elementen in Oestreich und Rußland zu verbitten; im Namen der Cultur und des Bürgerstandes kämpft es gegen das Polenthum an, das mit dem Deutschthum verglichen eine niedere und nur mit dem westrussischen Bauernthum verglichen eine höhere Culturstufe repräsentirt.

Unabhängig von den Ereignissen in den Nachbarstaaten, ist Preußen auch während der letzten Jahre seiner friedlichen, von dem Bewußtsein ihres inneren Rechtes getragenen Germanisationspolitik in Posen und Preußisch-Lithauen treu

Digitized by Google

geblieben. Die Einverleibung Posens und Ostpreußens in den Norddeutschen Bund ändert als solche an den Elementen der bestehenden Verhältnisse nichts. Die Vorgänge in Galizien haben dagegen mit denen in Rußland in stetem Zusammenhange gestanden. Das Wiederaufleben des polnischen Einflusses in Wien ist genau so alt, wie die russificatorische Aera der murawjewschen Herrschaft in Wilna, Kowno u. s. w. Die entscheidendsten Schläge, welche Rußland gegen die polnischen Bewohner seiner Westprovinzen geführt hat, datiren freilich aus der Zeit jenes Aufstandes, der Galizien einen mehrmonatlichen, auf die Bändigung der revolutionären Bewegung abzielenden Belagerungszustand brachte. Kaum aber daß diese bewilligt war, so folgte die wiener Politik einer den russischen Tendenzen schnurstracks zuwiderlaufenden Richtung. Während Hunderttausende in Wilna, Kowno und Warschau eingekerkerte Polen nach Sibirien und an die Ufer der Wolga wandern mußten, erließ Franz Joseph eine großmüthige Amnestie, die das Geschehene mit dem Deckmantel der Vergessenheit bedeckte. Murawjew hatte jenen Kauffmann zum Nachfolger, dessen blinder Fanatismus selbst die eifrigsten Demokraten erschreckte, aus Wien sandte man den Führer des polnischen Adels nach Lemberg. Von einer Beeinträchtigung der Polen war auch zu den Zeiten Schmerlings und trotz des engen Zusammenhangs, der zwischen den deutschen und den ruthenischen Centralisten bestand, niemals die Rede gewesen; nichtsdestoweniger hielt man es in Wien für nöthig, den besten Polen des Königreichs Galizien zum kaiserlichen Statthalter zu machen und sich dadurch offen auf die Seite der in Rußland bedrohten Nationalität zu stellen.

Sofort nach seinem Amtsantritt suchte Graf Goluchowski das polnische Element in der galizischen Bureaukratie zu kräftigen und aufzufrischen, den Einfluß der vorwiegend von Polen geleiteten Communal- und Municipalverwaltungen zu heben, ihre Beziehungen zur k. k. Statthalterei möglichst freundlich zu gestalten. Der bis dahin obligatorische Unterricht in der russischen Sprache, welcher bei den Gymnasien Ostgaliziens und der lemberger Universität eingeführt worden war, wurde in einen facultativen verwandelt, der gesammte Volksunterricht wieder den katholischen Consistorien untergeordnet, der polnischen Presse ein ungleich weiterer Spielraum gelassen als der russischen, endlich die Bestimmung getroffen, daß die Streitigkeiten zwischen Gutsbesitzern und Bauern von dem Richter, nicht mehr von bauernfreundlichen Administrativbeamten geschlichtet werden sollten.

Im offenbarsten Gegensatz zu dieser Begünstigung des polnischen Elements in Galizien nahmen um dieselbe Zeit die Maßregeln der russischen Regierung einen immer schrofferen Charakter an. Der bisher festgehaltene Unterschied zwischen dem Königreich Polen und den dem Kaiserreich einverleibten polnischen Provinzen wurde mehr und mehr verwischt, in Warschau die russische Sprache

Digitized by Google

beinahe ebenso eingebürgert, wie in Wilna und Kiew; russische Beamte waren bald ebenso zahlreich im warschauer Staatsrath wie in den Verwaltungen der westrussischen Generalgouvernements zu finden. Nachdem ein kaiserlicher Ukas vom 10. (22.) December 1865 angeordnet hatte, daß kein Pole mehr berechtigt sein sollte, in den nord- und südwestlichen Gouvernements ein Gut zu kaufen und daß die Güter sämmtlicher im letzten Aufstande compromittirter polnischer Gutsbesitzer an Russen verkauft werden sollten, nachdem endlich eine Bank zur Unterstützung russischer Güterkäufer und Colonisten in Lithauen begründet worden war, schien der Köcher der russificatorischen Verordnungen für Westrußland erschöpft zu sein; man hatte so viel gethan, daß der Regierung „fast nichts zu thun mehr übrig blieb". Während man die Ausführung der für die Generalgouvernements Wilna und Kiew erlassenen Vorschriften abwartete, um eine gänzliche Umgestaltung der Verhältnisse von den Erfolgen des Gethanen abhängig zu machen, wandte man sich während des ganzen Jahres 1866 dem Königreich zu, um dessen Sonderstellung zu unterminiren, und eine neue Bresche in das Polenthum zu schießen. Im December 1865 war die Säcularisation der katholischen Kirchengüter und die Aufhebung des größten Theils der katholischen Klöster vollzogen worden; diesen Maßregeln folgte eine radicale Umgestaltung des Schulwesens, ein Gesetz zur Wahrung des russischen Charakters der griechisch-unirten Kirche des Königreichs und die Begründung verschiedener griechisch-unirter Seminarien. Im Mai trat der Staatssecretär Nikolaus Miljutin, die Incarnation der polenfeindlichen Demokratie, an die Spitze der polnischen Kanzlei zu St. Petersburg, wenig später bekundeten drei neue Gesetze über die Verschmelzung des polnischen Postwesens mit dem russischen die Unterordnung der Finanzverwaltung des Königreichs unter den russischen Finanzminister, und die neue administrative Eintheilung Polens, welche die historischen Woywodschaften vernichtete, bewies, daß der neue Machthaber seine Zeit zu nutzen wisse. Im December vorigen Jahres trat freilich ein Rückschlag ein, der zum Theil in den Verhältnissen begründet war, in der Hauptsache aber durch ein zufälliges Ereigniß herbeigeführt wurde. Gleich der Mehrzahl seiner Vorgänger war der kaiserliche Statthalter, Graf Berg, zufolge seiner genaueren Kenntniß der factischen Verhältnisse, ein Gegner aller gewaltsamen Russificationsversuche, der dem Treiben der von Miljutin geführten russischen Demokratie in der warschauer Verwaltung mit entschiedenem Mißfallen zugesehen hatte. Zu allen Zeiten hat ein entschiedener Antagonismus zwischen der polnischen Staatskanzlei in St. Petersburg und der warschauer Statthalterei bestanden; Paskewitsch, Lambert, Suchasanoff, Großfürst Konstantin, endlich Graf Berg, sie alle wußten zu genau, daß man den Bogen nicht allzu scharf spannen dürfe, wenn er nicht brechen sollte, um jemals unnöthiger Strenge das Wort zu reden. In täglicher Berührung mit den Verhältnissen eines Landes, das die peters-

Digitized by Google

burger Bureaukratie nie anders als durch ein gefärbtes Glas gesehen hatte, waren die für die Ruhe desselben verantwortlichen Statthalter stets von der Ueberzeugung durchdrungen, daß man die Polen allenfalls zu gehorsamen Unterthanen des russischen Kaisers, aber niemals zu Russen machen könne, wenn anders die ihnen anvertrauten Provinzen nicht in Wüsteneien verwandelt werden sollten.

Das tolle Treiben des wilnaer Generalgouverneurs Kauffmann, der Dank dem Einfluß des neuen Polizeiministers Grafen Schuwalow im September v. J. gestürzt und durch einen humaneren Nachfolger ersetzt worden war, hatte dem Credit Miljutins und seiner Genossen bereits einen empfindlichen Stoß beigebracht und den Einfluß Bergs und der gemäßigten Partei gekräftigt. Als der polnische Staatssecretär Anfang December von einem Schlaganfall auf das Krankenlager geworfen worden war, wußte diese namentlich durch die Minister Schuwalow und Walujew vertretene Partei sich der Situation zu bemächtigen, Miljutin einen gemäßigten, den Anschauungen Bergs zugethanen Nachfolger zu geben und den polnischen Staatsrath in Warschau von den extremsten Vertretern der russischen Demokratie zu säubern. Nachdem der Generaldirector der inneren Angelegenheiten und des Cultus, Fürst Tscherkaßky, zum Rücktritt gezwungen und durch einen dem Statthalter befreundeten Kurländer, den Geheimrath Braunschweig ersetzt worden ist, sind die Anschauungen Bergs in den polnischen Angelegenheiten maßgebend geworden. An entschiedenen Maßregeln hat es freilich auch in dieser neuesten Phase der Geschicke Polens nicht gefehlt; jene drei oben erwähnten Ukase über die Verschmelzung polnischer Verwaltungszweige mit russischen sind erst nach Miljutins Sturz in Ausführung gebracht worden und der empfindliche Schlag, der die römisch-katholische Kirche Polens durch die Auflösung aller Beziehungen Rußlands zur römischen Curie und eine demgemäß eingetretene Aenderung der kirchlichen Verwaltung getroffen hat, ist von noch jüngerem Datum. Indeß, wenn nicht das System, so hat sich doch die Methode der russischen Verwaltung des Königreichs Polen verändert und schon das ist für die Bewohner jenes Landes von hohem Werth. Was die oben erwähnten, für Lithauen und das Generalgouvernement Kiew erlassenen Maßregeln anlangt, so sind dieselben nach dem eigenen Geständniß der russischen Presse im Großen und Ganzen erfolglos geblieben. Trotz aller ihnen verheißenen Begünstigungen zeigen die Gutsbesitzer und Landwirthe Großrußlands wenig Neigung nach Westen überzusiedeln und es in einem Lande zu versuchen, in welchem Recht und Ordnung zufolge des gegen die Polen geführten Vernichtungskampfes so vollständig außer Uebung gekommen sind, daß sich niemand seiner Freiheit und seiner Habe sicher fühlt. Die Zügellosigkeit der von der Administration verhätschelten lithauischen Bauern ist den russischen und deutschen Gutsbesitzern jener Provinzen ebenso gefährlich geworden wie den polnischen und schreckt jeden,

Digitized by Google

der sie aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, von allen Niederlassungs- und Colonisationsgedanken zurück.

So hat die polnische Politik Rußlands fortwährend in feindlichstem Gegensatz zu der östreichischen Verwaltung Galiziens gestanden. Dieser Gegensatz hat sich neuerdings noch dadurch geschärft, daß verschiedene in Congreßpolen heimisch gewesene polnische Aristokraten nach Galizien übergesiedelt sind und sich der goluchowskischen Verwaltung angeschlossen haben, während andererseits russische Parteiführer aus Galizien nach Polen und Lithauen berufen und mit der Verwaltung dortiger Schulanstalten von russificatorischer Tendenz betraut worden sind. Besonderes Aufsehen erregte es, daß ein bekannter russischer Journalist aus Lemberg an die Spitze des neu begründeten griechisch-unirten Seminars zu Chelm trat und sich in seiner neuen Stellung als so leidenschaftlicher und rücksichtsloser Polen- und Katholikenfeind gerirte, daß der griechisch-unirte Bischof gegen ihn einschreiten zu müssen glaubte, darüber sein Amt verlor, mit dem größten Theil seines Capitals nach Rußland geschickt und daselbst internirt wurde. Von entsprechenden Vergewaltigungen Goluchowskis gegen die russische Geistlichkeit seines Regierungsbezirks hat bis jetzt nichts verlautet, alles, was dem neuen Statthalter Galiziens zum Vorwurf gemacht wird, beschränkt sich auf Begünstigung des Gebrauchs der polnischen Sprache und auf Bevorzugung polnischer und polnischgesinnter Beamten in der Bureaukratie, deren deutsche Bestandtheile allerdings beträchtlich eingeschmolzen sind. Andererseits entbehren die von den Polen ausgesprengten Gerüchte, nach denen russische Agenten das Land durchziehen und die Bauern zur Erhebung gegen die Herren und die diesen verbündete Regierung aufstacheln, bis jetzt jedes genügenden Beweises. Die von der lemberger „Gazetta Narodowa" verbreiteten Erzählungen von der Entdeckung russischer Emissäre und großer moskauer Geldsendungen an den Redacteur des russischen Journals „Slowo" sind ausnahmslos widerlegt worden.

Der Vorgänge auf dem letzten galizischen Landtage, des Protestes der russischen Landboten gegen die Begründung einer galizischen Kanzlei zu Wien und der sonstigen russischen Kundgebungen gegen den Föderalismus haben wir an dieser Stelle nicht weiter zu gedenken für nöthig gehalten, da sie aus den Berichten der Tagesblätter sattsam bekannt sind. Die neueste Wendung in der wiener Politik, welche zu der Entlassung Belcredis, dem Ausgleich mit Ungarn und der Befestigung des deutschen Einflusses in der Hofburg geführt hat, macht es überdies zweifelhaft, ob Goluchowski im Amte bleibt. Möglich ist, daß die Centralisten wieder die Oberhand gewinnen, sich ihrer Bundesgenossen östlich vom San erinnern und mit diesen gemeinschaftliche Sache gegen den czechisch-polnischen Quasi-Föderalismus machen. Uns kam es darauf an, ein Bild der factischen Verhältnisse und der historischen Grundlage derselben zu entwerfen und den engen Zusammenhang zwischen den russificatorischen Tendenzen östlich

Digitized by Google

wie westlich von der östreichisch-russischen Grenze nachzuweisen. — Drei Punkte sind es, auf welche wir die Leser dieser Blätter besonders aufmerksam machen wollten: die Verschiedenheit der ethnographischen Verhältnisse in Ost- und Westgalizien, die historische und nationale Verwandtschaft der sogenannten Ruthenen mit den West- und Kleinrussen und der Beruf des polnischen Elements in den polnisch-russischen Ländern.

Weit davon entfernt, das Polenthum zu überschätzen und für den Träger einer wahrhaft sittlichen Cultur ausgeben zu wollen, haben wir uns darauf beschränkt, das relative Recht desselben hervorzuheben und vor dem Irrthum zu warnen, als hätten die Schlagworte Aristokratie und Demokratie in der östlichen Hälfte Europas dieselbe Bedeutung wie in der westlichen. In den germanisch-romanischen Ländern ist das Bürgerthum der Träger der Cultur, kann von einem civilisatorischen Beruf der Aristokratie nicht mehr die Rede sein; in den slawischen Ländern, in denen die ständischen Unterschiede mit den nationalen verquickt sind, handelt es sich nicht um Geltendmachung des Rechts einer neuen zur civilisatorischen Mission berufenen Classe, sondern einfach darum, ob die bisherige Bildungspartei der mit dem Absolutismus verbündeten roben Masse unterliegen oder ob sie ihre historische Aufgabe erfüllen soll, bevor sie zu Grabe getragen wird. Denn daß auch sie nur eine temporäre Berechtigung haben kann, versteht sich von selbst. Weder das höhere Alter, noch die numerische Ueberlegenheit des russischen Elements vor dem polnischen hat den Charakter der Länder bestimmt, in welchen der Kampf zwischen den beiden slawischen Stämmen gekämpft wird; weder mit Jahreszahlen, noch mit statistischen Ermittelungen läßt sich das Recht der Russen widerlegen, wohl aber durch die Thatsache, daß die von ihnen gepflanzte alte Cultur verdorrt und von kräftigeren Bildungen überwuchert worden ist, die sich nicht mehr ausrotten lassen. Es bleiben todt die Todten und nur der Lebendige lebt: der Jahrhunderte lang begraben gewesene Byzantinismus der westrussischen Länder läßt sich nicht mehr zum Leben erwecken, weder die Berührung mit seiner großrussischen Mutter, noch die Erinnerung an seine einstige Größe kann das Wunder bewirken.

Mit der Gesundheit und Vitalität des Polenthums sieht es freilich auch nicht glänzend aus; der durch den Katholicismus vermittelte engere Zusammenhang mit der westeuropäischen Cultur hat den Polonismus aber doch fähig gemacht, grade in den Ländern, welche er als Eindringling in Besitz genommen hat, die Herrschaft zu behaupten. So lange das Königreich Polen und das westliche Galizien mit ihrer compact polnischen Bevölkerung nicht einfach germanisirt oder russificirt sind, werden alle Versuche, diese Herrschaft in den westrussischen Ländern zu brechen, vergeblich sein.

Digitized by Google

Zwei deutsche Staatshandbücher.

Es ist ein deutscher Mythus, daß der Kleinstaat nicht nur der „Hort der Freiheit“ ist, wie sich die großdeutschen Demokraten am Nesenbach auszudrücken belieben, sondern auch der Sitz der Cultur, die Pflegestätte der Kunst und Wissenschaft. Weit entfernt die großen Verdienste zu bestreiten, welche sich etliche deutsche Kleinfürsten um Kunst und Literatur erworben haben, glauben wir doch, daß dies einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten, aber ganz gewiß nicht dem Zwergstaate als solchem anzurechnen ist. Wenigstens möchten wir durch nachstehende Mittheilungen Veranlassung geben, daß die Frage, ob denn wirklich der deutsche Kleinstaat der Träger der deutschen Cultur sei, oder an der Spitze der Civilisation marschire, einer nochmaligen Prüfung unterzogen werde. Wir wollen bei unserer Darstellung ausschließlich officielle Quellen benutzen; unsrem Respect vor denselben mag es zu gut gehalten werden, wenn wir dabei auf Einzelnes, was bereits früher angedeutet worden, ausführlicher zurückkommen. Vor uns liegt nämlich erstens das „Hof- und Staatshandbuch des Großherzogthums Hessen für 1866 (Darmstadt, im Verlag der Invalidenanstalt“) und zweitens „das Staats- und Adreßhandbuch des Herzogthums Nassau für das Jahr 1866 (Wiesbaden, A. Steiner“,) beide mit äußerster Eleganz ausgestattet und auf dem Titelblatt mit Wappenlöwen geziert, welche letztere sich dadurch von einander unterscheiden, daß der nassauische Löwe nur einen Schwanz hat, während der hessen-darmstädtische deren zwei führt.

Wir möchten bei dieser Gelegenheit alle diejenigen, welchen es obliegt, historische Denkmale und Urkunden der Gegenwart zu sammeln, damit sie von den Geschichtsforschern und -Schreibern der Zukunft benutzt werden, auf die ungemeine Wichtigkeit dieser „Handbücher“ aufmerksam machen. Sie sind Monumente, welche sich der Kleinstaat selber gesetzt hat und welche verdienen „aere perennius“ zu sein. Denn sie liefern die officiellen und authentischen Beweise für Personen, Dinge und Zustände, welche in hundert Jahren kein Mensch mehr wird glauben wollen, wenn man sie ihm nicht Schwarz auf Weiß belegen kann. Deshalb rathen wir dringend, diese dereinst gewiß sehr gesuchten Fundgruben deutscher Antiquitäten und Curiositäten den öffentlichen Bibliotheken einzuverleiben. Das nassauische „Staats- und Adreßhandbuch“ für 1866 ist zudem das letzte seines Geschlechts und verdient deshalb nicht geringere Aufmerksamkeit, wie weiland der Letzte der Mohikaner. Es wäre Schade, wenn dergleichen in die Krambuden und Käseläden wanderte.

Das Namensverzeichniß des nassauischen „Handbuchs“ weist nicht weniger

Digitized by Google

als etwa 3,000 öffentliche Diener auf, so daß auf je 160 Seelen eine obrigkeitliche Person kommt. Das Register des hessen-darmstädtischen aber zählt gar 7,200 Personen, welche, vertheilt auf 850,000 Seelen, einer jeglichen großherzoglich-hessischen Seele das tröstliche Bewußtsein geben, daß sie zur Genüge regiert wird und daß sie in keiner Minute ihres obrigkeitlichen Schutzengels entbehrt. Dabei hat das hessen-darmstädtische Handbuch vor dem nassauischen noch den ganz unschätzbaren Vorzug, daß bei einer jeden Kategorie eine genaue, klare und präcise Beschreibung der äußerlichen Hülle, d. h. der Uniform gegeben ist, nicht nur für das Militär, sondern auch für das Civil. Beim Militär heißt es z. B. in dem Capitel „Commandements", das im Ganzen nur aus zwei einzelnen Herren, einem General und einem Oberst besteht: „Uniform für die Offiziere vom Obersten abwärts" (abwärts vom Obersten scheint es aber in dieser Branche gar niemanden zu geben): „wie bei dem Generalquartiermeisterstab — jedoch Vorstoß, Kragen, Aufschläge, Unterfutter bei den Epauletten und Kragenpatten des Mantels: schwefelgelb. Helm ohne Haarschwanz". Wer das ohne tief gerührt zu werden lesen kann, von dem behaupten wir gradezu, daß er nicht verdient ein Mensch zu sein, — wenigstens nicht ein hessen-darmstädtischer Mensch.

Und nun erst die Civildiener. Fangen wir an mit dem Ministerium des großherzoglichen Hauses und des Aeußern. Laut der Beschreibung, Seite 235, sehen die Menschenkinder, welche in Hessen-Darmstadt diesem Fache angehören, aus, wie folgt:

A. Höhere Beamte. 1) Dunkelkornblauer Waffenrock mit gelben Chiffreknöpfen; 2) orangegelbe Kragen und Aufschläge; 3) Goldborten und silberne, respective goldene Rosetten; 4) aschgrau melirter Mantel mit orangegelben Kragenpatten; 5) weiß und grau melirte Pantalons (auf Deutsch: lange Hosen); 6) dreieckiger Hut mit goldner Schleife.

B. Niedere Diener: 1) Dunkelkornblauer Waffenrock mit weißen Wappenknöpfen; 2) orangegelbe Kragen und Aufschläge; 3) weiße metallene Rosetten; 4) aschgrau melirter Mantel mit orangegelben Kragenpatten; 5) aschgrau melirte Pantalons; 6) dreieckiger Hut mit silberner Schleife.

Jeder Unterthan kann sich sonach auf das genaueste unterrichten, wie seine Vorgesetzten im Departement des Aeußern und des Hauses, oder wenigstens wie die Röcke, Hosen, Mäntel und Hüte dieser Vorgesetzten aussehen. Wir finden unter ihnen außer dem Herrn v. Dalwigk und andern auch den Generalconsul Meyer Karl v. Rothschild, den Freiherrn Heinrich v. Gagern, vormals Präsident der constituirenden Nationalversammlung und des Reichsministeriums, jetzt hessen-darmstädtische Excellenz und wirklicher Geheimrath, Gesandter in Wien und regierungsfrommes Mitglied der zweiten Kammer in Darmstadt, den Consul Samuel Isaac Lambert in Brüssel und verschiedene Kanzleidiener, welche letztere sogar Orden haben.

Digitized by Google

Ist es nicht ein erhebendes Gefühl, es in officiellster Form zu erfahren, daß nunmehr jener Mann mit der gutturalen Donnerstimme und den olympischen Augenbrauen, genannt „Superciliosus“, der 1848 an der Spitze des deutschen Reichs stand, einen aschgrau melirten Mantel mit orangegelbem Kragenfutter trägt und tragen muß, wenn er nicht seine Dienstpflicht gröblich verletzen will?

Dann kommt das Departement des Innern, in welchem statt der orangegelben Farbe die „lichtblaue“ vorherrscht. Zu ihm gehören unter andern auch: die Redaction der „Darmstädter Zeitung“, die evangelische und die katholische Kirche (wenigstens so weit, als solche im Hessen-Darmstädtischen liegen), die Rabbiner, der Historiograph des großherzoglichen Hauses, der Bischof Wilhelm Emanuel v. Ketteler zu Mainz, die „Bank für Handel und Industrie“, die „Bank für Süddeutschland“, das Landesgestüte, sämmtliche Schulmeister, das Hospital und die Irrenanstalt. Alles das ist, ausweislich des Staatshandbuches, also „lichtblau“.

Für das Justizministerium ist, laut Seite 379, „jedoch die Unterscheidungsfarbe schwarz“, woher es auch wohl kommen mag, daß die Richter vielfach einer klerikalen Parteirichtung beschuldigt werden, oder daß, wie der alte Wernher v. Nierstein sagte, „die Urtheile des mainzer Gerichtshofes im bischöflichen Palaste daselbst gemacht werden“.

Das Ministerium der Finanzen ist — eine nicht unbedenkliche Farbensymbolik — „carmoisinroth“. Zu ihm gehören auch die Forstleute. Diese sind jedoch statt mit einem „dunkelkornblauen“ mit einem dunkelgrünen Waffenrock ausstaffirt. So hat also alles seine entschiedene Farbe. Herr v. Dalwigk ist, je nach dem, alternativ bicolor, nämlich — „orangegelb“, wenn er als Chef des auswärtigen Amts, dagegen — „lichtblau“, wenn er als Minister des Innern fungirt; der Prälat, Superintendent, Oberpfarrer, Oberconsistorialrath und Oberhofprediger Zimmermann und der Rabbiner Baruch Samuel Levi — welch ein schönes Symbol confessioneller Toleranz! — beide „lichtblau“. Der Sectionschef im Justizdepartement Geheimrath Dr. Damian Crève und der Generalstaatsprocurator Seitz — beide schwarz. Der Finanzminister v. Schenck zu Schweinsberg — roth. Desgleichen sein Ministerialkanzleidiener und Hausbeschließer Conrad Döring, welcher letztere nicht weniger als drei Orden besitzt, — ein Beweis, daß man auch in sehr untergeordneter Stellung sich sehr große Verdienste erwerben kann und daß dieselben den Augen der wachsamen Vorgesetzten nicht entgehen in einem so kleinen und wohlgeregelten Staate wie Hessen-Darmstadt.

Zu den benannten Farben kommen dann nach dem Staatshandbuch weiter noch hinzu: Laut Seite 167: Die Obersthof-, die Viceoberstlhof- und die Hofchargen mit dunkelkornblauem Kragen und langen blauen Hosen; die Hof-

Digitized by Google

offizianten mit ditto Kragen, aber kurzen weißen Hosen; die Verwaltungsbeamten der Hofstäbe mit ponceaurothem Kragen und grau melirten Hosen. Als zu diesem Personal gehörig zählt das Staatshandbuch u. a. auch auf: eine Hofköchin, drei Hofküchenwärterinnen, eine Hofsilberwärterin, eine Hofweißzeugverwalterin, eine Hofweißzeuggehilfin, drei Hofzimmerwärterinnen; und da dieselben von der Vorschrift, besagte Hosen zu tragen, wie es scheint nicht ausgenommen sind, so könnte man auf starke officielle Begünstigung der Emancipation schließen. In Newyork nennt man das „Bloomerism".

Laut Seite 174 der Oberjägermeisterstab, Unterscheidungsfarbe — grün. Laut Seite 178 die Mitglieder des Oberststallmeisterstabs ponceaurother Kragen mit weißen wildledernen Inexpressibles. Laut Seite 180 das Personal der Cabinetsämter, Unterscheidungsfarbe lichtgrün; laut S. 182 die Verwaltungsbeamten des Hofhalts, Kragen ponceauroth, Hosen grau melirt. Zu diesen Hofämtern gehört auch das Theater, an dessen Spitze der Dichter und Hofrath Dr. Dräxler-Manfred steht, und zu welchem u. a. auch 10 Hofsängerinnen, 7 Hofschauspielerinnnen, 2 Hofsolotänzerinnen und 26 Hofballetfigurantinnen zählen, sowie endlich sogar eine Hoftheatersoufleuse. Daß Herr Dräxler dem grau melirten Hosenzwang unterworfen ist, finden wir vollständig in Ordnung; hinsichtlich des übrigen in Obigem aufgezählten weiblichen Hoftheaterpersonals hegen wir jedoch hinsichtlich dieses Punktes einige, dem beschränkten Unterthanenverstande entspringende Bedenken. Hoffentlich wird hier auf dem Wege gnadenweiser Dispensation die drakonische Strenge des Gesetzes ein wenig gemildert. Unter den Theatermusikern finden wir eine bewundernswürdige byzantinische Rangordnung, welche ohne Zweifel sehr viel zur Hebung der Kunst beiträgt. Die beiden untersten Staffeln oder Sprossen der musikalisch-bureaukratischen Hof-Jacobs-Leiter heißen: „Hofmusikaspiranten" und „Hofmusikeleven".

Noch genauer als für die Hof- und Civildienerschaft sind die Uniformen für das Militär vorgeschrieben.

Da kommt zuerst die Generalität mit „brandenburgisch-carmoisinrothen Aufschlägen" und weiß- und ponceaurothen Haarbüschen auf dem Helm; die Beamten des Kriegsministeriums mit amaranthrothen Aufschlägen, ohne Haarbüsche; die Generaladjutanten mit brandenburgischen ponceaurothen Aufschlägen. Es kommen hier manchmal die nämlichen Personen in zwei Rubriken vor; z. B. der Freiherr v. Trotha gehört zur Generalität und auch zur Adjutantur, ist also im ersteren Falle carmoisinroth, im letzteren ponceauroth.

Die Militärbeamten haben sich zu kleiden wie die Kriegsministerialbeamten, nur bestehen noch genau detaillirte Specialvorschriften für die Militärjustizbeamten, für welche die Unterscheidungsfarbe dunkelgrün, für die Militärmedicinalbeamten, für welche sie krapproth, für die Verpflegungsbeamten, für welche sie orangegelb und für den Militärmusikdirector, für welchen sie — rosenroth

Digitized by Google

sein soll. Die Gardeunteroffizierscompagnie hat wieder brandenburgisch ponceaurothe Aufschläge und auch Haarbüsche auf dem Helm, aber diese Haarbüsche sind schwarz; der Generalquartiermeisterstab und die Pioniercompagnie haben carmoisinrothe Aufschläge und auch Haarbüsche, aber diese Haarbüsche sind weiß und ponceauroth.

Das erste Reiterregiment hat ponceaurothe, das zweite hat weiße Kragen am grünen Waffenrock. Die Artillerie ist blau mit schwarzem Kragen und dunkelblauen Aufschlägen. Das erste Infanterieregiment hat ponceaurothe, das zweite weiße, das dritte hellblaue, das vierte dunkelgelbe, das Gensdarmeriecorps wieder hat ponceaurothe Kragen. Bei den Commandements ist er schwefelgelb. Bei den Offizieren à la suite hat auch wieder jede Gattung ihre besondere Farbe.

Doch wozu diese officielle Costümirungsweisheit des großherzoglich-hessischen Staatshandbuchs an Laien verschwenden, die von dem geheimnißvollen und beziehungsreichen Leben und Weben einer tief symbolischen Farben- und Formenlehre, welche nur nach Jahrzehnte langen Studien einem von Haus aus schon dazu angelegten pietätvollen Unterthanengemüth sich erschließen kann, schwerlich irgend einen Begriff haben? Wir schließen daher in der Ueberzeugung oder doch in der Hoffnung, daß wir wenigstens eine leise Ahnung von der „Mannigfaltigkeit in der Einheit", welche sich auf diesem Gebiete der großherzoglichen Militär- und Civilbeamtenbekleidungskunst entfaltet, in dem Geiste unseren Lesern heraufzubeschwören vermocht haben. Sollte es uns nicht gelungen sein, — nun, in magnis voluisse sat est!

Sprechen wir nun von einem noch weit interessanteren Thema, — nämlich von den Orden. Das „Hof- und Staatshandbuch des Großherzogthums Hessen" enthält auf acht Seiten eine „Erklärung der bei sämmtlichen Hof-, Militär- und Civilbeamten vorkommenden (symbolischen) Bezeichnung von Orden und Ehrenzeichen." Es sind deren 9 hessische und 116 auswärtige; und da ein jeder Orden ungefähr 5 verschiedene Classen hat, so giebt es $5 \times 125 = 625$ verschiedene Sorten, mit welchen die „großherzoglichen Diener" begnadigt sind.

Die Inhaber der hessischen Orden sind — auf 160 enggedruckten Seiten verzeichnet, und da auf jeder Seite etwa 25 Ordensträger stehen, so ergiebt sich daraus die überaus tröstliche Gewißheit, daß, wenn sie alle „Inländer" wären, in diesem Großherzogthum auf je vier erwachsene und selbständige Mannspersonen ein inländischer Orden kommt. Rechnet man aber noch die außerordentlich zahlreichen auswärtigen Orden, welche ohne Zweifel nebenbei auch die Bestimmung haben, die Bilanz zwischen dem Ordensimport und dem Ordensexport herzustellen, so würde auf jede großjährige Mannsperson ein Orden oder Ehrenzeichen kommen, vorausgesetzt, daß dieselben gleichmäßig vertheilt wären. Daß aber der Distributionsmodus ein gerechter und ferne von jedem

Digitized by Google

Kastengeist, daß er — möchten wir sagen — „mit einem Tropfen echt demokratischen Oels gesalbt ist", das ergiebt sich mit einer selbst für den Böswilligsten unverkennbaren Evidenz daraus, daß selbst die Kutscher Andreas Feldpusch und Joseph Winter (Seite 191), sowie der Leibreitknecht Peter Philipp und der Hofreitknecht Georg Dillmann (Seite 179), decorirt sind. Wie hier einem jeden, auch dem bescheidensten Verdienste „freie Bahn" für Auszeichnung und Ehrenzeichen gewährt ist, so ist dagegen wieder mit weisester Berechnung und staatsmännischer Abwägung auf der andern Seite, des Gleichgewichts halber das conservative und aristokratische Element des Geburtsrechtes dadurch gewahrt, daß sowohl bei dem Orden Philipps des Großmüthigen, als auch bei dem Ludwigsorden, Se. königliche Hoheit der Großherzog Großmeister ist, und daß sämmtliche Prinzen des großherzoglichen Hauses, von dem preußenfreundlichen Prinzen Ludwig, dem Gemahl der trefflichen Prinzeß Alice von England, bis zu dem preußenfeindlichen Prinzen Alexander, dem bedauernswerthen Commandanten des achten Bundesarmeecorps im Sommer 1866, das Großkreuz dieses Ordens führen, und außer ihnen kein sonstiges hessen-darmstädtisches Landeskind. Demnach will es fast scheinen, daß für „Inländer" das Verdienst, als großherzoglicher Prinz das Licht der Welt erblickt zu haben, nicht nur ein genügender, sondern sogar auch der einzige Erwerbstitel für das Großkreuz dieses Ordens ist. Dies erinnert mich an ein altes würtembergisches Schulbuch, welches in der Form von Fragen des Lehrers und Antworten des Schülers abgefaßt ist und in einem seiner zahlreichen Capitel von den h.. schen Landen handelt. Da heißt es denn: Frage: Was thun die Prinzen von H.? Antwort: Sie thun sich in sieben Linien theilen.

Unter den Ludwigs-Großkreuzen „aus auswärtigen Regentenhäusern" finden wir u. a.: 1) Se. königliche Hoheit den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen, gegenwärtig abwechselnd in Frankfurt und in Hanau wohnhaft; 2) Se. königliche Hoheit den Herzog Karl von Braunschweig, wohnhaft in Paris; 3) Se. Majestät den vormaligen König Ludwig den Ersten von Bayern; 4) Se. Majestät den vormaligen Kaiser Ferdinand von Oestreich in Prag; 5) Se. Majestät den König Otto von Griechenland, dermalen in München; 6) Se. Hoheit den Herzog Adolph von Nassau, dermalen in Rumpenheim; 7) Se. Majestät den König Georg von Hannover, dermalen in Hietzing bei Wien; 8) Se. königliche Hoheit den Herzog Franz den Fünften von Modena, dermalen in Wien; 9) Se. Durchlaucht den Fürsten Karl von Monaco, dermalen in Paris.

Als Comthure erster Classe präsentiren sich u. a. der berühmte Feldherr der ecclesia militans Dr. Wilhelm Emanuel Freiherr v. Ketteler, Bischof von Mainz, Comes Romanus und päpstlicher Thronassistent, und der im Krieg von 1866 nicht allzu sehr bewährte Feldherr General v. Perglas, auf welchen die darmstädter Gymnasiasten einen neuen grammatikalischen Me-

Digitized by Google

morirvers gemacht haben, der ihn nebst Clam-Gallas unter den Neutris auf ein „as" anführt.

Die 140 Seiten des Staatshandbuchs, welche mit Ludwigs- und Philipps-Orden angefüllt sind, übergehen wir und wenden uns mit einem gewagten Sprung sofort zu der „Verdienstmedaille für Wissenschaft, Kunst, Industrie und Landwirthschaft", deren Vertheiluug uns einen Maßstab liefern kann für die Culturmission dieses Kleinstaats. Laut Seite 146 bis 148 und 487 erfreuen sich 42 Personen des Glücks, daß ihre Verdienste durch Verleihung dieser Medaille auch für den nicht Unterrichteten äußerlich erkennbar sind. Von diesen 42 hessen-darmstädtischen Akademikern kommt etwa die eine Hälfte auf Industrie und Landwirthschaft, die andere auf Kunst und Wissenschaft. Betrachten wir uns die letztere. Wir finden hier fast nur Musiker und Mimen. Unter jenen sind zu nennen: Musikdirector Mangold in Darmstadt, Concertmeister Müller das., Kapellmeister Marpurg in Sondershausen, Gounod in Paris, Musikalienhändler Bock in Berlin, Musikdirector Hering das., Kapellmeister Gustav Schmidt in Leipzig, der pensionirte k. k. Hofkapellmeister Reuling ꝛc. Unter den Mimen: Feodor Löwe, Emil Devrient, Bogumil Dawison, Joseph Tichatschek, Albert Niemann, der alte Genast in Weimar, Theodor Wechtel, Manuel Carrion in Madrid und Franz Steger.

Von wissenschaftlichen Größen finden wir in dem Verzeichnisse Niemanden. Es müßte denn ein Herr Simon, Pfarrer in Reichelstadt, ein Herr Hoffmeister, Actuarius in Melsungen, ein Herr Schmidt, k. k. Hoftischler in Wien, dahin zu rechnen sein, obgleich wir — vielleicht zur Schande unserer Unwissenheit — gestehen müssen, daß wir von deren wissenschaftlichen Leistungen noch nichts gehört haben, auch sorgfältiger Nachforschung ungeachtet nichts in Erfahrung bringen konnten. —

Vergleichen wir nun mit dem darmstädtischen das nassauische Staatshandbuch für 1866, so finden wir, daß das letztgenannte Herzogthum, obgleich nur halb so groß, proportionell nach Raum und Zeit, die ihm zugemessen waren, in seiner Art noch thätiger und fleißiger war als erstgenannter Staat. Erst der letzte Herzog von Nassau, Adolph der Erste und Letzte, hat wirkliche Orden eingeführt. Die Stiftungsurkunde des „Nassauischen Hausordens vom goldenen Löwen" (ordre du lion d'or de la maison de Nassau), welcher nicht allein von Adolph als Haupt der nassau-walramschen, sondern auch von dem König der Niederlande, Wilhelm dem Dritten, als Haupt der jüngern, der nassau-ottonischen Linie, unterzeichnet ist, datirt vom 16. März 1858, und da der Herzog Adolph am 15. Juli 1866 sein Land verlassen und verloren hat, so war ihm, was die Ordensverleihung anlangt, nur eine kurze Spanne Zeit zugemessen, welche sich accurat auf 8 Jahre 3 Monate 4 Wochen und einen Tag berechnet. Wenn nun auch die Opposition auf dem Landtage, der seit 1863

Digitized by Google

jedes Jahr mindestens einmal aufgelöst wurde, behauptete, die Regierung habe förmlich alle und jede Thätigkeit eingestellt, so konnte doch selbst der böswilligste Opponent sich nicht unterfangen, zu behaupten, daß dies auch bezüglich der Ordensverleihungen der Fall sei. Nächst der Kammerauflösung und der Anstrengung von Anklagen wegen Beleidigung der Majestät des Herzogs Adolph und wegen Verletzung der Dienstehre des Regierungsdirectors Werren, war die Verleihung von Orden dasjenige Geschäft, welches am seltensten eine Unterbrechung erlitt und sogar noch nach der Entthronung in dem auf dem südlichen Ufer der Donau, in Günzburg aufgeschlagenen Kriegslager bis in die Mitte September 1866 hinein mit sorgsamer Pflege fortgesetzt wurde. „Nulla dies sine linea" konnte auf diesem Gebiete der kleine Herzog Nassaus mit dem großen Kaiser Roms sagen. In dieser kurzen Zeit also von wenig über acht Jahren hat der Herzog Adolph, als Herrscher eines Reichs, das an Einwohnerzahl sehr weit hinter der guten Stadt Berlin zurücksteht, nicht weniger als fünfhundert und achtzig Orden und 40 Medaillen für Kunst und Wissenschaft, also im Ganzen 620 — sage sechshundertundzwanzig Decorationen verliehen, wie dies in beschaulicher und erbaulicher Breite auf Seite 5 bis 44 inclusive des gedachten Staatshandbuches für 1866 auseinandergesetzt ist. Bei der sonstigen Vollständigkeit dieser behäbigen Darstellung, welche die hessen-darmstädtische noch bei Weitem übertrifft, vermissen wir nur eine Kleinigkeit, nämlich die jedesmalige Angabe der Ursache der Verleihung. Großmeister ist natürlich überall der Herzog Adolph, Ordenskanzler aber Prinz August von Sayn-Wittgenstein-Berleburg, früher großherzoglich hessischer Cavaleriegeneral, sodann 1849 der letzte Reichsminister des Erzherzogs Johann, und endlich 1866 sowohl der letzte Staatsminister des Herzogs Adolph, als auch der letzte Gesandte des deutschen Bundes in dem Hotel zu den drei Mohren in Augsburg. Unter den „Rittern aus souveränen Häusern" finden wir bei dem „Ordre du lion d'or" u. a. den Kurfürsten von Hessen und dessen damals noch präsumtiven Nachfolger, ferner den Kronprinzen von Hannover, den Kronprinzen von Sachsen und endlich den Prinzen Alexander von Hessen, den Bundesarmeecorpscommandanten. Letzterer ist auch Großkreuz der zweiten (in Erinnerung an jene stolze Zeit, wo ein armer Graf von Nassau, der auch Adolph hieß, einmal deutscher König war, von einem Mainzer Erzbischof auf den Thron erhoben und, als er demselben nicht mehr gehorchen wollte, auch wieder heruntergeworfen), „Militär- und Civilverdienstorden Adolphs von Nassau" genannten Decoration. Prinz Alexander galt bei dem Hofe in Biebrich nicht nur für tapfer, was er auch ist, sondern für das erste Feldherrngenie der Gegenwart, was er wohl nicht ist. Den Adolphsorden vierter Classe erhielt zuerst der Leibkammerdiener des Herzogs Adolph; er hieß Weiser, und die Welt wußte nichts von ihm, als daß er die Blume aller Kammerdiener war. Daß er zuerst an diese ihm

Digitized by Google

so nahe stehende Person dachte, macht dem Herzen des Herzogs Adolph alle Ehre; aber immerhin macht es einen nicht gleich objectiv zu classificirenden Eindruck, an der Spitze der langen Liste den Kammerdiener und hinter ihm eine endlose Reihe von Geheimen Regierungsräthen, Hofgerichtsräthen, Hofkammerräthen, Kirchenräthen, Obermedicinalräthen, Oberforsträthen, Geheimen Commerzienräthen, Gartendirectoren, Oberschulräthen, Seminardirectoren, Obersteuerräthen und Edelleuten zu erblicken. Dieser wahrhaft excentrisch demokratische Einfall ist doppelt bemerkenswerth bei dem sonst (wenigstens höchstseiner eigenen Meinung nach) so hocharistokratischen Herzog. Er verdient in der demnächstigen „history of the decline and fall of the Nassovian Empire" nicht mit Stillschweigen übergangen zu werden. Wer weiß, was ein pragmatischer Historiker daraus nicht alles zu deduciren wissen wird?

Sprechen wir nun von der nassauischen Medaille für Kunst und Wissenschaft. An der Spitze der specifisch nassauischen Kunst und Wissenschaft marschirt Herr Drächsler-Manfred,*) den wir auch bereits (mit einem ponceaurothen Rockkragen und einem Paar grau melirten Pantalons bekleidet) an der Spitze des darmstädter Hoftheaters angetroffen haben. Er hat einige sehr rührende Gedichte (carmina poetica) auf den Herzog Adolph gedichtet, welche in der „Nassauischen Landeszeitung" die verdiente Aufnahme fanden.

Von Männern der Wissenschaft finden wir zwei wiener Aerzte, welche den Herzog einmal behandelt haben, und den Vorsteher einer Privatirrenanstalt zu Bendorf am Rhein. Die wichtigsten und am stärksten bedachten Kategorien aber sind: 1) Besitzer von Kaltwasserheilanstalten (Steinbacher in München, Conseld in Wiesbaden u. s. w.); 2) Gärtner (Verschaffelt in Brüssel, Linden daselbst, Geitner ꝛc.); 3) Musiker und Mimen und Verwandtes, als da sind: Matteo Salvi in Wien, Karl Formes, Kapellmeister Berlyn, Kapellmeister Hagen, Kapellmeister Jahn, Schauspieler Haase, Kantor Ludwig, Musiklehrer Ludwig, Theatersecretär Dreher, Soloflötist Ciardi, k. k. Kapellmeister Zsák u. s. w. Es scheint, da der Großherzog Ludwig von Hessen bereits die Berühmtesten decorirt hatte, so mußte der Herzog, der seine Wissenschafts- und Kunstmedaille erst später stiftete und deshalb wie der Aehrenleser dem Schnitter folgte, zum Theil wenigstens sich mit etwas weniger Berühmten begnügen. Einzelne dieser Größen sind uns völlig unbekannt. Indessen liegt die Schuld gewiß nicht an diesen decorirten und deshalb ohne Zweifel hochverdienten Männern, sondern einzig und allein an unserer eigenen bedauerlichen Ignoranz.

In der Abhandlung „Hessen-Darmstadt in den Jahren 1850—1866" in

*) In dem hessischen Staatshandbuch wird er in der Mitte seines ersten Namens mit einem X, in dem nassauischen mit CHS geschrieben. Eingeklemmt zwischen diesen beiden officiellen Autoritäten, beginnt unser Witz sich zu drehen und zwingt uns zu dem Geständniß, daß wir rathlos sind darüber, wie der Mann sich wohl wirklich schreibt.

Digitized by Google

„Unsere Zeit“ neue Folge, Jahrgang III, Heft 2 wird Seite 99 erzählt, in Hessen-Darmstadt werde die Medaille für Kunst und Wissenschaft vorzugsweise an Schauspieler, Sänger und Musiker vergeben. Die nassauische Regierung hat sich vor einer solchen Einseitigkeit zu bewahren gewußt. Sie hat gedacht: das Eine thun und das Andere nicht lassen, hat Musiker und Mimen bedacht, aber ohne die Wasser- und Gartenkünstler darob zu vergessen; und nur jemand, der hinter der modernen Entwickelung, wie sie sich in gewissen, mit einer eigenthümlichen Sorgfalt regierten Kleinstaaten herausgebildet, weit zurückgeblieben ist, wird zu läugnen wagen, daß hier die Kaltwasseranstalt und der Kunstgarten, erstere unter den Wissenschaften, letztere unter den Künsten, die wichtigste Stelle einnehmen. Wenigstens können wir durch das nassauische Staatshandbuch den Beweis dafür liefern. Und wo ist ein zweiter Staat, der ein solches von sich behaupten könnte?

Nordschleswig und die Wahlen.

Die Wahl vom 12. Februar hat herausgestellt, daß die Zahl der Dänischgesinnten in Nordschleswig nicht 200,000 ist, wie in Kopenhagen gewöhnlich gesagt wird, sondern nur etwa 150,000. Ihre Minderheit im westschleswigschen Wahlkreise (Tondern-Husum) war noch nicht so groß wie die deutsche Minderheit im nordschleswigschen Wahlkreis (Apenrade-Hadersleben), und ihre Mehrheit im mittelschleswigschen Wahlkreise (Flensburg, Angeln, Sundewitt, Insel Alsen) der deutschen Minderheit nur um wenige hundert Stimmen überlegen. Wenn man ihnen also anderthalb Wahlkreise zuschreibt, thut man genug; und anderthalb Wahlkreise sind in runder Summe 150,000 Seelen. Diese aber wohnen nur im nördlichsten Wahlkreis so dicht, daß die Zahl der eingemischten Deutschen ein Fünftel der gesammten Bevölkerung nicht übersteigt. Um Flensburg herum nähert sich das Verhältniß der beiden Nationalitäten zu einander immer mehr der numerischen Gleichheit. Die Dänen selbst fürchteten, daß ihr dortiger Reichstagscandidat unterliegen werde, und es ist auch wohl sehr die Frage, ob es nicht geschehen wäre, wenn die Deutschen sich nicht durch ihre unselige Zersplitterung in „Schleswigholsteiner“ und „Preußen“ moralisch geschwächt hätten.

Digitized by Google

Vor der Wahlschlacht wußten die kopenhagener Blätter vielerlei Märchenhaftes zu erzählen über die Anstrengungen, welche deutscher Seits gemacht wurden, um keinen dänischgesinnten Mann im norddeutschen Reichstage Sitz und Stimme erlangen zu lassen. Indessen war dies doch wohl nur bereitgehaltenes Pflaster für die Wunde, welche Wahlniederlagen dem nationalen Selbstgefühl geschlagen haben würden. Nach dem glücklich errungenen Doppelsitz können sie ja ohne Schaden solche Behauptungen fallen lassen, wie z. B. die handgreiflich und unverschämt falsche, daß der deutsche Nationalverein „mit charakteristischer Frechheit" dem Wahlausschuß in Hadersleben eine bedeutende Geldsumme geschickt habe, um Wahlstimmen zu kaufen, und daß der Preis solcher Stimmen 1 bis 5 Thaler preußisch gewesen sei, worüber die herumziehenden Agenten förmlich Buch geführt hätten. Auch die liebenswürdige Annahme, daß die deutschen Wahlvorstände das Ergebniß der Stimmenzählungen zu Gunsten ihres Candidaten fälschen würden, wird nach dem Ausgang nun ja wohl von ihren Urhebern selbst verläugnet werden. Doch müßte man diese Pappenheimer schlecht kennen, wenn man sich deshalb der Hoffnung hingeben wollte, sie würden in Zukunft vorsichtiger sein in der bösen Nachrede, die sie uns Deutschen einzeln oder insgesammt zu machen gedenken.

Der Ausfall der Reichstagswahl wird ihnen für einige Wochen neuen Stoff geben, um auf dänisch, schwedisch und französisch die Nothwendigkeit zu predigen, daß der fünfte Artikel des prager Friedens bald ausgeführt werde. Die Vollziehung des Einverleibungsgesetzes, ohne daß die Abstimmung in Nordschleswig voraufgegangen oder auch nur ein ausdrücklicher Vorbehalt zu ihren Gunsten gemacht worden wäre, hatte sehr niederschlagend gewirkt, in Kopenhagen vielleicht noch mehr als inmitten der zerstreuten Bevölkerung des dänischen Theils von Schleswig. Allerhand düstere Gerüchte schwirrten damals durch die Luft. Bald entnahm man einer Ausführung in deutschen Zeitungen über die strategische Wichtigkeit der nordschleswigschen Eisenbahn, daß Preußen höchstens ein kleines Stück im Nordwesten, 20 Geviertmeilen mit 40.000 Einwohnern, abzutreten gewillt sei, aber keineswegs auch die Städte Apenrade und Hadersleben sammt der Ostküste. Bestände dieser Vorsatz in Berlin, so würde er durch das Wahlergebniß allerdings neue Nahrung gewonnen haben, indem dieses in den Städten Hadersleben und Apenrade nur eine geringe dänischgesinnte Mehrheit herausgestellt hat. Bald wollte man wissen, Graf Bismarck werde an die Abtretung eines größeren oder geringeren Stückes von Schleswig zwei Bedingungen knüpfen: bloße Personalunion dieses Gebietstheils mit Dänemark und Eintritt des Königs von Dänemark für diesen Gebietstheil in den norddeutschen Bund. Denselben Plan, wurde hinzugefügt, habe er durch Luxemburg mit dem Königreich der Niederlande vor. Ein grausamer Scherz! Oder

Digitized by Google

sollte etwa Herr v. Scheel-Plessen dem preußischen Staatsmann diese Wiederaufwärmung seiner alten Lieblingsidee inspirirt haben?

Dänen und Holländer mögen sich beruhigen. Sollte das Gespenst, welches sie ängstigt, jemals Fleisch und Blut annehmen, so werden sie in der liberalen Nationalpartei Deutschlands einen kräftigen und resoluten Bundesgenossen finden. Wir haben von dem Elend der Mischstaaten genug erlebt und genug noch fortwährend vor Augen, um gegen jede derartige Versuchung unseres nationalen Ehrgeizes gefeit zu sein. Wohl rechnen wir darauf, daß sich eines Tags die Bande natürlicher Freundschaft mit stammverwandten Nachbarnationen wiederanknüpfen werden; aber sie durch Gewalt und List an uns heran, in unsern eigenen Bund hereinzuziehen, der mit der Zeit zu einem geschlossenen Einheitsstaat ausreifen soll, das kann uns nicht im Traume einfallen. Eine solche naturwidrige Ausdehnung der Einheitsidee trauen wir auch dem gesunden Verstande des leitenden Staatsmannes nicht zu, und hätte er sie sich einreden lassen, so würde der Widerstand der Patrioten ihn voraussichtlich bald wieder davon abbringen.

Während die Dänen so noch immer fürchten in ein neues Abhängigkeitsverhältniß zu Deutschland zu gerathen, entwickelt umgekehrt Schweden ihrer skandinavischen Ungeduld und Sehnsucht nicht genug Anziehungskraft. Die stimmführenden nationalen Organe der dänischen Hauptstadt, Fädrelandet und Dagbladet, sind über den Sinn der letzten Frieden athmenden und jeden kriegerischen Ehrgeiz läugnenden schwedischen Thronrede verschiedener Meinung. Dagbladet nimmt an, in derselben habe König Karl der Funfzehnte dem Skandinavismus förmlich abgesagt. Fädrelandet bezieht die etwas dunkeln Phrasen der Rede vielleicht richtiger auf die Theilnahme an der Schlichtung der großen europäischen Tagesfragen, der deutschen, der orientalischen u. s. f., aber auch ihm kommt es doch sehr verdächtig vor, daß der König den Satz seines Großvaters von den „natürlichen Grenzen" Skandinaviens aufgewärmt hat. Innerhalb der „natürlichen Grenzen" würden kaum Seeland und Fühnen liegen, gewiß nicht Jütland oder gar das Gebiet südlich der Königsau. Die dänischen Skandinavisten sehen es denn auch gar nicht gern, daß Schweden so viel nationalen Verkehr mit Finnland pflegt. Sie besorgen ernstlich, daß der schwedische Ehrgeiz, wenn er einmal wieder erwacht, eher nach der Wiedererwerbung des der schwedischen Cultur so zugänglichen Finnland als nach derjenigen des von Kopenhagen aus civilisirten dänischen Schleswig trachten, sich lieber mit Preußen und Frankreich gegen Rußland oder mit Frankreich allein gegen Preußen und Rußland verbünden möchte, wobei dann natürlich eine Zurückschiebung der preußischen Grenzen außer aller Frage stände. Diese schwere und begründete Sorge, welcher Orla Lehmann noch vor kurzem öffentlich Ausdruck gegeben hat,

Digitized by Google

veranlaßt die däniſchen Skandinaviſten neuerdings ſich mit einer gewiſſen Oſtentation den ſchwediſchen Beſtrebungen nach einer zeitgemäßen Reform der ſchwediſch-norwegiſchen Unionsacte zu widerſetzen. Eine Schrift des Staatsanwalts Dunker in Chriſtiania, welche die Unzuläſſigkeit ſtärkerer politiſcher Verſchmelzung Norwegens mit Schweden, und namentlich einer gemeinſchaftlichen Volksvertretung nachzuweiſen unternimmt, iſt in Kopenhagen wie ein Evangelium aufgenommen, der Verfaſſer auf alle mögliche Art dafür gefeiert worden.

Die Schweden betreiben dieſe innigere Verſchmelzung der beiden Nachbarreiche, wie man weiß, hauptſächlich im Hinblick auf die Ermöglichung einer verſtärkten auswärtigen Action. Gegenwärtig hat der König nicht einmal unbedingte Verfügung über die norwegiſchen Streitkräfte, deren Zahl, Uebung und Bewaffnung überdies gänzlich von den Bewilligungen der Storthings abhängt. Wie kann Schweden ſich unter ſolchen Umſtänden auf gefahrvolle politiſche Wagniſſe einlaſſen? Es ſcheint widerſinnig, daß die däniſchen Patrioten, welche doch alles Heil von Schwedens diplomatiſch-militäriſcher Initiative erwarten, und daß norwegiſche Staatsmänner wie Dunker, der 1864 ſowohl wie 1848 Dänemark gegen Deutſchland unterſtützt wiſſen wollte, ſich dieſem Reformbeſtreben des Königs Karl und ſeines Miniſterpräſidenten widerſetzen. Aber die Norweger ſchrecken vor dem materiellen und moraliſchen Uebergewicht Schwedens zurück, das ſich in einer engeren Vereinigung noch drückender als bisher ſchon fühlbar machen könnte; und die Dänen geben ſich dazu her, dieſen Particularismus ſkandinaviſtiſch aufzufärben, weil ſie dadurch die Energie der ſchwediſchen Staatsmänner in ihre Kanäle zu leiten hoffen. Gelänge eine durchgreifende Verbeſſerung der ſchwediſch-norwegiſchen Unionsacte, ſo möchte Schweden, gegen Dänemark gleichgiltiger, Nordſchleswig ſeinem Schickſal überlaſſend, alle Sinne auf Finnland lenken. Erkennt Schweden dagegen, daß Norwegens Oppoſition unüberwindlich iſt, ſo lange ſich keine Ausſicht zeigt, das ſtraffere Verfaſſungsband um alle drei nordiſchen Reiche zu ſchlingen, ſo muß es ſein Augenmerk entſchloſſener als bisher auf die Hereinziehung Dänemarks in den Bund des Nordens richten und mag dann auch wohl mehr Appetit für die nordſchleswigſche Frage bekommen, als es bis heute verrathen hat.

So der Calcul Orla Lehmanns, Plougs und der anderen däniſchen Skandinaviſten. Er giebt dem Gedanken Recht, den wir in dieſen Blättern ſchon früher ausgeſprochen haben: daß in einem Eingehen auf Schwedens politiſche Hintergedanken das Mittel läge, die nordſchleswigſche Frage ohne die widerwärtige Procedur einer Abſtimmung und Zerreißung des Landes zu ſchlichten, vorausgeſetzt natürlich, daß man ſich in Berlin nicht für ewige Zeiten an den innerlich feindſeligen und chicanöſen ruſſiſchen Nachbar gefeſſelt glaubt.

Digitized by Google

Neue politische Flugschriften.

Der deutsche Handel und die beabsichtigte deutsche Kriegsflotte von N. D. Wichmann. Hamburg, Otto Meißner. 1867.

Eine Broschüre, die unter ihren wieder zahlreicher werdenden Zeitgenossinnen die bedenkliche Ehre in Anspruch nimmt, uns den Particularismus in der Gestalt des Lobes harmloser Schwäche zur See kennen zu lehren. Denn der Verfasser bemüht sich, seinen Protest gegen die Gründung einer deutschen Kriegsflotte auf die Beobachtung zu gründen, daß der Deutsche grade Dank seiner Ohnmacht und nationalen Nullität bisher verhältnißmäßig am ungeschorensten geblieben ist, und daß es sonach ein Unglück für das Geschäft und für die persönliche Wohlfahrt der deutschen Outre-mer sein würde, wenn wir eine deutsche Kriegsflotte und dadurch Gelegenheit zu allerlei maritimen Ehrenbändeln bekämen. Unter den Bemerkungen des Verfassers über die Schattenseiten des Colonialbesitzes, der offenbar allenthalben nach Emancipation drängt, ist sicherlich manches Richtige, aber es ist sehr beklagenswerth, wenn ein verständiger und sachmäßig unterrichteter Mann in solchen Fragen gegen nationale Institutionen, die uns erst völlig ebenbürtig machen, um deswillen protestirt, weil auch Mißbrauch und Nachtheil daraus mitfolgen kann, und unverzeihlich, daß er die oft erlebten Schäden einfach verschweigt, denen der deutsche Handel bei mangelhaftem Schutze unserer Küsten — und das ist doch die nächste Aufgabe einer deutschen Kriegsmarine — im eigenen Hause ausgesetzt ist. — Die Schrift urtheilt fast ausschließlich nach transatlantischen Gesichtspunkten; aber das Gute, das eine deutsche Kriegsflotte stiften und das Böse, dem sie wehren soll, liegt fürs erste sehr nah! —

Um so erfreulicheren Eindruck machen die Brochüren, deren Titel wir folgen lassen: In C. v. Stemanns Schrift „Ueber die Einreihung der Schleswig-Holsteinischen Rechtsordnung in die Preußische" (Kiel, Schwerssche Buchhandlung, 1867) begrüßen wir eine ähnliche sachliche Auseinandersetzung, wie sie die früher von uns erörterte beningsche Arbeit für Hannover bot, eine Parallele der preußischen und schleswig-holsteinischen Rechtsinstitutionen, unternommen in der patriotischen Absicht billiger Verständigung. Zeigt schon die Aufschrift, daß der Verfasser sein Problem auf Grund der gegebenen Thatsachen stellt, so geben die Ausführungen jedem Verständigen die Beruhigung, daß die Conjunction der neuen Provinz mit dem preußischen Staate auch in den Beziehungen, die hier erörtert werden, weder unmöglich noch beklagenswerth

Digitized by Google

ist. Die Untersuchungen des nicht blos mit den preußischen Institutionen, sondern auch mit ihrer Praxis vertrauten Verfassers empfehlen in der Hauptsache: 1) Umgestaltung der Gerichtsverfassung nach preußischem Muster mit Modificationen bezüglich der Selbständigkeit der Einzelrichter innerhalb der Gerichtsorganisation und der Competenz der Collegialgerichte erster Instanz über diese, sowie bezüglich des Verhältnisses der Staats- zur Polizeianwaltschaft; 2) Beibehaltung des Privatrechts unter Einführung des deutschen Handelsgesetzbuchs; 3) Annahme des preußischen Strafgesetzbuchs und einiger Specialgesetze; 4) Strafproceßordnung auf Grund des preußischen Entwurfs von 1865; 5) Beibehaltung des in Holstein geltenden Civilproceßrechts, modificirt nach den Anforderungen strengerer Durchführung des öffentlichen und mündlichen Verfahrens und der Verbindung der schleswig-holsteinischen Gerichte mit dem preußischen Obertribunal. Rücksichtlich der Sanction des neuen Organisationsplans, die bei der zweifelhaften Rechtsbeständigkeit der Landesvertretung in Schleswig-Holstein die meisten Bedenken verursacht, schlägt der Verfasser vor, die Gesetzentwürfe nach Berathung mit den Regierungsorganen des Landes einer Versammlung von Vertrauensmännern vorzulegen und auf Gutachten derselben die Gesetze möglichst bald provisorisch zu erlassen; die Suspension ihrer Wirksamkeit bis zur Annahme durch die Kammern würde dazu dienen, das Land mit den neuen Institutionen praktisch bekannt zu machen. —

Auf breiterer Basis der Interessen und in juristischen Fragen — bis auf die Empfehlung der hannöverschen Civilproceßordnung. — im Wesentlichen mit Stemann übereinstimmend bespricht eine andere Schrift „Schleswig-Holsteins Verbindung mit dem preußischen Staate (Kiel, Schwers'sche Buchhandlung) die gleiche Angelegenheit, wacker bemüht, durch warmherzigmahnenden Ton und ungeschminkte Sachlichkeit zu ruhiger Discussion und aufrichtiger Versöhnung zu stimmen. Sie möchte besonders dem Kaltsinn der holstentreuen Frondeurs empfohlen werden, welche noch ein gutes Stück Weg bis zu der Erkenntniß haben, daß das beste Theil des Patriotismus Selbstverläugnung ist, wie die Geschichte des Staates, dem sie nunmehr anzugehören berufen sind, auf Schritt und Tritt sie lehrt. —

Mit dem Ruf: „Was wollen wir? Armee-Reorganisation oder Armee-Desorganisation? (München, 1867)" erörtert ein „deutscher Patriot" die „bayerischen Existenzfragen". Mit derber Geradheit und einem bei unsren schmellenden süddeutschen Brüdern seltenen Muthe der Einsicht enthüllt der Verfasser die traurige Beschaffenheit der bisherigen bayrischen Militärorganisation, welche die besten Mittel und vorzügliches Soldatenmaterial vergeudet hat, weist die Phraseologie der modernen Volkswehrschwärmer nach Schweizermuster energisch zurück und erläutert aufs schlagendste, wie nur das preußische

Digitized by Google

Wehrſyſtem im Stande ſei, die erfahrenen Schäden zu heilen und dem Lande wahre Sicherheit zurückzugeben. Was die heimiſche Art der Discuſſion über die „Opfer zu unproductiven Zwecken“ betrifft, ſo entgegnet der Verfaſſer lakoniſch genug mit der Alternative: „entweder Geld und kein Schutz d. h. eine beliebige Experimentalwehrverfaſſung, — oder Geld und genügender Schutz d. h. die Militärverfaſſung Preußens. Ohne Geld kein Kiel, und ohne Geld kein Bayern mehr! Wehrhaft und ehrenhaft oder wehrlos und ehrlos!“ Vollkommen richtig würdigt er die Nöthigung, die proviſoriſch zur Mainlinie führte. Preußen verſtand ſich dazu, weil es die friedliche Abwehr eines etwaigen Verluſtes deutſcher Erde war. Die Brücken über den Main zu ſchlagen erklärt er für die Aufgabe der Süddeutſchen, nicht aber zunächſt Preußens. Dazu iſt die Militärreorganiſation die zwingende und pflichtſchuldige Vorausſetzung.

Kleine Chronik vom Reichstage.

1.

Die erſten feſtlich bewegten Momente des Reichstags ſind vorüber. Die Abgeordneten haben im Sitzungsſaal des umgeſtalteten Herrenhauſes ihre Plätze belegt, im weißen Saale den Worten der Thronrede gelauſcht, die Gaſtlichkeit des Königſchloſſes bei einem guten Diner erfahren, und den Einzelnen iſt huldvolle Begrüßung durch die Majeſtäten geworden. In den Abgeordneten, die durch das allgemeine Stimmrecht zuſammengeladen ſind, bewegten ſich bei der erſten Vereinigung die Gruppen lebhaft durch einander, überall Begrüßung alter Bekannten, Vorſtellungen und Anknüpfung neuer Verbindungen. In der Mehrzahl waren ſie einander fremd, ſogar unter den Preußen viele neue Mitglieder; den meiſten Antheil erregten außer einzelnen diſtinguirten Perſönlichkeiten der Preußen: Prinz Friedrich Karl, Moltke, Steinmetz, Vogel v. Falkenſtein, die Abgeordneten der neuen Landestheile und die der kleineren Bundesſtaaten, die ſich denn auch zum großen Theil für den Reichstag die Sitze bei einander wählten.

Die Feſtlichkeiten der Eröffnung begannen mit dem Gottesdienſt in der Schloßkapelle. Die Geladenen, Reichstagsmitglieder, höhere Offiziere, die Miniſter Geſandten und Commiſſarien der Bundesſtaaten verſammelten ſich in dem merkwürdigen Rundbau, den die edle Architektur der hohen Kuppel beſſer ſchmückt als die Wandbilder. Es war auch ihrem Gefieder nach eine bunte Verſammlung. Gallauniformen jeden Ranges, außer der militäriſchen des preußiſchen Heeres, Landſtändiſche und Civilepauletten, Johanniter, Malteſer, Hoffracke in faſt jeder Farbe und jeder Art von Goldſtickerei, Ordensbänder aus faſt allen Staaten

Digitized by Google

Europas, Baron Rothschild in rothem Frack mit dem schwarzen Bande von Schweden, der preußische Ministerpräsident in Kuirassieruniform. Der Frack war in der Minderzahl. Die königliche Familie und ihr Hofstaat erschienen in langem Zuge und hoch oben von der Gallerie klangen die Gesänge des Domchors so rein, voll und schön von der Wölbung herab, daß man die Predigt gern gemißt hätte, um den Tönen aus der Höhe zu lauschen.

Aus der Kapelle ging die Gesellschaft nach dem berühmten weißen Saale, der in den letzten 19 Jahren so viele Staatsactionen verschiedenster Art eingefaßt hat. Zur Linken des Thrones stellten sich die Minister und die Commissare der Bundesstaaten auf, je ein Preuße und ein anderer Bundescommissar, neben Graf Bismarck der sächsische Herr von Friesen. Im festlichen Zuge: Pagen, Kammerherrn, Oberhofchargen, Aemter, Reichskleinodien voran, traten der König und die Prinzen ein. Der König las die lange Thronrede, welche ihm der Ministerpräsident darbot, deutlich, mit sehr bewegter Stimme. Einzelne Sätze, das hoffnungsvolle Verhältniß zu den Südstaaten, der friedliche Charakter des neuen Bundes, wurden mit beifälligem Gemurmel begrüßt, im Ganzen war die Haltung der Hörer eine feierlich gemessene, das Urtheil über die gleichzeitig durch Flugblätter in der Stadt verbreitete Rede bei den Abgeordneten ein überwiegend günstiges. Nach der Thronrede und dem Abschiedsgruß des Königs erklärte der Ministerpräsident den Reichstag für eröffnet. In langen Reihen fuhren die Wagen aus dem Schloßportal. Im Schauspielhause wurden am Abend die Journalisten gegeben. —

Sogleich bei der ersten Sitzung des Reichstags am 25. wurden Uebelstände des Raumes, welchen man eilig hergerichtet hatte, fühlbar. Zwar die Enge der Sitzplätze ist nicht so unerträglich, als sie wohl geschildert wurde, aber die Akustik des Herrenhauses läßt viel zu wünschen übrig. Es ist ein im Grundriß fast quadratischer Raum von beträchtlicher Höhe, die Sitze steigen nach hinten ziemlich steil; wird von den vorderen Bänken gesprochen, so ist selbst ein starkes Organ in Gefahr, auf den hinteren Sitzreihen nicht verstanden zu werden. Das erwies sich als ein ernster Uebelstand; denn er kreuzte den allgemeinen Wunsch, daß man diesmal der Rednertribüne und ihrer langstilisirten Reden entrathen wolle. Es wird doch eine Art Pult aufgestellt werden.

Die Constituirung einer parlamentarischen Versammlung bietet unvermeidlich öde Stunden. Kräftig unterstützte den Alterspräsidenten von allen Seiten der gute Wille, rasch zur Sache zu gelangen. Man beschloß, vorläufig die Geschäftsordnung des preußischen Abgeordnetenhauses zu adoptiren, vereinigte sich über einige kleine Modificationen und verlooste die anwesenden Mitglieder (220—25) in sieben Abtheilungen. Seit dem Dienstag sind die Abtheilungen

Digitized by Google

mit Prüfung der Wahlen beschäftigt, vielleicht wird schon am Donnerstag die Constituirung des Reichstags möglich.

Den Arbeiten des ersten Tages folgte das Diner im königlichen Schloß. Der weiße Saal und die Bildergallerie strahlten im Kerzenglanz, wieder gesellten sich goldgestickte und schwarze Röcke und lagerten an den langen Tafeln. Nach dem Diner wurden die Mitglieder des Reichstags nach Landschaften geordnet dem König und der Königin präsentirt und von den Majestäten mit Erfolg die hohe Kunst geübt, allseitig wohlthuend zu wirken. —

Ueber die Parteibildungen des Reichstags ist zur Zeit wenig zu sagen. Unter den Liberalen herrscht die Tendenz vor, sich in Fractionsgenossenschaften noch nicht abzuschließen, und späterer Zeit das etwa Unvermeidliche zu überlassen; ähnlich scheint es bei den Conservativen zu sein.

Die große Mehrzahl der Liberalen, auch der Preußen, ist entschlossen, die Competenz des Reichstags hoch zu fassen, und die Herrenstellung nicht zu schmälern, welche ihm der Verfassungsentwurf gegenüber der preußischen Verfassung zuweist. Es wird also die Majorität den Kampf auf Erweiterung des Budgetrechts richten. Mit welchem Erfolg steht dahin. Doch ist eine hoffnungsvolle, ja frohe Stimmung vorherrschend. Man erwartet mit mehr oder weniger genauer Würdigung der Schwierigkeiten ein gutes Ende, das heißt Verständigung mit der Regierung.

Freilich wird der Entwurf vielen sachlichen Emendationen nicht entgehen, meist solchen, welche den Zweck haben, Undeutliches oder Uebergangenes näher zu präcisiren. Es ist solches Emendiren bei einer Versammlung, welche in ihren fast 300 Mitgliedern so viele Sachverständige, Geschäftskundige und Vertreter großer Interessen enthält, unvermeidlich, und grade deshalb wird es schwer, Kürze und Schnelligkeit der Verhandlung durchzusetzen. Denn jeder möchte gern mitrathen und etwas dazuthun oder weghaben. Es wäre wünschenswerth, wenn das Bundespräsidium die gesammten nützlichen Amendements wohlwollend entgegennähme und sich soweit irgend möglich damit befreundete. Da den Mitgliedern des Reichstags nicht nur die preußischen Minister, welche zu Bundescommissarien ernannt sind, gegenübersitzen, sondern auf der linken Seite des Präsidenten auch die Minister resp. Commissarien der übrigen Bundesstaaten, voran wieder Herr v. Friesen, so werden diese letzteren auch sofort in die parlamentarischen Verhandlungen eingeführt, und es wird ihnen leicht, die Zustimmung ihrer Regierung durch sachgemäße Motivirung zu erwerben.

Ob die Mehrzahl dieser Herren in gehobenem oder in besorgtem Gemüth den ersten Verhandlungen beigewohnt hat, war nicht zu ersehen.

Verantwortlicher Redacteur: **Gustav Freytag.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

Im Verlag des **Bibliographischen Instituts** in Hildburghausen ist soeben — ☞ *auf Grund der neuesten politischen Eintheilungen* — complet erschienen:

Meyer's grosser Hand-Atlas in 100 Karten, redigirt von L. Ravenstein. In Mappe $12^1/_2$ Thlr., gebunden 15 Thlr.

Inhalt: 3 Astronom. Karten. — 2 Bl. Allgem. Geographie. — 2 Bl. Europa. — 4 Bl. Pyrenäen-Halbinsel. — 5 Bl. Frankreich. — 4 Bl. Grossbritannien und Ireland. — 3 Bl. Alpenhalbinsel. — 3 Bl. Balkanhalbinsel. — 9 Bl. Deutschland. — 16 Bl. Preussen und der nordd. Bund. — 6 Bl. südd. Staaten. — 9 Bl. Oesterreich. — 1 Bl. Centralalpenland. — 1 Bl. Niederlande. — 1 Bl. Dänische Halbinsel. — 3 Bl. Skandinav. Halbinsel. — 5 Bl. Europ. Russland. — 9 Bl. Asien. — 4 Bl. Afrika. — 8 Bl. Amerika. — 2 Bl. Australien. — Neueste Statistik auf 6 Tafeln.

Meyer's kleiner Hand-Atlas in 30 Karten, von L. Ravenstein. Gebunden 4 Thlr.

Inhalt: 1 Erdkarte. — 7 Erdtheilkarten. — 13 Europ. Staatenkarten. — Deutschland in 4 Bl. — 5 Specialkarten. Neueste Statistik.

Meyer's kleiner Hand-Atlas, Ausgabe für Preussen und die norddeutschen Bundesstaaten in 32 Karten. Gebunden $4^1/_2$ Thlr.

Inhalt: 1 Erdkarte. — 6 Erdtheilkarten. — 11 Europ. Staatenkarten. — Deutschland in 4 Bl. — 10 Preussische Provinzialblätter. — Neueste Statistik.

NB. *Diese sind jetzt die einzigen vollständigen Kartenwerke, welche alle wichtigen Veränderungen der neuesten Zeit bereits in sich aufgenommen haben.*

Im **Bibliographischen Institut** in Hildburghausen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neueste Karte von Nordamerika in 4 Blättern, nach den neuesten officiellen Quellen von **E. G. Ravenstein** in London, Topograph im englischen Kriegsministerium. (Maassst. 1 : 8,000,000.) Preis: 1 Thlr. — Aufgezogen, in Buchform $1^1/_2$ Thlr.

Neueste Karte von Südamerika in 2 Blättern, von demselben. (Maassstab 1 : 12,000,000.) Preis: $^1/_2$ Thlr. — Aufgezogen 1 Thlr.

Bei J. W. Grunow in Leipzig ist soeben complet geworden und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Staat oder **die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit.**

Unentbehrliches populäres Handbuch und Rathgeber für alle Klassen und Berufsstände des deutschen Volkes. 8 Bde. Von Dr. C. H. Th. Huhn. Pr. 12 Thlr. $5^1/_4$ Ngr.

Band I. Allgemeine Volkswirthschaftslehre. II. Volkswirthschaftslehre der Urproductionen. III. Volkswirthschaftslehre der Gewerbe und des Handels. IV. Finanzwissenschaft. V. Staatsrecht. VI. Völkerrecht. VII. Politik. VIII. Statistik. Das Werk kann auch nach und nach in Lieferungen à $7^1/_2$ Ngr. bezogen werden; jeder Band wird auch einzeln abgelassen.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Julian Schmidt, Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod. 5. Aufl. I. II. Bd. 5 Thlr. 25 Ngr.

Das rühmlichst bekannte Werk ist in dieser neuen Auflage wiederum ganz durchgearbeitet und mit zahlreichen neuen Forschungen versehen. Es schließt sich unmittelbar des Verfassers „**Geschichte des geistigen Lebens von Leibniz bis auf Lessing's Tod**" an. Der 3. Band des Werkes wird schnell nachfolgen.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Dr. K. Brunnemann,

Geschichte der nordamerikanischen Literatur.

8°. brochirt. — 20 Ngr.

Dieses Werk ist keineswegs eine trockene Aufzählung dessen, was Amerika auf dem Gebiete der Literatur hervorgebracht hat, sondern es entrollt in lebendiger Darstellung vor dem Auge des Lesers ein treues Bild der allmähligen literarischen Entwicklung des grossen Landes jenseits des Oceans, und bietet so auch denen, die sich nicht gerade mit literar-historischen Studien befassen, eine angenehme und zu gleicher Zeit unterhaltende und belehrende Lectüre.

☞ **Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.**

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

XXVI. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 11.

Ausgegeben am 8. März 1867.

Inhalt:

Muster kleinstaatlicher Verkehrspolitik . . . . . Seite 405
Polnische Proteste von einst und jetzt 414
Ein Compendium des englischen Staatsrechts 422
Die Physiognomie des letzten böhmischen Landtags 426
Die Akademien und der Kunstunterricht 434
Kleine Chronik vom Reichstage. 2. 441

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Leipzig, 1867.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Muster kleinstaatlicher Verkehrspolitik.

Mitten durch das ehemalige Herzogthum Nassau fließt ein Fluß, die Lahn, reich an landschaftlicher Uferschönheit, auch reich an Kräften, die sich der Mensch nutzbar zu machen weiß. Von seinem Eintritt in die Grenzen des untergegangenen Staates unweit Wetzlar fließt er im Ganzen westlich und in einem meist engen Thal bis zu seiner Mündung in den Rhein bei Oberlahnstein. Schön bewaldete Bergwände, oft steile Felsen des Schiefer- und Kalkgebirges blicken in seine Gewässer, nur selten erweitert sich das Thal so, daß Fruchtfelder und Wiesen zwischen den Höhen und Ufern Platz finden. Rasch eilen die Wellen durch das enge Bett oder strömen über ausgebreitetes Gerölle in kleinen Stromschnellen. In der trocknen Jahreszeit fast überall seicht und klein, schwillt das Flüßchen im Winter bei Abgang des Schnees oder bei lang anhaltendem Regen gewaltig an und erprobt eine unbändig scheinende Kraft. Aber die Menschen haben ihn doch zu ihrem Dienst gezwungen, Schiffe fahren auf dem Flusse, das angestaute Wasser treibt Mühlen und gewaltige Werke. Die Schiffahrt war lange äußerst beschränkt, reiche Erze lagen längs der Ufer und keine Straße führte daran vorbei, man versuchte wohl oder übel die Schiffahrt. Kleine Schiffsgefäße, Nachen, höchstens 4—500 Centner tragend, fuhren so lange das Wasser es erlaubte Eisenstein; auch Mineralwasser zu Thal und wurden leer heraufgezogen durch sogenannte Halfterpferde. Bei kleinem Wasser mußte oft die Schiffsmannschaft im Flußbett stehend das Schiffchen schieben und heben; die natürlichen Stromschnellen zu Wehren erhöht, um das Wasser zu einer Mühle oder einem Hüttenwerke zu stauen, bedingten ein Umladen oder ein gefährliches Herabgleiten über das Gestein an einer dazu ausgebrochenen Stelle in der Krone des Wehrs. Monate lang war manchmal gar keine Schiffahrt möglich und Hochöfen, die ihre Eisensteine von der oberen Lahn bezogen, mußten ausblasen, weil ihre Vorräthe zur Neige gingen, ehe die Schleusen des Himmels ihre Transportflotte wieder schwimmen machten.

Das Herzogthum Nassau war aber nach einem Ausspruche des Staats-

Digitized by Google

und Hausministers v. Marschall ein ackerbautreibendes Land und konnte nicht Anspruch machen auf Besserung der Verkehrsanstalten. Man baute Landstraßen über öde Berge, um die hungernde Bevölkerung zu beschäftigen oder um den armen Dörfern Gelegenheit zu geben, aus der Leistung von Vorspanndiensten etwas zu verdienen, was ihnen entgangen wäre, wenn man durch die Thäler gebaut hätte; auf dem Rhein und Main hob man hohe Zölle und ließ die Flüsse versanden.

Doch auch hier kamen Zeiten, wo wenigstens vernünftige Entschlüsse gefaßt wurden, wenngleich vernünftige Ausführungen immer erst nach einigen Proben gelingen wollten. Im Jahre 1838 hat man angefangen bei Limburg ungefähr in der Mitte der nassauischen Lahnstrecke eine Schleuse zu bauen, um zwei hohe Wehre zu umgehen, die oberhalb und unterhalb des Städtchens die Gewässer zum Betriebe größerer Mühlen stauten. Das Schleusenwerk gelang auch in soweit, daß kleine Schiffe die Fahrt bei günstigem Wasserstande aus den Eisensteinrevieren zwischen Weilburg und Runkel nach Oberlahnstein und vice versa machen konnten, als aber die Vortheile der directen Fahrt ein Nachen benutzen wollte, der sonst nur auf der unteren Lahn und dem Rheine fuhr, da blieb er in der Schleuse stecken — sie war zu eng. Man hatte die Interessenten nicht gefragt, wie das in dem Lande überhaupt nicht Mode war, wo Kenntnisse, Wille und Verstand als Regierungsmonopol galten.

Man half sich mit der schlechten Schleuse und hatte eine Zeit lang in eigner Erkenntniß, wie schwer solche Werke des Verkehrs seien, und im Verdruß über die Spöttereien Sachverständiger, die dem hochstehenden Regierungsbaumeister wiederholt eine ganze Reihe elastischer Stoffe als Baumaterial für neue Schleusen vorschlugen, beschlossen, die Lahn laufen zu lassen, wie es Gott gefalle und den Schiffern zu überlassen, wie sie durchkämen. Natürlich vergaß man aber nicht die Hebung von Zöllen und Schleusengeldern. Mittlerweile hatten aber die anderen Regierungen, deren Länder die Lahn durchströmt, nämlich das Königreich Preußen und das Großherzogthum Hessen, die nassauische Regierung zu gemeinsamen Arbeiten behufs Regulirung der Lahn auf der ganzen Strecke von Gießen bis Oberlahnstein gedrängt. Es kam nach längerer Verhandlung am 16. October 1844 zu Koblenz zu einem Vertrage zwischen den Bevollmächtigten der drei Regierungen. Danach sollte die Lahn auf jener ganzen Strecke für Schiffe von 100 Fuß Länge, 16 Fuß Breite und 2 Fuß Tiefgang regelmäßig zu Thal und zu Berg fahrbar gemacht werden, ein ganzes System von Schleusen wurde dadurch geboten und diese sollten mindestens eine lichte Weite von 17 Fuß erhalten.

Der herzoglich nassauische Bevollmächtigte hatte sich alle Mühe gegeben, das erlaubte Minimalmaß zwischen den Thorflügeln der Schleusen herabzudrücken, und es war ihm gelungen, freilich zur Breite oder vielmehr Knappheit der lim-

Digitized by Google

burger Schleuse ließen es die andern Bevollmächtigten nicht kommen. Nassaus Gründe hierzu waren wieder echt kleinstaatlich und man muß es dem geringen Interesse namentlich Preußens an der ganzen schiffbaren Lahn, die nicht zwei Meilen lang seine damalige Enclave Wetzlar durchschnitt, zuschreiben, daß sie durchdringen konnten. Die Hauptausfuhr des nassauischen Eisensteins, der zu 99 Procent die Lahnschiffe befrachtete, ging damals, wie zum Theil heute noch, nach den Eisenwerken und Hochöfen an der Ruhr. Die Ruhr war damals schon kanalisirt und von zahlreichen Transportkähnen befahren, die alle breiter waren als die bisher auf der Lahn üblichen. Diese Ruhrschiffe fuhren wohl auch einmal bis zur Mündung der Lahn und schlugen dann ihre Steinkohlen, die langsam Eingang fanden, in dem reichbewaldeten Nassau in Lahnschiffe über. Und nun wußte es Nassau durchzusetzen, daß es seine Lahnschleusen so enge bauen durfte, daß ein Ruhrkahn dieselben nicht passiren konnte, damit nicht etwa diese rührigen Schiffer ihre Kohlen den Fluß hinaufbrächten und Eisenstein nach ihrer Heimath führten und so den nassauischen Schiffern Concurrenz machten. Die kleinen Lahnkähne waren zur Rheinschiffahrt nicht wohl tauglich, es mochte auch keine Gesellschaft den Casko versichern, und so mußte aller Transport an der Mündung der Lahn zum Umschlag in oder aus Rheinschiffen gezwungen werden. Der weitläufigste Theil des Vertrags handelt natürlich wieder von Steuern, Zöllen und Schleusengeldern; sie sollten allerdings immer nur auf den fertig gestellten Strecken erhoben werden, aber was ist ein Weg überhaupt werth, dessen einzelne Theile durch unpassirbare Oeden von einander getrennt sind? — und dieser Zustand dauerte noch ganze vierzehn Jahre.

Das Herzogthum Nassau mußte nicht hinlänglich das mit dem Vertrage Bezweckte erreicht haben, oder waren Preußen und Hessen unzufrieden, so viel gewährt zu haben, kurz der am 16. October 1844 geschlossene Vertrag kam erst am 19. September 1845 zur Ratification und demnächst unterm 30. desselben Monats zur öffentlichen Bekanntmachung. Ein Vertrag also, der die Handels- und Verkehrsinteressen dreier souveräner Staaten berührte, brauchte nach seinem Abschluß noch ein Jahr, um die landesherrliche Bestätigung zu erhalten und in Ausführung zu kommen.

Im Jahre 1845 und 1846 wurden wirklich Seitens der nassauischen Regierung die Arbeiten begonnen, um überall in der Lahn die nöthige Tiefe herzustellen und da wo dies wegen des starken Gefälles nicht möglich war durch Stauung des Wassers zu heben und die Differenz der Wasserspiegel ober- und unterhalb des Wehres durch Schleusen zu überwinden. Man suchte dem Fluß überall ein gleichmäßiges Profil zu geben und baute längs der Ufer den Leinpfad. Auch die hindernden Anlagen Privater, Mühlwehre und dergleichen wurden nach Entschädigung der Besitzer entfernt. Aber man übereilte sich nicht und baute jedes Jahr ein Stück je nach den Mitteln der Staatskasse, unbedacht,

Digitized by Google

daß das Capital wirthschaftlich sich nicht vollständig verzinse, so lange nicht die ganze Wasserstraße gleichzeitig zu benutzen war und so ging es zehn volle Jahre. Jedes Jahr hat der angestellte Wasserbaumeister ein Stückchen gemacht und die Regierung hatte keine anderen Gründe zu drängen als den, daß sie nach Uebereinkunft mit Preußen stets nur auf den fertigen Strecken Zoll erheben dürfe, und so klagte sie noch in der 1855er Session des Landtages, der allerdings nach einem octroyirten Wahlgesetze mit allen möglichen Hemmungen gewählt worden war, daß sie jetzt erst $1^{11}/_{312}$ Kreuzer pro Centner heben dürfe, während, wenn die ganze Strecke ausgebaut wäre, ihr ein Zoll von 2,4575 Kreuzer pro Centner erlaubt sei, und die getreuen Stände klagten deshalb mit, und es ist nur ein Einziger gewesen, Abgeordneter Dr. Karl Braun, der auch einen andern Gesichtspunkt hatte: „noch mehr liege die Schiffbarmachung der Lahn in dem Interesse der Landeseinwohner".

Erst im Jahre 1857 forderte die Regierung die Bewilligung eines Credits, um die angefangenen Arbeiten rasch zu Ende führen zu können und motivirte diese Anforderung, wie aus dem Berichte der Finanzcommission des Landtags hervorgeht, mit den Worten: „die Absicht ist, sobald als möglich in den vollen Bezug der Lahnschiffahrtsabgaben zu gelangen".

Die Stände genehmigten die Regierungsvorlagen, nicht ohne allerlei Ausstellungen, die aber nur Details der Ausführung betrafen und an das bereits bestehende Project des Baues einer Lahneisenbahn anknüpften. Ausstellungen gegen die Art und Weise der Bauten und Beschwerden über Verletzungen Einzelner und ganzer Gemeinden, oft nur über die angebliche Nichtberücksichtigung derselben waren in den Kammern der Kleinstaaten überall, aber besonders in Nassau an der Tagesordnung. Waren doch in den kleinen Wahlbezirken (Aemtern) von 12—20.000 Einwohnern häufig die Chancen der Candidaten davon abhängig, welches Wegproject der eine oder der andere zur Sprache gebracht hatte oder noch zu bringen versprach. Bei der Regulirung der Bahn kamen öfters Anlagen zur Sprache, die allerdings für die Interessenten von großer Wichtigkeit waren, die aber von einer einsichtsvollen Bauverwaltung und Regierung vor allem mußten berücksichtigt werden. Es hat aber fast überall nach Erschöpfung aller Instanzen der Beschwerde an die Stände bedurft, um die Ansprüche gegen die Regierung durchzusetzen. Beispielsweise hatten viele Gemeinden, die an der Lahn liegen, nutzbares Gemeinde- oder Privatland auf der anderen Seite des Flusses. Zu dessen Bau und Nutzung waren vielfach ungefährliche Durchfahrten hergestellt und seit unvordenklicher Zeit benutzt worden. Eine Austiefung des Bettes zerstörte diese Furthen, und der Staat war wohl verpflichtet für eine andere Anstalt des Trajectes zu sorgen. In dieser Richtung plaidirte jedes Mitglied der Stände für seinen Wahlbezirk oder seinen Wohnort.

Digitized by Google

Zu Ende des Jahres 1858 betrachtete die naſſauiſche Regierung die Lahnregulirung als vollendet, ſie bob von nun an den vollen Zoll auf der in ihrem Gebiete liegenden Strecke. Man hatte auch bereits im Jahre 1855 die allzu eng gerathene Schleuſe bei Limburg in Uebereinſtimmung mit der Convention vom 16. October 1844 über Schiffbarmachung der Lahn gebracht, man hatte erſt verſucht, die Schleuſe durch Abkippen (Abbauen) der Seitenwände weiter zu machen, aber das harte Geſtein (ein Marmor) ließ dieſe Arbeit kaum vorſchreiten. Man mußte ſich zum völligen Umbau entſchließen und forderte dafür von den Ständen eine Summe von circa 50,000 fl. Bei ihrer Bewilligung war noch nicht einmal die Rede davon, woher ſolche abſonderliche Erſcheinungen kämen, daß Bauten der Art funfzehn Jahre nach der Ingebrauchnahme total abgelegt werden müßten. Die Regierung hatte ſich eine Landesvertretung nach ihrem Sinn durch Octroyirung geſchaffen, die liberale Partei hatte ſich der Wahlen enthalten. Das Publicum freilich erlaubte ſich allerlei Aeußerungen über den geſchickten Regierungsbaumeiſter; man trug ſich mit allerlei Spöttereien und Witzen und es wurde vorgeſchlagen, den Mann mit einer hohen Rente zu entſchädigen, wenn er das Verſprechen geben wollte, nicht mehr zu bauen.

Die ganze der Regierungsbebauptung nach vollendete Lahnregulirung war trotzdem nicht gerathen, es fanden ſich immer noch gefährliche Stellen im Flußbett, der Leinpfad war an vielen Stellen noch nicht fertig geſtellt, eine der Lahnſchleuſen ſo verkehrt angelegt, daß die Einfahrt in den Obergraben ſtets für Menſchen und Schiff gefährlich blieb, niemals war das erreicht worden, was der Vertrag von 1844 als Minimum in Ausſicht geſtellt hatte, von dem weiter in dem genannten Vertrag angedeuteten Ziele einer gleichmäßigen Waſſertiefe von 3 Fuß war nie mehr die Rede. Und noch vor der Zeit, daß die Lahn als ſchiffbar in dem Sinne betrachtet werden konnte, wie ſie es heute in Wirklichkeit noch iſt, war ihre Bedeutung zum großen Theile geſchwunden.

Bereits im Jahre 1851 batte man große Eiſenbahnprojecte in Regierungskreiſen entgegengenommen. Seit im Jahre 1838 die Taunusbahn von Frankfurt a. M. über Mainz nach Wiesbaden conceſſionirt und in den Jahren 1839 und 1840 zur Ausführung gekommen war, ſchien in dieſer Richtung ein Stillſtand eingetreten zu ſein. Ein 1845 conceſſionirtes Unternehmen einer Bahn von Wiesbaden reſp. Biebrich nach Rüdesheim ging an innerer Unhaltbarkeit unter, eine kleine Zweigbahn der Taunusbahn, die Strecke Höchſt-Soden, iſt ohne Bedeutung geweſen und geblieben. Im Jahre 1851 aber tauchten Eiſenbahnprojecte auf, die geeignet ſchienen, dem Herzogthum ein vollſtändiges Syſtem von Schienenſtraßen zu geben und in der Zeit der großen Actien- und Creditſchwindeleien, die dem 2. December folgten, fand ſich wohl das Capital zu ſolchen Unternehmungen. Da aber Dreiviertheile des Herzogthums von preußiſchen Landen umſchloſſen waren, ſo hätte man ſelbſtverſtändlich ſolche Pläne

Digitized by Google

in Gemeinschaft mit Preußen entwerfen müssen. Aber es war die Zeit der ersten Zollvereinskrisis und Nassau versuchte einmal mit seinen süddeutschen Bundesgenossen gegen die Stimme des ganzen Landes in östreichischem Interesse dieses einzige stattliche Werk deutscher Einheit zu zerstören.

Dieses Verhalten des kleinen Herzogthums Nassau ist oftmals geschildert worden, es ist eine Ursache seines Unterganges gewesen, weil es auf einer Verkennung seiner wirklichen Interessen beruhte. Die nächste Wirkung war, daß große Eisenbahnprojecte darum nicht zu Stande kamen und solide Gesellschaften konnten hier kein Terrain für ihre Unternehmungen finden. Fremde Schwindler, Abenteurer mit ausländischen Titeln und Orden hatten dagegen von jeher viel Glück und viel Theilnahme gefunden, und so geschah es auch hier, daß eine englisch-französische Gesellschaft, an deren Spitze nicht grade die solidesten Namen standen, die Concession zum Bau einer Eisenbahn von Wiesbaden nach Niederlahnstein erhielt, d. h. bis zur Landesgrenze nördlich am Rhein. Die Bahn konnte nicht existiren ohne den weiteren Anschluß auf preußischem Gebiete. Der aber blieb aus, weil das souveräne Herzogthum in wirthschaftlichen Dingen mit dem souveränen Königreich Preußen Krieg führte und in Folge davon verlor die ohnedem nicht sehr creditwürdige Gesellschaft ihren Credit, sie konnte das angefangene Werk nicht vollenden trotz verschiedener Versuche, ihr die Hilfe des Staats durch Zinsgarantie und garantirte Obligationen zuzuwenden. Die Concessionsurkunde war vom 23. Juni 1853 datirt gewesen und am 14. October 1858 wurde dieselbe zurückgenommen. Der Staat hatte bereits in den Jahren 1856 und 1857, da die Bahn längs des Rheins noch von der erwähnten Actiengesellschaft gefördert wurde, und während er wegen gleichzeitiger Uebertragung auch des Baus der Lahnbahn an diese überall verrufene aber in Hofkreisen immer noch geschützte Gesellschaft unterhandelte, von dem Rheine lahnaufwärts eine kleine Strecke Eisenbahn selbst gebaut. Zunächst nach Ems, um diesen weltberühmten Kurort mit dem Rheine wenigstens in Verbindung zu bringen, dann etwas weiter bis Nassau, dem Geburtsorte des Freiherrn von Stein.

Die Gesellschaft, die demnächst die ganze Lahnbahn von der Grenze bis zur Mündung in den Rhein übernehmen sollte, würde nach der Absicht der Regierung die auf diese Bauten verwendeten Kosten zu ersetzen gehabt haben. Die Gesellschaft aber, der man noch im Jahre 1857 eine hohe Zinsengarantie bewilligt und zugleich mit der Concession der Lahnbahn ein nicht zu verachtendes Geschenk gemacht hatte, wurde bereits 1858 officiell für bankrott erklärt, und sie war es in der That lange schon. Immer noch ohne Verständigung mit Preußen über die Anschlüsse lahnaufwärts und lahnabwärts war der Staat gezwungen, die begonnenen und unvollendeten Arbeiten zu übernehmen und auf Staatskosten zu bauen. Die Stände hatten dazu nach langer Verhandlung

Digitized by Google

ihre Einwilligung gegeben, es blieb eben nach allen Mißgriffen der Regierung nichts Anderes übrig. Außerdem hatte man ja schon ein Stückchen auf Staatskosten probeweise versucht und die Techniker des Regierungscollegiums hatten einen Collegen gefunden, der auch Eisenbahnen bauen konnte. Das war aber leider der Meister der limburger Lahnschleuse, die zu eng war, um das Erforderliche zu leisten. So ist denn auch die Eisenbahnstrecke längs der Lahn von Oberlahnstein bis Ems ebenso oder ähnlich geworden und die Pläne zum Weiterbau versprechen ein vollständig übereinstimmendes Resultat. Techniker haben später unverhohlen zugestanden, daß einzelne im Plane bereits festgestellte Strecken mit Locomotiven absolut nicht zu befahren gewesen sein würden.

Man mußte nun bei den Ständen die Bewilligung der erforderlichen Geldmittel beantragen, und da mochte man sich wohl gescheut haben, ohne feste Pläne und ohne Kostenüberschlag hervorzutreten, man hatte auch bereits Stimmen vernommen über das Werk des berühmten Wasser-, Straßen- und Eisenbahnbaumeisters, kurz man war einmal gezwungen, aus dem nassauischen Schlendrian hervorzutreten. Das nöthigte zum Engagement eines Technikers, der bereits tüchtige Proben abgelegt; er war Landeskind von Geburt, aber nicht geläutert und erprobt in den Staatsprüfungen der Regierungsweisen, sondern in der praktischen Schule des ersten deutschen Eisenbahntechnikers, des Oberingenieurs Denis, zuletzt in München. Nun ging es einmal wirklich rasch mit dem Bau, die Rheinbahn wurde vollendet, die von dem Regierungsbaumeister zum Glück für das Land nicht weiter als von Lahnstein nach Nassau angelegte Lahnbahn wurde ausgebaut und im Wesentlichen alles bis zum Jahre 1862 zu Ende geführt. Durch Staatsvertrag vom 8. Februar 1860 hatten sich die herzoglich nassauische und königl. preuß. Regierung endlich über Fortführung der Bahn von Oberlahnstein nach Koblenz geeinigt und gleichzeitig die Concessionen zum Bau der Bahn von Köln nach Gießen und von der nassauischen Landesgrenze bis nach Wetzlar gegeben. Damit war dieser Eisenbahnkrieg erledigt, Nassau aber erhielt seine Eisenbahnen dadurch später und statt des directen Wegs nach Köln einen Anschluß an Koblenz und statt des Baues durch eine Privatgesellschaft gegen eine etwaige geringe Zinsgarantie eine Staatsbahn, die nicht viel mehr rentirte als die Hälfte des zur Verzinsung der Eisenbahnschuld nöthigen Bedarfs.

Nun concurrirte längs der ganzen Lahn die Eisenbahn mit der Schiffahrt. Die Eisenbahnverwaltung setzte ihre Tarife niedrig, die Schiffer folgten, die Direction ging weiter, die Schiffer mußten nach, und während so auf der einen Seite der Staat als Eigenthümer und Verwalter der Staatsbahn den Schiffern die Frachtsätze herabdrückte, belästigte er sie auch noch durch Schiffahrtsabgaben; die Lahnschiffahrt war bald beschränkt auf den Transport von

Digitized by Google

Erzen und Mineralien, deren Lagerstätten nahe am Ufer, aber nicht bequem zur Abfahrt nach einem Bahnhofe gelegen waren, sie verkümmerte immer mehr und mit halben Maßnahmen, als Herabsetzung der Lahnzölle, Aufhebung der Zölle für Frachten zu Berg, war ihr nicht mehr zu helfen. Vom 1. Juli 1866 wurde die Zollerhebung ganz aufgegeben, im letzten Act der verschwundenen Regierung, er wird wohl nicht mehr im Stande sein den Wasserverkehr zu beleben, bis vielleicht bei reicherer Entwickelung des Verkehrs die Massentransporte derart zunehmen, daß wieder eine Theilung zwischen Eisenbahn und Wasserstraße nothwendig wird.

Die Eisenbahnlinie zwischen Oberlahnstein und Nassau und ein Theil der Lahncorrectur sind Werke eines und desselben Baumeisters. Zwischen dem Rheine und Nassau liegen Curven, daß eine Fahrt mit schweren Zügen unmöglich, jedes Fahren nur mit großem Materialverschleiß möglich und bereits ein totaler Umbau dieser Strecke nothwendig geworden ist. Bei Nassau liegt die sogenannte hollericher Schleuse, deren Kanal fast unerreichbar oder wenigstens bei gutem Wasserstand nur mit Gefahr für Leben und Eigenthum erreicht werden kann und dazu noch von Zeit zu Zeit durch Einsturz der Seitenmauern gänzlich unfahrbar wird, so daß dann einige Tage oder Wochen oft bei günstigstem Wasserstand die ganze Schiffahrt gehemmt ist.

Auch an anderen Stellen des Flusses sind ähnliche kleinere Hemmnisse immer noch vorhanden und der alte bureaukratische Schlendrian und die unantastbare Weisheit der Regierungstechniker hatten es so weit gebracht, daß ein bäuerlicher Abgeordneter einst in öffentlicher Sitzung der Stände des Herzogthums der Regierung den Rath gab, künftig bei ihren Wasserbauten nicht blos Techniker, sondern auch „Sachverständige" beizuziehen. Er meinte damit etwa, die Techniker möchten wohl die Schleuse bauen können, daß sie aber auch brauchbar sei, dafür könnten sie nicht einstehen, das wisse ein Schiffer besser zu beurtheilen und der Mann hatte hier nicht so Unrecht.

Die Correcturen haben allerdings eigentlich nie ganz aufgehört, was anzuerkennen ist, aber der Kleinstaat, der so viele Arbeitskräfte hatte und sich um Details bekümmern konnte, litt so häufig Schiffbruch an dem Wollen oder den Fähigkeiten der Beamten, die nach allen anderen Rücksichten eher als nach ihrer Qualification gewählt wurden.

Im Anfange der 1860er Jahre wurden Beschwerden laut über eine der Schiffahrt auf der Lahn sehr hinderliche Untiefe bei Staffel, einem Dorfe etwas unterhalb der Bischofstadt Limburg. Durch Ausbaggerung des Flußbettes war leicht Abhilfe gewährt, und sie sollte auch vorgenommen werden. Die Gemeinde aber erhob Einsprache dagegen und verlangte als ihr Recht, daß an dieser Stelle keine Aenderung des Flußbettes vorgenommen werde, weil sie daselbst eine Fuhrt habe, deren sie bedürfe, um zur Feldbestellung u. s. w. in die jenseits

Digitized by Google

der Lahn gelegenen Theile der Gemarkung mit Vieh und Wagen gelangen zu können. Es war kein Zweifel, daß die Gemeinde Anspruch auf Berücksichtigung hatte, und es wurde Seitens der Regierung die Localverwaltungsbehörde, das herzogliche Amt zu Limburg, mit den einschlagenden Verhandlungen beauftragt. Der Amtmann, der damals dort stattbalterte, war nicht mehr jung, hatte sich in die Gewohnheit einer maschinenmäßigen Arbeit eingelebt und konnte nicht mehr heraus. Sollte von ihm eine Entscheidung ausgehen oder eine Auskunft eingeholt werden, so setzte er sich mit der Fachbehörde oder mit seinen Untergebenen der Gemeindebeamten in Schriftwechsel, und aus den einlaufenden Schreiben und Berichten construirte er sich seine Ansicht und sein Wissen. So leicht wurde es ihm aber hier nicht. Er hatte Auftrag, zu vermitteln zwischen der Wasserbaubehörde, die das Interesse der Schiffbarmachung der Lahn vertrat, und der Gemeindebehörde, die das Interesse ihrer bäuerlichen Genossen verfocht; er konnte daher weder den Wasserbaumeister ersuchen, ihm seine Ansichten von der Sache mitzutheilen, noch den Bürgermeister von Staffel zum Bericht auffordern. Darum blieb die Sache liegen und so oft sie von der einen Seite angeregt wurde, fiel die Verhandlung wegen des Widerspruchs des andern Interessenten. Nach verschiedenen Monitorien und endlich dringenden Befehlen mußte der Amtmann aber doch vorschreiten. Ohne Bericht und ohne Acten überhaupt ließ sich jedoch nichts machen, und darum schrieb er in Ermangelung anderer sachkundiger Personen officiell an den Pfarrer des Orts, um von diesem die nöthige Information zu beziehen. Der Pfarrer scheint seine Thätigkeit in nützlicher Richtung verwerthet zu haben, denn die Lahnvertiefung kam zu Stande und die Gemeinde erhielt statt der Furth eine auf Staatskosten zu unterhaltende Fähre.

Nicht immer mag es so gut gegangen sein, vieles ist unterblieben, weil der Mann nicht zu finden war, der entschieden nach reiflicher Prüfung auf einem Plane beharrte; mit dem Vonsichschieben hatte man die kleinste Arbeit und Verantwortlichkeit.

Die Lahn ist nunmehr bis auf ein kleines Stückchen im Großherzogthum Hessen, das aber mit der Provinz Oberhessen auch zum norddeutschen Bunde gehört, ein preußischer Fluß. Man wird nicht vergessen, demselben die einmal nach langen harten Geduldsproben erzielte Schiffbarkeit zu erhalten, und die dem freien Verkehr huldigenden Gesetze des preußischen Staates, vor allem das alle Hemmnisse feudaler Institutionen und fiscalischer Bedrückung ausschließende Bergrecht, werden die Production der Mineralien im Lahnthale in ungeahntem Maße heben, und es wird die Zeit kommen, wo Eisenbahn und Schiffahrt einander ergänzend die Reichthümer auch nassauischer Erde auf den Weltmarkt fördern.

So unfähig dieser rheinische Kleinstaat war, wirkliche Politik zu treiben, ebenso unhaltbar war die Meinung, er könne statt dessen in der Verwaltung

Digitized by Google

und in der Förderung materieller Interessen seine Berechtigung nachweisen und seine Unterthanen entschädigen. Seine Ohnmacht wurde darin offenbar, als der moderne Verkehr Anstalten erforderte, die innerhalb der künstlichen Schranken bunter Vielherrschaft nicht errichtet werden konnten. Dampfmaschinen, Eisenbahnen und Telegraphen haben, weil sie Blick und Willen für große Beziehungen des Staatslebens erfordern, die meisten unserer Kleinstaaten in nicht geringerem Grade zerstört, wie die geräuschvollen Vorgänge, die man sonst unter dem Begriff großer geschichtlicher Actionen begreift. Nassau ist unter den nächstbenachbarten Opfern des Jahres 1866 nur ultimus inter pares, aber seiner compendiösen Uebersichtlichkeit wegen hat es noch den Vorzug, in der politischen Pathologie Deutschlands das zu sein, was die Aerzte einen „schönen Fall" nennen.

Polnische Proteste von einst und jetzt.

Die Polen haben sich in Posen und Westpreußen in der ausgesprochenen Absicht zu Abgeordneten zum norddeutschen Parlament wählen lassen, um in demselben den Protest gegen die Einverleibung dieser beiden Provinzen in den norddeutschen Bund, welchen die polnische Fraction schon im preußischen Hause der Abgeordneten am 12. September vorigen Jahres niedergelegt, zu erneuern. Diesem Vorsatze widmen wir im Nachfolgenden ein Angebinde aus dem Kramladen polnischer Vergangenheit.

Wir wollen auf den 66er Jahrgang dieses oft credenzten Brauseweins hier nicht in der Absicht zurückkommen, um den Protestirenden zu zeigen, wie schwach es mit ihren Rechtsherleitungen aus wiener Verträgen bestellt ist, wie schlecht sie in der Geschichte ihres früheren Vaterlandes bewandert sind, wenn sie behaupten, daß Westpreußen „niemals zum deutschen Reiche" gehört habe, und wie sie den Beweis schuldig geblieben sind, daß die „Polen" Westpreußens bei dessen Zubehörigkeit zu Norddeutschland nicht ebenso gut „als Polen behandelt werden" können, wie ohne sie. Auch darauf sollen die Unbelehrbaren nicht wieder aufmerksam gemacht werden, wie sie durch dieses Auftreten von neuem documentiren, daß sie für politische Rechte nicht Sinn und Verständniß haben, udern nur für ihre unschätzbare „Nationalität", womit zusammenhängt, daß aus

Digitized by Google

ihrer Mitte immer hin und wieder Sehnsuchtsseufzer nach einer Ausbreitung der stammverwandten russischen Segensherrschaft über die unteren Weichsel- und Warthegebiete hervorbrechen. Wenn die polnischen Parlamentsmitglieder aber vielleicht nach einem Protestmuster suchen, welches mehr Hand und Fuß hat als das jüngste Kind ihres alten Witzes, so kann ihnen eine ganze Collection davon nachgewiesen werden. Sie stehen im Anhange zu Gottfried Lengenichs „Geschichte der Preußischen Lande Königlich Polnischen Antheils unter der Regierung Sigismundi Augusti." Danzig, 1723.

Wissen die Herren noch, was im Jahre 1569 auf dem Reichstage von Lublin geschehen ist? — Polen besitzen zuweilen ein beneidenswerthes Gedächtniß für ihre Geschichte; sie behalten aber blos das Ruhmvolle und Schmeichelhafte, und mit Beihilfe der dienstwilligen Phantasie bauen sie sich gern eine leidlich glänzende Vergangenheit zusammen. Wir Deutsche haben aber ein besseres Gedächtniß; dagegen ist unsere Phantasie in der Geschichte träger. So haben wir in Westpreußen auch noch nicht vergessen, was damals in Lublin vorgefallen ist. Wir wollen also eine kleine Repetition vornehmen. Gehen wir von Bekanntem aus.

Das wird den Herren wohl noch erinnerlich sein, wie Westpreußen an Polen kam; daß die Abgesandten der preußischen Stände am 6. März 1454 einen Vertrag mit dem Könige Kasimir dem Zweiten abschlossen, wonach sich ihm das Land unter bestimmten Bedingungen unterwarf. Es waren hauptsächlich folgende. Auf den König gingen alle Hoheitsrechte des Ordens, jedoch mit Abstellung der Landesbeschwerden gegen ihn über. Die Verfassung blieb dieselbe; nur traten an die Stelle der Ordensgebietiger Palatine, an die Stelle der Comthure Starosten. Der Landesrath, eine Art von Landesregierung, war, als das Kriegsglück nur das westliche Preußen bei Polen beließ, zusammengesetzt aus einem Stellvertreter des Königs, Gubernator oder Statthalter, welcher nur mit Genehmigung der Stände aus den Landeseingeborenen genommen werden sollte, aus vier Palatinen, aus vier Starosten und Unterkämmerern und sieben Vertretern der sogenannten Großen Städte, so zwar, daß die acht adeligen Mitglieder nur sieben Stimmen führen durften, also die Städte gleiche Rechte mit jenen hatten. Die Bischöfe waren ursprünglich vom Landesrath ausgeschlossen. Die Landstände wurden von den Vertretern sämmtlicher Städte und des ganzen Adels gebildet. Alle Aemter durften nur an Eingeborne vergeben werden. Das Recht, die Eigenschaft eines Eingeborenen (jus indigenatus) zu ertheilen, behielten sich die Stände vor. Das Land behielt seine eigene Münze, die Zölle in Preußen sollten aufgehoben werden, der Handel der preußischen Kaufleute nach und durch Polen frei sein. Der Einfluß der Stände war sehr bedeutend, er erstreckte sich sogar auf die Entscheidung über Krieg und Frieden. Als Sigismund August für Livland wider Moskau Krieg führte, erklärten sich dieselben

Digitized by Google

zur Beisteuer nicht verpflichtet, weil der König ihn „ohne Einrath der Stände unternommen". Unter diesen und anderen Bedingungen sollte Preußen „auf ewige Zeiten mit der Krone von Polen" vereinigt werden. Daß es aber nicht zum Königreich Polen gehörte, erhellt auch daraus, daß Kasimir neben dem Königstitel von dem Tage an auch denjenigen eines „Herrn von Preußen" annahm.

Es liegt auf der Hand, daß die Bedingungen und Umstände, unter welchen Westpreußen 1454 an Polen kam, ganz andere waren als diejenigen, unter denen es 1772 und Posen 1815 mit dem Königreich Preußen vereinigt wurde. Bedingungen gab es in den beiden letzten Fällen eigentlich gar keine; denn die Könige von Preußen waren damals unumschränkt, und ihre neuen Unterthanen, deren Herrschaft sie ausschließlich ihrer eigenen Waffengewalt verdankten, konnten daher noch weniger politische und nationale Sonderrechte beanspruchen, als ihre alten Unterthanen keine besaßen. Der wiener Congreß namentlich, welcher eine Einigung über den Besitz der Länder, die gemeinsam erobert worden waren, zu Stande brachte, hat Posen so gut wie die Rheinlande und die sächsischen Gebiete dem Könige Friedrich Wilhelm dem Dritten als unumschränktem Souverän überlassen. Am wenigsten waren die Polen als Besiegte im Stande, ihm Bedingungen ihrer Unterwerfung zu stellen. Dieses war aber bei den Preußen dem Könige von Polen gegenüber der Fall. Sie waren keineswegs von den Polen mit den Waffen in der Hand unterworfen worden, sondern mußten sich ihre Unabhängigkeit vom Orden unter geringer Beihilfe der Polen mit eigenem Blut und Gut erkämpfen; sie verhandelten mit Kasimir auf gleichem Fuße als freie Männer und kamen mit ihm in einem Vertrage überein, nach welchem sie einen abgesonderten deutschen Staat bildeten, welcher nur durch Personalunion mit Polen verbunden war.

Es liegt aber ebenso sehr auf der Hand, daß der Vertrag für die Polen unvortheilhaft und unbequem war — ebenso unvortheilhaft und unbequem als es für Preußen im Jahre 1867 sein würde, wenn es Posen und Westpreußen außerhalb des norddeutschen Bundes belassen und nur durch Personalunion mit dem Staatskörper verbinden müßte. Wenn ein Volk vortheilhafte Verträge hält, so kann es sich daraus kein Verdienst machen. Das Verdienst, welches Dank und Vergeltung in späten Tagen erheischt, fängt erst da an, wo der Nachtheil beginnt. Wie herrlich würde es jetzt den Polen zu Statten kommen, wenn sie bei ihren Forderungen, daß die polnische Sprache in Posen (sie verlangen es freilich auch in Westpreußen) die herrschende bleibe, alle Aemter dort mit Eingeborenen besetzt werden, die Provinz eine selbständiger Staat werden soll, nachweisen könnten, daß ihre Vorfahren in Lithauen, Weiß-, Roth- und Kleinrußland, Westpreußen, Livland u. s. f. ebenso verfahren sind, obgleich sie davon großen Nachtheil gehabt hätten. Allein wie verhielt es sich, um von

Digitized by Google

anderen Beziehungen zu schweigen, mit der Beobachtung des preußischen Vertrages?

Schon Kasimir der Zweite hat ihn vielfach verletzt, wenn auch noch nicht gebrochen. Besonders beschwerten sich die Preußen schon damals über Erhebung vertragswidriger Weichselzölle. Aber auch Versuche gegen die Selbständigkeit des Landes wurden unter ihm gemacht und allmälig mit immer verstärkter Gewalt wiederholt. Es waren vorzugsweise die polnischen Großen, welche das Ziel planmäßig verfolgten. „Gute Worte, Drohungen, Gründe, dieses und noch mehres," sagt Lengenich, „ward zur Erreichung des Zweckes angebracht: dem die preußischen Stände die aufgerichteten Verträge, das alte Herkommen, die beständige Gewohnheit, die geleisteten Eide und die ausgedungenen Vorrechte entgegensetzten. Die Könige unterstützten zuweilen das Begehren der Reichsstände, zuweilen erklärten sie sich für die Preußen; indem sie diesen wegen Festhaltung der Privilegien neue Versicherungen gaben, auch selbige bei Gelegenheit mit einem Eide bestätigten. Sigismundus der Erste machte sich anno 1510 denen polnischen Ständen anheischig, Fleiß anzuwenden, daß Preußen mit der Krone auf eine genauere Art vereinigt würde, und beide Lande einerlei Bürden tragen, auch sich einerlei Münze bedienen möchten: wiewol Hochgedachter König außer dem Artikel von der Münze, das übrige in dem alten Stande gelassen, die Erfüllung aber seines Versprechens dem Herrn Sohn aufgetragen und Ihn dazu gleichsam verbindlich machen wollen." „Dieses war die Ursache, daß die Polen unter der Regierung Sigismundi Augusti mehr als jemals auf die Bewerkstelligung der neuen Vereinigung drangen." „Man forderte die Stände häufig auf die Reichstage; man setzte dem ermländischen Bisthum, mit dem zugleich das Landespräsidium verknüpft ist, einen geborenen Polen vor, man suchte die vornehmsten adeligen Familien durch die Execution eines gewissen Statuti Königs Alexandri arm und die ansehnlichsten Städte durch ungewöhnliche Commissiones kleinmüthig zu machen." Als das alles nicht half, faßte man einen anderen Plan. Weil die Preußen sich beständig auf ihre „Privilegien" beriefen, worunter sie ihren Vertrag verstanden, so kam man polnischerseits auf den schlauen Gedanken, sich hinter dieses Wort zu verstecken und durch dessen Deutung den Schein des Rechts zur Beseitigung des Vertrages zu gewinnen. Man that so, als wären diese sogenannten „Privilegien" nichts Anderes als solche, welche der König einzelnen Privatpersonen oder Gemeinden ertheilte und über deren Bedeutung im Falle von Streitigkeiten der König nach den Reichsgesetzen die alleinige Entscheidung hatte. Um dem Könige Gelegenheit zu geben, von diesem Rechte Gebrauch zu machen, fingen die polnischen Senatoren und Stände Streitigkeiten mit den Preußen über den Sinn der Privilegien an. Allein „die Preußen merkten die schädlichen Absichten der Reichsstände, deswegen sie sorgfältigst verhütet, sich mit ihnen wegen der Privilegien und deren Erklärung ein-

Digitized by Google

zulassen." So wurde das Plänchen zunächst vereitelt; zuletzt aber gelang es dennoch.

Auf dem Reichstage von Peterkau im Jahre 1562 hörten die preußischen Abgesandten die Erklärungen, Aufforderungen und Drohungen der polnischen Reichsstände und Kronbeamten schweigend an, gaben aber keine Gegenerklärungen ab, sondern bestanden darauf, daß sie mit den Reichsständen gar nichts zu schaffen hätten, sondern nur mit dem Könige. Nachdem sie das ihm selbst vorgestellt, verließen sie sämmtlich den Reichstag. In gleicher Weise verfuhren sie im folgenden Jahre zu Wärschau.

Endlich im Jahre 1569 auf dem Reichstage zu Lublin wurde der Widerstand der preußischen Abgesandten dadurch gebrochen, daß der Cardinal Hosius, Bischof von Ermland und Vorsitzender des Landesrathes, welcher zugleich als Pole und eifriger Ultramontan (durch ihn wurden zuerst die unheilvollen Jesuiten nach Polen geführt) für das deutsche und überwiegend protestantische Preußen kein Herz hatte, von der Vollmacht der preußischen Stände abwich, indem er die Ernennung von Commissarien aus der Mitte der polnischen Senatoren beantragte, welche in Gemeinschaft mit den preußischen Landesräthen die Bedeutung der Landesprivilegien prüfen sollten. Weiter wollten die Polen nichts haben; die Commissarien wurden ernannt, die Prüfung vorgenommen, dem Könige Bericht erstattet und von ihm dann das schon längst abgekartete „Decret" erlassen, durch welches den preußischen Räthen, mit Ausschluß der großen Städte und Unterkämmerer, bei einer namhaften Strafe aufgegeben wurde, in der Mitte der Kronsenatoren Platz zu nehmen, und den Abgeordneten des Adels, in die polnische Landbotenstube einzutreten. Die Rechte der kleinen Städte wurden ganz übergangen, da für diesen Stand ebenso wenig hier, wie für die großen Städte im Senat ein Platz vorhanden war. Die Verschmelzung von Westpreußen mit dem Gesammtreiche war dadurch eine abgemachte Sache; der preußische Landtag verlor seine bisherige Bedeutung und sank zu einem Provinziallandtage wie der von Großpolen oder Kleinpolen herab; die wichtigen Angelegenheiten wurden nur auf dem polnischen Reichstage verhandelt und für Preußen mit entschieden.

Allerdings wäre noch nichts verloren gewesen, hätten die preußischen Stände die Einigkeit bewahrt; aber die Landesräthe folgten dem Beispiele ihres Vorsitzenden, des Bischofs von Ermland, obwohl zwei Palatine zum Schein ihre Amtsentlassung forderten, auf die übrigen Mitglieder wurde keine weitere Rücksicht genommen, ob sie gleich Protest einlegten. Der niedere Adel schickte denn auch bald seine Landboten regelmäßig zum Reichstage und verschmolz völlig mit dem polnischen Adel.

Das war die Entscheidung über Westpreußen auf dem Reichstag zu Lublin im Jahre 1569. Die heutigen Polen aus Posen und Westpreußen werden

Digitized by Google

wohl zugestehen müssen, daß ihre Ansprüche auf staatliche und nationale Sonderung nicht so gut begründet sind, als diejenigen der Deutschen des damaligen polnischen Preußen. Sie werden es also billig finden, daß der norddeutsche Reichstag im Jahre 1867 und der König Wilhelm von Preußen sich nach dem Beispiel des lubliner Reichstages und des Königs Sigismund August von Polen richten, indem es ihnen auch freigestellt bleibt, gleichfalls nach dem Muster der Preußen von 1569 Protest abzufassen.

Wenn sie durchaus „Polen" bleiben wollen, so ist es ihnen außerdem nach wie vor gestattet. Die Preußen wollten 1569 auch Deutsche bleiben, es wurde ihnen aber nicht gestattet. Wie schwach es mit den heutigen nationalen Ansprüchen der Polen auf Westpreußen bestellt ist, tritt außerdem noch hell zu Tage. Es gehört viel ritterlicher Muth dazu, sich über diese geschichtliche Rechtslage hinwegzusetzen.

Man würde übrigens den Polen Unrecht thun, wenn man annähme, daß sie blos den Deutschen gegenüber so rechtsverachtend sich benommen hätten, vielleicht weil sie von jeher von deren überlegener Cultur Gefahr für ihre Nationalität gefürchtet hätten und ihr durch deren Unterdrückung — sie fand auch anderweitig, besonders in den Städten durch das ganze Reich statt — vorbeugen wollten. Man höre nur, welche Beschwerden die stammverwandten Russen aus der Geschichte gegen sie vorbringen; diese bedrohten jenes Kleinod jedenfalls nicht durch überlegene Cultur.

Von ihrem Verhältniß zu den Lithauern, einem kaum blutsverwandten, aber im Charakter ähnlichen Volke, welches gleichfalls ihre Nationalität nicht bedrohte, sprechen wir noch etwas genauer. Als ihr Großfürst Jagello 1386 zum Könige von Polen erwählt wurde, besaß ihr Reich wohl den dreifachen Umfang des polnischen, von welchem damals noch Masowien mit Warschau getrennt war. Der Vortheil für die Polen war also höchst bedeutend, als eine Vereinigung beider unter folgenden Bedingungen geschlossen wurde: 1) sollten beide nur durch Personalunion mit einander verbunden sein, 2) wurde ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen ihnen geschlossen, 3) sollten Landtag, Regierung, Heer getrennt bleiben, kein Pole in Lithauen, kein Lithauer in Polen ein Amt erhalten. Allein die Polen begnügten sich mit diesem Vortheil nicht. Wenn die Lithauer und die von ihnen abhängigen Weiß- und Kleinrussen mit ihnen ganz verschmolzen wurden, war der Vortheil für sie doch noch größer; folglich wurde alsbald mit allen Kräften darauf hingearbeitet. Die Lithauer widerstrebten zwar ebenso standhaft und beriefen sich auf das Vertragsrecht. Aber was hatte das Vertragsrecht für einen Werth? Sie sollten ja dafür viel mehr erhalten, sie sollten — Polen werden. Bei den griechisch-katholischen Lithauern und allen Russen machten sich die Polen daneben noch immerwährend durch die Verfolgung und Bedrückung der orthodoxen Kirche verhaßt. Allein sie hatten einmal das

Digitized by Google

Heft in Händen, so machten sie stetige Fortschritte in der Ausführung ihres Plans. Nur dadurch hielten sich die Lithauer noch, daß sie womöglich einen Sohn oder jüngeren Bruder der Könige zu ihrem Großfürsten machten. Das Schicksal wollte es aber so, daß diese Großfürsten immer nachdem den Königsthron bestiegen und dann ihre persönlichen Beziehungen zu dem Nebenlande zu dessen Nachtheil verwendeten.

Als nach dem Tode Sigismunds des Ersten dessen Sohn Sigismund August, bisheriger Großfürst, 1548 zur Königskrone gelangte, gab es gar keinen andern Prinzen des Hauses Jagello; somit war den Lithauern auch die Möglichkeit benommen, sich an der Wahl eines solchen zu ihrem Großherzog eine Stütze ihrer Selbständigkeit zu schaffen und waren den Angriffen der Polen in erhöhtem Maße ausgesetzt. Sie waren gezwungen, sich mit dem Gedanken an eine vollständige Vereinigung mit Polen mehr und mehr vertraut zu machen. „Sie wiegten sich hierbei in der Illusion, es sei möglich, daß sich Lithauen als gleichberechtigte Macht mit Polen verbände, die Polen gingen aber ganz einfach darauf aus, sich Lithauen vollständig unterthänig zu machen." So äußert sich ein Slawe in einer geschichtlichen Skizze („Slavisches Centralblatt" 1866 Nr. 17 u. folg.), welche der folgenden Darstellung zu Grunde gelegt wird, um zugleich daran zu erinnern, daß das Verfahren der Polen gegen die Lithauer auch von ihren Stammverwandten nicht eben hoch gepriesen wird.

„Es geziemte Sigismund August," sagt unser Gewährsmann, „der in gleicher Weise das Wohl Polens und Lithauens zu vertreten hatte, eine vermittelnde Stellung zwischen beiden einzunehmen; allein die Stellung zu finden war unmöglich, da man von einer Seite die vollste Selbständigkeit, von der anderen die vollste Unterwerfung anstrebte. Sigismund mußte entweder auf die eine oder die andere Seite treten, und er trat endlich auf diejenige über, von welcher er für die Kräftigung des Reiches das Meiste erwartete, d. h. er trat auf die Seite der Polen." — Ich übergehe die einzelnen Maßregeln, welche zur Vorbereitung der vollständigen Vereinigung getroffen wurden, besonders die Erhebung des lithauischen Kleinadels zur Gleichberechtigung mit den dortigen Fürsten, wodurch in ihm eine polnische Partei geschaffen wurde. Endlich im Winter 1568—69, als die Lithauer zugleich von den Schweden und dem Zaren von Moskau mit Krieg bedroht wurden, also des Beistandes der Polen dringend bedürftig waren, war die Frucht reif. Es wurde der Reichstag zu Lublin einberufen, der, wie wir gesehen, auch den Preußen verhängnißvoll werden sollte. „Die Lithauer sandten erst zu Anfange des Jahres 1569 eine geringe Anzahl Landboten. Die Spannung war von beiden Seiten groß. Die Lithauer suchten ihr Recht auf vollständige Selbständigkeit in inneren Angelegenheiten nachzuweisen und beriefen sich auf die Documente der lithauischen Großfürsten; die Polen aber, welche eine vollständige Verschmelzung beider

Digitized by Google

Länder wünschten, beriefen sich auf die Verträge Wladislaw Jagellos und auf die Privilegien eben derselben Großfürsten, welche als polnische Könige den Polen das Entgegengesetzte von dem zugesichert hatten, was von ihnen den Lithauern versprochen war." „Sie wandten sich sogar mit der Bitte an den König, er solle die Lithauer kraft seiner Autorität zu ihrer (der polnischen Privilegien) Annahme zwingen. Der König war ihnen auch zu Willen und bestätigte alle Vorschläge bezüglich der Verschmelzung Lithauens mit Polen." Das half aber noch nicht viel.

Endlich wurde in die Reihen der Lithauer dadurch eine Lücke gerissen, daß von Seiten der Beamten in den lithauisch-russischen Provinzen die Zustimmung zur Union bewirkt wurde. Sie wurden dadurch gewonnen, daß der König ihnen die Abgaben von ihren Dienstgütern zu erlassen versprach, wenn die Vereinigung zu Stande käme. Die Beamten waren nicht die gesetzlichen Vertreter des Landes; die Polen machten sie aber durch eine einfache Reichstagserklärung dazu, nahmen ihnen ohne Weiteres den Eid der Treue ab und gaben ihnen gegen das unzufriedene und erbitterte Volk Schutzmannschaften mit nach Hause. So wurden denn die Woiwodschaften Podlesien, Wolynien, Podolien, Braßlaw und Kiew mit Polen vereinigt.

Nach diesen Erfolgen berief man auch die übrigen Lithauer bei Verlust ihres Amtes nach Lublin. Allein der Nachdruck war nicht mehr nöthig, denn da die Bedrohten sahen, daß die lithauisch-russischen Länder sich bereits mit Polen vereinigt hatten, „kamen sie freiwillig." Sie hofften jedoch noch auf die Annahme von vermittelnden Anträgen. Als diese von dem Reichstage verworfen wurden, wandten sie sich unmittelbar an den König in der Hoffnung, vielleicht von ihm selbst bessere Bedingungen zu erhalten. Am 29. Juni 1569 erschienen alle lithauischen und russisch-lithauischen Landboten vor ihm, und Georg Belewic hielt in ihrem Namen eine längere Rede, in der er die Bereitwilligkeit des Volkes zur Union zu erkennen gab, nur wolle es dabei nicht hintangesetzt und seiner Ehre beraubt werden. „Denn es müßte uns und unsere Enkel sonst Schmerz ergreifen, wenn sie der heutigen Verhandlung gedächten und unsere Nachkommen müßten uns Vorwürfe machen, daß wir unsere eigne Erniedrigung nicht bemerkt hätten. Daher werfen wir uns Ew. königlichen Majestät mit der unterthänigsten Bitte zu Füßen (dabei fielen alle unter vielen Thränen auf die Knie) und bitten Euch um Gottes Willen, gedenket an unsere Dienste, an unsere Treue, an das Blut, welches wir zum Ruhme Ew. Majestät vergossen haben; treffet daher eine solche Einrichtung, die allen zur Ehre gereiche und unsern guten Namen und Eure königliche Ehre wahre, und gedenket dessen, was Ihr uns zugeschworen habet." Nach diesen Worten standen sie alle wieder auf und viele der polnischen Herren waren zu Thränen gerührt. Dennoch wurde dadurch nichts Erhebliches erwirkt; die Vereinigung

Digitized by Google

wurde wesentlich nach dem Verlangen der Polen vollzogen; die Lithauer verloren das Recht der besonderen Wahl und Krönung des Fürsten, ihren besonderen Landtag, ihr besonderes Gerichts- und Münzwesen; zugleich wurde das Verbot der Aemterverleihung an Polen aufgehoben. Nur die Führung des Titels eines Großfürsten von Lithauen neben dem königlichen wurde bewilligt.

Die Polen nennen das die „Verbrüderung" der beiden Nationen. Wir Norddeutsche wollen jetzt mit andrem Culturrecht und Angebot die posener Polen in unsre Gemeinschaft aufnehmen. Ist ihnen Zwang geschehen, so ist es der Zwang der höheren Gesittung und des Berufs zu wirklichem Staatsleben, dem niemand sich entziehen darf, ohne den höchsten Pflichten des Menschen abzusagen. Sie werden dadurch gewürdigt, historische Sühne zu geben für das, was sie einst ihren Nachbarn angethan. Nehmen sie für ihre Handlungsweise von damals das Vorrecht geschichtlicher Mission in Anspruch, wohlan, so ist für sie die zwölfte Stunde längst vorüber, um einzusehen, daß nunmehr sie in den Genitivus getreten sind. Es wäre eine neue verhängnißvolle Schuld, wenn sie die seltene Schickung verkennen wollten, die ihnen gestattet, beim Eintritt in den norddeutschen Staat den Schein des guten Willens wenigstens zu retten, den sie der preußischen Monarchie bisher halsstarrig und selbstmörderisch versagt haben. Die Sache nicht, wohl aber die Miene ist ihnen freigestellt: die böse wird nichts ändern, aber die gute kann sie ehren.

Daß das Haupt Norddeutschlands auch künftig den Titel eines Großherzogs von Posen führen wird, mag ihrer Eitelkeit zum Trost gereichen.

Ein Compendium des englischen Staatsrechts.

Homersham Cox. M. A. Die Staatseinrichtungen Englands. Uebersetzt und bearbeitet von H. A. Kühne. Berlin, J. Springer. 1867.

Der bekannte Ausspruch Cokes hinsichtlich der Regeln über das Verfahren im englischen Parlamente: sie seien „ab omnibus quaerenda, a multis ignorata, a paucis cognita" gilt von den gesammten Staatseinrichtungen Englands; — nicht blos die Verwaltung, sondern auch die Verfassung des britischen Reichs ist in Deutschland unter den Schlagworten: „Selfgovernment und Parlamentarismus" zwar „bewundert viel und viel gescholten", dennoch aber nur

Digitized by Google

selten genau gekannt. — Denn wenn auch bei jedem auf dem Continent auftauchenden neuen staatsrechtlichen Problem in den Einrichtungen des englischen Constitutionalismus nach einem Maßstabe der Beurtheilung gesucht zu werden pflegt, so ist doch schon der Umstand, daß häufig sich die extremen Parteien beider Seiten auf das Vorbild Englands berufen zu können glauben, ein mehr als deutlicher Beweis dafür, daß die staatlichen Institutionen dieses Landes a multis ignorata, a paucis cognita sind. — Der natürliche Grund dieser Erscheinung liegt darin, daß die Grundzüge der englischen Verfassung nicht in ein Staatsgrundgesetz zusammengedrängt sind, dessen wenige Paragraphen sich leicht überseben und bequem citiren lassen, sondern daß es nothwendig wird, aus einer kaum übersehbaren Reihe von Statuten und Protokollen die für jede einzelne Frage maßgebende Bestimmung zu ermitteln, und die Art ihrer Anwendung in den entscheidenden Präcedenzfällen festzustellen. — Dazu kommt, daß meistentheils ein Verständniß dieser Bestimmungen nicht möglich ist ohne einen klaren Einblick in den Organismus der Verwaltung, in die Stellung der richterlichen und Executivbehörden, und daß letztere wiederum nur aus der historischen Entwickelung der einzelnen Institutionen begriffen werden kann. Denn das ist der große Vorzug des englischen Staatsrechts, daß es organisch erwachsen ist aus und mit dem Staate selbst; — und die Abneigung der Engländer nicht nur gegen jedes Experimentiren mit bedenklichen Neuerungen, sondern sogar gegen eine übersichtliche Codification der bestehenden Bestimmungen, — die übertriebene Wichtigkeit, die den Präcedenzfällen beigelegt wird, — ja selbst das starre Festhalten an gleichgiltigen, oft barocken Formalitäten, die durch den verschönernden Rost der Jahrhunderte geheiligt erscheinen, sind nur die Kehrseite der Medaille; — sie wurzeln in der Ehrfurcht vor der historischen Ueberlieferung. — Mag es z. B. aber auch auffallend, selbst komisch erscheinen, daß noch jetzt ein altertbümliches Französisch die officielle Sprache für den Verkehr der Parlamentshäuser unter einander und mit dem Souverän ist, und vom Unterhaus ein Gesetzvorschlag mit dem Vermerk: „Soit baillé aux seigneurs" an das Oberhaus geschickt wird, um von dort für den Fall der Amendirung mit der Formel: „A cest bille avecque les amendements à mesme bille annexes les seigneurs sont assentus!" zurückgesandt und schließlich durch ein: „le roy le veult" zum Gesetz erhoben zu werden, so liegt darin doch der Beweis, daß die Freiheiten des englischen Volks älter sind, als die Sprache, welche es jetzt spricht, und daß die Entwickelung der englischen Verfassung seit der magna charta eine, wenn auch nicht ununterbrochene, doch unaufhaltsame gewesen ist.

Ein Werk, welches die jetzigen Staatseinrichtungen Englands übersichtlich zusammenstellt und zugleich durch die Darstellung der historischen Entwickelung derselben ihre Bedeutung und innere Nothwendigkeit erläutert, hilft in Wahrheit einem beschämenden Mangel ab, und dieses Verdienst hat sich Homersham Cox

Digitized by Google

durch sein im Jahre 1863 erschienenes Buch: „The institutions of the English government", welches neuerdings vom Appellationsgerichtsrath Kühne mit Geschick und Sachkenntniß übersetzt und bearbeitet worden ist, erworben. Denn wenn auch in den durch die Uebersetzung von Oppenheim in Deutschland eingebürgerten Werken von Thomas Erskine May über die englische Verfassungsgeschichte und das Verfahren im englischen Parlamente, und namentlich in dem großen Werke von Gneist nicht nur die meisten Theile des englischen Verfassungsrechts, sondern auch der Organismus der inneren Verwaltung eine ausgezeichnete Bearbeitung gefunden haben, so hat sich doch Cox die Grenzen seiner Aufgabe weiter gesteckt als jeder dieser beiden Autoren; und in der Uebersichtlichkeit und Kürze seiner gedrängten Darstellung liefert er ein Compendium alles Wissenswürdigen über die Institutionen des Landes, welches schon seit Jahrhunderten sich den Luxus einer liberalen Regierung gestattet und die „Krönung des Gebäudes" zur Wahrheit gemacht hat. — Um systematische Eintheilung und Darstellung des überreichen Stoffes kümmert sich der praktische barrister-at-law allerdings nur wenig; — man braucht nur das Inhaltsverzeichniß der „institutions of the English government" mit der Disposition eines ähnlichen deutschen Werks, z. B. des rönneschen Staatsrechts der preußischen Monarchie zu vergleichen, um zu ersehen, wie weit sich die Systematik des deutschen Gelehrten von dem wenn auch nicht planlosen, doch ziemlich willkürlichen Nebeneinander in der essayistischen Darstellung des englischen Empirikers unterscheidet. Allerdings theilt Cox im Anschluß an die montesquieusche Trichotomie sein Werk in drei Bücher ein, über die gesetzgebende, die richterliche und die Administrativ-Gewalt; aber mit diesen Ueberschriften ist das System auch abgethan: neben der Verfassung des Ober- und Unterhauses werden auch Petitions-, Versammlungsrecht und Preßfreiheit als Unterabtheilungen der gesetzgebenden Gewalt aufgeführt, und ebenso bildet die Erörterung über den Titel zur Krone, — ja selbst die Frage über die Vorzüge der verschiedenen Staatsformen ein besonderes Capitel der Administrativgewalt. — Daß seine Eintheilung nicht durchaus wissenschaftlich sei, giebt Cox selbst zu; wenn er für dieselbe aber die Vorzüge der Durchsichtigkeit und Einfachheit beanspruchte, so übersieht er, daß letztere durch eine wissenschaftliche Systematik nicht ausgeschlossen sein würden. Allein der Mangel der letzteren wird für den praktischen Gebrauch durch die Uebersichtlichkeit des Inhaltsverzeichnisses und durch ein gutes Sach- und Namensregister fast vollständig ersetzt, und die Klarheit und Anschaulichkeit der scharfen und präcisen Darstellung — namentlich die Erörterung des inneren Zusammenhangs der einzelnen Institutionen mit dem gesammten Staatsorganismus — lassen das Werk von Cox als sehr werthvoll erscheinen. Insbesondere ist die geschichtliche Entwickelung der einzelnen Staatseinrichtungen, welche theils einen Auszug aus den besten über dieselben erschienenen Monographien enthält, theils auf selb-

Digitized by Google

ständigen Untersuchungen des Autors beruht, — die klare Darstellung der in einzelnen Präcedenzfällen zur Entscheidung gekommenen Principienfragen sehr fesselnd und ebenso geeignet, dem Fachmann Belehrung als dem Laien Unterhaltung zu gewähren. Cox weiß sogar seine rein objective Darstellung durch pikante Gruppirung der Thatsachen zuweilen mit einem trockenen Humor zu würzen, — wie er z. B. bei der historischen Entwickelung der Prärogative der Krone im Text den Wortlaut der petition of grievances anführt, in welcher dem König Jacob dem Ersten von dem Hause der Gemeinen vorgeworfen wird, „er habe eine Menge ungesetzlicher Proclamationen erlassen, die das Bestreben verriethen, eine neue Form willkürlicher Regierung einzuführen", — und in einer Anmerkung dann die Ueberreichungsrede von Sir Francis Bacon citirt, der diese Petition gemitus columbae nennt, das „Seufzen einer Taube, mit der Geduld und Demuth, welche der Theil loyaler und liebevoller Unterthanen sei." —

Dagegen fehlt dem Verfasser in einem für deutsche Leser sehr auffallenden Grade die philosophische Durchbildung und Begründung seiner Ansichten und wird der Anspruch hierauf von ihm sogar mit jener geflissentlichen Geringschätzung, wie sie sich häufig bei englischen debaters findet, unberücksichtigt gelassen. So unterscheidet Cox ausdrücklich zweierlei Arten von Gründen: speculative, welche nur aus der menschlichen Natur Folgerungen zögen, deshalb nur Wahrscheinlichkeitsgründe und viel unsicherer seien als die zweite Sorte, die historischen Gründe, — die Schlüsse, welche aus der Geschichte abgeleitet würden, wobei denn freilich verkannt wird, daß, — wenn nur von letzteren die Menschheit sich leiten lassen wollte, sich Gesetz und Recht wie eine ewige Krankheit von Geschlecht zu Geschlecht forterben, und gar bald der Zustand eintreten würde, daß „Vernunft Unsinn, Wohlthat Plage wird!" Allein in der That weiß auch der praktische matter-of-fact-man gar wohl die Kritik an dem historisch Ueberlieferten zu üben; er ist keineswegs ein unbedingter Anhänger des Princips, daß alles, was ist, auch vernünftig sei; im Gegentheil sucht er mit Sachkenntniß und einer oft einschneidenden Schärfe die Anwendungen eines unrichtigen Princips nachzuweisen, und er betont namentlich mit Recht die Nothwendigkeit einer schärferen Trennung in der Competenz der verschiedenen Functionen der Staatsgewalt, in welcher er die hauptsächlichste Garantie der politischen Freiheit erblickt. —

Die Uebertragung dieser Institutions of the English government in die deutsche Sprache durch den Appellationsgerichtsrath Kühne ist so vollkommen, daß man fast ein Originalwerk in der Hand zu haben glaubt, und durch erläuternde Anmerkungen und Verweisungen auf das gneistsche Werk hat die Arbeit für deutsche Leser noch einen besonderen Werth erhalten. Es kann deshalb dies Compendium als ein Vademecum allen Staatsmännern und solchen,

Digitized by Google

die es werden wollen, empfohlen werden; dasselbe ist vorzugsweise geeignet, die in der Jetztzeit so nothwendige Erkenntniß der Mittel und Wege zu fördern, durch welche, um ein Wort Dahlmanns zu gebrauchen, Regierungsmacht und Volksfreiheit in eine Ehe ohne Scheidung treten können. Hh.

Die Physiognomie des letzten böhmischen Landtags.

Eben wollte ich mir gestatten, Ihre Leser in den böhmischen Landtagssaal einzuladen, um einer Berathung der Vertreter der St. Wenzelskrone beizuwohnen, — da fällt der Vorhang gewaltsam und die Herrlichkeit ist verschwunden. Indeß, kann ich auch meinen Katalog nicht mehr mit zeigendem Finger begleiten, da unsere Landboten, wenn auch diesmal nicht geschmückt mit grünen Reisern wieder heimgekehrt zu ihren Häusern, so stehen doch Dank der Plötzlichkeit des Schlußeffectes die Gestalten noch so lebhaft vor dem Auge, daß ich trotz Habeas-Corpusacte versuchen will, sie festzuhalten. Kommen sie zurück, so hilft diese kleine Rückschau die Einzelnen erkennen, — kommen sie nicht wieder, nun so ist es ein Erinnerungsblatt, was ich spende, und ich gestehe, daß ich, was die Mehrzahl der Herren betrifft, mit diesem bescheidenen Verdienst sehr gern fürlieb nehme.

Harmlose militärische Gleichzeitigkeiten, wie man sie bei uns im glücklichen Oestreich liebt — Consignirung der Truppen, Bespannung der Geschütze u. a. — reizten auch beim Unbefangenen den Argwohn, daß die Sitzung des 27. Februar die letzte sein könnte. Die Stadtgerüchte thaten das Uebrige; mit unverkennbarer Befangenheit wandelten die Deputirten zur Sitzung.

Auf der Kleinseite, in dem aristokratischen und bureaukratischen Viertel Prags, dort wo sich die historischen Paläste des böhmischen Adels und die imposanten Amtsgebäude der höchsten Landesbehörden erheben, befindet sich das stattliche Landhaus. Der ehemalige Versammlungsort der böhmischen Stände wurde in moderner Weise umgebaut, und so erhielt die historische Continuität der ehemals ständischen und der gegenwärtigen Landtage auch durch den Berathungssaal ihren Ausdruck. Doch welch gewaltiger Unterschied zwischen Ehedem und Jetzt schon in der äußeren Staffage! Vor dem Jahre 1848 fuhren die Herren Stände mit den unvermeidlichen rothen Fracks in glänzenden Equi-

Digitized by Google

pagen mit großem Pompe vor, die Läufer, die reichgalonirten Diener, die von Silber und Gold strotzenden Uniformen sollten dem gaffenden Volke, das die Schaulust in Schaaren herbeigeführt hatte, den Unterschied zwischen ihm und seinen Berathern vergegenwärtigen.

Heute giebt es hier keine prächtigen Auffahrten, keine bunten Uniformen und Livreen, nichts, was dem großen Haufen in die Augen sticht. Die Abgeordneten, sämmtlich im einfachen Bürgerrocke (mit Ausnahme der Geistlichen) kommen zu Fuße an und die wenigen Equipagen der hohen Adeligen, welche hier vorfahren, sind höchst einfach — kein zahlreiches Publikum sammelt sich vor dem Eingangsthore des Landhauses.

Nur die zwei bürgerlichen Scharfschützen, welche hier Wache halten, mahnen an die alten Zeiten. Das Scharfschützencorps läßt sich sein historisches Recht, die Ehrenwache zum Landtage zu stellen, nicht nehmen, und als nach vierzehnjähriger Pause im Jahre 1862 der böhmische Landtag wieder einberufen wurde, allerdings in ganz veränderter Gestalt, da petitionirten unsere guten Scharfschützen sogleich beim Kaiser, es möge ihnen die Uebung jenes Vorrechtes nicht verweigert werden. Der Bitte wurde willfahrt und so spazieren denn täglich die uniformirten Bürger vor dem Landhause auf und ab, präsentiren pflichtschuldigst vor jedem ankommenden Abgeordneten und rufen, wenn der Statthalter, der Oberstlandmarschall und der Cardinal-Erzbischof naht zum Gewehr. Hier und da, wenn ein enragirter nationaler Bürger den Wachposten bezieht, beweist er seine Devotion vor den nationalen Größen dadurch, daß er auch vor „Vater Palazky" und „Pan Rieger" zum Gewehr ruft, was eigentlich reglementswidrig ist. In kriegsgerichtliche Untersuchung ist aber deshalb noch kein bürgerlicher Wachposten gezogen worden.

Der Sitzungssaal des böhmischen Landtages ist einer der schönsten Säle, in welchen parlamentarische Körperschaften tagen, wogegen der Sitzungssaal des wiener Reichsrathes, so wie des ungarischen Landtages kleinlich aussieht. Einfach und geschmackvoll decorirt, im Fond das lebensgroße Bildniß des Kaisers, bietet der Saal in der Anordnung der Sitze die gewöhnliche Eintheilung der „Rechten", „Linken" und des Centrums, während in der Mitte auf einer Estrade der Sitz des Oberstlandmarschalls und seines Stellvertreters, so wie des Berichterstatters und nebenan sich der Tisch für die Regierungsvertreter befindet. Eine Rednertribüne giebt es im böhmischen Landtage nicht. Dem Publikum ist eine geräumige Galerie zugewiesen, ihr gegenüber kleine Galerien für die Journalisten. In der ersten Landtagssession hatten die Vertreter der Presse ihren Platz im Saale selbst unmittelbar hinter den Abgeordneten, allein es entwickelte sich bald zwischen beiden ein äußerst lebhafter Wechselverkehr, welcher zuweilen nicht ohne Einfluß auf die Abstimmungen blieb, sodaß man sich veranlaßt sah, den Zeitungsreferenten jene schwalbennestartigen Galerien in

Digitized by Google

der Höhe des Saales einzuräumen, wo sie undeutlich hören, noch undeutlicher sehen und durch die Hitze und Zugluft, welche in jenen Regionen herrscht, nicht geringe Qualen ausstehen. Sonderbar, daß man in den meisten Parlamenten so wenig Rücksicht auf die Vertreter der Presse nimmt. Da lobe ich mir die geräumigen, bequemen Journalistenlogen im ungarischen Landtage!

Die „Rechte" des Hauses repräsentirt den aristokratischen Theil des Landtages. Hier sitzen die Großgrundbesitzer, zumeist die Träger der berühmtesten Namen der alten böhmischen Adelsgeschlechter, zwischen denen die einzelnen bürgerlichen Großgrundbesitzer bescheiden verschwinden. In der ersten Bank ist der Platz der vier virilstimmberechtigten hohen kirchlichen Würdenträger, des Erzbischofes von Prag, der Bischöfe von Königsgrätz, Budweis und Leitmeritz, sowie des Rectors der prager Universität. Der Erzbischof von Prag, Fürst Schwarzenberg, verdient in mehr als einer Richtung unsere Beachtung. Er ist selbstverständlich der Führer der klerikalen Partei, aber auch einer der enragirtesten Gegner der Februarverfassung, die er, im Gegensatze zum wiener Erzbischofe, von ihrem Geburtstag an bekämpfte. Als Schmerling noch im Zenithe seiner „constitutionellen Allgewalt" stand und der Jahrestag der Verleihung der Februarverfassung festlich begangen werden sollte, erklärte der Erzbischof von Prag sich energisch gegen jede kirchliche Feier aus diesem Anlasse und erlaubte trotz aller Vorstellungen die Abhaltung derselben in der prager Domkirche nicht. Dem Einflusse des Fürsterzbischofes ist es zuzuschreiben, daß die Mitglieder des höchsten Adels ins czechische Lager übergingen und man sagt, daß auch Belcredi Grund habe, für seine Berufung zum Staatsminister dem Cardinal dankbar zu sein. Die Hinneigung des höchsten Repräsentanten des böhmischen Klerus zum Czechenthum ist leicht erklärlich, wenn man bedenkt, daß der hussitische Geist noch lebt und die Geistlichkeit seiner Erhebung dadurch zu begegnen sucht, daß sie das nationale Interesse mit jenem des Katholicismus aufs engste zu verknüpfen strebt. Der prager Erzbischof ist eine imposante schlanke Gestalt. In den scharf geschnittenen Gesichtszügen spricht sich weniger Geist als strenge Willensenergie aus; die Stimme ist klangvoll sympathisch und mit Recht gilt der Cardinal als trefflicher Kanzelredner. In seinen Landtagsreden herrscht gleichfalls der Kanzelton mit einer gewissen Salbung vor und er liebt es, auch hier den Erzbischof hervorzukehren und ohne Rücksicht auf die akatholischen Abgeordneten, wie er sich selbst ausdrückt „in gewohnter Weise als Hirt zu seiner Heerde zu sprechen." Jedenfalls ein ganz eigenthümlicher parlamentarischer Stil.

Hinter dem Cardinale sitzt sein Bruder, der regierende Fürst Johann Adolph Schwarzenberg, dessen Grundbesitz im südlichen Böhmen bekanntlich größer als ein deutsches Königreich ist. Der alte Herr mit dem behäbigen Gesichtsausdrucke und den bequemen Manieren ist vor allem gut „kaiserlich östreichisch"

Digitized by Google

gesinnt. Als solcher stimmte er, solange das schmerlingsche Regime in der Blüthe war und die kaiserliche Gunst genoß, mit der deutschen weil schmerlingschen Partei in allen Fragen und blieb hierbei selbst der Ueberredung des Cardinal-Erzbischofes unzugänglich. Als aber Belcredi ans Ruder kam und die Deutschen naturgemäß dem „Minister auf dem slawischen Standpunkte Oestreichs" Opposition machten, da ging Fürst Schwarzenberg mit den Czechen, weil diese eben die Regierungspartei wurden. Im Landtage spricht der Fürst selten, er interessirt sich mehr für die Landwirthschaft als für die hohe Politik und überläßt es nun seinem Sohne, der gleichfalls im Landtage sitzt, eine politische Rolle zu spielen. Allein hinter den parlamentarischen Coulissen übt Fürst Schwarzenberg als der reichste Cavalier Böhmens und als erster Repräsentant eines der glänzendsten Adelsgeschlechter der Monarchie einen sehr bedeutenden Einfluß auf seine Standesgenossen aus.

Unstreitig der bedeutendste Kopf unter den adeligen Abgeordneten auf der „Rechten" des böhmischen Landtages ist Graf Clam-Martinitz. Die schlanke Gestalt, das feingeschnittene Gesicht mit dem wohlgepflegten blonden Schnurr- und Backenbarte, den Binocle auf der Nase, hat ganz das aristokratische Gepräge. Die Haltung des Körpers, jede Bewegung verräth, der edle Graf ist sich seines blauen Blutes vollständig bewußt. Graf Clam-Martinitz ist bekannt als der eifrigste Vertreter der feudalen Partei, er ist aber auch ihr geistvollster Verfechter. Großes politisches und historisches Wissen läßt sich ihm ebenso wenig absprechen, als große Schlagfertigkeit im parlamentarischen Kampfe. Seine Reden, die er auch zuweilen in czechischer Sprache (wiewohl wenig geläufig) hält, sind logisch durchdacht und scharf, würden aber unbedingt noch mehr Eindruck machen, wenn er die Selbstüberwindung hätte, sich kürzer zu fassen. Graf Clam-Martinitz gehört zu jenen wenigen Politikern Oestreichs, denen ihr Ziel vollkommen deutlich ist und die vor keinem Mittel zurückscheuen, dasselbe zu erreichen. Wiewohl voll feudalen Stolzes, war er es doch vorzüglich, der das Bündniß mit den czechischen Demokraten zu Stande brachte, um mit ihrer Hilfe Schmerling zu stürzen, und der jetzt diese Allianz zu erhalten bemüht ist, weil er durch sie denn doch endlich ans Ruder zu kommen gedenkt. Das höchste Streben seines Ehrgeizes ist ein Ministerportefeuille; sollte er aber zum Hofkanzler von Böhmen ernannt werden, so wäre er wohl auch hiermit glücklich.

Mit dem Grafen Clam-Martinitz theilt sein Schwager Graf Leo Thun die Führerschaft der Feudalen. Er ist als früherer Minister für Cultus und Unterricht zu wohl bekannt, als daß man seine Persönlichkeit, die einen gewissen düsteren Eindruck übt, näher zeichnen müßte. Graf Leo Thun redet gern öffentlich und liebt es, in seinen Landtagsreden auf jene Zeit anzuspielen, da er „im Rathe der Krone" saß. Als ein Vorzug wäre hervorzuheben, daß Graf Leo Thun aus seiner streng klerikalen und feudalen Gesinnung kein Hehl

Digitized by Google

macht, sondern dieselbe fast mit Ostentation offen bekennt. Er hatte den Muth, im böhmischen Landtagssaale sich selbst als einen der Schöpfer des Concordates und als Gegner mancher Volksrechte zu bezeichnen.

Die meisten der hohen Herren, welche auf der Rechten sitzen, bringen den Landtagsverhandlungen wenig Interesse und auch wenig Verständniß entgegen. Sie sitzen eben da, weil sie gewählt sind und stimmen eben so oder so, weil der Graf Clam und Thun sie dazu bestimmen. Einige jüngere Kräfte scheinen gern das Roß der hohen Politik zu tummeln, bewegen sich aber vorläufig exclusiv auf czechischem Gebiete, so Fürst Karl Schwarzenberg, der junge Fürst Lobkowitz. Diese besondere Species nobler Passion ist grade in der Mode, aber sie kann mit dieser auch wieder verschwinden.

Das Centrum nahmen die Abgeordneten czechischer Nationalität ein. Die „Czamara" (das neuerfundene czechische Nationalkleid) ist hier vorherrschend und eine stete Unruhe in dieser Gruppe verräth das bewegliche Temperament der czechischen Abgeordneten, von denen manche noch sehr jung sind und erst kürzlich die „normalmäßige Zahl" von Jahren erreicht haben. Der bedeutendste Mann der Partei, „der erste Czeche des Königreichs", ist Palazky, der Historiograph Böhmens, dem sein Alter und seine wissenschaftliche Bildung ein gewisses Ansehen bei allen Parteien verschaffen und dem jetzt der ihm vom Kaiser verliehene Barontitel ein aristokratisches Relief giebt. Der alte Herr, den die Jahre gebeugt haben und dem die blonde Perrücke einen, ich möchte fast sagen komischen Ausdruck giebt, findet sich offenbar nicht mehr zurecht in den Strömungen der Gegenwart, er lebt unter den vergilbten Papieren forschend und träumend von der St. Wenzelskrone und schreibt über ihre staatsrechtliche Bedeutung. Im Volke genießt er eine große Verehrung. Man liebte es, den „Vater Palazky" stets mit einem gewissen Glorienscheine zu umgeben und an besonderen Festtagen der Nation lud man zur Anbetung des Propheten ein. Die Jungczechen sind durch ihr zuweilen schonungsloses Vorgehen Schuld daran, daß dieser Glorienschein in jüngster Zeit wesentlich abgeblaßt ist. Der Partei selbst gegenüber ist Palazky ein überwundener Standpunkt. Im Landtage spricht er sehr selten und wenn er das Wort ergreift, so geschieht es (natürlich czechisch) nur, um einige historische Belehrungen über die böhmische Krone und ihre Rechte zu geben.

Sein Schwiegersohn, Dr. Rieger, ist der eigentliche Führer der czechischen Partei. Der schöne Mann vom Jahre 1848, der mit seiner bestechenden Rede das Volk gewann und den die Frauen in Kremsier nicht genug bewundern konnten, ist seitdem sehr gealtert. Die intelligenten Züge, welche damals der schwarze wohlgepflegte Bart so wirksam umrahmte, haben nun eine herbe Ausprägung angenommen und nur wenn er in Ekstase geräth, erinnert noch das wilde Feuer, das aus diesen Zügen spricht, an den gefeierten Volkstribun von ehedem.

Digitized by Google

Seine Rednerkraft ist auch sehr erlahmt und was ihr vollständig abgeht, das ist die Logik. Auf die große Menge berechnet, sucht seine Rede durch Knalleffecte zu zünden, verfehlt aber auf die Abgeordneten selbst die Wirkung. Zumeist czechisch sprechend, läßt er es sich doch zuweilen nicht nehmen, auch in deutscher Sprache Proben seines oratorischen Talentes zu geben. Der politischen Richtung nach hat Dr. Rieger seine frühere demokratische Gesinnung gänzlich eingebüßt. Er ist Großgrundbesitzer geworden und hat seine feudalen Anwandelungen trotz jedes Aristokraten vom reinsten Wasser. Er schwärmt für die Allianz mit dem Adel und ist gern bereit, dieser alle Rechte des Volkes zu opfern, wenn nur die czechische Nationalität und auch sein Ehrgeiz befriedigt wird. Gelangte Dr. Rieger zur Regierung, wir bekämen eine neue reactionäre Aera.

Sein Gegenpartner ist Sladkovsky, der Führer der Jungczechen. Der schmächtige, kränklich und düster aussehende Mann, dem das Geschick bereits manchen herben Streich gespielt, ist ein leidenschaftlicher, aber ehrlicher Czeche. In seinen Landtagsreden verfocht er zuweilen seinen extrem demokratischen Standpunkt, der ihn früher auch ins Gefängniß gebracht hat, mit so erschreckender Erregtheit, daß die adeligen Herren die Farbe wechselten in der Sorge, die Zuhörer könnten gleich mit Waffen zum Experiment übergehen. In der jüngsten Zeit aber haben ihn die Parteigenossen zahmer gemacht und von der Nothwendigkeit der Allianz mit dem Adel und dem Klerus, die er bisher aufs leidenschaftlichste bekämpfte, zu Nutz und Frommen der czechischen Nation zu überzeugen gesucht. Nun schweigt er über diesen Punkt und wird nur heftig gegen — die Deutschen. Doch glaube ich, es ließe sich von deutsch-liberaler Seite eher mit Sladkovsky und seinem Anhange ein Compromiß anbahnen, als mit Rieger und Consorten; ein nützlicherer jedenfalls, denn ersterer hat im flachen Lande unter dem czechischen Volke jetzt mehr Gewicht als dieser und zwischen beiden herrscht eine gewaltige Rivalität.

Neben Sladkovsky repräsentiren die czechisch-demokratische Partei im Landtage noch Dr. Greger, der Redacteur der Národni listy, Wawra, ehemaliger Redacteur des „Hlas“, der bereits im Jahre 1848 kriegsrechtlich verurtheilt wurde, Tonner, der in Anerkennung seines lebhaften Beifallrufens in Abgeordnetenkreisen den Spitznamen „Stabstrompeter der St. Wenzelskrone“ führt.

Im Centrum sitzen noch manche czechische Notabilitäten, die aber in der Nähe sehr verlieren. Dr. Brauner, früher neben Rieger und Palacky zur Führertrias der Czechen gehörend, zieht sich wegen Kränklichkeit vom politischen Schauplatze mehr zurück. Er ist ein ziemlich nüchterner Beurtheiler der Verhältnisse, und in der Debatte zeigt er den ruhigen Juristen. Dr. Trojan hat sich überlebt. Seine Reden sind durch ihre Weitschweifigkeit und bombastischen Aufputz der Schrecken aller Zuhörer. Bemerkbar macht sich noch Zeithammer,

Digitized by Google

der journalistische Schleppträger des feudal-nationalen Bundes. Er führt eine kecke Feder, welche in dem in deutscher Sprache erscheinenden czechischen Hetzblatte die Deutschen in einer Weise bekämpft, die weder die Schranken des Anstandes noch des Strafgesetzes kennt. Hierdurch ist er, der Sohn eines deutschen Schulrathes, eine Hauptstütze der czechischen Agitation geworden, wiewohl sonst von ganz untergeordneter Bedeutung. —

Die „Linke" des Landtages wird von den deutschen Abgeordneten eingenommen, doch haben jetzt auch hier schon mehre czechische, die in den Städtebezirken gewählt wurden, Platz genommen. Es sind vorzugsweise Großindustrielle und Juris Doctoren, welche hier die Interessen der Deutschen in Böhmen vertreten. Capital und Intelligenz, das sieht man auch im Landtage, sind die mächtigsten Potenzen der deutschen Partei. Der erste und nun auch einzige Führer der „Linken" ist der Professor des Strafrechtes an der prager Universität, Dr. Herbst, dessen Name mit den parlamentarischen Kämpfen der Deutschen in Böhmen während der letzten Jahre innig verknüpft ist. Unter einem höchst anspruchslosen Aeußeren verbirgt er gründlich politisches Wissen und scharfsinnige Kenntniß der modernen Staats- und Rechtsverhältnisse. Ich habe viele parlamentarische Redner gehört, aber keinen, der es besser verstanden hätte, in rascher Replik die Schwächen des Gegners mit schonungsloser Schärfe darzulegen und die Waffen der Logik mit solcher Gewandtheit anzuwenden, als Herbst. Von den anderen Seiten des Hauses fürchtet man auch nichts so sehr als jene Reden Prof. Herbsts, in denen er den kritischen Maßstab an die Forderungen der Nationalen und Feudalen anlegt und mit unbarmherziger Hand alle Draperien zerreißt, welche ihre eigentlichen Pläne verhüllen. Prof. Herbst verbindet mit den seltenen Gaben des Redners noch einen unermüdlichen Fleiß, welcher ihn zu einem der thätigsten Mitglieder der verschiedenen Commissionen macht. Sein Verdienst ist es auch vorzüglich, daß jede Spaltung im deutschen Lager verhindert wird.

Viel hat die deutsche Linke an Prof. Brinz und Hasner verloren und ein eigentlicher Ersatz ist für diese noch nicht gefunden worden.

Eine interessante Erscheinung auf der Linken ist Dr. Schmeykal, der Obmann des deutschen Casinos. Ein junger stattlicher Mann von bestechendem Aeußeren, hat er durch seine angenehmen Umgangsformen, durch ausdauernden Fleiß und tactvolle Vertretung der deutschen Interessen in rascher Carrière sein Glück gemacht. Vor Beginn der ersten Landtagssession noch ein unbekannter Concipient in einer Landstadt, ist er nun Advocat in Prag, Mitglied des Landesausschusses in dem östreichischen Adelsstand und — einer der deutschen Parteiführer. Im Landtage ist er durch seinen ruhigen fließenden Vortrag ein beliebter Redner, dem auch das weibliche Galeriepublikum gern horcht, im Landesausschusse vertritt er nebst Dr. Görner die Deutschen, gegenüber den sechs czechischen Landes-

Digitized by Google

ausschußmitgliedern. Dr. Görner, in seinem Aeußeren mit dem sorgfältig gepflegten Schnurr- und Knebelbarte lebhaft an einen Cavalier am Hofe Ludwig des Vierzehnten mahnend, ist ein recht gewandter Redner und eine tüchtige Arbeitskraft.

Eine sehr schätzenswerthe Acquisition hat die Linke während der letzten Sessionen an dem Historiker Prof. Höfler gemacht. Dieser hat es sich zur Aufgabe gestellt, im Landtage die von czechischer Seite jeden Augenblick pomphaft vorgeführten historisch-politischen Deductionen auf ihren wahren geschichtlichen Werth zurückzuführen und besonders die Mythe von der czechischen Wenzelskrone aufzuklären. Das Centrum geräth vor Wuth außer sich, wenn Höfler die Beziehungen Böhmens zu Deutschland erwähnt und Palazky, der die Geschichtsforschung von Böhmen als sein Monopol betrachtet, ist nicht wenig erbost über den deutschen Historiker, der bei den Czechen deshalb auch in nicht geringem Grade verhaßt ist. Die Deutschen besitzen in ihm einen der hervorragendsten Vertreter ihrer Interessen, wiewohl bedauerlich ist, daß er zu stark nach dem rothen Käppchen des Cardinal-Erzbischofs hinüberblinzelt.

Das Bild des verständigen und wackern deutschen Kaufmannes, der für die Interessen der Industrie einsteht, dabei aber seine Nationalität mit Muth und Energie vertheidigt, bietet der bekannte Fabrikant Abgeordneter Wolfrum, eine behäbige Gestalt mit gutmüthigem Gesichte. Wolfrum ist als Redner deshalb sehr schätzenswerth, weil er den flunkernden Tiraden, in denen sich unsere Czechen gefallen, stets die nüchternen Anschauungen des Kaufmanns entgegenstellt, der nicht auf eine verschollene Vergangenheit zurückgreifen will, sondern als Weltkind von heute urtheilt.

Auch zwei Grafen sitzen als Vertreter deutscher Städte auf der Linken: Edmund Hartig und M. Zedtwitz. Graf Hartig ist einer der eifrigsten Vertheidiger der Februarverfassung. Als Vertreter des Großgrundbesitzes legte er nach dem Sturze Schmerlings und der Inauguration des Sistirungsministeriums sein Mandat als Abgeordneter des böhmischen Landtages zugleich mit dem Fürsten Karlos Auersperg nieder, ließ sich aber später von einem deutschen Städtebezirke wieder wählen. Seine Reden sind nicht besonders hervorragend, obgleich sie immer staatsmännisches Verständniß und klare Beurtheilung der Verhältnisse bekunden.

Ein eifriger Wortführer auf deutscher Seite ist nun auch der frühere Finanzminister Plener, dessen Persönlichkeit wohl hinlänglich bekannt ist und der nun als Vertreter der Handelskammer von Eger Gelegenheit nimmt, die Februarverfassung und nebenbei auch seine eigene Finanzwirthschaft zu vertheidigen, welche natürlich den Czechen Handhabe genug zu persönlichen Angriffen gegen ihn bietet.

Auch manche junge Kraft kündigt sich an und im Ganzen und Großen

Digitized by Google

können die Deutschen in Böhmen mit der „Linken“ des Landtages vollkommen zufrieden sein.

Den Sitz des Oberstlandmarschalls nimmt Graf Albert Nostiz ein, der als Anhänger der feudal-nationalen Partei bekannt ist. Er war schon in der ersten Landtagssession zu dem Amte ernannt, trat aber dann wegen Differenzen mit Schmerling zurück, um den Posten erst einzunehmen, da Belcredi das Staatsschiff in die „freie Bahn“ einzulenken begann. Als Oberstlandmarschall versteht Graf Nostiz die Debatten trefflich zu leiten, wiewohl er seine Sympathien für die rechte Seite des Hauses nicht verläugnen kann. Sein Stellvertreter ist der prager Bürgermeister Dr. Bjelsky, ein Mann von großer Weltklugheit, dessen Name durch die preußische Occupation Prags auch in weiteren Kreisen bekannt wurde. Wiewohl Czeche und durch die czechische Coterie auf den Bürgermeisterstuhl erhoben, gehört er doch nicht den Exaltados an, sondern versteht mit allen Parteien zu leben.

Am Regierungstische sitzt der Statthalter Graf Rothkirch-Panthen, von dem man eben nicht mehr zu sagen weiß, als daß er mit den Tendenzen der Regierung, welche er jetzt vertreten muß, nicht einverstanden ist und sehr zur Partei Clam-Thun hinneigt. Die Art und Weise, wie er die Regierung vertritt, ist nicht geeignet, diese Ansicht zu widerlegen. Wird dieselbe Stimme, welche die letzte Session des böhmischen Landtags für geschlossen erklärte, die neue inauguriren? — †††.

Die Akademien und der Kunstunterricht.

Daß uns Deutschen der Schulmeisterzopf noch immer so lang als jemals herunterhange, ist eine Naturerscheinung, die man bei jeder Gelegenheit wahrnehmen kann. Als geborene Pedanten möchten wir der freien Entwickelung womöglich gar nichts, alles der Schule, dem amtlichen Zwang verdanken. Zeigt sich irgendwo ein Gebrechen in unserem nationalen Leben, so verlangen alle Parteien sofort die Reformirung der betreffenden Schulen, darin stimmen sie immer überein. Die Conservativen wollen mehr Gottesfurcht und Unterthanentreue, die Liberalen mehr Aufklärung und Freiheitssinn, die Militärs mehr Disciplin und die Aerzte mehr Gesundheit allemal durch Einwirkung auf die

Digitized by Google

Schulen erzielen. Eigentlich steckt hauptsächlich die Wuth, andern etwas zu octroyiren, dahinter, die uns alle beseelt. Sogar vor Errichtung von Specialschulen für Züchtung von Genies, von großen Staatsmännern und Feldherren sind wir nicht sicher, wie manche neue Unternehmung beweist.

Besonders aber ist es unsere Liebhaberei, dem Mangel ästhetischer Bildung durch Errichtung von Kunstschulen abhelfen zu wollen. Die letzten Jahre haben deren wieder ein halbes Dutzend ins Leben gerufen, die alle auf je zwei Schüler einen Professor zählen und an den betreffenden Residenzen den letzten Rest von Kunstliebe gründlich vertrieben haben, und immer sinnt man noch auf Errichtung neuer, wie grade jetzt in Köln und Breslau, in welch letzterer Stadt man sie sich gar als Pflaster für den Kriegsschaden von dem König ausgebeten hat. Kuriosos Mittel das! Man würde es vielleicht einigermaßen komisch finden, wenn in einer Gegend sich fortwährend eine auffallend geringe Zahl von Kranken fände und man darum mehr Aerzte zur Niederlassung einladen, wenn man überhaupt, weil irgendwo ein totaler Mangel an Consumtion eines gewissen Artikels sich bemerkbar machte, deshalb seine Production nach diesem Platze noch durch besondere Anstalten hinziehen wollte; — aber einen Ort, der eine auffallende Abneigung gegen die Producte des Pinsels verräth, mit einer Brütanstalt für Raphaele zu überraschen, das scheint den Leuten ganz passend. Schon Herm. Hettner hat bei Gelegenheit des breslauer Projects, das eben solch kühner logischer Schlußfolgerung seine Entstehung verdankt, dasselbe in der Nationalzeitung so schlagend richtig bekämpft, daß man seine Ausführungen nur vervollständigen darf, um zur Abwendung eines so direct schädlichen Beginnens beizutragen.

Wir leiden ganz und gar nicht daran, daß sich zu wenig, sondern, Dank unserm akademischen Schulmeisterzopf und dem wohlfeilen Unterricht, daß sich viel zu viel junge Leute dem Künstlerstande widmen und mit ihrer nothwendig mittelmäßigen, durch ihre Masse aber alles überschwemmenden Production eher Widerwillen als Liebe für die Kunst hervorrufen. Diese Liebe kann nur durch den Genuß des wirklich Trefflichen erzeugt werden, eine Nation bringt aber niemals viele große Künstler hervor, so wenig als große Dichter, und diese wenigen Auserwählten bedürfen nicht tausende von Collegen, die ihnen Luft und Licht wegnehmen, und das Ansehen des ganzen Standes herunterbringen, sondern sie bedürfen solcher Kräfte, die das Gold, welches sie zu Tage gefördert, in allen möglichen Arten ausmünzen und unter die Leute bringen. Die Madonna von S. Sisto, die Venus von Medicis und Melos existiren in unzähligen Nachbildungen aller Art, Michel Angelos Peterskuppel hat ganz Europa mit Kuppeln bevölkert, und jede dieser künstlerischen Ideen hat der Welt viel mehr genützt als die Thätigkeit ganzer moderner Akademien, von denen allen nicht eine einzige solche glänzende Conception ausgegangen ist. —

Digitized by Google

Ist das notorische Heranziehen von unzähligen jungen Menschen von einigem, aber nicht ausreichendem Talent zu einem Berufe, welcher, da sie ihn nur ungenügend ausfüllen, dieselben bald unzufrieden und unglücklich macht, an sich schon nachtheilig genug, so ist es vielleicht für das nationale Wirthschaftsleben noch schlimmer, daß diese Summe von bildendem Talente, die in der Kunstindustrie, also in der Ausbreitung und Nutzbarmachung jener großen künstlerischen Conceptionen für das ganze moderne Leben außerordentlich nützlich hätte wirken können, dieser durch das Einschlagen der akademischen Carrière verloren geht. Denn wer einmal eine solche Anstalt besuchte, in welcher allen ohne Ausnahme der akademische Dünkel sich als unvertreibbare Krankheit erzeugt, in denen überdies meist das einseitigste und unzweckmäßigste Unterrichtssystem herrscht, das man sich denken kann, der ist für jedweden andern Beruf in der Regel gründlich verdorben, grade so wie der, welcher einmal die Universität absolvirte und im Examen durchfiel es selten mehr in einem bürgerlichen Lebensberuf zu etwas Ordentlichem bringt.

Ohnehin ist durch die täglich wachsende Ausdehnung der Photographie das Uebel der Ueberfüllung des Standes noch ausnehmend gesteigert worden, da das Porträtmalen, sonst die Hauptressource junger wie alter Maler, zugleich mit dem Kupferstich und der Lithographie fast ganz aufgehört hat, die Zeitumstände aber mit ihrer höchst unsicheren Gestaltung sehr hemmend auf alle übrige Kunstproduction noch für Jahre zurückwirken müssen, da das Bilderkaufen und Häuserbauen zu denjenigen menschlichen Schwächen gehört, welche bei der leisesten Störung oder Bedrohung des Friedens allemal zuerst unterdrückt werden und zuletzt wieder in Gang kommen.

Will daher der Staat oder die Commun der Kunst wirklich nützen, so haben sie nicht die Production, die schon selber für ihre Ausbildung sorgen wird, sondern die Consumtion der Kunst zu fördern, sie haben dieselbe als einen berechtigten hochwichtigen Factor der Cultur anzuerkennen, und sie also zuvörderst bei allen ihren Bauten in Anspruch zu nehmen, um dieselben nicht nur monumental zu gestalten, sondern auch durch Sculptur und Malerei würdig zu verzieren. Diese Forderung galt in dem theoretisch so viel weniger gebildeten Mittelalter im kleinsten Städtchen als selbstverständlich und wurde gar nie, unter keinen Umständen außer Augen gesetzt, dafür hatte man freilich weder Akademien noch Professoren, die alljährlich das aufzehrten, was für die Kunstproduction selbst verwendet werden sollte. — Wie würde alle Welt schreien, wenn man blos Theaterschulen errichtete, aber nie spielen ließe, und doch thut der Staat heutzutage der bildenden Kunst gegenüber genau dasselbe.

Ich habe es eben als einen besondern Nachtheil des dermaligen Systems herausgehoben, daß durch dasselbe der Kunstindustrie eine so große Masse Kunstvermögens, welches dort reiche Zinsen gebracht hätte, entzogen werde. Wir

Digitized by Google

tragen jetzt die Industrie in die Kunst und erniedrigen sie dadurch, anstatt die Kunst in die Industrie zu tragen und diese dadurch zu heben und zu adeln. Grade die Akademien aber sind es, denen wir diese thörichte Verkehrung des Verhältnisses hauptsächlich verdanken, sie haben diese beiden Factoren vollständig von einander losgelöst, und damit beiden den eigentlichen Lebensnerv abgeschnitten.

Die Kunst ist die natürliche Lehrmeisterin der Industrie, des Handwerks, sie ist der ideale Theil derselben; indem man sie von ihnen loslöste, einen eigenen Stand der Künstler erfand, was hauptsächlich durch die Akademien geschah, setzte man sie zu einem Handwerk wie alle andern herunter, und erfüllte die Künstler mit demselben einseitigen und engherzigen nur noch viel prätentiöseren Zunftgeist.

Es ist daher eine totale Verkennung der Aufgabe unserer Zeit, wenn man die Anstalten, welche diese Trennung herbeigeführt, vermehrt, und damit die Kluft immer noch erweitert. Dieselbe besteht im Gegentheil darin, die gestörte Verbindung wieder herzustellen. Indem wir die Kunst in die Industrie wieder einführen, erobern wir ihr erst den gesunden Boden; wenn wir wie in der classischen Zeit der Griechen und Römer oder der Renaissance es wieder dahin gebracht haben, daß kein Geräth des gewöhnlichsten Gebrauchs existire, welches nicht Stil, eine künstlerisch ausgebildete Form zeige, dann werden wir erst recht lebhaft das Bedürfniß empfinden, auch unsere Ideale zu gestalten, d. h. Kunstwerke zu machen und zu besitzen. So lange der Charakter unserer Industrie, wie bisher die Stillosigkeit bleibt, die ja nichts Anderes ist als Mangel künstlerischer Durchbildung, kann ein eigentliches Bedürfniß der Kunst noch nicht aufkommen, denn gewöhnt, das Häßliche und Disharmonische beständig um und an sich zu haben, fühlen die Meisten natürlich auch die Leere, die durch die Abwesenheit wirklicher Kunstwerke entsteht ganz und gar nicht. Sie begnügen sich mit schlechten Tapeten statt Wandmalereien, mit der Kostbarkeit des Stoffes ihrer Geräthe statt der Schönheit ihrer Form. Daher stammt denn auch die beständige für unsern Geschmack besonders charakteristische Forderung an die Kunst, daß sie erzähle, predige, anstatt durch die Schönheit der Erscheinung zu entzücken, welche die meisten gar nicht zu fühlen im Stande sind.

Unstreitig weicht aber dieser, durch die Verarmung infolge der langen Kriege zu Anfange des Jahrhunderts herbeigeführte Zustand der Barbarei jetzt rasch einem andern. Haben wir unstreitig schon länger die Kostbarkeit des Materials fast unserer sämmtlichen Lebensbedürfnisse gesteigert, essen, kleiden, meubliren wir uns unendlich besser als vor fünfzig Jahren, so fängt jetzt auch das Bedürfniß der Verzierung aller dieser Dinge an, allmälig herrschend zu werden. — Mit der Verzierung aber beginnt die Kunst, in dem Augenblick, in welchem wir die Kostbarkeit des Rohmaterials durch die Schönheit der Form überall ersetzen

Digitized by Google

oder doch die eine der andern ebenbürtig machen, ist die Grundbedingung des Stils erfüllt. Man müßte blind sein, wenn man diese Zunahme nicht erkennen und die Möglichkeit der Belebung einer wahrhaft gesunden Kunst läugnen wollte, die nicht auf der Laune einzelner Fürsten oder der Feinschmeckerei sogenannter Kunstliebhaber beruht.

Diesem steigenden Bedürfniß künstlerischer Gestaltung überall entgegenzukommen, das wäre allerdings ein großes Verdienst — ein sehr viel größeres als Bilderfabriken zu organisiren. Während wir aber des Kunstunterrichts für Maler mehr als zu viel haben, ist der für die Industriellen, die Handwerker, überall noch sehr zurück, läßt unendlich viel zu wünschen übrig. Hier sind noch die größten Fortschritte nicht nur möglich, sondern sehr nothwendig. Zunächst fehlt es in hohem Grade an tüchtigen Lehrern. Diese sind gegenwärtig meistens Maler, die es nicht weit genug gebracht haben, um von ihren Bildern leben zu können und daher sich nachträglich dem Unterricht zuwenden mußten, für welchen aber ihre ganze Bildung in der Regel nicht angelegt war.

Was der Lehrer im Gegensatz zum Maler oder Bildhauer braucht, ist nicht die einseitige Entwicklung einer einzelnen productiven Fähigkeit auf Kosten aller andern, sondern grade eine universelle Kunstbildung, wie sie auch einem mäßigen Talente bei Fleiß und Intelligenz zu erreichen möglich ist.

Unsere dermaligen Akademien aber, denen die Bildung der Zeichnenlehrer in erster Linie obläge, sind dermalen mit ihren Meisterschulen nichts als Bilderfabriken, in welchen alles eher angestrebt wird, als den Schülern einen Begriff vom Ganzen der Kunst, vom Zusammenhang ihrer einzelnen Theile beizubringen. Das Princip der Theilung der Arbeit, so fruchtbar in der Industrie als nachtheilig in der Kunst, beherrscht ganz ihren Unterricht, wir haben daher Landschafts-, Blumen-, Architektur-, Historien-, ja Katzen- und Hundemaler in Fülle, aber fast gar keine Künstler, die nur ihre eigene Kunst nach allen Richtungen übten, geschweige denn alle drei studirten und übten, wie das zur classischen Periode fast jeder that, und dadurch das Bewußtsein ihrer Untrennbarkeit, das umfassende Stilgefühl, den erhöhten Formensinn in sich ebenso lebendig erhielt, als das Verständniß für den Zusammenhang mit der Industrie, der ja vorzugsweise durch die Architektur vermittelt wird. Daß das Bild nur eine andere Art von Wandverzierung, von Tapete ist, wie auch das Relief, daran zu denken wird kaum je ein junger Künstler angeleitet.

Wie man heute auf der Universität gewöhnlich, anstatt die allgemeine Bildung zu fördern, nur ein Brodstudium so eilig und handwerksmäßig als möglich absolvirt, genau so geschieht es auf der Akademie, nur noch viel einseitiger, da ein ziemlich vollständiger Unterrichtszwang besteht, und das corrective nützliche Institut der Privatdocenten gar nicht existirt. — Hat also der Sprößling einer solchen Anstalt seine Carrière verfehlt, so rettet er sich, wie erwähnt, ge-

Digitized by Google

wöhnlich in eine Provinzialstadt und sucht eine Zeichnenlehrerstelle zu bekommen, die er dann, da ihm alle nöthige Kenntniß, vor allem die der Architektur in der Regel abgeht, natürlich so mechanisch, leblos und unlustig als möglich versieht, da es überhaupt wenig unglücklichere Menschen geben möchte als die verunglückten Raphaele unserer Akademien, welche das Bewußtsein eines verfehlten Lebens ewig lähmend mit sich herumschleppen. — Denn die Stellung, welche sie dann einnehmen, ist selten geeignet, sie zu trösten. Der Zeichnenunterricht, der schon in den Bürgerschulen, geschweige denn in den eigentlichen Gewerbeschulen ein Hauptfach ausmachen sollte, da er sicherlich den künftigen Industriellen oder Handwerkern sehr viel nothwendiger ist als das Latein, wird gewöhnlich so geachtet, wie etwa das Tanzen, und wird auch darnach honorirt; meistens ist er nicht einmal obligat.

In dieser bei der täglich steigenden Bedeutung der Industrie so außerordentlich wichtigen Angelegenheit ist unter diesen Umständen keine Hoffnung zur Besserung, so lange nicht dem akademischen Unterricht zunächst die Pflicht auferlegt wird, dem Staat die nöthigen Zeichnenlehrer zu liefern, und zur Bildung von wirklichen Malern nur in zweiter Linie Gelegenheit zu bieten. Man kann ganz ruhig sein, es wird deswegen kein einziger Tizian verloren gehen, denn jedes echte Talent hat einen solchen Zauber, daß ihm überall Förderung wird, und den rechten Weg findet es so sicher, daß ihm die Schulmeisterei bald eher schädlich als nützlich ist.

Natürlich hätte der Unterricht der künftigen Lehrer vor allem in der möglichst universellen Uebung des bildenden Talentes überhaupt, also eigentlich in der Verzierungskunst, in der Ornamentik im ausgedehntesten Sinne zu bestehen, was Architektur, Sculptur und Malerei gleichmäßig umfaßt, wobei dann jedem ja immer noch freisteht, welche Richtung er besonders cultiviren will. Ebenso hätte derselbe, wenn er Anspruch auf Anstellung haben will, ein wirkliches und nicht blos ein Schein-Examen abzulegen; — wobei er nicht nur sein Können, sondern auch die Fähigkeit der Mittheilung desselben darzuthun hätte, was im Grunde nur auf gediegene theoretische Bildung hinausläuft. — Aller Kunstunterricht theilt sich in zwei Functionen, die eine hat die Phantasie, den Geschmack des Schülers mit dem Besten zu erfüllen und zu läutern, seine Ideale zu reinigen, die andere hat in ihm die technische Fertigkeit auszubilden, diese Ideale selber zu gestalten. — Es gilt dies gleicherweise vom Handwerk, denn wenn ich nicht weiß, wie ein Stiefel aussehen muß, so kann ich ihn auch nicht machen, wenn ich es aber *genau* weiß, so wird es mir sehr leicht werden, denn in den meisten Fällen ist das Können nur ein genaueres Wissen. — Die Idealität aber wird vorzugsweise durch das Studium der Muster der großen Meisterwerke der Kunst ausgebildet, also in größeren Städten zunächst direct durch Museen und Sammlungen, deren Anlage den außerordentlichen Vortheil

Digitized by Google

bietet, daß sie nicht nur auf die Künstler, sondern auch auf die Laien gleichmäßig anregend und befruchtend einwirken, was eine Akademie oder Schule nicht kann; in den letzteren wird der Zweck erreicht durch Beschaffung ausreichender Lehrmittel, die jetzt durch die außerordentliche Ausbildung der vervielfältigenden Künste in früher ungewöhnter Fülle und Trefflichkeit zu haben sind.

Es ist aber nicht nur jede Galerie, sondern auch jedes classische oder doch künstlerisch ausgeführte Bauwerk eine Bildungsschule, und zwar, wie große Dome z. B., eine noch viel fruchtbarere für den Künstler und Handwerker, wie denn überhaupt die Eindrücke architektonischer Meisterwerke von allen ästhetischen Wirkungen die stärksten und nachhaltigsten sind, da durch das Spiel der Luft und des Lichtes auf die Gebäude eine ewige Abwechselung erzeugt, unsere Phantasie fortwährend neu angeregt wird, was bei keinem andern Kunstwerk in gleichem Grade der Fall ist. Diese Seite des Kunstunterrichts, die Verfeinerung und Bereicherung der Ideale, ist jedenfalls bei weitem die wichtigste, eben weil hier nicht nur der Producent, sondern das ganze Volk in die Schule geht und sich civilisirt. Der ideale Zweck der Kunstthätigkeit, ästhetische Erziehung und Vollendung, wird aber überwiegend durch die Architektur erreicht indem sie die Schwesterkünste zu Hilfe nimmt.

Unstreitig gebührt auch der Illustration ein sehr bedeutender Platz, und wenn man sich vergegenwärtigen will, welchen Fortschritt unsere allgemeine Kunstbildung gemacht, so muß man die früheren Bilderbogen mit unseren heutigen illustrirten Zeitungen vergleichen. Der Weg aber, den wir, wie solche Vergleiche zeigen, bereits zurückgelegt haben, wäre noch viel größer, wenn nicht die akademische Bildung so ungünstig eingewirkt, die Schulen so viele Mittel absorbirt hätten und noch täglich absorbirten, die weit fruchtbarer auf die Hervorrufung von Kunstwerken verwendet worden wären.

Wenn also die Breslauer sich damit begnügen wollten, ein Kunst- und Industriemuseum anzulegen, dessen Gebäude selber ein schönes, edles, durch Sculptur und Malerei verziertes Denkmal wäre, so würden sie weit mehr zur Belebung des Kunstsinns in ihrer Provinz beitragen, als wenn sie eine Akademie begründen, d. h. einige Beamte mit dem Professorentitel und sehr viele unglückliche junge Leute machen, ohne irgend erheblichen Nutzen. Indem man sie genießt, lernt man die Kunst verstehen und lieben.

Wollen sie aber durchaus eine Kunstschule haben, so mögen sie wenigstens nur eine für die Industrie anlegen, da es dermalen viel nothwendiger ist, die Handwerker zu Künstlern zu machen, als handwerksmäßige Maler zu züchten.

F. P.

Digitized by Google

Kleine Chronik vom Reichstage.*)

Der Reichstag ist constituirt; die Präsidenten Simson, Herzog von Ujest und Bennigsen und die acht Schriftführer sind nach langer Wahl gefunden und mit Einbringung des Bundesverfassungsentwurfes beginnt die Handlung im Saale des Reichsrathshauses am leipziger Platz. Diese vorbereitenden Geschäfte der parlamentarischen Versammlungen erfordern in der Regel eine volle Woche, sie sind an sich einförmig und wenn man will langweilig, der Schwerpunkt des Interessanten liegt in dieser Zeit fast ganz hinter den Coulissen.

Die Theilnahme der Berliner an den parlamentarischen Versammlungen ist seit dem Jahre 1858 eine ungemein lebhafte, nachdem sie zur Zeit der Landrathskammern auf den Gefrierpunkt herabgesunken war. Das Wort „neue Aera" wird viel belächelt, man sieht diese Zeit, welcher nolens volens eine Sturm- und Drangperiode, dann eine glanzvolle Hauptaction in der besten Bedeutung des Wortes gefolgt ist, etwa mit den Augen an, welche das reifere Alter für ideale Schwärmereien der Jünglingsjahre in Bereitschaft hält. Und doch haben die ersten Jahre der Regierung König Wilhelms warme und leidenschaftliche Theilnahme an politischen Vorgängen erzeugt und wie mit einem Zauberschlage jene Lethargie beseitigt, welche über dem Volke lagerte und den Machthabern freies Spiel ließ.

Wo sind die Zeiten hin, da die Tribünen des Abgeordnetenhauses, welche, nebenbei bemerkt, sechsmal mehr Zuhörer als die Logen des Reichstagssaales fassen können, öde und leer standen und täglich dieselben Besucher: ein halbes Dutzend Frauen und Schwäger von Abgeordneten, aufzuweisen hatten? Seit 1858 war an wenigen Tagen auf den Tribünen ein Platz leer; der Andrang um Eintrittskarten steigerte sich so sehr, daß endlich die Parasiten aller Schaulustigen, die „Billetthändler" die Hand im Spiele hatten, durch allerlei Schleichwege in Besitz der Karten gelangten und für schweres Geld an den Mann brachten. Die Verlegung der Reichstagsverhandlungen in den Saal des Herrenhauses war daher ein harter Schlag für die Schaulust der politischen Berliner und die Beamten im Bureau haben eine wenig beneidenswerthe Aufgabe, den Sturm nach Eintrittskarten abzuschlagen. Ein mächtiges Placat mit den Worten: „Meldungen um Eintrittskarten müssen schriftlich eingebracht werden" bot nur geringen Schutz gegen den übergroßen Andrang. Und so waren denn die Tribünen bis jetzt täglich überfüllt, ob es auch noch nichts zu hören, sondern höchstens etwas zu sehen gab; wer diesen Zweck erreichen wollte, der mußte wohl eine Stunde vor Beginn der Sitzung am Platze sein.

Noch ist kein Situationsplan der Plätze mit den Namen ihrer Inhaber, wie einst im Abgeordnetenhause erschienen, die Neugierigen müssen daher suchen und rathen, wenn sie nicht das Glück haben, neben einer oder einem zu sitzen, der Habitué des Hauses werden will. Die Eintretenden werfen einen Blick auf die Ministerbänke und sehen, ob Graf Bismarck vorhanden ist, dann über die Bankreihen, auf denen viele weiße Häupter und viel spärlicher Haarwuchs sichtbar sind.

Es ist lebendig im Saale, von drei Seiten her treten die Mitglieder ein, ihre Conversation bringt ein dem Wellengemurmel ähnliches Getöse hervor: vergebens sucht das Auge des Zuschauers aus den Mienen den Inhalt der

*) Der Unterzeichnete hält sich während der Dauer des Reichstags als Mitglied desselben nicht für geeignet, ja nicht für berechtigt, über Personen, mit denen er collegialisch zusammenwirken soll, oder über die Geschäfte, an denen er Mitwisser und Theilnehmer geworden ist, öffentlich zu berichten. Das Referat über die Wochenereignisse im Reichstag ist deshalb einer Feder der Journalistenloge übertragen worden. Gustav Freytag.

Digitized by Google

lebhaften Gespräche. — Die drei Logen an der Südwand bevölkern sich; die äußerste links vom Eingange ist wohl für distinguirte Gäste und die Mitglieder des Herrenhauses; hier und da beugt sich ein anspruchsvoller Zuhörer vom darüber und läßt die Blicke über das bewegte Treiben da unten schweifen, wo sonst feierliche Stille herrscht und selbst die lebhaftesten Debatten im gemessenen Conversationston geführt werden.

In der daneben liegenden Mittelloge, die für den Hof bestimmt ist, erscheinen fast regelmäßig eine Anzahl königlicher Adjutanten, der alte Wrangel und — von wenigen erkannt, nachdenklich in seinen Sessel gelehnt, ein junger stattlicher Mann im blonden Vollbart, den schlichten braunen Gehrock bis oben zugeknöpft, das lebhafte blaue Auge auf alle Vorgänge im Saale richtend — Prinz Wilhelm von Baden.

In der dritten Loge endlich erscheinen die Diplomaten, welche gleichfalls ein lebendiges Interesse an dem Gang der Dinge im Reichstag bekunden und mit seltener Ausdauer die Abwickelung der Formalitäten verfolgen.

Von dem Tische des Präsidenten ertönt die Glocke, alles hat Platz genommen, tiefe Stille folgt der bewegten Conversation, die Stenographen zu ebner Erde und die Journalisten im ersten Steck ergreifen die Feder, die Verhandlung beginnt.

Wahlprüfungen! Namen nichts als Namen, Zahlen nichts als Zahlen, die Sache stimmt, der Alterspräsident erklärt, die Abtheilung erkenne die Wahl für giltig an und fragt, ob sich Widerspruch erhebe, dies ist nicht der Fall und die Wahl ist genehmigt. Ein Lichtstrahl bricht für den Zuhörer durch den eintönigen grauen Wolkenhimmel, ein Mitglied der Linken erzählt von seltsamen Vorgängen bei der Wahl in Lippe-Detmold; „hört! hört!“ ruft es von links; die Aufregung dauert nicht lange, die Acten gehen an die Abtheilung zurück, die Sache ist vertagt, und der Getäuschte tröstet sich mit der Aussicht auf die Präsidentenwahl, das giebt die erwünschte Spannung!

Und diese Spannung blieb nicht aus, sie war größer als seit langer Zeit. Bei der liberalen Majorität im preußischen Abgeordnetenhause, bei der conservativen im Herrenhause machte die Präsidentenwahl keine Schwierigkeit. Aber v. Forckenbeck war nicht gewählt; keinen der vielen Verluste an Plätzen beklagte die liberale Partei in Preußen so tief als diesen und nichts wurde eifriger besprochen als die Aussicht, die Nachwahl Forckenbecks durchzusetzen, aber bis zur Constituirung des Hauses war das nicht möglich; man griff auf einen der früheren Präsidenten aus dem liberalen Lager zurück, und darin liegt ein charakteristisches Kennzeichen und eine gewisse Bürgschaft für die Richtung und die Resultate des Reichstages.

Unter den Conservativen herrschte, als die ersten Wahlresultate etwa am 13. und 14. Februar bekannt geworden waren, eine tiefe Niedergeschlagenheit, schon erhoben die feudalen Blätter der untersten Rangstufe wie das „Neue Allgemeine Volksblatt“, welches die Berliner „die wilde Kreuzzeitung“ nennen, laute Wehrufe über das verderbte Volk und über das Sodom und Gomorrha, in welches Berlin verwandelt sei, ja sie radotirten, daß wenn der Reichstag resultatlos verlaufen sollte, was nicht unwahrscheinlich wäre, dies durchaus unerheblich sein, und der Norddeutsche Bund auch ohne Reichstag zu Stande kommen würde. Wenige Tage darauf hatte sich das Blatt gewendet; Freude war in Trojas Hallen, die Liberalen total geschlagen, höchstens zwei Dutzend würden neben der compacten conservativen Majorität erscheinen, und das officiöse preußische Blatt decretirte, der Verfassungsentwurf ist ein noli me tangere, er muß en bloc angenommen werden.

Wohl fehlen im Reichstag viele Liberale von hervorragendem Namen, auch

Digitized by Google

sind die Reihen der Conservativen ansehnlich vermehrt, aber zum Erstaunen der hoffnungsvollen Feudalen traten neue Männer, deren man nicht gewiß war oder die man gar zu der conservativen Partei gerechnet hatte, in die Lücken ein: die Parteien halten sich die Wage! Wie weit, läßt sich noch nicht entscheiden, für das Mehr oder Minder des Einflusses giebt auch die Präsidentenwahl noch keinen Maßstab, aber sie läßt erkennen, daß die liberale Partei in der Lage ist, entscheidenden Einfluß auf die Arbeiten des Reichstags auszuüben. Die Wahl ist durch Compromisse ermöglicht; für Simson: Linke, Nationale, Altliberale, eine Anzahl Wilde, zuletzt einige Stimmen der freien conservativen Vereinigung; für Herzog v. Ujest: Altliberale und Conservative; für Bennigsen alle liberalen Fractionen und einige Particularisten. Es ist doch ein eigenes, und wenn man will, poetisches Schicksal, daß derselbe Präsident, der im Jahr 1849 seinen Namen unter die deutsche Reichsverfassung setzte, im Jahr 1867 wieder als Präsident einen constituirenden Reichstag inaugurirt. Und es war wohl nicht Hr. Simson allein, welcher das Bedeutungsvolle dieses Zusammentreffens tief empfand. —

Die Fractionen des Reichstags sind in der Hauptsache gebildet, noch ändert sich täglich die Zahl ihrer Mitglieder durch Eintritt Nachgewählter und durch das Wegbleiben Unsicherer. Auch die Ziffern, welche weiter unten angegeben werden, sind nur vorübergehend richtig; indeß gewähren sie doch einen Anhalt. Sorglich war man in den Fractionen und außerhalb bemüht, die Parteibildung des Reichstags zu fassen als hervorgegangen aus dem Bedürfniß des Tages, nicht die alten Parteien des Landtags sollten wieder aufleben, die Verbindung Gleichgesinnter mußte frei sein und nur hervorgehen aus der Stellung, welche der Einzelne zu der großen Vorlage der Regierung einnehme. Das war leicht gesagt und wohl aufrichtig gemeint. In Wahrheit aber steht die Sache ganz anders. Es sind doch die Parteien des preußischen Landtags mit wenig verändertem Antlitz, welche den Reichstag bilden, allerdings sind neue Talente und einige neue Coterien mehr darin, aber die preußische Fraction und die alten persönlichen Freundschaften der Preußen bilden die breite Grundlage der Vereinigungen des Reichstags. Daß die persönliche Verbindung mit guten Freunden, oder wohl gar die Nachbarschaft des zufällig gewählten Platzes zuweilen einen maßgebenden Einfluß auf die Parteistellung des Einzelnen ausüben, ist bei ehrlichen Deutschen selbstverständlich.

Eine kurze Uebersicht der Fractionen beginnen wir mit den Liberalen.

1) Die Linke enthält die Führer und Traditionen der Fortschrittspartei und Fraction Bockum-Dolffs aus dem preußischen Landtag. Sie ist durch Ungunst der Wahlen in ihrer Zifferstärke sehr vermindert, und umschließt (am 4. März) circa 30 Mitglieder, darunter die Preußen: Schulze, Waldeck, v. Bockum-Dolffs, v. Carlowitz, Franz Duncker; die Sachsen: Evans, Riedel, Heubner, Rewitzer, Schaffrath, Wigard; auch Oetker hat sich dem Vernehmen nach angeschlossen, Moritz Wiggers (Berlin); ein Hamburger: Ree. — Die Fraction vereinigt außer denen, welche durch das Band vieljähriger gemeinsamer Thätigkeit verbunden sind, auch die Neuen in sich, welche dem Verfassungsentwurf die volksthümliche Idee einer nationalen Einheit gegenüberzustellen geneigt sind, Anhänger der Reichsverfassung, Gegner der Mainlinie, eifrige Gegner der preußischen Verwaltungspolitik. Es ist möglich, daß diese Fraction, um ihr Princip aufrecht zu halten, Niedersetzung einer Commission zur Ausarbeitung eines neuen Verfassungsentwurfs beantragen wird. Ihr innerer Zusammenhang und ihre Politik im Reichstag werden durch die Compromisse mit ihren großdeutsch gefärbten Mitgliedern erschwert, aber ihre Bedeutung liegt zum Theil grade darin, daß sie ein Heranziehen der Abgeneigten in die neue Zeit vermittelt.

Digitized by Google

2) Die nationale Fraction zählte (am 4. März) 66 Mitglieder, sie hat sich die Herren Bennigsen, Braun, Unruh als Vorstand gesetzt, umschließt Mitglieder der nationalen Fraction des letzten Landtags, wie Unruh, Twesten, Lasker, Michaelis, Hennig, Lette, dazu v. Vaerst, Graf Henkel v. Donnersmark, Graf Dohna, nächstdem die Führer des Nationalvereins, zumal die Hannoveraner: Bennigsen, Miquèl, Grumbrecht; viele Thüringer, wie Fries; Nassauer, wie Braun, Hergenhahn, Freiherr v. Schwarzkoppen. Auch einige Altliberale sind ihr zugetreten, z. B. Delius, Simson, Röpell, und Gf. Schwerin besucht wenigstens ihre Sitzungen, v. Sybel wird in ihr erhofft. Es ist eine große Partei, reich an Arbeitskräften und Namen, ihre Absicht ist, mit gutem Willen und in unbefangener Würdigung der Thatsachen die Vereinbarung des vorgelegten Verfassungsentwurfs zu erstreben, in demselben das Budgetrecht zu wahren.

3) Die altliberale, oder wie sie sich selbst nennt, Centrumspartei. Sie umfaßt circa 16 Mitglieder, darunter die beiden Vincke, M. Duncker, Gruner, Graf Dyhrn, v. Sänger. Ihre Traditionen sind liberal, ihre warmen Neigungen ministeriell.

4) Die freie Vereinigung der Conservativen umfaßt circa 28 Mitglieder, welche zum großen Theil dem schlesischen Adel angehören. Die Herzöge v. Ratibor und Ujest, die Fürsten Pleß und Lichnowsky, die Grafen Bethusy, Renard, Maltzahn, Frankenberg, außerdem die Grafen Hompesch und Nesselrode, mehre gescheidte Landräthe. Dieser Verband ruht auf der richtigen Erkenntniß, daß die conservative Partei liberaler werden müsse, um in dem neuen Leben regierungsfähig zu sein; er wird die Verfassung nicht en bloc annehmen, sondern für Durchberathung stimmen.

5) Die große conservative Partei, zur Zeit circa 60—70 Mitglieder meist des Herrenhauses und der Rechten des Abgeordnetenhauses, dazu die Generäle v. Roon, Moltke, Steinmetz, Falkenstein, hatte dem Vernehmen nach die en bloc Annahme des Verfassungsentwurfs beabsichtigt, sie ist gegenwärtig der sicherste Verbündete der Bundescommissarien.

6) Die Polen, circa 12 Mitglieder.

7) Die Sachsen, circa 14 Mitglieder. (Herr v. Gerber scheint eine selbständige Position einnehmen zu wollen.)

8) Die Schleswig-Holsteiner, 9 Mitglieder (incl. 2 Dänen).

9) Die Hannoveraner, 8 Mitglieder.

Diese Gruppen halten zur Zeit noch landsmannschaftlich zusammen und es ist noch nicht zu entscheiden, wie lange diese Vereinigungen dauern werden, in den Abstimmungen scheinen sie wieder einander balanciren zu wollen, die Polen und Schleswig-Holsteiner haben ihre Richtung nach der linken, die Sachsen und Hannoveraner nach der rechten Seite des Hauses. Die Klerikalen sitzen zur Zeit in verschiedenen Fractionen.

Diese Zusammensetzung des Hauses bietet das interessante Verhältniß, daß die beiden großen Parteien: Liberale und Conservative einander in der Stimmenzahl fast vollständig entsprechen, und den Uebelstand, daß die Entscheidungen durch den Zutritt der kleinen Landsmannschaften herbeigeführt werden können, sie droht mit kleinen Majoritäten und zweifelhaften Resultaten. Ein sicherer Erfolg ist nur durch Einvernehmen der nationalen Partei mit den Conservativen, oder durch Zutritt der frei-conservativen Vereinigung zu den Wünschen der Linken zu erwarten. Es wird vor anderem von der Haltung der Bundescommission abhängen, nach welcher Richtung die Compromisse der Fractionen zu Stande gebracht werden. C. B.

Verantwortlicher Redacteur: **Gustav Freytag.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

Im Verlag des **Bibliographischen Instituts** in **Hildburghausen** erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Neueste **Staaten- und Reise-Karte von Deutschland,** der Schweiz und Oberitalien von L. Ravenstein, Stahlstich in 4 Blättern, 20 Sgr. — Auf Leinwand, in Buchform 1 Rthlr.

Als **Staatenkarte** enthält sie die *neueste politische Eintheilung,* — als **Reisekarte** das vollständigste Netz aller Eisenbahnen, mit sämmtlichen Stationen, sowie aller Postlinien, Dampf- und Segelschiff-Course; auch alle wichtigen Touristen-Wege mit *allen dem Reisenden interessanten Momenten.* — Die **Ortsnamen,** bis zu den wichtigen Dörfern hinabreichend, sind nach Bevölkerungszahl und politischer Qualität classificirt. — Die **Gebirgszeichnung** ist eben so eingehend als klar. —

Lediglich auf *topographischem* Material bearbeitet, ist sie zugleich die *correcteste Karte von Deutschland.*

Im Verlage von **Wiegandt & Grieben** in **Berlin** ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Kleinert, Lic. Dr., **Schiller's religiöse Bedeutung.** 6 Sgr.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Dr. K. Brunnemann,

Geschichte der nordamerikanischen Literatur.

8°. brochirt. — 20 Ngr.

Dieses Werk ist keineswegs eine trockene Aufzählung dessen, was Amerika auf dem Gebiete der Literatur hervorgebracht hat, sondern es entrollt in lebendiger Darstellung vor dem Auge des Lesers ein treues Bild der allmähligen literarischen Entwicklung des grossen Landes jenseits des Oceans, und bietet so auch denen, die sich nicht gerade mit literar-historischen Studien befassen, eine angenehme und zu gleicher Zeit unterhaltende und belehrende Lectüre.

Bei **J. W. Grunow** in **Leipzig** ist soeben complet geworden und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Staat oder **die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit.**

Unentbehrliches populäres Handbuch und Rathgeber für alle Klassen und Berufsstände des deutschen Volkes. 8 Bde. Von Dr. C. H. Th. Huhn. Pr. 12 Thlr. 5¼ Ngr.

Band I. Allgemeine Volkswirthschaftslehre. II. Volkswirthschaftslehre der Urproductionen. III. Volkswirthschaftslehre der Gewerbe und des Handels. IV. Finanzwissenschaft. V. Staatsrecht. VI. Völkerrecht. VII. Politik. VIII. Statistik. Das Werk kann auch nach und nach in Lieferungen à 7½ Ngr. bezogen werden; jeder Band wird auch einzeln abgelassen.

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorräthig:

Erinnerungen an Leopold I., König der Belgier, von **Lucian Herbert.** 1 Thlr. 10 Ngr.

Aus aller Herren Ländern von **Ad. Schirmer.** 3 Bände. 4 Thlr.

Nikolaus und Metternich von **Lucian Herbert.** I. Abtheilung: **Kaiser Alexander und Großfürst Constantin.** 2 Bände. 2⅔ Thlr.

Diese Novitäten der bekannten und beliebten Autoren können dem Lesepublikum bestens empfohlen werden.

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien und ist in allen Leihbibliotheken vorräthig und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Louise Ernesti:

(Malvine von Humbracht)

Waldemar Bookhouse.

2 Bde. 2 Thlr.

Bilder und Skizzen.

2 Bde. 2 Thlr.

Die Tochter des Spielers.

3 Bde. 3 Thlr.

Unverhofft kommt oft.

1 Thlr.

Digitized by Google

Arnold Hilberg's Verlag in Wien.

Deutsch-österreichische Revue.

Monatschrift

für die gesammten politischen und scientifischen Strebungen der Gegenwart.

Organ der deutschen Partei in Oesterreich.

Abonnementspreis: Ganzjährig . . . ö. W. fl. 9. — oder 6 Thlr.
Halbjährig . . . „ „ fl. 4. 50 „ 3 „

Diese Zeitschrift entstand auf Anregung der Führer der deutschen Autonomisten, der Herren von Kaiserfeld und Rechbauer. In ihrem Sinne wird sie die Interessen Oesterreichs, vor allem die des deutschen Geistes und die der deutschen Cultur in demselben vertreten. Sie ist unentbehrlich für alle, die sich über diese Interessen tiefer und eingehender, als dies durch Tagblätter möglich, unterrichten wollen; unentbehrlich für alle Oesterreicher, die in welcher Stellung immer als Vertreter dieser Interessen berufen sind; unentbehrlich für die Deutschen außerhalb Oesterreichs, die über die politische und Culturbewegung in ihrem Schwesterlande genauere Mittheilungen erhalten wollen. Literarisch mitwirkend stehen uns zur Seite die Herren:

Anton Graf von Auersperg (Anastasius Grün), Prof. Dr. A. Brinz (Tübingen), Prof. Dr. Eduard Herbst (Prag), Prof. Dr. Lorenz Stein (Wien), Prof. Dr. Julius Glaser (Wien), Prof. Dr. Hermann Bischof (Graz), Prof. Fr. von Schuler-Libloy (Hermannstadt), Prof. Dr. F. Th. Vischer (Tübingen), Prof. Dr. W. von Giesebrecht (München), Prof. Dr. Carl Fricker (Tübingen), Prof. Dr. Schäffle (Tübingen), Hofrath Prof. Dr. J. Held (Würzburg), Prof. Dr. Franz Hoffmann (Würzburg), Prof. Dr. Heinrich Kurz (Aarau), Ad. Baumgartner (Klagenfurt), Dr. Aurelio Buddeus (Frankfurt a. M.), J. L. Canaval (Klagenfurt), B. v. Carneri (Wildhaus), Dr. W. Dreßler (Prag), O. B. Friedmann (Wien), A. Gironcoli (Klagenfurt), Dr. J. B. Grohmann (Leitmeritz), Prof. Dr. Robert Hamerling (Graz), Dr. Friedrich Harder (Genf), Leo Hörzberg-Fränkel (Brody), Dr. J. J. Honegger (Zürich), Dr. W. Luftkandl (Wien), Prof. Dr. v. Lützow (Wien), Prof. Dr. Adolf Pichler (Innsbruck), Prof. Dr. L. Pfaff (Hermannstadt), J. Prettner (Klagenfurt), Dr. H. Rentzsch (Dresden), Dr. Karl Richter (Wien), C. Schelle (Wien), Prof. Chr. Schneller (Roveredo), F. Stehlik (Wien), Karl von Thaler (Wien), Prof. J. Wolf (Eger) u. m. A.

☛ Ausführliche Prospekte durch alle Buchhandlungen zu erhalten. Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber

Zahnbildung und Zahnpflege

mit besonderer Berücksichtigung

der Kinderzähne.

Vortrag

gehalten in dem Verein für Familien- und Volkserziehung zu Berlin von

W. Suersen.

8. Preis: 8 Sgr.

Verlag von Aug. Hirschwald in Berlin.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Julian Schmidt, | **Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod.** 5. Aufl. I. II. Bd. 5 Thlr. 25 Ngr.

Das rühmlichst bekannte Werk ist in dieser neuen Auflage wiederum ganz durchgearbeitet und mit zahlreichen neuen Forschungen versehen. Es schließt sich unmittelbar des Verfassers „**Geschichte des geistigen Lebens von Leibniz bis auf Lessing's Tod**" an. Der 3. Band des Werkes wird schnell nachfolgen.

☛ **Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.**

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXVI. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 12.

Ausgegeben am 15. März 1867.

Inhalt:

Das allgemeine und geheime Stimmrecht vor dem Reichstage. Seite 445
Ein politischer Prophet des fünfzehnten Jahrhunderts. (Von G. Th. Stichling.) 456
Bei Cornelius Tode 472
Ein Wort an Herrn Dr. Roth, Bürgermeister in Trautenau . . 475
Kleine Chronik vom Reichstage. 3. Die Generaldebatte des Reichstags über den Verfassungsentwurf des norddeutschen Bundes . . . 477

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das allgemeine und geheime Stimmrecht vor dem Reichstage.

Vor den Wahlen zum Reichstag, also vor dem 12. Februar 1867, war das allgemeine und geheime Stimmrecht — oder wie man es in England kurzweg nennt: das Ballot — für uns alle eine Sphinx, die uns unlösbare Räthsel aufgab. Jede Partei betrachtete dasselbe mit Gefühlen, gemischt aus Furcht und aus Hoffnung, und, gestehen wir es offen, wir sind seitdem trotz der Erweiterung unserer Erfahrungen und Wahrnehmungen in der Erkenntniß der Gesetze, nach welchen sich das Suffrage universel, angewandt auf die deutsche Nation, und insbesondere auf die Bevölkerung des norddeutschen Bundes bewegt hat und in Zukunft bewegen wird, immer noch nicht sehr weit vorgeschritten. Es hat sich in Sachsen und Schleswig-Holstein den Particularisten günstig erwiesen, in Hessen und Nassau den Unitariern, in Hannover hat es zwischen beiden halbirt. In Altpreußen begünstigte es die Conservativen, in Neupreußen die Liberalen. In Posen die preußisch-deutsche, in Rheinland und Westfalen die unpreußisch-klerikale Partei. So durchläuft es die ganze Windrose des Compasses und zeigt an jeder Stelle ein anderes Gesicht. Darauf wird man erwidern: ganz natürlich, denn in jedem Lande, in jeder Provinz, in jedem Bezirke und in jedem Wahlkreis sind die Parteien anders beziffert und gruppirt, und nach Maßgabe dieser Voraussetzungen, welche sich an jedem Orte anders gestalten, muß auch das Wahlergebniß verschieden ausfallen. Das mag wahr sein, allein das einzig entscheidende Moment ist es doch nicht. Es wird dadurch nicht erläutert, wie es kommt, daß derselbe preußische Wahlbezirk, der noch vor Kurzem zwei der entschiedensten Fortschrittsleute in das Abgeordnetenhaus der preußischen Monarchie wählte, auf einmal in den Reichstag des norddeutschen Bundes einen Conservativen vom reinsten Wasser schickt. Ist die Stimmung so gänzlich umgeschlagen? Wir zweifeln sehr daran. Die Landtagswahlen, welche wahrscheinlich Ende 1867 stattfinden, werden uns darüber belehren. Oder sind die unteren Classen, deren Stimmen bei dem Ballot gleiches Gewicht haben

Digitized by Google

als die der oberen, specifisch conservativ? Auch das wird uns schwer zu glauben. Ohne die übrigen Factoren, — wie die Fehler jener Tactik, welche ein Theil der liberalen Partei, ohne von dem andern Theil laut und vernehmlich desavouirt zu werden, in dem Abgeordnetenhaus begangen hat und für die man nun alles, was den Namen „Fortschritt" trägt oder trug, verantwortlich macht; die Aureole, die das Haupt des Siegers umgiebt; die Besorgniß das, was das treue und tapfere Volk auf dem Schlachtfeld errungen, auf der parlamentarischen Arena durch factiöse Vertreter und frondirende Parteien wieder verscherzt zu sehen; die wirksame Propaganda, welche die jungen Soldaten namentlich in den ländlichen Districten machten, — ohne alle diese und andere Factoren negiren oder außer Rechnung lassen zu wollen, möchten wir doch darauf aufmerksam machen, daß ein sehr wichtiges Moment für das Ergebniß der Wahlen, nach einer ganz neuen Wahlart und grade nach dieser Wahlart, in der Art und in dem Umfange der Thätigkeit der Parteien zu suchen ist.

Abgesehen von Zeiten höchster politischer Erregung und Spannung, kann man unseres Erachtens den Satz aufstellen: Es ist niemals irgendeine Partei an und für sich in der absoluten Majorität. Man wird uns sagen: „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus;" — und doch möchten wir dabei beharren. Jede ausgeprägte, specifische Partei befindet sich regelmäßig, wenigstens hier in Deutschland, an sich in der Minorität; und wenn irgendjemand in der vorhandenen Masse der Bevölkerung eines gegebenen Bezirks die Majorität, die absolute Majorität besitzt, so ist es nur die Indolenz und der Indifferentismus, welche sich der Gesetzgebung des weisen Solon von Athen, daß in der Zeit einer politischen Krisis kein Bürger neutral bleiben dürfe, sondern verpflichtet sei, sich der einen oder der andern Partei anzuschließen, niemals unterworfen haben. — Die Aufgabe jeder politischen Partei ist nun, von diesem herrenlosen Gebiet des Indifferentismus so rasch und so viel als möglich zu occupiren; und wer hierin die beste Strategie und Tactik entwickelt, der siegt in der Wahl. Daß sich Strategie und Tactik dem Wahlmodus anpassen müssen, um von dem Erfolge gekrönt zu sein, ist klar. Das Kriegstheater bedingt die Art der Kriegführung. Ein junger Mann, der mit bestem Eifer und Erfolg seine Reitunterrichtsstunden abgehalten und in der Reitbahn schon recht schön Schule geritten hat, wird doch vielleicht große Mühe haben, sich an Bord des Pferdes zu halten, wenn er zum ersten Male auf einem fremden Roß in die weite, weite Welt reitet. Die Künste der Reitbahn allein reichen da nicht aus.

Das Drei-Classen-Wahlsystem beruhte auf Abgrenzung, Beschränkung und einer gelinden Art der Bevormundung der Menge durch die Aristokratie der Wahlmänner. Vielleicht ist der Ausdruck „Bevormundung" zu stark; aber wir können im Augenblick keinen besseren finden. Gewiß aber ist, daß kleine, ab

Digitized by Google

gegrenzte, auf localer Präponderanz irgendeines socialen Elementes beruhende Wahlkörper von einer Partei, die durch den Lauf der Dinge obenauf gekommen, oder, sei es durch Glück, sei es durch Geschick, sonstwie in den Vordergrund geschoben worden ist, weit leichter zu beherrschen sind als große, schrankenlos fluctuirende Wählerschaften. Als Herr v. Hassenpflug es in Kurhessen recht klug zu machen vermeinte und die Wahlkörper auf Gemeindebeamte und einige sonstige Notabilitäten beschränkte, grub er sich selber sein Grab. Denn diese Beschränkung war es, welche der Verfassungspartei die Möglichkeit gewährte, zwei Lustren lang einen Kampf von solcher Hartnäckigkeit in Angriff und Vertheidigung gegen ihn zu führen.

Die liberalen Parteien in Preußen scheinen vergessen zu haben, welch ein himmelweiter Unterschied zwischen dem beschränkten Drei-Classen-Wahlsystem und dem unbeschränkten geheimen Stimmrecht ist. Letzteres kennt weder Wahlmänner, noch öffentliche Abstimmung. Die Wahlmänner aber waren in Preußen seit wiederholten Wahlen in jedem Wahlkreise so ziemlich dieselben geblieben; und diese in Permanenz gesetzten Wahlmänner-Patricier hatten eine vortreffliche politische Parteischule hinter sich. Sie spielten das Instrument der Dreiclassenwahl, aber auch nur dieses, mit Virtuosität. Sie wußten die öffentliche Abstimmung zu organisiren und zu überwachen. Sie wußten, wie man Wahlmann wird. Und wenn sie Wahlmann waren, dann wußten sie, was sie zu thun hatten. Sie erhielten ihre Parole durch die Tagespresse und durch Flugblätter. Diese Wahlen ließen sich von einem Centralpunkt aus durch das geschriebene oder gedruckte Wort regieren. Sie bedurften kaum der vox humana. Allein es war ein verhängnißvoller Irrthum der liberalen Partei, wenn sie auch für das directe allgemeine Ballot auf diese jahrelang im Dreiclassensystem bewährte Institution bauten, wenn sie glaubten, auch für das Suffrage universel genüge ein Centralcomité in Berlin mit Flugblättern. Bei dem Ballot verloren die Wahlmänner ihr bisheriges Prestige. Das Instrument, welches sie zu spielen hatten, war ein neues und sie verstanden nur das alte, mit den wohlbekannten drei Saiten bespannte. Die Wahlvorbereitungen des allgemeinen Stimmrechts, welche von der liberalen Partei auf das Forum, auf das weiteste Gebiet der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit hätten geschleppt oder wenigstens geschoben werden müssen, zogen sich in Ermangelung einer solchen großartigen Agitation liberalen Stils zurück in den Schatten kühler Denkungsart und unter die Fittige weltlicher und geistlicher Obrigkeit, in die Schul- und Rathhausstuben, in die Bureaus der Landräthe und Amtmänner. Nicht die vormaligen Wahlmänner, deren bevorzugte Stellung hin und wieder auch den Neid der finsteren Mächte ein wenig geweckt haben mochte, übten den Einfluß, sondern die Pastoren und Schullehrer, die Landräthe, die Bürgermeister, die Amtmänner, die Gutsobrigkeiten, die Rentmeister, die Polizeiverwalter, die Districtscommissäre,

Digitized by Google

die Gensdarmen u. s. w. Dieser von vornherein gegebenen und fertig dastehenden Organisation der Conservativen gegenüber, welche in jeder Stadt, in jedem Dorfe, auf jedem Gute ihre geborenen und gleichsam providentiellen Agenten hatte, besaß die liberale Partei absolut nichts entsprechendes. Denn das Werkzeug der Wahlmänner war außer Function gesetzt und es paßte auch nicht zu der gestellten Aufgabe der massenhaften, raschen und sicheren Occupation des dem Indifferentismus zugehörigen Theiles der Wählerschaft, namentlich auf dem flachen Lande bei spärlicher Bevölkerung, wo die menschlichen Wohnsitze so weit auseinanderliegen, und die Verkehrsmittel, welche sie verbinden sollen, noch so viel zu wünschen übrig lassen. Auch die Flugblätter, die man von Berlin aus emittirte und von welchen man sich, da sie in der That zum großen Theile vortrefflich abgefaßt waren, die größte Wirkung versprach, konnten hier nicht recht in Circulation kommen; und wo dies dennoch der Fall war, da wurde die Wirksamkeit ihres Inhalts paralysirt durch das gesprochene Wort, das von Mund zu Mund und von Herz zu Herzen ging und hin und wieder unterstützt wurde durch einen bis an die äußerste Grenze der gesetzlichen Schranken, mitunter aber — so behauptet man — auch über diese Grenze hinaus ausgedehnten Gebrauch der öffentlichen Autorität. Wenn der Landrath des crossener Kreises, der zugleich auch Wahlvorstand war, unter Berufung auf die Pflicht der „Treue gegen den König" zur Wahl des Generals v. Steinmetz auffordert, dessen Gegner für Feinde des Königs erklärt, welche das Volk mit „Redensarten von Freiheit, Volksrechten u. dgl. bethören" und am Ende seines Circulars wörtlich sagt: „Diese Verfügung ist den Gemeinden vorzulesen, und haben die Herren Gensdarmen dies zu controliren und mir bei Nichtbefolgung Bericht zu erstatten", so liegt es doch sehr nahe, oder vielmehr es ist beinahe unvermeidlich, daß der Bauer, welchem dieses mandatum sine clausula vorgelesen wird und der sich auf schriftgelehrte Wendungen nicht versteht, sich die Sache einfach so zurechtlegt: „Seine Hochwohlgeboren der Herr Landrath befiehlt im Auftrage Seiner Majestät des Königs, daß wir Seine Excellenz den Herrn General v. Steinmetz wählen; der Herr Gensdarm wird genau aufpassen und jeden, der diesen Befehl nicht befolgt, beim Herrn Landrathe zur Anzeige und Strafe bringen." Als der Graf Bethusi-Huc über diese Wahl im Reichstage referirte und mit anerkennenswerther Unparteilichkeit das Verfahren des Landraths charakterisirte und dessen Wahlausschreiben vollständig mittheilte, da glaubten die neupreußischen und die nichtpreußischen Abgeordneten, mitinbegriffen die Particularisten und die Conservativen, die oppositionellen Mitglieder der preußischen Volksvertretung, welche auch im Reichstage sitzen, würden Beanstandung der Wahl beantragen. Sie meinten, diesen den Vortritt überlassen zu müssen. Allein kein Mensch ergriff das Wort, um die Wahl anzufechten. Sie wurde mit einer tadelnden Bemerkung gegen die „Ueberschreitung"

Digitized by Google

des Landrathes genehmigt. Freilich handelte es sich um einen der Heroen des Kriegs von 1866; und es liegt daher vielleicht keine allzu große Gefahr vor, daß in der Huldigung, welche man diesem zollte, ein Verzicht auf die Freiheit der Wahl und eine Billigung etwaigen Mißbrauchs der Amtsgewalt gefunden werde.

Im Uebrigen bewegten sich die in Betreff der Wahlen erhobenen Reclamationen theils auf *nationalem*, theils auf *territorialem* Gebiet. Zu den Fällen der ersteren Art gehören die polnischen und die dänischen Wahlen. In Nordschleswig haben bekanntlich die Dänen zwei Candidaten bei der Wahl durchgesetzt, weil die Deutschen — hie national! — hie augustenburgisch! — unter einander uneinig waren. Gegen die Wahl des einen: Ahlmann von Alsen, waren Proteste eingelaufen; außerdem behauptete der frühere koburgische Staatsrath und augustenburgische Minister Francke, die Dänen hätten Stimmen gekauft, ohne jedoch einzelne Fälle angeben zu können. Die Proteste gründeten sich darauf, daß ein ganzes Dorf oder ein ganzes Gut bei der Wahl übergangen worden sei. Man beanstandete deshalb die Wahl. Gegenüber der außerordentlichen Nachsicht, welche man sonst und namentlich bei den wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt erhobenen Beschwerden an den Tag gelegt hat, erscheint dieser Beschluß ein wenig rigoros. Denn es ist kaum zu begreifen, wie ein ganzes Dorf ausgeschlossen werden konnte, wenn es dieses nicht selbst so wollte. Es konnte sich ja doch bei Zeiten an den preußischen Wahlcommissarius wenden, von dem es sicherlich Abhilfe zu erwarten hatte. Wollte es aber nicht wählen, dann fehlt jeder Grund zur Beanstandung der Wahl. Denn keiner ist zu wählen verpflichtet. Volenti non fit injuria. Die Deutschen in Nordschleswig hätten bei der Wahl ihre querelles allemandes bei Seite setzen sollen, dann hätten sie gesiegt und brauchten nicht nach der verlorenen Schlacht wegen einer Position, die sie zu besetzen vergessen hatten — wegen eines außer Acht gelassenen Dorfes — Beschwerde zu führen.

Außer der dänischen Nation beschäftigte sich der Reichstag bei Gelegenheit der Wahlen auch mit der polnischen. Die Polen erhoben schwere Klagen wegen Beeinflussung der Wahlen durch Mißbrauch der *weltlichen* Gewalt. Sofort wurde ihnen durch den preußischen Ministerpräsidenten die Beschuldigung des Mißbrauchs der *geistlichen* Gewalt entgegengehalten. Leider sind beide Vorwürfe gleich begründet, und in und außerhalb der Mauern scheint gesündigt worden zu sein. Hat ja doch auch am Rhein und in Süddeutschland lange der niedere katholische Klerus gepredigt, preußisch sei protestantisch, und wenn Preußen oben bleibe, würden alle Katholiken gezwungen, den Glauben ihrer Väter abzuschwören. Erst durch den Einmarsch gut katholischer Landwehrleute, „welche ihre heilige Messe mit Andacht hörten und ihr Kreuz schlugen, „wie andere ehrliche Christenmenschen auch", wurde dort die bethörte Menge gewahr, wie irrig

Digitized by Google

man sie belehrt hatte. Die polnischen Beschuldigungen und die deutschen Gegenbeschuldigungen hatten indeß keine praktische Folge. Es wurde keine Wahl beanstandet. Auch wurde der Streit: ob das Land Posen eine „Provinz" sei, wie die Preußen und die Deutschen, oder ein „Großherzogthum", wie die Polen behaupten, dieses Mal noch nicht ausgetragen, wenn auch wieder angeregt. Das waren die nationalen Streitigkeiten.

Nun folgen die territorialen. Sie betrafen das Fürstenthum Lippe-Detmold, das Fürstenthum Ratzeburg und das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin. Von Lippe-Detmold und Mecklenburg hatten die Reichstagsmitglieder wohl alle schon gehört. Dagegen das Fürstenthum Ratzeburg war den meisten eine geographische Novität. Sie hatten von der Existenz dieses „Reichs" keine Ahnung gehabt; und doch existirt es und kämpft um sein Recht und seine Existenz einen nicht unrühmlichen Kampf gegen die strelitzer Regierung; und damit verhält es sich also:

Nicht allein in dem Deutschland *vor* 1866 und in dem Oestreich *nach* 1866, sondern auch in dem Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz, obgleich dasselbe noch nicht einmal 100.000 Seelen zählt, also nicht so viel wie eine große Provinzialstadt, herrscht der Dualismus, oder — richtig ausgedrückt — sogar die Personalunion. Das Land besteht nämlich aus zweien Theilen, welche auch räumlich durch das dazwischengeschobene Mecklenburg-Schwerin getrennt werden. Oestlich von letzterem liegt die Herrschaft Stargard mit Strelitz, westlich oder vielmehr nordwestlich davon das ehemalige Bisthum und jetzige Fürstenthum Ratzeburg. Die Herrschaft Stargard hat die bekannte feudalständische Verfassung mit dem übrigen Mecklenburg gemein. Das Fürstenthum Ratzeburg, welches nur 17.000 Einwohner zählt, hat keinen Theil daran. Früher wurde es von einem Bischof regiert, als dessen Stände die Domcapitularen fungirten. Später fiel es an die strelitzer Linie; und diese regiert es noch, ohne Stände. Denn zu einer Ständeversammlung bedarf es nach mecklenburgischen Begriffen mindestens einiger Dutzend Ritter, und da in dem Lande Ratzeburg sich nur drei ritterschaftliche Güter vorfinden — sie heißen Horst, Dodow und Torriesdorf; möge die Nachwelt Notiz davon nehmen! — so versteht es sich — natürlich immer nur nach officiell mecklenburgischer Weltanschauung — ganz von selbst, daß dieses Ländchen keine Volksvertretung haben kann und darf, sondern absolut regiert werden muß. Es zählt zwar anderthalb Städte, nämlich eine ganze, welche Schönberg heißt, und eine halbe, Ratzeburg, durch deren Mitte die Landesgrenze zieht, die das eine Stück an Mecklenburg und das andere an Lauenburg theilt, und eine sehr tüchtige Bauernschaft, welche niemals leibeigen oder hörig war, in Erinnerung dessen heute noch die jungen Bauern am Traualtar zur Beurkundung ihrer von Alters her gewahrten persönlichen Freiheit ein Schwert an ihrer Linken zu tragen pflegen. Allein trotz dieser persönlichen Freiheit sind

Digitized by Google

die Bauern nicht Eigenthümer des Bodens, welchen sie bauen, sondern nur Erbpächter. Alles Land gehört gegenwärtig dem Großherzog, wie ehedem dem Kirchenfürsten. Da das landesherrliche Regiment hinsichtlich der Herrschaft Stargard durch ständische Gerechtsame beschränkt ist, in dem Fürstenthum Ratzeburg aber nicht; da also Stargard im Stande ist, sich zu wehren, Ratzeburg aber nicht, so ist es natürlich, daß Stargard auf Ratzeburg abwälzt, und Ratzeburg dabei mitunter zu kurz kommt. Hierdurch nun ist das ratzebürgerliche Rechts- und Selbständigkeitsgefühl geweckt und gereizt worden. Es steift sich auf seine Sonderexistenz, seine Personalunion, sein Selbstbestimmungsrecht. Es verlangte früher unter Berufung auf den Artikel 13 der weiland Bundesacte für sich eine Volksvertretung und hofft nun, daß ihm endlich unter dem neuen Bund zu Theil werde, was ihm der alte nicht gewähren konnte oder wollte. In der That hat es auch allen Grund, sich zu wehren. Denn es ist bei der Erbauung der mecklenburgischen Staatsbahnen übel gefahren, zu welchen es bezahlen mußte, ohne den geringsten Vortheil davon zu haben; und man wollte es sogar durch eine Zollgrenze von dem natürlichen Centralpunkte seines Verkehrs, von der Hansastadt Lübeck, abschneiden. Gegen diese Ausdehnung des 1863 neu beschlossenen mecklenburgischen Grenzzolles auch auf das Fürstenthum Ratzeburg haben sich indeß die wackeren Bewohner dieses unbekannten Reichs, unter Führung des geschickten Advocaten Kindler in Schönberg, dem das öffentliche Vertrauen gleichsam das Amt eines Vice- oder gar Contregroßherzogs übertragen hat, so kräftig gewehrt, daß Mecklenburg seinen Plan aufgeben mußte und dem Lande die Handelsfreiheit erhalten blieb. So viel zur Orientirung über diesen wunderlichen Mikrokosmus in unseren Nordmarken.

Als es nun an die Parlamentswahlen ging, publicirten die Großherzoge von Mecklenburg ein Gesetz, worin es hieß: „Jeder Mecklenburger, welcher fünfundzwanzig Jahre alt und unbescholten ist, hat das Recht zu wählen" u. s. w. Die Ratzeburger witterten hierin sofort eine Schlinge schlimmster Art. Sie calculirten: Wir sind Ratze- und nicht Mecklenburger; wenn das Wahlgesetz auch für uns gelten sollte, so müßte darin stehen: „Jeder Ratze- und Mecklenburger". Da es aber blos heißt „Mecklenburger" und nicht auch „Ratzeburger", so liegt die dringende Gefahr vor, daß die Ratzeburger, wenn sie dennoch wählen, sich dadurch als Mecklenburger bekennen und dadurch alle ihre Rechte, Freiheiten und Privilegien, soweit sie deren etwa haben sollten — omnia, si quae sint, jura — verscherzen und ihrer Sonderexistenz, ihrer Personalunion, ihres Selbstbestimmungsrechts und ihres Anspruchs auf constitutionelle Repräsentation der ratzeburger Nation verlustig gehen. In Erwägung dessen erging der Beschluß: Wir wählen nicht zum Parlament. Und jedermänniglich befolgte ihn. Vergebens reiste der Wahlvorstand von Ort zu Ort. In dem Gasthaus, wo die Wahl vorgenommen werden sollte, fand er keine Wähler, sondern nur den

Digitized by Google

Wirth. Er fragte diesen, ob er etwa gesonnen sei, jemanden in das Parlament zu wählen, was der Hotelbesitzer kühl bis ans Herz hinan verneinte. Darauf nahm der Wahlvorstand ein Protokoll auf, in welchem er die einstimmige Abwesenheit sämmtlicher Wähler constatirte, die Antwort des Gastwirths registrirte und nicht unterließ beizufügen, daß auch er, der endesunterfertigte Wahlvorsteher, sich nicht bemüßigt finde, zu wählen. An dem nächsten Ort wiederholte sich dasselbe Schauspiel, und so ging die Wahlenthaltung durch die gesammten ratzeburgischen Lande. Auch an den Reichstag wandten sich die Ratzeburger mit einem Protest. Sie versicherten, sie seien gut deutsch, könnten aber nur als Ratze- und nicht als Mecklenburger wählen, und bäten im Uebrigen ihnen zu ihrem Rechte zu verhelfen. Letzteres konnte der Reichstag im Augenblick leider noch nicht; es wurden ihnen indeß einige Worte gemüthlicher Theilnahme gewidmet. Die Wahl wurde genehmigt in Anbetracht, daß die Ratzeburger, auch wenn sie gewählt hätten, wegen ihrer geringen Zahl keinen Ausschlag gegeben haben würden.

Das war die Procedur Ratze- versus Mecklenburg. Der zweite territoriale Proceß war: Stadt Berlin contra Mecklenburg-Schwerin. Die Verhandlungen sind aus den Zeitungen bekannt. Das Land Mecklenburg verlor. Die Stadt Berlin gewann. Die Gesetzgeber Mecklenburgs hatten aus Gründen, welche für einen beschränkten Unterthanenverstand nicht auffindbar sind, es für dringend nothwendig gehalten, in ihr Wahlgesetz zu schreiben, daß eine verbüßte Zuchthausstrafe wegen politischer Verbrechen von der Wählbarkeit ausschließe, während in dem preußischen Wahlgesetze das Gegentheil steht, ohne daß dadurch bis dato die preußische Monarchie irgendeine Schädigung an Ansehen und Würde erlitten hätte. Es war natürlich nur reiner Zufall, daß die von den Gesetzgebern Mecklenburgs beliebte Ausschließung nur auf eine einzige Person zutraf und daß dieser Mann der mecklenburgischen Regierung eine persona ingratissima war, nämlich Moritz Wiggers, bekannt durch seine politische Laufbahn und durch eine Reihe guter volkswirthschaftlicher und finanzwissenschaftlicher Bücher. Moritz Wiggers, der Präsident des constitutionellen Landtags von 1848, hatte, nachdem die constitutionelle Verfassung abgeschafft und die feudalständische wieder eingeführt war, zufällig das Unglück, in Gemeinschaft mit seinen Freunden „wegen Theilnahme an einem entfernten Versuche des Hochverraths“ in Untersuchung gezogen, verhaftet, etwa vier Jahre in Untersuchungshaft gehalten und schließlich zu drei Jahren Zuchthaus verurtheilt zu werden. Alle anderen wurden begnadigt. Wiggers allein wurde ins Zuchthaus gesteckt. Später wurde ihm sogar noch, in Widerspruch mit dem juristischen Grundsatze, daß man nicht eine und dieselbe Handlung doppelt mit Strafe belegen dürfe — ne bis in idem —, die Anwaltspraxis untersagt, weil Zuchthausstrafe entehre, und zwar „nach einem in Mecklenburg in der Bildung begriffenen Gewohnheitsrecht“

Digitized by Google

(was würde wohl die rechtsgelehrte Welt dazu sagen, wenn man jemanden verurtheilen wollte „auf den Grund eines noch in Bearbeitung begriffenen Strafgesetzentwurfes?“). Endlich schloß ihn das Wahlgesetz von der Wählbarkeit aus; und wer möchte danach noch zweifeln, daß das alles natürlich rein zufällig und ohne alles geflissentliche Zuthun der mecklenburgischen Regierung so gekommen? Da nun die preußische Haupt- und Residenzstadt Berlin Wiggers in den Reichstag gewählt hatte, so kam ein juristischer Professor — auf was verfallen nicht Juristen und Professoren? — auf den Einfall, die berliner Wahl müsse nach dem mecklenburger Gesetze beurtheilt und deshalb Wiggers aus dem Reichstage „entfernigt werden“, — wie sich in diesem Falle Fritz Reuters Entspeckter Bräsig ausgedrückt haben würde. Allein der Reichstag, seine ersten juristischen Capacitäten an der Spitze, war anderer Meinung. Er erklärte die Wahl für giltig. Auch der ritterliche Prinz Friedrich Karl, der Herzog von Ujest und der sonstige hohe Adel Preußens stimmten dafür. Die preußischen Minister, welche Reichstagsabgeordnete sind, fehlten. Wahrscheinlich *wollten* sie nicht *gegen* und *konnten* doch nicht *für* Mecklenburg stimmen. — An und für sich freilich involvirte die von dem Reichstage über die von dem Professor Dr. Glaser angeregte Controverse getroffene Entscheidung noch keine Verurtheilung der mecklenburgischen Regierung. Das Verdienst, sie wider Willen zu einer solchen beinahe gemacht zu haben, gebührt dem Bundescommissarius für das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, Herrn Dr. Wetzel, welcher mit rapider Geschwindigkeit die Laufbahn von einem marburger Privatdocenten bis zu einem großherzoglichen geheimen Staatsrathe zurückgelegt hat und als das brauchbarste Mitglied der mecklenburgischen Regierung gilt. Während die Versammlung discutirte, ob das mecklenburger Gesetz auf die berliner Wahl anwendbar sei, was die Herren v. Bincke (Hagen) und Wagener (Neustettin) bejaheten, jedoch nicht ohne für die Person des Herrn Wiggers Gefühle der Achtung und Sympathie kundzugeben, schien Dr. Wetzel den Stand der Frage so aufgefaßt zu haben, als wenn die mecklenburgische Regierung angeklagt werde, aus Haß gegen einen einzelnen Mann ein Gesetz gemacht zu haben, im Widerspruch mit einer bekannten Regel, die schon in den zwölf Tafeln steht („in homines privos leges ferri noluerunt“). Wenigstens vertheidigte er in einer an das „Qui s'excuse, s'accuse“ erinnernden mehr als halbstündigen Rede die mecklenburgische Regierung gegen eine solche Beschuldigung. Er soll zu dieser Rede einen speciellen Auftrag seines hohen Gouvernements gehabt, schon vor sechs Wochen die Acten eingezogen und seitdem daran gearbeitet haben. Letzteres versichern wohl unterrichtete Männer, sonst würden wir es nicht glauben; denn an der Rede selbst waren Spuren des Grundsatzes: „Nonum prematur in annum“ auch für den schärfsten Beobachter nicht sichtbar. Als decoratives Element dagegen diente der Rede ein persönlicher Ausfall gegen die „Gebrüder Wiggers“, welchen der rechts-

Digitized by Google

gelehrte Staatsmann vorwarf, sie hätten Anno neunundvierzig bei Erlassung eines Gesetzes mitgewirkt, worin etwas Aehnliches stehe, woraus denn der Herr Staatsrath folgern zu wollen schien, daß nun deshalb „die Gebrüder Wiggers“ überall, wo sie sich befänden, auch in Berlin, von allen defecten Vorschriften betroffen werden müßten, die in älterer und neuerer Zeit in dem Codex der Obotriten und Wenden publicirt worden seien und gleichsam eine solidarische Haftbarkeit und Gutsprache für alle darin enthaltene Sünden wider den heiligen Geist des Rechtes übernommen und dafür mit Gut und Blut aufzukommen hätten. Das war denn doch selbst dem edlen Dulder Julius Wiggers (Professor der Theologie in Rostock, bekannt durch seine theologischen, kirchengeschichtlichen und staatswissenschaftlichen Werke, in Rostock selbst in den Reichstag gewählt) zu stark. Er parirte in einer „persönlichen Bemerkung“ diesen, was ihn anlangt, rein vom Zaum gerissenen und obendrein thatsächlich unwahren Angriff mit ein paar wuchtigen Hieben; und so wurde denn die Abstimmung aus einer bloßen Genehmigung der Wahl zu einer Niederlage des in Mecklenburg herrschenden Systems.

Die dritte kleinstaatliche Wahlaffaire war die des hochgebietenden Staats- und Cabinetsministers des Fürstenthums Lippe-Detmold Herrn v. Oheimb, gewählt in dem Fürstenthum Lippe, oder um seine selbsteigenen Worte zu gebrauchen: „in *seinem* Lande“. Eine große Anzahl Wähler hatte gegen die Wahl reclamirt und erhebliche Gründe angeführt; die niederen Beamten sollen im Auftrag der höheren ihre amtliche Autorität mißbraucht haben, um Stimmen zu erkaufen, zu erschleichen oder zu erzwingen zu Gunsten ihres Chefs, des Herrn Oheimb; in einem Wahlbezirke wurde die Abstimmung, welche nach dem Gesetze eine geheime sein soll, in eine offene verwandelt, in der Art, daß der Wahlvorstand die geschlossenen Zettel sofort nach Empfang auseinanderfaltete und sortirte — die für Oheimb zur Rechten und die für Hausmann, den Gegencandidaten zur Linken, wobei natürlich die Schafe zur Rechten über die Böcke zur Linken siegten, u. dgl. m. Man fand jedoch in alledem keinen Grund zur Beanstandung. „Wenn man auch,“ so hieß es, „Herrn v. Oheimb diese 826 Stimmen abziehe, behalte er doch noch genug zur absoluten Majorität.“ Ja, aber wie dann, wenn man sie — und das muß man — nicht allein Herrn Oheimb ab-, sondern auch seinem Gegencandidaten zuzählt, dann behält ersterer keine absolute Majorität. „Selbst wenn,“ so hieß es weiter, „die Ueberschreitungen der Beamten nachgewiesen werden könnten, so wären das alles doch nur Versuche; denn es liege in dem Charakter der geheimen Abstimmung, daß der Causalnexus nicht zu ermitteln, und daß nie ein exacter Beweis darüber zu führen sei, ob und welchen Erfolg die angewandten Mittel des Betrugs, der List, der Gewalt und der Bedrohung gehabt hätten.“ Wir erlauben uns kein Urtheil darüber, ob die Entscheidung des Reichstags, welcher mit sehr

Digitized by Google

großer Majorität die Wahl des Herrn v. Oheimb genehmigte, richtig ist oder nicht. Dagegen halten wir den von dem Referenten abgegebenen und leider von niemandem bestrittenen Wahrspruch, daß bei geheimer Abstimmung Wahlbeeinflussung nicht möglich sei, weil man ihre Wirkung nicht beweisen könne, für sehr gefährlich. Er ist geeignet, in Deutschland ein dem französischen Suffrage-universel-System analoges Verfahren herbeizuführen, was auf das äußerste zu beklagen wäre. Denn es demoralisirt das Volk und schwächt die Kraft der Centralgewalt, der die kleinen Regierungen, welche in ihren Ländchen, wenn man ihnen die Wahlbeeinflussung ganz frei giebt, gradezu können wählen lassen, wen sie wollen, lauter eingefleischte Particularisten schicken werden. Der Satz, daß die geheime Abstimmung die Wahlbeeinflussung ausschließe, beruht auf der Voraussetzung, daß das Votum uncontrolirbar sei. Diese Voraussetzung ist grundfalsch. Der Wahlvorstand, der die Zettel empfängt, kann sehr wohl controliren, je nachdem der Zettel der einen oder der andern Partei länger oder kürzer, das Papier mehr oder weniger weiß, oder je nachdem es weicher oder glätter anzufühlen ist. Aber auch ohne dieses Mittel stellen sich die negativen Resultate von selbst fest. Wenn z. B. in dem Dorfe N., wie dies in dem oheimbschen Falle behauptet wird, der Wegaufseher X. sämmtlichen dortigen Chausseearbeitern gesagt hat: „Wenn Ihr Oheimb wählt, bekommt Ihr Tagelohn für den Wahltag; — wenn nicht — nicht", und wenn in diesem Dorf von allen abgegebenen Stimmen keine einzige auf Oheimb gefallen ist, so erscheint es als festgestellt, daß keiner der Chausseearbeiter für Oheimb gestimmt hat; er bekäme in diesem Falle keinen Tagelohn, und wenn er das weiß, so ist es nicht schwer zu errathen, was ein armer Mann thun wird, der den Taglohn nicht entbehren kann und sich bei der hohen Obrigkeit nicht mißliebig machen will. Grade weil die Bestechung und die Vergewaltigung, der Mißbrauch der Amtsgewalt und deren Erfolge beim Ballot schwerer nachzuweisen sind, grade deshalb muß man es um so strenger damit nehmen, wenn man nicht riskiren will, daß die Stimme des Volks auf das freventlichste gefälscht wird — jenes Volks, von welchem der conservative Abgeordnete Wagner-Neustettin in der Reichstagssitzung vom 9. März 1866 nach Citirung der französischen Phrase: „Alle brennenden Parteiunterschiede erlöschen in dem großen Meere des allgemeinen Stimmrechts", zu behaupten die Kühnheit hatte, es interessire sich nicht mehr für Politik, sondern nur noch für religiöse und für sociale Fragen — oder, wie er es sehr drastisch ausdrückte, „für Fragen des Herzens und des Magens".

Wenn der Reichstag den bereits jetzt gegen ihn erhobenen Vorwurf, er sei bei der Wahlprüfung nicht mit der erforderlichen Gründlichkeit und Strenge vorgegangen, nicht nur durch Berufung auf die in der Sachlage zu findenden Gründe, welche auf möglichste Beschleunigung der Constituirung losdrängten,

Digitized by Google

abschwächen, sondern durch eine That refutiren will, so muß er bei der auch aus anderen Gründen gebotenen Berathung des Wahlgesetzes dafür sorgen, daß dasselbe Vorschriften erhält, welche dem Mißbrauche der Amtsgewalt zur Beeinflussung und Fälschung der Wahlen energisch entgegenwirken, theils durch Strafandrohung für die Contravenienten, theils durch Verhängung der Cassation über jede Wahl, bei welcher zu Gunsten des Gewählten solche illegale Mittel in einer qualitativen oder quantitativen Ausdehnung angewandt worden sind, welche den Erfolg wahrscheinlich macht. Der Reichstag selbst, als große Jury, mag danach über jeden concreten Fall befinden.

Die liberale Partei aber, soweit sie bei den Reichstagswahlen vom Februar und März 1867 unterlegen ist, möchten wir andrerseits bitten, diese Niederlage nur nicht einzig und allein auf Rechnung der Wahlbeeinflussungen zu setzen, sondern erstens Umschau und Selbstschau zu halten, ob sie nicht etwa in ihrer letzten parlamentarischen Periode strategische, tactische oder technische Fehler begangen habe, welche mitunter mehr schaden, als ein materielles Unrecht, zweitens aber, besser als dies bisher geschehen, das allgemeine gleiche und directe Wahlrecht zu studiren, und durchaus nicht zu glauben, daß man die Massen in ihren zahlreichen localen Centren und ihren zahllosen Unterabtheilungen durch ein Wahlcomité in Berlin und durch Flugschriften leiten könne, welche beide Mittel zwar gut sind, aber ohne persönliches Einwirken, das sich auf jedes Dorf, jeden Hof und jedes Gut zu erstrecken hat, in der Regel erfolglos bleiben.

Ein politischer Prophet des fünfzehnten Jahrhunderts.

Der Sturz der Hohenstaufen bezeichnet in mehr als einer Richtung einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte des deutschen Reichs. Mit Kaiser Friedrich dem Zweiten sank nicht allein der letzte gewaltige Repräsentant jener alten großen Auffassung von dem Berufe des römischen Kaiserthums deutscher Nation zur Führung der ganzen Christenheit, nicht allein die Gedankenwelt hinab, welche die Trägerin der ersten und glanzvollsten Periode des deutschen Mittelalters war; — unter Friedrich dem Zweiten hat sich auch das Auseinandergehen des Einheitsstaates Deutschland in einen zusammengesetzten Staatskörper

Digitized by Google

entschieden und schreitet von nun an unaufgehalten in dieser Richtung fort. Der Kaiser hatte, um während seiner Kämpfe in Italien die deutschen Reichsfürsten willfährig zu erhalten, diesen die entscheidendsten Opfer durch Zugeständniß bleibender Unabhängigkeit von der Kaisergewalt in wichtigen Beziehungen bringen müssen. Die großen Privilegien, die er ihnen in den Jahren 1220, 1223, 1224 und 1231 verlieh, bildeten die Basis der nunmehr stetig sich fortbildenden Landeshoheit der deutschen Reichsfürsten; in dem letzterwähnten Privilegium werden sie zum ersten Male Landesherren (domini terrae suae) genannt. Die auf den Sturz der Hohenstaufen folgende anarchische Zeit konnte selbstverständlich diesem Bildungsgange der Reichsverfassung nur höchst förderlich sein. Am Ausgange dieses Interregnums stand denn nun auch einerseits die beschließende Kraft der Versammlung aller Reichsfürsten, des Reichstags, und andrerseits die feste Spitze dieser Reichsaristokratie, die sich allmälig in der Gestalt des Siebengestirns der Kurfürsten herausgebildet hatte, mit dem Rechte, das Reichsoberhaupt allein zu wählen, unbezweifelt da.

Die erste Wahl, die sie trafen, fiel trefflich aus. Rudolph v. Habsburg hat nicht blos für die Machtvergrößerung und Befestigung seines Hauses gesorgt, er hat unablässig zugleich mit kräftiger Faust die Ordnung im Reiche hergestellt, und selbst da, wo er für sein Haus sorgte, dies stets in den Formen des damaligen Rechts im Reiche, unter Concurrenz der Kurfürsten gethan, die er höchst geschickt für seine Interessen zu gewinnen verstand.

Die Wahl Adolphs v. Nassau war nicht ebenso glücklich. Das Ansehen und die Macht der Kurfürsten aber gewann unter dieser Regierung einen neuen Zuwachs dadurch, daß sie selbst sich zu dem Rechte der Wahl nun auch das Recht der Absetzung des von ihnen gewählten römischen Königs aneigneten und factisch in Vollzug zu setzen wußten. Unter dem an des entsetzten Adolphs Stelle von ihnen erwählten Sohne Rudolphs, dem finsteren und gewaltthätigen Albrecht dem Ersten aber hätte ihr steigendes Ansehen im Reiche leicht wieder einen bedeutenden Abbruch erleiden, in seiner Entwickelung wieder zurückgeworfen werden können, wenn nicht die Mörderhand des Johann Parricida dieses gefährliche Reichsoberhaupt frühzeitig beseitigt hätte.

Der edle Heinrich v. Luxemburg ging, bei aller Energie und Strenge, mit welcher er gegen die Friedensstörer im Reiche verfuhr, doch auf eine Herabdrückung der schon begründeten Bedeutung der Kurfürsten und der übrigen Reichsfürsten um so weniger aus, als er keinerlei nennenswerthe Hausmacht besaß und überdies selbst von seiner nur so kurzen Regierungszeit einen ansehnlichen Theil auf jenem unglücklichen Zuge nach Italien verbrachte, der ihm das Leben kostete. Unter Ludwig dem Bayer aber macht die Entwickelung des kurfürstlichen Instituts wieder einen bedeutenden Fortschritt, und zwar getragen von einer nationalen Bewegung. Die Weigerung des Papstes, die Wahl Lud-

Digitized by Google

wigs, trotzdem er bei Mühldorf gesiegt, als römischen Königs anzuerkennen, und die anmaßliche Behauptung des Kirchenoberhauptes, daß jede Wahl eines römischen Königs seiner Bestätigung bedürfe, erweckt ein edles stolzes Nationalgefühl der deutschen Reichsfürsten und veranlaßt die Kurfürsten, in dem ersten Kurverein von Rense sich zu einem geschlossenen Reichskörper zusammenzufügen und gegen jene päpstliche Anmaßung einen festen Kern des Widerstands zu bilden, der den unmittelbar darauf folgenden gleichgestimmten Beschlüssen des frankfurter Reichstags einen starken Stützpunkt verleiht.

Aber der in Rense gelegte Grund war nur noch ein dürftiger, äußerst unvollständiger. Er ließ in dem bisher hauptsächlich durch die Praxis gebildeten Kurfürstenrechte — namentlich in Bezug auf das Wahlverfahren — noch eine Reihe von Lücken, die bei jeder Neuwahl eines römischen Königs zu den heftigsten erschütterndsten Kämpfen Anlaß geben konnten und Anlaß gaben. Ludwigs Nachfolger auf dem Throne des Reichs, Karl v. Mähren, diese nichts weniger als heldenmäßige und kühne, vielmehr halb Gelehrten-, halb Diplomatennatur, ließ es sich daher vor allem angelegen sein, im friedlichen Wege der Gesetzgebung jene Lücken auszufüllen. In dem umfassenden Reichsgesetze, das unter dem Namen der goldenen Bulle bekannt ist und heute noch eine wichtige Quelle des deutschen Fürstenrechs bildet, gab er dem Reiche nicht nur eine Codification der damaligen Rechtsgewohnheiten in Bezug auf das Wahlverfahren der Kurfürsten, sondern entschied auch eine Reihe von Streitfragen auf diesem Felde und fügte eine große Zahl solcher Bestimmungen hinzu, welche dazu dienen sollten, die Bedeutung der Kurfürsten im Reiche feierlichst zu sanctioniren, zu befestigen, ja wesentlich zu erweitern und zu erhöhen. Nachdem die früheren Versuche, eine wirkliche Monarchie im deutschen Reiche nach dem Muster der französischen aufzurichten, als fehlgeschlagen und die Formen einer Art bundesmäßiger Vielherrschaft der Reichsfürsten unter dem Präsidium eines sogenannten römischen Wahlkönigs als befestigt betrachtet werden mußten, machte Karl der Vierte sich zur Aufgabe, in der goldenen Bulle einen förmlichen Vertrag hierüber zwischen Haupt und Gliedern des Reichs zu Stande zu bringen. Die hervorragendsten sollen die Kurfürsten sein. Sie werden daher die Säulen, die Kandelaber des Reichs genannt. Aber sie werden zugleich so innig verwachsen mit dem Reichsoberhaupte, so Eines mit ihm als seine nächsten Rathgeber und Stützen und Mitwirkende bei Ausführung der kaiserlichen Beschlüsse gedacht, daß sie andrerseits als Glieder am Körper der kaiserlichen Majestät bezeichnet werden. So hoffte Karl die Kaisermacht und das kaiserliche Ansehen zu stärken.

Allein schon unter seinem nächsten Nachfolger und Sohne Wenzel ging die Hoffnung, welche er von seiner Gesetzgebung in Bezug auf Frieden und Ordnung im Reiche gehegt hatte, nicht in Erfüllung. Unter Wenzel, der nach

Digitized by Google

einer anfänglich viel versprechenden, aber sehr kurzen Beeiferung für die Interessen des Reichs, sehr bald in jenen Zustand thierischer Roheit und Unfreiheit verfiel, in welchem er weder auf die Stimme der Kurfürsten hörte, noch selbst in das Reich kam, — griff alsbald die Anarchie, wie leicht begreiflich, immer weiter um sich, und die Kurfürsten gaben, da alle Mahnungen und selbst Drohungen erfolglos und unerhört verhallten, ihrer pflichtmäßigen Thätigkeit endlich die Richtung, daß sie zur Absetzung solch eines unwürdigen Reichsoberhauptes schritten. Das Reich war in einen traurigen Zustand verfallen. Die Seele der kurfürstlichen Action gegen Wenzel, Rupprecht v. d. Pfalz, nunmehr auf den Thron des Reichs erhoben, that das Mögliche, um dem immer weiter sich verbreitenden Kampfe unter den Gliedern des Reichs zu steuern. Aber ohne irgend erheblichen Erfolg. Die Waffe, die Rupprecht einst, freilich mit mehr Grund, gegen Wentzel geführt, wird nun von den Reichsfürsten gegen ihn selbst gekehrt. Den im marburger Bunde vereinigten Reichsfürsten muß er im Vertrage von Umbstadt (1406) ausdrücklich das Recht zugestehen, auch ohne Erlaubniß des Reichs Bündnisse unter einander zu schließen, „wie er es selbst vormals gethan". Und als nach ihm Wenzels Bruder, Sigmund, das Scepter ergriff, traten zu den schon vorhandenen Elementen der inneren Unordnung und Zerrüttung bald noch die Erschütterungen hinzu, welche der jetzt eben erwachende Trieb nach Reform der Kirche in dem Concile von Konstanz und in den darauf folgenden furchtbaren Kämpfen der Hussiten hervorrief.

In diese tief erschütterte und wildbewegte, aber innerlich nach fester Ordnung und Gestaltung unausgesetzt ringende Zeit fällt das Leben des Mannes, dessen weit reichende Pläne hier beschäftigen sollen. Um diese ganz zu verstehen, müssen wir zunächst einen Augenblick bei Betrachtung der Zustände des Reichs in dieser Periode, den ersten Jahrzehnten des funfzehnten Jahrhunderts verweilen.

Es darf nicht Wunder nehmen, daß die Zeit, in welcher die einzelnen Bestandtheile der verschiedenen Länder des Reichs eigentlich noch in einer losen Verbindung und in einer mehr oder minder unklaren Stellung zu einander sich befanden, diese Zeit einer gährenden inneren Entwickelung und der Bildung und Zusammenschließung der einzelnen Territorien zu festeren Substraten der eben in lebhaftem Wachsthum begriffenen Landeshoheit, zugleich eine Zeit unaufhörlicher Kämpfe, des Angriffs von der einen und der Gegenwehr von der anderen Seite wurde. Dieser — fast darf man sagen — „Krieg Aller gegen Alle" mußte, wenn die Reichsgewalt nicht stark genug war, den Einzelnen zu schützen, nothwendig das Bedürfniß der nächstgelegenen Gleichinteressirten zur gegenseitigen Verbindung in sogenannten Einigungen oder Einungen erzeugen. Die kaiserlichen Hof- und Landgerichte waren zu solchem Schutze berufen; aber theils waren sie oft in zu schlechten Händen, theils wurden sie durch die an

Digitized by Google

viele Territorialherren bereits freigebig gespendeten privilegia de non evocando in ihrer Thätigkeit sehr beschränkt, theils fehlte es an der Vollziehung ihrer Urtheilssprüche. König Wenzel hatte bekanntlich noch in seiner ersten guten Zeit die Idee, nicht blos jene aufstrebenden Landeshoheiten, sondern auch sämmtliche von letzteren noch nicht ganz verschlungene, mit der Reichsgewalt noch in einiger unmittelbarer Verbindung gebliebene minderwichtige Glieder zu einer großen Gesammtheit zu einer alle Classen der deutschen Nation umschließenden Reichseinung zu verbinden. Eine solche Gesammteinigung wäre jedenfalls ein wirksameres und durchgreifenderes Organ zur Ausübung des Rechtsschutzes gewesen, als jene Separateinigungen. Aber freilich hätte auch der Landfriede, den sie aufrecht erhalten sollte, ein anderer werden müssen. Dieser principiell schon längst anerkannte und stets von neuem in den verschiedenen Territorien verkündete sogenannte „gemeine Friede" war an sich ein ungenügendes Verbot, das nur die vorher nicht gehörig angesagten Fehden, und die Fehden gegen solche, welche sich zu Recht erboten hatten, keineswegs alle Fehden ohne Unterschied verbot. Ueberdies war Wenzel nicht der Mann, ein solches Verbot durchzuführen. Dazu war er — selbst in seiner ersten guten Zeit — zu unstet und leidenschaftlich, zu abgezogen und in Anspruch genommen von seinen Händeln in Böhmen, und bald machte seine Trinkwuth ihn völlig unzurechnungsfähig. So kam es, daß der im Flusse begriffene Ordnungstrieb im Reiche sich zersplitterte. Die schwächeren und daher am meisten bedrohten Glieder des Reiches, die Städte und die Reichsritterschaft, die aus solch einer Reform der Reichsverfassung den meisten Nutzen gezogen und dem Kaiser dafür die beste Stütze geboten haben würden, sahen sich nunmehr durch das Mißlingen des wenzelschen Planes wiederum und mehr als je darauf verwiesen, in Einigungen unter sich selbst den nöthigen Schutz und Schirm gegen die Uebergriffe der Mächtigeren zu suchen. So die Reichsstädte in Schwaben (gegen den Grafen Eberhard von Würtemberg), im Elsaß, am Mittelrhein; so die Reichsritterschaft vom Rheine und den Niederlanden bis zu den Alpen und dem thüringer Walde in verschiedenen Gesellschaften und Bünden. In diesen Einigungen, welche förmlich organisirt waren und von Hauptleuten und Räthen geleitet wurden, verpflichteten sich die einzelnen Glieder einestheils, sich gegenseitig nicht zu befehden, sondern etwaige Zwiste durch „gekorene Richter" (Austräge) entscheiden zu lassen, andererseits sich gegenseitig selbst mit den Waffen zu schützen gegen den Landfriedensbruch Dritter, und endlich in jährlichen Versammlungen die Bundesangelegenheiten gemeinschaftlich zu berathen. Aber diese aus dem Mangel an Reichsschutz entstandene Privathilfe war nur ein ungenügender Nothbehelf. Denn ein guter Theil der Reichsglieder blieb außerhalb solcher Einigungen und diese Bünde und Gesellschaften bekämpften sich selbst

wiederum unter einander, so daß die Fehden infolge davon eher noch massenhafter und verheerender wurden. Es war eine traurige Anarchie.

Das unablässige und hauptsächlichste Ringen und Streben der ganzen Zeit war und blieb daher auf Herstellung eines wahrhaft und allgemein wirksamen Landfriedens gerichtet, also eines Landfriedens, der alle Fehden ohne Unterschied bei Strafe verbot, der sich über das ganze Reich erstreckte und gerichtlich-executivisch auch wirklich gehandhabt wurde. Das war die überall und stets von neuem hervortretende nächste und dringlichste Aufgabe der Fortbildung der Reichsverfassung. Das fühlten, erkannten, erstrebten alle — im Principe. Aber sobald man dem Gegenstande praktisch näher trat, sobald man auf die Specialitäten der Ausführung einging, traten die divergirenden Interessen des Kaisers einerseits und der Reichsstände andererseits, und der Reichsstände wiederum unter einander so hemmend entgegen, daß etwas Durchgreifendes und Wirksames eben doch nicht zu Stande kam. Namentlich scheiterte man an der Organisation der Handhabung des Landfriedens. Eine richterliche Instanz war unerläßlich; aber den kaiserlichen Land- und Hofgerichten suchten sich die Reichsfürsten zu entziehen, und die Austrägalgerichte sah wiederum der Kaiser als seinem Ansehen nachtheilig an. So schwankte man fast ein Jahrhundert zwischen Vorschlägen und Gegenvorschlägen fruchtlos hin und her.

Dazu kamen die schon tiefgehenden kirchlichen Kämpfe jener Zeit, der bedeutende Fluß, in welchen das Leben der Kirche damals bereits gekommen war. Der Sturz der Hohenstaufen war gleichbedeutend mit dem Siege des Papstthums. Aber während Bonifaz der Achte das geistliche Schwert stolz über dem weltlichen schwang, begann schon der Boden unter den Füßen des Papstthums selbst zu wanken. Durch die gesteigerten Mißbräuche der Kirche, durch die Anmaßungen der päpstlichen Gewalt, durch die Verderbtheit der obersten Kirchenfürsten und mehr oder minder des Klerus überhaupt, war allmälig in dem Kreise der Kirche selbst die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit bessernden Eingreifens in die Zustände derselben lebendig geworden. Das dazu tretende große Schisma konnte dieses Verlangen nur fördern. Es standen aus den Reihen der Franziskaner, Dominikaner, Mystiker und Gottesfreunde jene begeisterten Männer auf, welche die Umkehr der Kirche aus der Ueppigkeit zur freiwilligen Armuth, aus der Aeußerlichkeit in die Innerlichkeit, aus der Sünde zur inneren Reinigung predigten. Johannes Tauler riß in den Städten die Menge mit sich fort. Marsilius von Padua schrieb unter dem Titel „defensor pacis“ jenes merkwürdige Buch, in welchem bereits die heilige Schrift als Grundlage des christlichen Glaubens angenommen, nicht Petrus, sondern Christus selbst als Fels der Kirche erkannt und die Autorität derselben auf die vom heiligen Geiste geleitete versammelte Geistlichkeit, die Competenz der Kirche auf die rein kirchlichen Angelegenheiten zurückgeführt wurde. Das Verlangen, der

Digitized by Google

Ruf nach einer Reform der Kirche an Haupt und Gliedern ward immer lauter, immer allgemeiner; und was lag nach solchen Lehren näher, als diese Reform statt von dem Papste, von einem allgemeinen Concile zu erwarten? Das allgemeine Concil versammelte sich denn auch; — zuerst in Pisa, dann in Konstanz. Auf dem Concile zu Konstanz (1414) ward von den Reformfreunden nicht das Höchste, doch immerhin Bedeutendes erreicht: vor allem eine, bis zur Absetzung der Päpste gehende praktische Durchführung des Grundsatzes, daß ein allgemeines Concil noch über den Päpsten stehe und daß es alle zehn Jahre wieder zusammenkommen müsse, um dieses oberste Regiment zu führen. Aber die vom Kaiser Sigismund beantragte Durchführung der inneren Kirchenreform wurde von den nichtdeutschen Nationen (denn nach Nationen stimmte ja dies Concil) verworfen und mit dem Scheiterhaufen des Johann Huß beantwortet, damit die in dem conservativen Programme jener Zeit zur Devise gewordene „Erhaltung der Einheit der Kirche" nicht beeinträchtigt werde. Und nun erhob sich in den furchtbaren Empörungskämpfen und verwüstenden Zügen der Hussiten in die benachbarten Reichslande jener gewaltige Sturm, der vor allem auch eine sehr bestimmte politische Wirkung haben sollte: die nämlich, daß er ganz besonders die inneren Schäden und namentlich die militärische Schwäche des Reichs in noch höherem Grade bloßlegte, als schon die inneren Fehden es gethan. Die Siege der unter der hervorragenden Führung eines Ziska, eines Procop in einer Reihe von Schlachten und in einem jahrelangen Lagerleben fest zusammengefügten und kriegsgeübten, dazu von fanatischer Begeisterung erfüllten Hussiten über die deutschen Reichsheere legten die Kriegsuntüchtigkeit dieser letzteren, dieses bunt zusammengeworfenen, ungeübten, undisciplinirten und überdies noch der einheitlichen Führung entbehrenden losen Conglomerats bald völlig klar. Die immer sich erneuernden Niederlagen und schmählichen Fluchten dieses Reichsheeres bei dem bloßen Herannahen von Ziska oder Procop, die zuchtlose Haltung dieser Reichstruppen, die, je öfter sie von neuem zusammengerafft und gegen die Hussiten geführt wurden, um so mehr bewiesen, daß sie nur zum Niederbrennen wehrloser Dörfer und zum Ausreißen vor dem Feinde befähigt waren, — diese beschämenden Thatsachen führten auf den Reichstagen zu Nürnberg und Frankfurt a. M. (1422 und 1427) zu ernstlichen Vorschlägen und Erwägungen, wie diesem dringenden Uebelstande abzuhelfen. Allerseits ward das Bedürfniß eines wahrhaft kriegstüchtigen, wohldisciplinirten, einheitlich ausgebildeten und einheitlich geleiteten stehenden Reichsheeres im Principe anerkannt, aber wenn die Mittel hierzu durch eine allgemeine Reichssteuer, eine Capitalsteuer unter dem Namen des „gemeinen Pfennigs" erbracht werden sollten, erhoben sich so viel Widersprüche und Schwierigkeiten bald unter den Fürsten einerseits und den Städten andererseits über den Maßstab der beiderseitigen Beitragspflicht, bald von Seiten der Ritterschaft, die ihrer Leistungs-

Digitized by Google

pflicht schon mit dem Schwerte zu genügen behauptete, theils von Seiten solcher, die nur überhaupt nicht zu zahlen liebten, daß man um keinen Schritt weiter vorwärts kam, sondern es unverändert bei dem alten Zustande verblieb.

So war der Stand der Dinge, als sich im Jahre 1430 das allgemeine Concil wieder in Basel versammelte.

Unter denen nun, die das Bedürfniß der Zeit am umfassendsten, tiefsten und großartigsten auffaßten, stand obenan ein noch junger deutscher Geistlicher, Nikolaus, der Sohn eines Sendschöffen oder Bauern von Cues bei Koblenz, später nach seinem Geburtsorte in der Regel Nikolaus von Cues, häufiger Nikolaus de Cusa oder Nikolaus Cusanus genannt.

Nachdem er seine erste Bildung in der Schule jener merkwürdigen Brüderschaft des gemeinsamen Lebens zu Deventer erhalten hatte, welche eine Vorläuferin der reformatorischen Geistesrichtung genannt zu werden verdient, widmete er sich dem Studium der Rechte und bezog zu diesem Zwecke die Universität zu Padua, wo er Doctor der Rechte ward. Hier trat er zu seinem nur drei Jahre älteren Lehrer Guiliano de Cesarini in eine Verbindung, welche ohne Zweifel von entscheidender Bedeutung für sein ganzes Leben wurde. Nach Deutschland zurückgekehrt, trat er zunächst in den Beruf eines Sachwalters ein. Aber in einem Processe, in welchem ihm als Advocat der Gegenpartei jener nachmals als Gesandter der Kurfürsten an den Papst und als der gröbste Diplomat seiner Zeit so berühmt gewordene Gregor von Heimburg gegenüberstand, unterlag er, und dies gab wenigstens den letzten äußern Anstoß, daß er dem Sachwalterberuf untreu ward und sich dem geistlichen Stand widmete. Der tiefere Grund lag wohl in dem Samen, den sein von fortreißendem Feuereifer durchglühter Lehrer Cesarini, — selbst ein hervorragender Geistlicher —, bereits in Padua gestreut hatte. Und als nun wenige Jahre später das Concil zu Basel sich versammelte und derselbe Giuliano de Cesarini als Cardinallegat zur Leitung dieses Concils ausersehen ward, eilte Nikolaus von Cusa, der damals noch junge Dechant zu St. Florin in Koblenz, alsbald nach Basel an die Seite des geliebten Lehrers und Freundes, der ihn vielleicht selbst dahin berufen hatte. Hier wurde dem umfassenden Geiste des jungen Mannes die beste Gelegenheit, die ineinanderlaufenden Fäden der kirchlichen und politischen Interessen zu verfolgen. Hier, wenn irgendwo, mußte er sich überzeugen, daß, wenn das Streben seiner Zeit, die als Bedürfniß erkannte Verbesserung der Kirche durch ein Zusammenwirken der gesetzlichen Gewalten in Kirche und Staat ins Leben zu rufen, gelingen sollte, es hierzu nicht minder auch einer gründlichen Verbesserung der Zustände des Staates und zwar desjenigen Staates bedürfe, dessen Oberhaupt zugleich der Schirmvoigt der Kirche war, des deutschen Reichs. Noch in Basel schrieb Nikolaus sein berühmtes Werk de concordantia catholica und widmete es dem Kaiser Sigismund, ohne dessen kräftige Mithilfe die Reform der Kirche sich als

Digitized by Google

unmöglich darstellte. Das Werk sollte die Grundlagen aller kirchlichen und weltlichen Gewalt und das Verhältniß beider zu einander bestimmen, um die sich schroff gegenüberstehenden Theorien der feindlichen Parteien durch ein Zurückgehen auf historische Grundlagen zu verständigen. Nikolaus stand auf der Seite des Concils; auch er ging von der Superiorität des allgemeinen Concils über dem Papste aus, und die Consequenz seines Systems, wie die Absicht, den Kaiser Sigismund möglichst eng in das Interesse des Concils zu verflechten und zugleich zu möglichst wirksamer Hilfe so stark als möglich zu machen, führten ihn dazu, seine Gedanken namentlich auch auf die Reform des deutschen Reichs auszudehnen. —

Das Ziel dieser Darstellung legt mir von selbst die Nothwendigkeit auf, von dem tiefsinnigen und umfassenden Werke des großen Denkers nur seine Gedanken über die der Verfassung des deutschen Reichs zu gebende Reform, und auch diese nur in ihren Hauptzügen zu berühren.

Cusanus erkennt die weltliche Gewalt des römischen Königs als ihrer Natur nach unabhängig, von Gott allein und unmittelbar abstammend und darum die Königswahl der Kurfürsten als nicht bedürftig der päpstlichen Bestätigung an. Er betont die Selbständigkeit des Papstthums und des Kaiserthums als zweier durchgängig unterschiedener Gewalten. Aber er will keine völlige Trennung derselben. Beiden ist dasselbe Ziel gesteckt: nämlich nach Gott und dem Heile der Menschheit zu streben. Und so soll die Spitze seiner „Concordantia" sich in einer steten Harmonie beider Gewalten zeigen. Während er den Kaiser ermahnt, sich nicht gegen das heilige Priesterthum Gottes zu erheben, von welchem das Kaiserthum erleuchtet werde wie der Mond von der Sonne, erinnert er den Papst an die Wohlthaten, die das Kaiserthum der Kirche erwiesen habe, und räumt dem Kaiser das Recht ein, als Schirmvoigt der Kirche ein allgemeines Concil, und zwar in großer Gefahr selbst gegen den Willen des Papstes zu berufen. Nun geht er auf die Frage wegen Reform der deutschen Reichsverfassung über. An das glänzende Bild der Blüthezeit des Reichs, unter den Ottonen namentlich, reiht er das düstere seines Zerfalls. Alle Sorge für das Reich sei dahin; jeder übertrete ungestraft die Gesetze; an die Stelle der Verehrung sei Verachtung und Trotz getreten, alle dächten nur auf Sondervortheile, niemand kümmere sich um die Folgen, um die Zukunft, um das Ganze. Daran seien obenan die Kaiser schuld, die durch Milde bessern zu können meinten. Alle Bestrafung habe ja aufgehört, selbst die der Rebellen. Und so seien infolge von Mißbrauch ihrer Gewalt viele zu Mächtigen, das Reich aber immer unmächtiger geworden. Eine weitere Schuld trage die Habsucht der Kurfürsten, jene Wahlcapitulationen, durch welche sie den Kaiser nöthigen, Reichseinkünfte zu verschenken oder gar zu verpfänden oder doch ihn hindern, die den Verkehr der Unterthanen erschwerenden Zölle abzuschaffen oder

Digitized by Google

widerrechtlich in Besitz genommene und illegitim verschenkte Reichsgüter zurückzufordern. „Indem alle das Ihrige suchen" — ruft er aus — „das Reich aber zu nichte wird, muß nothwendig allgemeine Zerrüttung entstehen. Denn wenn nicht mehr die größere erhaltende und befriedende Macht des Reiches besteht, wenn die Glieder die ganze Macht des Hauptes zerreißen und verschlingen, so wird bei stets wachsender Begierde der Neid Kriege, Spaltungen und Parteiungen herbeiführen. An die Stelle der Ordnung wird Verwirrung treten, da kein Erster mehr da ist, zu welchem man um Hilfe gehen könnte, und während die Edlen unter sich streiten, werden sich erheben, die all ihr Recht in den eigenen Waffen suchen ꝛc." „Es giebt" — so fährt er fort — „in Deutschland keinen öffentlichen Rechtszustand, keine Gerechtigkeit mehr. Durch sogenannte Ehre wird die Ehre vom Rechte getrennt und die Edlen behaupten, sie könnten auch die größten Güter erlaubterweise in Besitz nehmen, wo sie zugestehen, daß der Besitzergreifer kein Recht gehabt, noch habe. Sie meinen, durch einen elenden Fehdebrief könne die Ehre gewahrt werden; nach Uebersendung eines solchen sei es ihnen erlaubt, das aus jeder beliebigen erdichteten oder auch aus gar keiner Ursache Geraubte, auch wenn es Güter der Kirche oder von Geistlichen wären, zu behalten." Cusanus sieht das Reich der Deutschen als von einer tödtlichen Krankheit ergriffen und den Tod als unzweifelhaft bevorstehend an, wenn nicht bald durch wirksame Gegenmittel Heilung geschafft werde. „Man wird dann das Reich in Deutschland suchen" — ruft er aus — „und es nicht finden. Fremde werden unser Land einnehmen und sich unter uns theilen, und so werden wir Unterthanen eines anderen Volkes werden."

Cusanus tritt nun mit den Reformvorschlägen selbst vor, in denen er die geeigneten Heilmittel erblickt und durch welche sich wie ein rother Faden vor allem der Grundgedanke des ganzen Werkes zieht: auf einer wahrhaft innerlichen Harmonie, die aus einer Versöhnung der Gegensätze hervorgeht, auf einer wahrhaft organischen Einheit — anstatt eines blos äußerlichen Zwangs- und Ruhestands — das neue Leben in Staat und Kirche aufzubauen.

Dieses Ziel verfolgend stellt Cusanus an die Spitze seiner Betrachtungen überhaupt, als der menschlichen Vernunft innewohnend, den allgemeinen Satz: daß zur Leitung des Staats die Weiseren und Vorzüglicheren berufen seien; daß, wie der Staat überhaupt auf Naturnothwendigkeit beruhe, so der Beruf der Obrigkeit göttlichen Ursprungs sei, daß er aber, da alle Menschen von Natur gleich mächtig und frei seien, nur durch freiwillige Zustimmung und Unterwerfung von Seiten der Regierten zur concreten Verwirklichung kommen könne und daß daher zu einer wahren Concordanz im Staate nur auf dem Wege einer gemeinsamen freien Verständigung zwischen Obrigkeit und Unterthanen zu gelangen sei. Er betrachtet es demnach als ein nothwendiges Erforderniß, daß die Gesetze von denen, welche durch sie verpflichtet werden sollen, wenigstens

Digitized by Google

von der Majorität der erwählten Vertreter derselben, vorher acceptirt sein müssen, und hegt zu der Gesinnung dieser Volksvertretung ein solches Vertrauen, daß er sagt: wenn verschiedenartige, an einem Orte versammelte Menschen bei vollkommener Redefreiheit wie ein Herz und eine Seele urtheilen, so ist das nicht menschlich, sondern göttlich.

Im Einklange mit diesem Satze stehen denn nun auch die Heilmittel, die er für das kranke Reich vorschlägt.

Die erste Stelle unter denselben nimmt selbstverständlich die Wiederherstellung der Rechtssicherheit im Reiche, die thatsächliche Durchführung eines ewigen Landfriedens ein. Hierzu soll zunächst ein von allen Reichsfürsten unterzeichnetes und untersiegeltes Reichsgesetz dienen, welches alles Fehderecht aufhebt und nur dem Kaiser und den kaiserlichen Gerichten die Befugniß einräumt, geeigneten Falles die Ermächtigung zur Wiedervergeltung gegen einen hartnäckigen Frevler zu ertheilen. Der Friedenbrecher soll ehrlos werden, seine Güter — auch wenn er Fürst wäre — dem Fiscus verfallen; ist er Geistlicher, so soll er durch die Synode abgesetzt werden. Zur Handhabung dieser Strafgesetze soll das Reich in zwölf oder mehre Gerichtssprengel eingetheilt und in jedem derselben ein kaiserlicher Gerichtshof errichtet und mit drei Richtern, einem aus dem Adel, einem aus der Geistlichkeit, einem aus dem Bürgerstande, besetzt werden, damit die Interessen und Anschauungen aller Stände ihre gebührende Vertretung und Versöhnung darin finden. Diese kaiserlichen Gerichte sollen einerseits in zweiter Instanz, wenn von dem Spruche des ordentlichen Richters an sie appellirt wird, andrerseits aber auch in erster Instanz dann erkennen, wenn der Kläger oder der Beklagte, weil fürstlichen Standes, keinen ordentlichen Richter über sich hat, oder wenn der ordentliche Richter einem von beiden Streittheilen verdächtig ist. Sie entscheiden nach Stimmenmehrheit und ordnen die Vollstreckung ihrer Urtheile selbst an. Die Bußen, die sie auflegen, fließen in die Reichskasse. Und neben dieser Aufgabe einer straffen und energischen Reichsjustiz sollen diese kaiserlichen Gerichte nach eine andere, eine hochwichtige und weit hinauswirkende legislative Aufgabe erfüllen, die, wenn sie wirklich zur Ausführung gekommen wäre, die ganze deutsche Rechtsentwickelung wahrscheinlich in eine völlig andere Bahn geleitet hätte: — sie sollen die in ihren Gerichtssprengeln geltenden vaterländischen Rechtsgewohnheiten aufschreiben und sammeln, um eine Revision derselben und des Proceßrechts, das namentlich an einem Mißbrauche der Eidesleistung zu leiden schien, vorzubereiten. Ein großes Werk, in einer Zeit zumal, wo es noch möglich war, die Fortbildung des vaterländischen Rechts vor der Ueberfluthung durch das eindringende römische zu schützen!

Aber was wäre alle Fürsorge für die Fortbildung des Rechtslebens und für den richterlichen Rechtsschutz gewesen, was hätte sie helfen und nützen können,

Digitized by Google

wenn keine Aussicht vorhanden war, daß die Richtersprüche auch wirklich executirt würden? An dieser Stelle schlägt Cusanus das in den Hussitenkämpfen immer mehr als Bedürfniß erkannte Mittel der Errichtung und Unterhaltung eines stehenden Reichsheeres vor, dessen Kosten nicht aus der schwer beizutreibenden Reichssteuer, dem „gemeinen Pfennig", sondern durch die kaiserlichen Zölle und aus den Auflagen, welche man den Fürsten zum Besten des Gemeinwesens zu erheben gestattet habe, bestritten werden sollten. Jene kaiserlichen Zölle, bei deren Erhebung das Reichsoberhaupt allerdings weit unabhängiger von dem guten Willen der Einzelnen war als bei der Erhebung der bisher dazu ausersehenen Capitalsteuer, sollten mit den etwa noch weiter nöthig werdenden Beiträgen der Reichsstände alljährlich in eine gemeinsame, dem Kaiser zur Verfügung stehende Kasse in Frankfurt a. M. fließen. Mit diesem Reichsheere sollte der Kaiser den Rechtssprüchen seiner Gerichte die nöthige Vollstreckung sichern, und wenn den Fürsten dadurch ein Theil ihrer Einkünfte entging, fand Cusanus eine billige Ausgleichung hierfür darin, daß sie dagegen wiederum manche Aufwände ersparen würden, die ihnen bisher der eigene Rechtsschutz durch Unterhaltung eigener Truppen gekostet habe.

In der Organisirung der Reichsregierung läßt Cusanus die zeitherigen Hauptorgane wohlweislich unverändert fortbestehen. Den Kurfürsten weist er nach wie vor die Wahl des römischen Königs zu, da seinem Systeme von dem Werthe freier Zustimmung und Selbstbestimmung ein Wahlreich an und für sich zusagen mußte. Auch war ja sein Absehen nicht auf Zeichnung eines utopischen Staats, sondern solcher Reformen gerichtet, die einige Aussicht auf praktische Durchführung hatten. Ebenso ließ er den großen Reichstag, die große Versammlung aller geistlichen und weltlichen Reichsfürsten zur Erledigung wichtiger Reichsangelegenheiten, in der bisherigen Weise, also je nach Bedürfniß von Zeit zu Zeit in unbestimmten Zwischenräumen durch den Kaiser zusammenberufen.

Aber neben diesen beiden zeitherigen Organen der Reichsregierung wollte Cusanus ein neues, regelmäßiger thätiges, leichter zusammenzuberufendes und mehr zur Arbeit geeignetes Organ in einer alljährlich unter dem Vorsitze des Kaisers oder des ersten Kurfürsten in Frankfurt a. M. tagenden anderen Versammlung geschaffen wissen, welche er ebenfalls Reichstag nennt und die wir zum Unterschiede vom alten und eigentlichen Reichstage, der Versammlung der Fürsten, den zweiten Reichstag oder Reichstag des Volkes nennen wollen.

Dieser zweite Reichstag sollte außer dem Kaiser als Vorsitzenden und den mit ihm je als *eines* gedachten sieben Kurfürsten in eigener Person aus den 36 (aus Adel, Geistlichkeit und Bürgerstand erwählten) Richtern der zwölf kaiserlichen Gerichte und endlich aus je einem Abgeordneten jeder größeren Stadt des Reichs sich zusammensetzen, also eine ganz ansehnliche Vertretung der freien

Digitized by Google

Elemente des damaligen Volks gegenüber den im ersten Reichstage vertretenen Regierungen der damaligen Territorien enthalten. Diese Vertretung des Volks nach damaligen Begriffen also sollte — ohne Dazwischenkunft der Fürsten — in unmittelbarsten Verkehr mit der Majestät des Reichs, mit Kaiser und Kurfürsten gebracht werden; und zu den Competenzen derselben sollte namentlich die Sichtung und Verarbeitung jenes von den kaiserlichen Gerichten einzusendenden Materials für eine neue Rechtsgesetzgebung im Reiche, zugleich aber auch die Feststellung eines Militärbudgets für Unterhaltung des obenerwähnten stehenden Reichsheeres sowie die Bestimmung über die Mittel der zu bildenden Reichskriegskasse zu Frankfurt a. M. und die Abnahme der Rechnungen über diese Fonds gehören, — also, um mit Ausdrücken unserer Zeit zu reden, zwei ganz parlamentarische Aufgaben: eine gesetzgeberische und eine finanzcontrolirende.

Allein Cusanus blieb hierbei nicht stehen. Er wollte die Macht des Kaisers auch noch durch eine andere wichtige Reform erweitert und gekräftigt wissen, welche zugleich dazu dienen sollte, die geistlichen Reichsfürsten wieder mehr und mehr ihrem eigentlichen Berufe, dem geistlichen, ungestörter zurückzugeben. Ueberzeugt einerseits von den Nachtheilen des weltlichen Regiments der Bischöfe (den Papst nicht ausgenommen) für Kirche, Reich und Unterthanen, und andererseits bestrebt, ihnen ihre fürstliche Würde, ihre äußere Stellung im Reiche und in der Kirche zu erhalten, kam er auf den Gedanken, die Kirche zwar im Besitze dieser Rechte und Einkünfte aus dem weltlichen Gebiete und den Bischöfen ihre reichsfürstliche Würde zu belassen, die eigentliche Regierung und Verwaltung ihres weltlichen Gebietes aber (das des Papstes nicht ausgenommen) auf den Kaiser übergehen zu lassen, der sie durch Beamte, die er im Einvernehmen mit den betreffenden geistlichen Würdenträgern zu ernennen haben würde, führen ließe. Es leuchtet ein, welchen Zuwachs hierdurch die kaiserliche Macht gewonnen haben würde.

Wenn wir diese Reformvorschläge des Nikolaus Cusanus überschauen, so scheinen sie auf den ersten Blick ziemlich eng an das historisch Gegebene sich anzuschließen. Cusanus will nicht den Einheitsstaat, geschweige denn den erblichen Einheitsstaat. Er läßt die Kurfürsten mit ihrem wichtigen Wahlrechte und ihrer fundamentalen Stellung im Reiche ebenso wie die große Versammlung der Reichsfürsten, den alten Reichstag, diese beiden Unterbaue der kaiserlichen Spitze im Wesentlichen unangetastet und giebt sich ausdrücklich für einen Conservativen insofern aus, als er es sich zum Verdienste anrechnet, daß er in seinen Vorschlägen zu neuen Zuthaten auf das historisch bereits Begründete, Dagewesene und Bewährte zurückgehe.

Das that er allerdings. Cusanus wollte die alte Kaisermacht, wie sie in der glänzenden Zeit des Reichs gewesen, annähernd wiederherstellen und glaubte

Digitized by Google

hierbei ganz historisch zu verfahren. Aber er übersah, daß zwischen jener sogenannten Blüthezeit des Reichs und des Cusanus eigenen Tagen ebenfalls eine Zeit, ebenfalls mit historisch Gewordenem lag, das sich nicht ohne Weiteres beseitigen oder hinwegläugnen und ignoriren ließ: die Zeit der Entwickelung der Landeshoheit der deutschen Reichsstände. Er geht nun zwar nicht soweit, diese ganz wieder aufheben zu wollen, er will sie nur wieder beschränkt wissen zum Vortheile des Ganzen; aber dies immerhin in einem Grade, welchem die damaligen Zeitverhältnisse entschieden ungünstig waren. Nur einem glücklichen Eroberer mit Feuer und Schwert wäre es möglich gewesen, diese bereits groß gewachsene und in der Richtung der Unabhängigkeit von der Kaisergewalt offenbar noch fortwährend weiter strebende Landeshoheit wieder in das von Cusanus vorgeschlagene Unterordnungsverhältniß zurückzudrängen. Nachdem sie einmal aus letzterem sich im Laufe zweier Jahrhunderte fortgesetzt emporgehoben, mußten die Schwierigkeiten einleuchten, dieser immer breiter angeschwollenen Strömung der Zeit mit so tief eingreifenden Aenderungen, wie Cusanus sie vorgeschlagen, *ohne* Feuer und Schwert erfolgreich entgegenzutreten. Ließ sich wohl erwarten, daß die geistlichen Fürsten *ohne* Nöthigung ihre weltliche Regierung aufgeben würden? Ließ sich wohl von sämmtlichen Reichsfürsten annehmen, daß sie dem Kaiser die Mittel zur Unterhaltung eines stehenden Heeres, das auch gegen sie selbst gerichtet sein konnte und sollte, *ohne* Kampf und Niederlage bewilligen, ihm die alleinige Besetzung der zwölf obersten Gerichtshöfe des Reichs, die auch über sie selbst Recht sprechen sollten, ohne Weiteres zugestehen und ruhig zulassen würden, daß zwischen ihnen und dem Kaiser ein zweiter Reichstag aus ganz anderen Elementen zusammengesetzt und mit wichtigen Competenzen betraut, eingeschoben werde, bei dessen Erwählung ihnen keinerlei Mitwirkung gegönnt war und auf welchen doch Geschäfte übergehen sollten, die bis dahin dem Reichstage der Fürsten zugefallen sein würden? Hatte nicht Kaiser Sigismund selbst erst vor wenigen Jahren mit viel weniger weit gehenden Vorschlägen in der Reichsversammlung sehr traurige Erfahrungen gemacht?

Und so geschah es denn auch. Die Vorschläge des Cusanus gelangten weder zu seinen Lebzeiten, noch selbst im Laufe der nächsten drei Jahrhunderte zur Ausführung. Zwar war zu verschiedenen Zeiten ein neuer Anlauf zu dieser und jener Reform der Reichsverfassung genommen, die zum Theil wenigstens den Vorschlägen des Cusanus nicht unähnlich waren: es ward unter Maximilian dem Ersten ein ewiger und unbedingter Landfriede verkündet, ein Reichskammergericht und auch unter dem Namen des „Reichsregiments“ ein — von dem zweiten oder volksmäßigen Reichstage des Cusanus freilich wesentlich verschiedener — ständiger Reichsrath neben dem Kaiser errichtet. Zu wirklichem Leben indessen gediehen alle diese Schöpfungen nicht. Denn wenn in den Religionsspaltungen, welche die nun folgenden zwei Jahrhunderte erfüllen sollten, zeit-

Digitized by Google

weilig die Kaisermacht die Oberhand gewann, wie dies unter Karl dem Fünften eine Zeit lang geschah, sanken jene reichsständigen Rechtsinstitute alsbald zur Ohnmacht herab und das „Reichsregiment" ward bekanntlich wieder völlig aufgehoben; sobald aber die Reichsstände siegten (und das war ja zum Heile des deutschen Geistes das bleibende Resultat der Reformationskämpfe und des dreißigjährigen Krieges) ward die Kaisermacht immer mehr zu einem bloßen Schatten herabgedrückt; der westphälische Friede gab diesem Zustande die bleibende völkerrechtliche Weihe und erhielt das Reich in ihm, bis die großen europäischen Erschütterungen der napoleonischen Zeit auch die leere Form noch zertrümmerten und die einzelnen Bestandtheile des Reichs auch äußerlich als das hinstellten, was sie längst schon geworden waren, als eine Reihe verbündeter selbständiger Staaten ohne einheitliches Oberhaupt.

Wenn also nur der ein Staatsmann zu nennen ist, der seine Pläne den zur Zeit gegebenen Möglichkeiten der Ausführung anpaßt, so ist Cusanus kein Staatsmann gewesen. Denn seine Gedanken eilten seiner Zeit weit voraus. Wenn aber der ein Prophet genannt zu werden verdient, dessen Vorschläge nach Jahrhunderten doch noch zur Geltung und Ausführung kommen, so ist Nikolaus Cusanus ein politischer Prophet im eminenten Sinne, denn seine Gedanken hat das vierte der folgenden Jahrhunderte in wunderbarer Weise erfüllt und ist noch in ihrer Erfüllung begriffen.

Der Grundgedanke, der durch alle Betrachtungen und Vorschläge des Cusanus sich hindurchzieht, daß ein gesunder Staatskörper so organisirt sein müsse, daß sein Leben auf fortlaufender Uebereinstimmung zwischen Regierenden und Regierten und zu diesem Zwecke die Gesetze auf der Zustimmung des Volks, durch dessen erwählte Vertreter ausgesprochen, beruhen, daß den einzelnen Bestandtheilen ihre berechtigte Lebensäußerung und Entwickelung, allen eine friedliche Ausgleichung der verschiedenen Interessen anstatt einer Bedrückung und Erdrückung der Einen durch die Andern gesichert, das Ganze also von einer wahrhaft innerlichen Concordanz anstatt einer mechanischen Einheit getragen sei; — es ist dies derselbe leitende Gedanke, in dessen Verwirklichung bei aller Mannigfaltigkeit im Einzelnen am Ende das ganze Streben unserer modernen Staatskunst aufgeht.

Der Plan des Cusanus, die vaterländischen Rechtsgewohnheiten zu sammeln, in ein Gesetzbuch zusammenzufassen und dadurch vor der Ueberfluthung durch das eindringende römische Recht zu schützen, zu damaliger Zeit nicht verstanden noch beachtet, hat erst in diesem Jahrhundert — leider zu spät — die verdiente Würdigung gefunden und die Früchte getrieben, die er jetzt noch treiben konnte.

Der Gedanke des Cusanus ferner, die geistlichen Reichsfürsten ihrer weltlichen Herrschaft zu entkleiden, ist in den staatlichen Umwälzungen an der Wende

Digitized by Google

des vorigen und des jetzigen Jahrhunderts, freilich nicht in der von Cusanus gewollten, auf den Vortheil der Reichsgewalt berechneten, dem Ganzen zu Gute kommenden Weise, immerhin aber im Wege der Säcularisationen zur Ausführung gelangt, und an der einzigen Stelle, wo die weltliche Gewalt des Kirchenfürsten noch heute besteht, bildet ihre Aufhebung eine brennende Frage unsrer Zeit.

Und wenn wir endlich die Vorschläge des Cusanus zur Umgestaltung der deutschen Reichsverfassung überblicken, seine Vorschläge zur Wiederherstellung einer kräftigen und einheitlichen Reichscentralgewalt, zur Schöpfung eines aus Volkselementen zusammengesetzten Reichstags mit wichtigen Functionen im Gebiete der Gesetzgebung und Reichsfinanzen, zur Errichtung eines einheitlich ausgebildeten stehenden Reichsheeres unter dem alleinigen Commando des Reichsoberhauptes und zur Unterhaltung desselben aus den kaiserlichen Zöllen und den Beiträgen der Reichsstände in die gemeinsame Reichskasse, — so scheinen sie in der That nach einem Schlummer von 400 Jahren gleichsam wieder erwacht und auferstanden in dem, was in den letzten zwanzig Jahren in Deutschland in gleicher Richtung, wenn auch — entsprechend den veränderten Bedürfnissen — mit veränderten Zielpunkten, mit immer neuem Drange erstrebt worden ist und noch erstrebt wird.

Ich sagte vorhin, daß die Reformpläne des Cusanus zu seinen Lebzeiten nur mit Feuer und Schwert durchzuführen gewesen wären. Nun, der entscheidende Kampf mit Feuer und Schwert hat im verflossenen Jahre stattgefunden; und heute stehen wir auf den Trümmern des alten Bundes, mitten in der Arbeit des Neubaues. Möchte dieser auch in dem Geiste, wie Cusanus ihn gewollt, im Geiste eines wahrhaft innerlichen Ausgleichs der verschiedenen Interessen, in dem Geiste der Versöhnung sich vollenden! Und möchte endlich Nikolaus Cusanus auch darin als Prophet sich erweisen, daß er bei allen seinen Planen als letztes Ziel immerdar das ganze, das ungetheilte und unzerrissene Reich vor Augen hatte!

Gottfried Theodor Stichling.

Digitized by Google

Bei Cornelius Tode.

Aus Berlin.

Cornelius ist todt. Hochbetagt, reich an Würden und Ehren aller Art ist er hingegangen, genannt von allen, aber fast unbekannt dem nachwachsenden Geschlecht, fast bei Lebzeiten vergessen in der Stadt, in der er seine vollendetsten Werke geschaffen und die ihn in den letzten Jahrzehnten den Ihrigen nennen durfte. Keinem Meister der neueren Zeit, Thorwaldsen etwa ausgenommen, kam sein Vaterland mit so unbegrenztem Vertrauen entgegen und keiner mußte so wie er erleben, daß die künstlerische Richtung der Lebenden sich weit von ihm abwendend andere Pfade wandelte und kaum ein Zusammenhang mehr war zwischen dem Volke, für das er geschaffen und ihm, der auf einsamer Höhe einem verschollenen Riesengeschlechte anzugehören schien. Viel hat grade in Berlin die Ungunst der äußeren Umstände dazu beigetragen; die herrlichsten Werke des Meisters, die größten Denkmäler deutscher Kunst liegen zusammengerollt auf den Böden der Akademie oder stehen fast unzugänglich in enge Räume eingepfercht. In der Nationalgalerie, mit deren Bau man jetzt beginnt, werden sie zwar ihren Platz erhalten, aber kostbare Jahrzehnte sind verstrichen, in denen sie dem aufwachsenden Künstlergeschlecht ein Leitstern hätten sein können zu den erhabensten Aufgaben der Kunst, in denen sie dem Volke, selbst wenn es sie nur mangelhaft verstanden, doch das Bewußtsein wachgehalten hätten, daß es von seinen Künstlern mehr zu fordern hat als die Befriedigung einer vergnügungssüchtigen Sinnlichkeit. —

Was Cornelius geschaffen, wurde bereits zu seinen Lebzeiten als ein Abgeschlossenes und wie in objectiver Ferne Verharrendes von den verschiedensten Standpunkten aus besprochen, aber an dem fast noch offenen Grabe ist unsere Aufgabe nicht, in einer Analyse seiner Werke tiefgehende Principienfragen auszufechten; wir begnügen uns heute, einfach an die charakteristischen Züge seines Lebensganges zu erinnern. — Peter Cornelius ist den 23. September 1783 als Sohn des Akademieinspectors Aloysius Cornelius geboren. Von der Akademie wurde sein künstlerischer Beruf, der sich früh genug geltend machte, nicht anerkannt, aber eine bessere Schule als an dieser herzlich verzopften Anstalt fand er an den deutschen Bildern des 15. und 16. Jahrhunderts, welche damals bei der Säcularisation der geistlichen Herrschaften von Wallraff und den Gebrüdern Boisserée gesammelt wurden. Wie sich in dieser Zeit deutscher Erniedrigung Denker und Dichter in die große Vergangenheit unseres Volkes vertieften, um aus ihr neue Lebenselemente zu schöpfen, so griff auch Cornelius zu den zwar herben, aber ernsten und keuschen Formen der altdeutschen Schule zurück.

Digitized by Google

Da er aber wohl fühlte, daß es dem bildenden Künstler schwerer sei als dem Dichter, den Geist der verwöhnten Menge zu einer ihr fernstehenden Auffassungsweise hinüberzuleiten, so lehnte er seine ersten Arbeiten an bekannte und verehrte Dichterwerke an. Vor allem die Zeichnungen zu Goethes Faust waren die erste nationale That des Künstlers, durch welche er sich mit einem Schlage von den Fesseln einer entnervten Convention frei machte. Er hat nicht nur die seitdem feststehenden Züge für die Gestalten des gewaltigen Gedichtes geschaffen, er hat auch in der strengen Art seiner Federzeichnungen den Weg betreten, den er nie mehr verließ, nämlich allen äußerlich anreizenden Mitteln zu entsagen, in mächtigen Zügen den Kern des Darzustellenden zu erfassen und alle Nebendinge diesem unterzuordnen. Demselben originalen Geiste verdanken die Zeichnungen zu der damals wieder bekannt gewordenen Nibelungensage ihre Entstehung, deren Titelblatt, 1817 vollendet, mit zum Gewaltigsten gehört, was er geschaffen.

Im Jahre 1811 ging er nach Italien und vertiefte sich hier wie Overbeck und seine Gefährten in die Werke der vorrafaelischen Malerei, aber nicht um in ihnen die Grenzen für sein Schaffen, sondern vielmehr den Ausgangspunkt zu finden, welchen die vollendete und in sich abgeschlossene Kunstweise der italienischen Blüthezeit ihm nicht gewähren konnte. Das richtige Bewußtsein von dem Wesen seiner Kunstrichtung führte ihn zur Frescomalerei, er war es, der den preußischen Consul Bartholdi bestimmte, einen Saal seines Hauses von den deutschen Künstlern mit Fresken ausmalen zu lassen, und der so eine Kunstweise, die fast ganz erloschen war, wieder ins Leben rief. Aus der Geschichte Josephs malte er die Traumdeutung und die Scene der Wiedererkennung. Bald darauf entwarf er die Zeichnungen zu Dantes Paradies, die für einen Saal der Villa Massimi bestimmt waren, aber nicht zur Ausführung kamen, da er 1819 von der preußischen Regierung und dem Kronprinzen Ludwig von Bayern zugleich gerufen, Rom verließ, um in Düsseldorf die Leitung der Kunstakademie zu übernehmen und daneben die Säle der in München neu gegründeten Glyptothek auszumalen. Sofort schloß sich in Düsseldorf eine große Reihe begeisterter junger Künstler an ihn an, aber noch größer wurde sein Wirken, als er 1820 gänzlich nach München übersiedelte. Hier schuf er die Fresken an den Wänden und Decken im Göttersaal und Heroensaal der Glyptothek, in der Ludwigskirche und in den Loggien der Pinakothek. 1841 als Leiter der künstlerischen Unternehmungen Friedrich Wilhelm des Vierten nach Berlin berufen, entwarf er eine Reihe kleinerer Werke, wie den Glaubensschild, die Zeichnungen zu Tassos befreitem Jerusalem, Glasmalereien für die Dome in Schwerin und Aachen. Mit jugendfrischer Kraft aber begann er nun die Zeichnungen zu dem großen Gemäldecyklus, welcher die neben dem Dom projectirte Friedhofshalle der preußischen Könige schmücken sollte. An der Ausführung der Cartons zu diesem

Digitized by Google

Campo santo arbeitete er bis zu seinen letzten Lebenstagen; am 6. März 1867 ist der vierundachtzigjährige Greis verschieden. Ehrfurcht erfaßt uns vor dem Riesengeiste, der mehr als 60 Jahre lang in immer steigender Kraft alle höchsten Gegenstände der Kunst sich zu eigen macht, das classische Alterthum und das Mittelalter, den heitern griechischen Götterhimmel und die Tiefen der christlichen Mystik mit gleicher gestaltender Klarheit durchdringt, jede Aufgabe mit hingebender Begeisterung selbständig schöpferisch erfaßt und mit einziger Hoheit und Ursprünglichkeit durchführt.

Aber noch eigenthümlicher wird die Bedeutung des Meisters, wenn es ihm wirklich gelungen ist, was er in seinen großen Bildercyklen erstrebte. Es genügte ihm nicht, die poetisch, kirchlich oder historisch überlieferten Stoffe bildnerisch zu gestalten; ihm sollte die Kunst den Ausdruck einer bestimmten Gesinnung, ja sogar einer bestimmten Gedankenentwicklung abgeben. Und der Ausdruck seiner ihm heiligen Gedanken ist ihm von solcher Bedeutung, daß er die formale Seite der Kunstübung dieser rein idealen mit Entschiedenheit nachsetzt. Zur Erreichung seines künstlerisch-priesterlichen Zweckes, den Beschauer in seine erhabenen Gedankengänge hinaufzuziehen, fordert er von diesem entgegenkommende Arbeit. Sie ist um so nothwendiger, als er von der überlieferten symbolischen Bedeutung gewisser Mythen und Gleichnisse abweicht und die ihm geeignet scheinenden selbständig und selbstdichtend verwendet.

Wer möchte es unternehmen, die Bilder des Campo santo ohne die von dem Künstler ausgehende Erklärung zu deuten? Und kaum wird es auch möglich sein, über die nicht seltenen Willkürlichkeiten der Zeichnung hinwegzusehen. Cornelius verschmähte hier mit vollem Recht jede Art von verlockendem Schein. Nicht das behagliche Wohlgefallen darf man bei seinen Werken suchen, welches etwa eine leere Viertelstunde ausfüllen und den flüchtigen Blick an eine geschmückte Wand fesseln soll. Wie der Priester in der Kirche will Cornelius den ganzen Menschen, und zwar Menschen, denen es heiliger Ernst ist nicht blos um die Kunst, sondern zugleich um sich selbst.

Erklärt es sich daraus, wenn die Unfähigkeit des Verständnisses und der Hingabe, die es bedingt, bei so vielen Beschauern sich verbirgt hinter dem Tadel einzelner Abweichungen von der Natur, welchen wir in seinen Gestalten begegnen, so ist es eine peinliche Wahrnehmung, daß diese erhabensten Schöpfungen des Meisters gemeinhin als nur Auserwählten zugänglich behandelt werden, daß man sich oft begnügt, seine Bilder zu loben, aber nicht zu betrachten. Unser Publikum droht an ihm die Unbill zu erneuern, die Lessing in seinem bekannten Wort über die Popularität Klopstocks bezeichnet; ja man hat mit dieser Analogie Ernst machen und Cornelius in der bildenden Kunst die Stelle anweisen wollen, die der erhabene Sänger des Messias in der Literatur einnimmt. Sollen wir aber vergleichen, so darf nur Dante genannt werden. Ebenbürtig

Digitized by Google

dem Weckruf des geheimnißvollen Italieners bedeutet die Kunst des heimgegangenen Heroen in ihrer vermeintlich esoterischen Größe mit all ihren Härten, ja selbst mit dem, was man ihre Fehler nennt, die Prophetie auf eine Geistesentwicklung, welche gewaltig genug ist, Jahrhunderte zu erfüllen, und in deren göttlichen Zug, sei es genießend, sei es verstehend, sei es mitarbeitend einzutreten zu den höchsten Aufgaben gehört, die uns gestellt sind. In diesem Sinne nur dürfen wir stolz sein, Cornelius den Unsrigen zu nennen. — J. L.

Ein Wort an Herrn Dr. Roth,

Bürgermeister in Trautenau.

Herr Dr. Roth fordert in seiner Schrift „Achtzig Tage in preußischer Gefangenschaft und die Schlacht bei Trautenau, 2. Aufl. Prag, 1867" S. 45 Herrn Wachenhusen, nachdem er aus dessen Schilderung (ein „Tagebuch vom östreichischen Kriegsschauplatz") einen Auszug gegeben hat, zur Angabe von Namen derjenigen preußischen Ehrenmänner auf, welche damals *aus den Fenstern oder überhaupt aus den Häusern schießen sahen*. Das ist bis jetzt, so viel ich weiß, noch nicht öffentlich geschehen, und zum Theil wohl natürlich; denn Wachenhusen wird keinen Zeugen finden können, der für seine Schilderung en bloc Zeugniß ablegt. Diese kann nur aus übertriebenen Zeitungsnachrichten zusammengestellt sein; sie entbehrt offenbar der authentischen Berichte von Augenzeugen, aus jedem Worte, jeder Zeile spricht dagegen die ausmalende Phantasie des Erzählers. Damit wird aber die Thatsache an sich noch nicht umgestoßen; sondern es giebt wirklich viele wahrheitsliebende Männer, die bezeugen können und bezeugen *müssen*, daß die preußischen Truppen aus den Fenstern der trautenauer Häuser beschossen wurden und zwar nicht etwa von östreichischem Militär; denn solches wurde nicht in der Stadt gefunden. Ich könnte Herrn Dr. Roth das Haus malen — so lebhaft steht es mir noch vor Augen —, aus welchem auf uns, die wir in der nächsten Straße von Parschnitz her zwischen Aupa-Brücke und Kapelle postirt waren, der erste Schuß fiel: es war das Eckhaus vis-à-vis der ebengenannten Kapelle; dasselbe wurde infolge dessen, da die Thüren verrammt waren, erbrochen und durchsucht. Nachher habe ich in kurzen Zwischenräumen noch etwa fünf oder sechs

Digitized by Google

Schüsse fallen gesehen. Dies war keine Augentäuschung, wofür Herr Dr. Roth die Sache erklären will; eine solche kann wohl einem Einzelnen passiren, nicht aber Hunderten von Menschen, die gewohnt sind mit scharfem Auge um sich zu blicken. Oder glaubt Herr Dr. Roth, daß gebildete, unbefangene Männer, deren es auch in den niederen Chargen des preußischen Militärs eine große Anzahl giebt, sich plötzlich durch die Erfindung eines Einzelnen in solcher Weise werden bethören lassen, daß daraus ein „großes Lügengewebe" entsteht? Also weil er, der an jenem Tage, wie er selbst schildert, so vielfach in Anspruch genommen und beschäftigt war, diese Thatsache nicht selbst beobachtet und niemanden unter der trautenauer Bevölkerung gefunden hat, der sie eingesteht, deshalb macht er uns alle, die wir sie doch gesehen haben und mit unserm Ehrenworte bezeugen können, zu Erfindern einer Lüge, zu Mitschuldigen an einem „gräulichen Lügengewebe?" Herr Dr. Roth hätte besser gethan, Worte, die er der Oeffentlichkeit übergiebt, mehr auf die Wagschale zu legen. Ebenso gut wie die gleichfalls früher verbreitete Nachricht von dem Gießen mit siedendem Oel und Wasser, woran jetzt hier kaum ein gebildeter Mensch mehr glaubt, nachdem viele von den Gebildeten unter uns, die wir die Affaire mitgemacht haben, sich bemüht hatten, solchen falschen Nachrichten entgegenzutreten — ebenso gut wie sie in der einfachen von ihm (S. 15) dargelegten Thatsache ihren Grund hat, beruht auch jene Mittheilung auf Facten, nur daß beide durch die Fama ins Unglaubliche vergrößert sind. Aber vollständig läugnen läßt sich die Sache nun und nimmer. Und was schließt nun Herr Dr. Roth aus seiner Annahme? „Das Ziel der haloſtörrigen und boshaften Anschuldigungen," sagt er, „von Seite einzelner Soldaten war offenbar die Erreichung eines Freibriefes zur Plünderung"; ferner „man wollte die Unstichhaltigkeit und Unwahrheit der vorgeschützten Gründe nicht kennen, um die Schuld an dem augenfälligen unglücklichen Ausgange der Schlacht den Trautenauern aufzubürden." Der erste Passus kann natürlich nur auf die unteren Chargen des preußischen Militärs sich beziehen, der andere dagegen geht auf die höheren Offiziere. Ich habe darauf Folgendes zu erwiedern:

ad 1. Herr Dr. Roth muß uns für Kroaten halten. Er scheint gar nicht zu wissen, daß in den niederen Stufen des preußischen Heeres die Zahl der Berufssoldaten eine äußerst geringe ist im Verhältniß zu den übrigen, die zu Hause eine bürgerliche Stellung einnehmen; er scheint ferner nicht zu wissen, daß unter den letzteren ein nicht unbedeutender Theil den gebildeten Ständen angehört z. B. Referendarien, Lehrer, Studenten, Kaufleute ꝛc., und daß diese auf die ungebildete Classe einen bedeutenden moralischen Einfluß ausüben. — Selbst den rohesten Leuten, deren es natürlich überall einige giebt, wäre ein solcher Gedanke damals kaum gekommen; denn wenn der Krieg die Menschen auch verwildert, so waren wir am 27. Juni noch nicht 24 Stunden jenseits der

Digitized by Google

Grenze; mithin konnte dieser Zustand nicht eingetreten sein. Falls aber wirklich einer oder der andere darauf hätte kommen können, so hätten die vielen, denen Recht und Wahrheit am Herzen lag, einen solchen Gedanken nicht aufkommen lassen, einer solchen Erfindung keinen Beifall geschenkt. Wenn in Trautenau hin und wieder geplündert ist, hat die Stadt dieses Unglück lediglich sich selbst zuzuschreiben und der Erbitterung, die durch das wirklich wahnsinnige Schießen das preußische Militär ergriffen hatte. Ich bin übrigens bei Plünderungen nicht Augenzeuge gewesen. Daß aber bei der ganzen Affaire nicht mehr als fünf Trautenauer ums Leben gekommen sind, bezeugt bei der gerechtfertigten Aufregung solcher Nothwehr eher die Humanität der preußischen Soldaten, als etwas Anderes.

ad 2. Auf den zweiten Passus läßt sich objectiv nur das Factum anführen, daß die Schüsse aus den Fenstern der Stadt Trautenau in den Vormittagsstunden etwa zwischen 11 und 1 Uhr fielen, während das Gefecht für Preußen bis gegen 3 Uhr vortrefflich stand.

Daß übrigens diese Beschuldigungen noch nicht von Andern widerlegt sind, liegt wohl daran, daß die Schrift Herrn Dr. Roths hier confiscirt und daher den Wenigsten bekannt sein dürfte.

Königsberg i. Pr., 1. März 1867.

Max Engelhardt, stud. phil.

Kleine Chronik vom Reichstage.

3.

Die Generaldebatte des norddeutschen Reichstags über den Verfassungsentwurf des norddeutschen Bundes.

Am 9. März ist der erste Waffengang der Parteien in der großen Frage bei überfüllten Tribünen geschehen. Fünf Stunden etwa dauerte die Verhandlung, ihr Gesammteindruck war für alle Unbefangene ein günstiger. Dank der Ablehnung eines Antrags, der die Vorberathung des Entwurfs einem Ausschuß überweisen und damit die Plenarverhandlung um mehre Wochen verschoben haben wollte, kam der Berathung auf Seiten der Betheiligten wie der Unbetheiligten eine ungeschwächte Spannung und Theilnahme entgegen; kein Redner, der etwa mit halbfertigen Ansichten in den Ausschuß eingetreten wäre,

Digitized by Google

fühlte sich durch frühere Erklärungen beengt und kein Hörer wurde ermüdet durch Wiederholungen schon bekannter Programme, wie das sonst infolge des halböffentlichen Charakters der Ausschußverhandlungen unvermeidlich war. Der Ton der Debatte, das Gepräge der Reden war des Hauses und der Sache würdig. Die Polemik war bestimmt und ehrlich, aber frei von Leidenschaft und persönlicher Gereiztheit, die Haltung der Hörer bei regstem Interesse gemessen und zu stürmischen Affectäußerungen wenig geneigt. In der Verhandlung offenbarte sich bei allen Theilen ein guter Wille zur Verständigung auf annehmbaren Grundlagen und bei den meisten auch guter Glaube an das Gelingen des nationalen Werkes.

Es war überraschend, wie principielle Gegner in dem Vertrauen zusammentrafen, daß sowohl eine vollständige Ablehnung der Vorlage in der Gestalt, in der sie gemacht worden, keineswegs ein Scheitern der Einheitssache bedeute, daß vielmehr dem ersten mißlungenen Versuche unfehlbar ein zweiter folgen werde, der ganz gewiß gelingen müsse. Sie beide bauten theils auf die Wucht der Lage und den Drang der Nation, theils auf das Ministerium, an dessen Neigung zu Compromissen die Einen, an dessen Energie die Anderen appellirten.

Der Abgeordnete Twesten begann die Debatte mit einem ausführlichen Vortrage, in welchem er das Glaubensbekenntniß der National-Liberalen in der vorliegenden Frage entwickelte. Die Rede dauerte über eine Stunde, zeichnete sich durch Klarheit und Schärfe aus, war aber ruhigste Deduction und hatte keine zündende Wirkung. Seinen Ausgangspunkt gab der Redner etwa so an: Wir müssen an das Werk des Verfassungsbaues mit der Resignation herantreten, daß wir zunächst nichts Abschließendes leisten, sondern nur ein Gerüst hinstellen können, dessen innere Vollendung der Folgezeit zu überlassen ist, aber wir müssen daran festhalten, keine Bestimmungen zu treffen oder gut zu heißen, die eben diesem Ausbau den Weg verlegen oder ihn in unheilvolle Bahnen drängen müßten. Das Letztere würde geschehen, wenn der vorliegende Entwurf unverändert angenommen werden sollte.

Hierauf wirft Referent einen Rückblick auf die Freiheitsbestrebungen der Kammern in den deutschen Klein- und Mittelstaaten, die darum stets so ziellos verliefen, weil sie, so lange die Großmächte absolutistisch regiert wurden, gleichzeitig um die Einheit zu ringen hatten und in dem steten Gegenspiel zwischen Anspannung und Erschlaffung ihre Kraft verbrauchten. „Erst durch die preußischen Reichsstände," sagt Dahlmann einmal, „kann dem constitutionellen System in Deutschland ein gesicherter Ausbau werden." Preußen ist ein constitutioneller Staat geworden, die ungeheuren Erfolge des letzten Sommers haben ihn zur Basis der deutschen Einheit gemacht und die Verfassung, die jetzt geschaffen werden muß, darf nicht durch die innere Politik die Scheidewand befestigen.

Digitized by Google

welche augenblicklich Rücksichten der äußeren zwischen Süden und Norden aufgerichtet haben.

Neben mancherlei kleineren Mängeln des Entwurfs hebt er als einen entscheidenden die Bestimmung des Normalbudgets heraus. Mit dem Rechte der Geldbewilligung steht und fällt die verfassungsmäßige Freiheit im Staat; nimmt man es hinweg, „so kann man das Ständehaus zuschließen“ (Dahlmann). Von dieser ihrer wichtigsten Ueberlieferung dürfen sich die Liberalen nicht allzu weit entfernen. (Hört!) Von den Erfahrungen des budgetlosen Regiments kann dagegen kein stichhaltiger Einwand hergenommen werden. Solches wagt eine Regierung, die sich sonst ihrer verfassungsmäßigen Schranken bewußt ist, nur in ausnahmsweisen Fällen wie hier; in untergeordneten Dingen wird sie, trotz etwaiger absolutistischer Neigungen, stets die nothwendige Verständigung mit der Volksvertretung suchen. Versetzt man sie aber in die Lage, daß sie *verfassungsmäßig* einer solchen nicht bedarf, so wird sie sich auch in untergeordneten Dingen durch nichts gebunden erachten und auch hier wie dort absolutistisch sein.

Sollte die Regierung in der Frage des Normalbudgets einer Nachgiebigkeit abgeneigt bleiben, so würde sie sich der Gefahr aussetzen, den ganzen Entwurf wenn nicht vom Reichstag, so doch aller Wahrscheinlichkeit nach vom preußischen Abgeordnetenhause abgelehnt zu sehen. Die militärische Einheit Norddeutschlands, auf die ihr am meisten ankomme und die durch die drohende Weltlage geboten sei, werde sie dessen unbeschadet durch das bereits im Gang befindliche System der Militärconventionen befestigen und ausbauen können.

In Erwägung der dringenden sachlichen Motive, die für eine Verständigung sprechen, sei er zu einem Compromiß auf der Grundlage bereit, daß er gegen ausdrückliche principielle Anerkennung des Budgetrechts als Uebergangsbestimmung auf eine bestimmte kürzere Zeit ein Pauschquantum für das Bundesheerwesen bewillige, falls die Regierung eine eingehende Vorlage über die Organisation des norddeutschen Heeres und deren Kosten machen würde.

Auf diesem Boden werde derselben ein Zusammenwirken mit den Liberalen von ganz Deutschland möglich werden und dieses nicht blos die Lösung der großen nationalen Frage ebnen, sondern auch die Staatsmacht Preußens wesentlich erhöhen. Referent schließt mit dem Wunsche, daß die königliche Regierung durch Erklärung gleich hier und durch spätere Vorlagen in diesem Sinne die schweren Wolken zerstreuen möchte, welche einem großen Theile des preußischen Volkes die Freudigkeit der Zustimmung zu dem großen Werk der Neugestaltung Deutschlands getrübt haben.

Die folgende Rede des Abgeordneten *Waldeck* war belehrend für die Art, wie ein Theil der entschiedensten preußischen Demokratie den deutschen Beruf Preußens anschaut. Seine Ausführungen erinnerten uns lebhaft an das Wort

Digitized by Google

Virchows: „Unser aller Absicht ist ja doch, die Hohenzollern auf den Thron der Hohenstaufen zu setzen." Er ist Gegner des Entwurfs, oder vielmehr „Vertrages", wie er ihn ausdrücklich nannte, nicht etwa, um, wie unsere süddeutschen Radicalen sagen würden, Deutschland vor Preußen, sondern um Preußen vor Deutschland zu retten; nicht aus Liebhaberei für Kleinfürsten, mit denen einen „ewigen" Bund zu schließen die Herren Diplomaten doch wohl nicht im Ernste beabsichtigten, auch nicht aus Begeisterung für die „provinzielle Selbständigkeit", für welche Herr v. Wächter wirken möchte, sondern weil er nicht will, daß Preußen mit seinen vierundzwanzig Millionen durch fünf Millionen Bundesgenossen, die nicht nach dem Wunsche ihres Herzens, sondern durch ein Spiel des Zufalls unter so und so viel kleine Herrscher vertheilt worden sind, majorisirt werde. In dem Bundesrath sieht er die künstlichen Mehrheiten des alten Bundestags wieder aufleben zu Ungunsten der gebührenden Geltung des preußischen Staates. Dies Project will nicht einen Bundesstaat, sondern einen Großstaat neutralisirt durch den Bundesrath und in dem Bundesfeldherrn gewissermaßen den Beamten dieser Organisation. Statt dessen will Referent den König von Preußen als constitutionellen Chef der Centralgewalt anerkannt wissen. Constitutionell vor allem solle der neue Bund werden, sonst sei er alle Anstrengungen nicht werth, sei er das nicht, so unterscheide er sich von Oestreich nur durch die Gleichartigkeit seiner Bevölkerung. Der Vertrag hebt das verantwortliche preußische Kriegsministerium und den preußischen Landtag auf, und wie wenig auch jene Verantwortlichkeit und dieses Recht thatsächlich bisher besagt haben mag, es ist doch ein großer Unterschied, ob man ein Recht aufgiebt oder es wegen fehlender Organe augenblicklich nicht ausüben kann.

Referent will statt des Bundesraths im Einklang mit dem Wunsch der oldenburgischen Regierung ein Staatenhaus und statt eines Zollparlaments ein Parlament mit ungeschmälertem Budgetrecht. Im andern Fall mißbrauche man den Namen Parlament und werde die Süddeutschen, die recht gute Verfassungen mit gesichertem Budgetrecht haben; ganz gewiß nicht „locken". Darum erklärt sich Referent gegen den Entwurf, wie er vorliegt und gegen jedes Interimistikum. Werde Beides abgelehnt, so bleibe das Militärbündniß mit den norddeutschen Regierungen gleichwohl geschlossen, die äußere Sicherheit sei ungeschädigt, aber kein wesentliches Recht sei geopfert.

Die Rede des Abgeordneteu Miquèl (Osnabrück) machte einen tiefen Eindruck; sie vereinigt die Wärme süddeutscher mit der schlagenden Kraft norddeutscher Beredsamkeit und wurde von wiederholtem lautem Beifall der Versammlung getragen. Gleich seine ersten Worte, er werde den Entwurf nicht vom preußischen, sondern vom deutschen Standpunkt aus prüfen und beurtheilen, wurden mit lautem Bravo aufgenommen. Dann fuhr er fort: „Der

Digitized by Google

jüngste Entwicklungsgang zur deutschen Einheit hat nicht allen Idealen des Gemüths entsprochen, die in Deutschland gang und gebe waren; es hat sich gezeigt, daß nicht mit den gewöhnlichen Mitteln der Ueberzeugung, sondern nur durch machtvolle Anstrengung der Kräfte des preußischen Staates, durch Gewalt und Krieg der Boden für ihre Verwirklichung geschaffen werden konnte. Viele Ideale sind verletzt, viele Hoffnungen zu Schanden geworden und von dem Verfassungsentwurfe gilt ein Gleiches. Aber er entspricht der politischen Basis, auf der er entstanden ist. Er tritt uns rauh und eckig entgegen, befriedigt weder ein praktisches noch ein theoretisches Ideal, er ist nicht zu vergleichen mit den Verfassungen von Amerika und der Schweiz, noch mit der Reichsverfassung von 1849, er stellt keinen Einheitsstaat, keinen Bundesstaat und keinen Staatenbund hin: er ist originell wie die ganze Lage, die er formuliren soll. Keine Copie. Große Völker copiren nicht, in großen Verhältnissen sind sie neu und original.

Referent will den Entwurf beurtheilen nicht nach historischen Reminiscenzen und theoretischen Idealen, sondern vom Standpunkt praktischer Brauchbarkeit, und praktisch brauchbar und praktisch nothwendig findet er insbesondere grade diejenigen Bürgschaften der Einheit, durch welche der Entwurf über die Reichsverfassung und die wissenschaftlichen Begriffe des Bundesstaates hinausgeht.

Hierauf betrachtet er die Bundesvorlage einmal nach der räumlichen Begrenzung, die ihr zu Grunde liegt und sodann nach ihrem sachlichen Inhalt und Charakter.

In ersterer Beziehung spricht er sich mit den schon oben angeführten Worten über die Mainlinie aus und sagt sodann: „Locken werden wir die Süddeutschen nicht durch einzelne Freiheitsbestimmungen; nur die starke Feste eines großen Staatswesens, die im Stande ist, nicht blos die drinnen sind sondern auch die Außenstehenden machtvoll zu schützen, wie sie dieselben denn auch schon jetzt schützt, und die bereit ist, die weiten Pforten aufzuthun, sobald es Zeit ist, nur eine solche starke Feste kann uns Süddeutschland erobern. Und wie Italien über den Frieden von Villafranca, so werden auch wir über den von Nikolsburg zur Tagesordnung übergehen." — In letzterer Beziehung warnt er vor der Anschauung, die sich in dem geringschätzigen Ausdruck „Zollparlament" kundgebe. Wenn wir ein gemeinsames Bürgerrecht, Einheit in Gewerbe- und Versicherungswesen, Civilproceß, Handels- und Wechselrecht, Zoll- und Steuerwesen, wenn wir einen einheitlichen großen Markt für Deutschlands Producenten und Consumenten erhalten, so sollen wir nicht herabsetzend von „Zollparlament und weiter Nichts" reden. Unsere Kinder werden nicht begreifen, wie wir uns einem solchen Fortschritt gegenüber so kühl verhalten konnten. Sehen wir nur einmal rückwärts in die Vergangenheit und wir finden, welch kolossaler Fortschritt damit gemacht ist (Beifall). R. möchte auch das bürger-

Digitized by Google

liche Recht, das Strafrecht und das Hypothekenrecht in die Einheit der Gesetzgebung mit hineingezogen wissen.

Gegen die Bestimmungen des Entwurfs hat R. dreierlei Bedenken. Das erste knüpft sich an den Artikel, in welchem es heißt: der Bundesrath beschließt über Aenderungen der Verfassung mit $^2/_3$ Mehrheit. Auf die Frage, ob der Bundesrath für sich allein, ohne Mitwirkung des Reichstags dieses Recht haben solle, antwortet der Ministerpräsident Graf Bismarck, welcher rechts von der Rednerbühne sitzt, durch eine verneinende Kopfbewegung.

Ein zweites Bedenken hat er gegen das Bundessteuerwesen, welches auf die mittelalterliche Kopfsteuer zurückgreife. Eine Steuer, welche 100,000 Bremer ebenso trifft als 100,000 Bewohner des thüringer Waldes, ist unmöglich. Wir brauchen eine Reichssteuer und je mehr wir einsehen, daß wir uns vorläufig noch mit der Umlage behelfen müssen, desto ernstlicher haben wir uns nach verfassungsmäßigen Bürgschaften umzusehen, die uns die demnächstige Einführung einer Reichssteuer sichern. Das führt den Redner zu seinem dritten und größten Bedenken, der Bedrohung des ständischen Geldbewilligungsrechts.

„Man kann einen neuen Staat durch siegreiche Schlachten auf die Bühne werfen, aber ihn zu befestigen ohne die Zufriedenheit des besonnenen Kerns der Nation, das ist heute wie ehedem unmöglich." (Beifall.) Wir sind entschlossen, der Einheit jedes Opfer an Freiheit zu bringen, das wahrhaft nöthig und wahrhaft nützlich ist, aber wir läugnen, daß das Opfer des Budgetrechts nothwendig oder nützlich wäre. Ein Parlament wird nationalen Zwecken gegenüber niemals kargen, der Particularismus, der die Phrase der Freiheit auf den Lippen, und Sonderinteressen im Herzen trägt (Beifall und Zischen), wird niemals wieder das Uebergewicht erlangen, ein Parlament aber ohne Budgetrecht würde die Saat der Conflicte, des Haders, der Zwietracht über Deutschland hinstreuen.

Er stehe dem Entwurfe nicht als nörgelnder, unzufriedener Kritiker, sondern mit patriotischem Stolze gegenüber, aber dem unnatürlichen Opfer eines so wesentlichen Rechtes könne er das Wort nicht reden, und er habe das Vertrauen zu der Regierung, der alle Parteien lassen müßten, daß sie mit großer Weisheit und Energie den Boden für ein neues Deutschland geschaffen, daß sie eben diesen Boden nicht wieder werde preisgeben wollen in dem Gefühl: „Was du jetzt dem Volke entziehst, wirst du ihm auf die Dauer doch nicht vorenthalten."

Abgeordneter Michelis (Kempen) erklärt, vor dem „Praktischen" (wie es die Parteien, jede in ihrem Sinne verständen) habe er als denkender Menschenfreund wenig Respect. Für einen preußischen Abgeordneten gebe es nur einen praktischen Punkt, die Gewissensfrage: darfst du der preußischen Verfassung, die du beschworen hast, etwas vergeben?

Nur die offenbarste Sophistik könne läugnen, daß der Entwurf das Grund-

Digitized by Google

recht dieser Verfassung klar und widerspruchslos aufhebe. Er wolle seinen Eid nicht brechen und wolle ebenso wenig, daß die Preußen der neuen Landestheile eine verstümmelte, entnervte, entseelte Verfassung erhielten. „Was nützte es uns, wenn wir die ganze Welt gewönnen und nähmen Schaden an unserer Verfassung?"

Noch vier Redner sprachen; die Abgeordneten Dr. Rée (Hamburg) und Rohden gegen den Entwurf, in dem der Eine die deutschen Verfassungen ermordet, der Andre die deutschen Völker mediatisirt fand, die Abgeordneten v. Gerber und Wagener für denselben. Der Erstere erkannte die Mängel desselben an, erklärte aber, daß er die Verantwortlichkeit einer principiellen Opposition gegen denselben nicht zu übernehmen wage, der Letztere trat in principieller Schärfe für alle seine Theile ein, lehnte jeden Compromiß und jede Uebergangsbestimmung ab. Prosaisch sei der Entwurf, statt von Grundrechten, rede er von Eisenbahnen und Telegraphen, statt von Menschenrechten, von dem billigen Transport der Kohlen und Hülsenfrüchte, aber er sei in all seiner Nüchternheit der concrete Niederschlag weltgeschichtlicher Ereignisse, deren Consequenzen die conservative Partei schon viele Opfer gebracht habe, und denen auch die Liberalen früher oder später folgen müßten, es komme nur darauf an, ob mit gutem oder bösem Willen. Seine Ausführung wiederholte die allbekannten Ansichten der conservativen Partei von dem Noli me tangere des Militäretats überhaupt und der Unmöglichkeit einer neuen Verständigung mit 22 selbständigen Regierungen insbesondere; daneben sprach R. zwei bemerkenswerthe Aufforderungen aus, eine an die deutschen Kleinfürsten, denen er wünschte, daß sie, je länger desto mehr, das Geheimniß einsehen möchten, weshalb ein Lord Palmerston und ein Lord Derby mehr bedeuten als einer von ihnen, die noch immer nicht einsehen wollten, daß ihre wahre Stelle, ihr rechter Platz in dem Oberhause eines großen Gemeinwesens sei, und die andere an die Liberalen, die er erinnert, daß auch in Preußen „die brennenden Leidenschaften früherer Tage in der Unermeßlichkeit des allgemeinen Stimmrechts zu erlöschen angefangen haben, daß die große Masse anders denke als die Parteien, die bisher hinter ihnen gestanden, daß sie nur in zwei Punkten politisch d. h. empfindlich sei: im Herzen d. h. in ihren religiösen Interessen und im Magen d. h. in ihrer wirthschaftlichen Lage.

Durch die Fürsorge, welche der Entwurf den materiellen Interessen zuwende, habe er die Masse in ihrer ganzen Breite und Tiefe bereits gewonnen. —

11. März. — Wer der heutigen Fortsetzung der Generaldebatte beigewohnt hat, wird sich des Gefühls schwerlich entschlagen können, daß er Momente von einer gewissen geschichtlichen Größe erlebt hat, und wer aus eigner Erfahrung noch nicht wußte, wie sich groß angelegte Verhandlungen eines Parlaments

Digitized by Google

von dem Stammeln der nationalen Idee in der „Landtagsstube“ eines Kleinstaats unterscheiden, der hat es bei dieser Gelegenheit unfehlbar gelernt.

Von den Reden der Abgeordneten Köster, Groote, v. Gottberg abgesehen, machte die Debatte einen wahrhaft imposanten Eindruck. Nach Lasker, der in seiner scharfsinnigen geistvollen Weise mit ähnlichen Vorbehalten über den Entwurf sprach wie Twesten, ergriff Braun aus Wiesbaden das Wort. Seine wiederholt von rauschendem Beifall unterbrochene Rede bewies wie die des Abgeordneten Miquèl vom vorigen Sonnabend, mit welch einer Fülle von Talent und gereifter Einsicht die preußische Landesvertretung durch die Annexion vom vorigen Sommer bereichert worden ist. Die Männer, die ein jahrelanger Kampf gegen Mißregiment und Verfassungsbruch gestählt hat, und die in der segenlosen Sisyphusarbeit, dem Winkeldespotismus Vernunft zu predigen, nicht irre geworden sind in dem Glauben an die Zukunft unsrer Nation, die dürfen ein besonderes Gewicht beanspruchen für ihre Stimme und ihren Rath, und darum war es mehr als eine Phrase, wenn Braun seine Rede mit den Worten schloß: „Stellen wir das Ganze über das Einzelne, seien wir nicht mehr eine Nation von Dichtern und Träumern, die, wenn ihr einmal das Glück die Stirn mit der wallenden Locke bietet, nicht zugreift, sondern wartet bis es vorüber ist und nur noch den kahlen Scheitel zeigt.“

Braun findet den Entwurf weder correct, noch elegant, aber er fragt mit Recht, was würde uns der correcteste und eleganteste nützen, wenn er wie die Reichsverfassung von 1849 eben nur ein Stück Papier bliebe? Die Kritik, der er die Vorlage unterzog, unterschied sich sehr erheblich von der seiner Vorredner. Der Grund, weshalb dieselbe der Motive entbehrt, errieth er aus einem Umstande, den nachher die Erklärungen des Grafen Bismarck bestätigten, aus der Unmöglichkeit, aus 22 Regierungen einen übereinstimmenden Text dafür herzustellen. Wie es mit der Einmüthigkeit der Contrahenten ausgesehen habe, das verriethen hier die Protokolle mit ihren Clauseln und Vorbehalten, „diese Eierschalen, die dem Küchlein des Entwurfs ankleben“. Als die Aufgabe des Parlaments bezeichnet er die Pflicht, darüber zu wachen, daß von den verfassungsmäßigen Rechten des deutschen Volks bei ihrem Transport aus den Landtagen in den Reichstag nicht allzuviel verloren gehe, und als das geeignetste Mittel, gleichzeitig den Kern dieser Rechte zu retten und dem Verfassungswerk die Bundesgenossenschaft der Nation zu sichern, empfahl er statt der Matricularumlage die Einführung einer allgemeinen unmittelbaren Reichssteuer, welche sich nicht die „Römermonate“ der Landesfürsten aus der Zeit des Verfalls, sondern den „gemeinen Pfennig“ aus der Zeit der Blüthe des alten Reichs zum Vorbild nehme und deren Erhebung jedes Jahr der Bundesgewalt durch den Reichstag bewilligt werden müsse.

Unmittelbar nach dem Abgeordneten Groote, während dessen Rede die

Digitized by Google

Abgeordneten unter vielem Geräusch ab- und zugingen, erhob sich unter tiefster Stille des ganzen Hauses Graf Bismarck zur Vertheidigung der Vorlage. Den Geist seiner mit lautem Bravo begleiteten Rede zeichnen wir am besten, wenn wir zwei kurze Stellen aus dem Eingang und aus den Schlußworten hierher setzen: „Wird der Entwurf angenommen, so ist für das deutsche Volk die Bahn zur Einheit freigemacht, und wir dürfen dem Genius unsrer Nation vertrauen, daß sie ans Ziel gelangen wird" und schließlich: „Arbeiten wir rasch, setzen wir Deutschland in den Sattel, reiten wird es schon selber können." Ob man dem Entwurf den Namen einer „Verfassung" geben oder versagen wolle, sei ihm gleichgiltig; hervorgegangen sei er aus der Absicht, die Widerstandskräfte, an denen bisher die Einheitsbestrebungen gescheitert seien, möglichst wenig herauszufordern, aber gleichzeitig das Minimum dessen fest zu begrenzen, was die Einzelexistenzen der Einheit zu opfern hätten. Nachdem er den Einwürfen, welche demselben vom unitarischen und demokratischen Standpunkt gemacht worden, entgegnet, daß die Berücksichtigung vielleicht sehr wünschenswerth, aber unter den gegebenen Umständen nicht erreichbar sei, zerstört er die Illusion des Abgeordneten Michelis, welcher gemeint, dies Ministerium werde sich auch nach Ablehnung dieser Vorlage, ohne Volksvertretung zu helfen wissen, durch die bestimmte Erklärung, daß er, der sonst seinem Fürsten und seinem Lande seine Dienste nie versagt habe, in diesem Falle sie versagen und die Hebung des Chaos, das dann folgen müsse, denen überlassen werde, die es verschuldet.

Die Einwendungen des „parlamentarischen Particularismus" wögen nicht schwerer, als wenn die mecklenburgische Ritterschaft um dieses oder jenes Bedenkens willen nicht mitspielen wolle; im Allgemeinen aber weise er den Verdacht zurück, als ob die Regierung sich von der constitutionellen Entwicklung Deutschlands lossagen und das Parlament benutzen wolle, um im Kampf der Parlamente unter einander den Parlamentarismus aufzureiben. Die Rechte der Völker sollten so wenig als die der verbündeten Fürsten leiden und nichts liege der Dynastie und der Regierung Preußens ferner als die großen Gefahren ihrer europäischen Stellung durch ein Umschlagen in wilde Reaction noch zu vergrößern. Nur für ein begrenztes Uebergangsstadium solle die Existenz des Bundesheeres nicht von der Willkür der Landtage abhängig sein, bis der Bund innerlich in Fleisch und Blut verwachsen sei.

Mit Süddeutschland werde sogleich nach Abschluß der norddeutschen Bundesverfassung die Errichtung eines gemeinschaftlichen Zollparlaments angestrebt werden; die Einheit Deutschlands aber für den Fall eines auswärtigen Angriffs sei bereits diesseits und jenseits des Mains gesichert. —

Wir gehören zu denen, die aus dieser Rede die Bereitwilligkeit einer loyalen Verständigung auf annehmbaren Grundlagen heraushörten und hiernach deren Zustandekommen mit der wahrscheinlichen Mehrheit der zu dem westenschen Compromiß Geneigten in der Hauptsache für gesichert halten. Die Specialverhandlung wird lehren, ob wir darin nach der einen oder andern Seite das Richtige getroffen haben oder nicht.

Durch den Auftritt zwischen den Abgeordneten v. Münchhausen und dem Ministerpräsidenten nahm die Debatte ganz überraschender Weise noch eine sehr ernsthafte dramatische Wendung. Der bekannte Sprecher jener hannoverschen Deputation, die sich seiner Zeit um die Erhaltung der Welfenkrone bemühte, um sich „in hoffnungsloser Ergebung" von König Wilhelm zu verabschieden, nahm mitten in einer Auseinandersetzung über den Verfassungsentwurf Gelegenheit, wegen des angeblichen Bruchs der Capitulation von Langensalza und des Verfahrens der preußischen Militärbehörden gegen die Anhänger des Welfenthums bitter Beschwerde zu führen.

Digitized by Google

Den Ruf „zur Sache!“ welcher den Redner von der Rechten her unterbrach, bändigte der Präsident, der sich weigerte den Redner zu unterbrechen, einmal weil seine Empfindungen Anspruch hätten geschont zu werden, und sodann weil das Verfahren Preußens die öffentliche Discussion nicht zu scheuen brauche. Es wäre nicht gut gewesen, hier einen Märtyrer des Welfenthums zu schaffen und einer verlorenen Sache durch unnöthige Härte ein Relief zu geben, das sie nicht verdient.

Hatte Münchhausen mit einer zuletzt vor innerer Erregung bebenden Stimme gesprochen, so antwortete der Ministerpräsident in einem Tone, dem man anmerkte, wie er nur mühsam gezügelt war. Er erklärte die Behauptung, Preußen habe die Capitulation von Langensalza gebrochen für eine unwürdige Verläumdung; nur die Auslegung eines sophistischen Advocaten könne jener rein militärischen Convention die Deutung eines Staatsvertrags geben und den Schutz, der dort dem Privateigenthum des Königs zugesagt sei, auf dessen gesammten Besitz ausdehnen, während doch widerspruchslos lediglich das gemeint gewesen sei, was derselbe im Lager mit sich führte. Der Vertragstreue Preußens stelle die Königin Marie gewiß das beste Zeugniß aus, die fortfahre in preußischem Lande unter dem Schutz einer Macht zu wohnen, mit welcher ihr Gemahl noch immer keinen Frieden geschlossen und deren Hof zum Deckmantel von Intriguen diene, die Preußen auf die Dauer nicht dulden könne. Seit Hannover angefangen habe, die alte naturgemäße Bundesfreundschaft zu Preußen zu verlassen, habe er wiederholt dem Grafen Platen gesagt: Fürchten Sie preußischen Ehrgeiz, so werden Sie als treuer Bundesgenosse ihn am sichersten entwaffnen: alliiren Sie sich aber mit unseren Feinden, dann wäre der preußische Minister, der die Gelegenheit, diesen Staat zu beseitigen, verabsäumte, ein Verräther an Preußen und Norddeutschland. Gemäß dem Dünkel, mit welchem Gott so viele Fürsten, und der Unkunde, mit der er so viele Diplomaten geschlagen, habe der Hof von Hannover, nachdem Preußen die äußerste Langmuth geübt, sich mit Oestreich alliirt im Vertrauen auf dessen 800,000 Mann und nach erlittener Niederlage sich gewundert, daß Preußen die Sache so ernst genommen. Nachdem er Preußens Existenz mit auf das tödtlichste bedroht, beklage er sich über schlechte Behandlung, als ob es nicht so ernst gemeint gewesen sei. Nach einigen Worten über die fortdauernden Agitationen der Welfenpartei schloß der Redner: Fordern Sie uns auf diesem Wege nicht weiter heraus, Sie werden einer Energie begegnen, die nicht mit sich spaßen läßt. —

12. März. Die heutige dritte Verhandlung über die norddeutsche Bundesverfassung stand unter dem maßgebenden Einfluß der gestrigen Rede des Grafen Bismarck. Die Erklärungen, daß die Regierung weit entfernt sei, das constitutionelle Recht des Volkes auf einem Umwege eliminiren oder auch nur kränken zu wollen, daß ein specialisirtes Budget auch über den Militäretat dem Reichstag vorgelegt und daß dieselbe nur während einer begrenzten Uebergangsfrist gegen Aenderungen gesichert bleiben solle, welche das Bundesheer in seinem Bestande in Frage stellen würden, konnten ihre Wirkung um so weniger verfehlen, als, wie sich schon am ersten Tage der Debatte zeigte, die Bereitwilligkeit zu einer Verständigung auf Grundlage unerläßlicher Zugeständnisse unter den besonnenen Mitgliedern des Reichstags allgemein war. Der Boden der ganzen Debatte war damit wesentlich verschoben und der Abgeordnete Bennigsen hatte darum eine sehr dankbare Aufgabe, als er in einer ausgezeichneten Rede, die den Mittelpunkt der heutigen Sitzung bildete, die Hauptmomente jener Eröffnungen zusammenfassend beleuchtete und die Thatsache im Einzelnen constatirte, daß die bisherigen Gegner sich bei weitem näher gekommen seien, als anfangs vorauszusehen gewesen. „Sechs Jahre,“ schloß er, „haben die

Digitized by Google

nordamerikanischen Freistaaten nach Abschluß ihres Unabhängigkeitskriegs gebraucht, um ihre Verfassung festzustellen; einigen wir uns in den nächsten Monaten über eine Verfassung für Norddeutschland, so müßten wir an unserem Vaterland verzweifeln, wenn es uns nicht auch gelänge, in der Hälfte jener Zeit eine Verfassung für das deutsche Reich zu Stande zu bringen." Statt einer Zergliederung der beutigen Reden, die sich auch dann nicht empfehlen würde, wenn wir den Raum dazu hätten, geben wir eine kleine Blumenlese des Bemerkenswerthesten daraus.

Der Abgeordnete Michaelis (für die Vorlage) nannte den im Entstehen begriffenen deutschen Staat den Staat der allgemeinen Wehrpflicht und diese die Wehrbarmachung der deutschen Cultur und die beste Bürgschaft des mitteleuropäischen Friedens.

Der Abgeordnete Schulze-Delitzsch (gegen die Vorlage) verlangte, daß das Ministerium der That, welches dem Ministerium der moralischen Eroberungen gefolgt sei, sich seinerseits in ein Ministerium der moralischen Eroberungen verwandele, nur um diesen Preis sei die seltene Bürgerkrone feil, die dem Ministerium Bismarck winke.

Der klerikale Abgeordnete v. Malinkrodt fand, das Preußen des Jahres 1867 sei nichts als das alte Preußen mit etwas breiterer Schulter, breiterer Taille und einem leichten deutschen Rock; das Wort von der 600jährigen Leidensgeschichte Deutschlands verstehe er nicht, denn am Anfang dieses Zeitraums stehe Rudolph von Habsburg, der die Raubritter ausgerottet habe; worauf Graf Bismarck erwiederte, er habe vom Sturz der Hohenstaufen und der Zerrüttung des Reichs datirt, welche verschuldet worden sei durch den Abfall der Welfen und den Sieg der Ultramontanen. (Beifall.) Von vier sächsischen Abgeordneten erklärten sich zwei (v. Zehmen, Gebert) für und zwei (Wigard und Heubner) gegen die Vorlage. v. Zehmen protestirte energisch gegen die Anschuldigung des Particularismus, Gebert gestand, erst seit der Rede des Grafen Bismarck, die er ein politisches Ereigniß nennen möchte, fühle er sich heimisch in dem Hause, Wigard bezeichnete den norddeutschen Bund als einen absoluten Staat, umbrämt mit einem constitutionellen Mäntelchen, das seine Blöße nicht decke und Heubner verlangte Fortschaffung der Mainlinie, damit sich nicht eine Kluft bilde, die das Blut (!) unserer Söhne und Töchter niemals ausfüllen werde und damit nicht der Genius des Vaterlandes trauernd sein Haupt verhülle und wie so mancher Deutsche heimathlos aus einem deutschen Ausland in das andere ziehe. Der Redner sprach mit einer Stentorstimme, die sich bei den letzten Worten in einen wimmernden Klageton verlor, so daß man an die „Reichsthräne" des frankfurter Parlaments erinnert wurde.

Der schleswig-holsteinische Abgeordnete Scheiden bekannte sich als einen strammen Anhänger des „edlen" Herzogs von Augustenburg, beklagte die beispiellose Erschütterung des monarchischen Princips durch die preußische Regierung von Gottes Gnaden und meinte, die Hansestädte erfreuten sich nicht ihres blühenden Handels, wenn — es früher eine deutsche Marine gegeben hätte!

Der Bundescommissar, Geh.-R. v. Savigny wies den Angriff auf S. M. den König mit Entschiedenheit zurück und versprach die Bemerkung über die Marine bei der Specialdebatte zu erwidern, es sei dies eine Aufgabe, auf die er sich freue.

Heute erfolgte nach einer vierstündigen Verhandlung der Schluß der Generaldebatte über den Entwurf der norddeutschen Bundesverfassung. Gegen denselben sprachen noch die Abgeordneten Schaffrath, Duncker (Berlin), Grumbrecht, für denselben die Abgeordneten Graf Bethusi-Huc, Freih. v. Vincke (Hagen) und Prosch. Wir müssen uns wiederum auf Hervorhebung

Digitized by Google

bemerkenswerther Einzelheiten beschränken. Der Abgeordnete Duncker hatte den Ministerpräsidenten angegriffen, einmal weil er die centralistischen Consequenzen der oldenburgischen Erklärung nicht gezogen, um ein Bundesgericht und eine verantwortliche Bundesregierung zu gründen, sodann weil seine heutige Haltung mit seiner erfurter Politik ganz in Widerspruch stehe. Darauf erwiederte der Bundescommissar Graf Bismarck zunächst, seine oft berührte Erklärung der oldenburgischen Regierung (in den Schlußprotokollen niedergelegt) sei in einer der Conferenzen in seiner Abwesenheit gemacht und mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Mehrheit verworfen worden, so daß nachher niemand mehr darauf zurückgegriffen habe; hinsichtlich seiner politischen Haltung zu Erfurt aber bekannte er Folgendes:

„Ich kam nach Erfurt mit jenen politischen Anschauungen, die ich vom Vaterhause mitbrachte, geschärft in jener Zeit durch den Kampf gegen die Angriffe der Bewegung von 1848 auf Zustände, die mir werth waren.

Im Jahr darauf, 1851, bin ich in die Geschäfte der preußischen Politik eingetreten und habe seitdem Gelegenheit gehabt, sechzehn Jahre hindurch Erfahrungen an Stellen zu sammeln, wo ich ohne Unterbrechung mit der großen und namentlich der deutschen Politik beschäftigt war. Ich habe mich überzeugt, daß aus dem Zuschauerraum die Welt auf den Brettern, die sie bedeuten, anders aussieht, als wenn man hinter die Coulissen blickt, und ich habe an mir selber wahrgenommen, daß man als Dilettant und ohne das Gefühl einer schweren persönlichen Verantwortlichkeit die Politik anders treibt, als wenn man sich der vollen Schwere jedes Schrittes, den man thut, bewußt ist. Ich habe erkannt, daß viele der Größen, mit denen meine erfurter Politik gerechnet hatte, gar nicht vorhanden waren, daß das Zusammengehen mit Oestreich, wie es mir nach den Erinnerungen der heiligen Allianz vorschwebte, nicht möglich war, weil das Oestreich, mit dem wir rechneten, in der Zeit des Ministers Schwarzenberg überhaupt nicht existirte.

Im Uebrigen schätze ich mich glücklich, nicht zu den Leuten zu gehören, die durch Jahre und Erfahrungen nichts lernen." (Lebhafter Beifall.)

Hierauf hielt Abgeordneter v. Bincke (Hagen) eine glänzende, mit Heiterkeit und Beifall förmlich überschüttete Rede für die Vorlage und gegen die Particularisten (v. Münchhausen, Schleiden, v. Malimkrodt), welchen Letzteren man ihre Stoßseufzer habe gönnen müssen, gemäß dem altdeutschen Rechtsgrundsatz, daß der Verurtheilte am letzten Tage seines Lebens noch genießen und sagen dürfe, was er wolle. Mit Freuden habe er dagegen wahrgenommen, wie die sächsischen Abgeordneten sich in die neue Lage gefunden hätten. Unter stürmischem Bravo fragte er, wie es nur möglich gewesen sei, daß in einer Stadt, die geziert sei mit den stolzen Erinnerungen des siebenjährigen und des Freiheitskrieges, in einer Versammlung, die die Helden der Siege in Böhmen und am Main zu Mitgliedern zähle, jemand wagen konnte, von Rücksichten zu reden, die Deutschland bei Lösung seiner heiligsten Angelegenheiten auf das Ausland zu nehmen habe? In einer englischen oder französischen Versammlung wäre eine solche Stimme durch allgemeine Entrüstung zum Verstummen genöthigt worden. Der Abgeordnete v. Zehmen finde, der Entwurf der norddeutschen Bundesverfassung sei mit der Hand am Degen geschrieben worden; er nehme das Wort in anderem Sinne auf, auch die Versammlung, die den Entwurf zu ihrem eigenen machen werde, werde es thun die Hand am Degen! —

Mit dem Gedanken, die Verständigung ist gesichert, verließen wir gestern das Parlament und schließen wir heute unseren Bericht. O.

Verantwortlicher Redacteur: Gustav Freytag.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

Verlag von J. Guttentag in Berlin.

Berliner Stadt- und Gemeinde-Kalender

und

Städtisches Jahrbuch für 1867.

Erster Jahrgang.

Herausgegeben vom

Statistischen Bureau der Stadt.

Mit 1 Karte über die Verbreitung der Cholera im Jahre 1866.

Inhalts-Verzeichniß:

A. Kalendarium, Genealogie, Geschäfts- und Auskunftskalender.

B. Die Gemeinde-Verwaltung von Berlin.

C. Abhandlungen:

1. **Die Witterungsverhältnisse von Berlin 1719—1865** von Geh.-Rath Prof. Dr. Dove.
2. **Ein Reformprincip für Sparkassen.** Zur Abhilfe der Hypotheken-Credit-Noth v. Geh.-Rath Dr. Engel.
3. **Statistik von Berlin** von Dr. H. Schwabe.
4. **Ueber die Quellen für das Wachsthum der großen Städte im preuß. Staat.** Von demselben.
5. **Die Cholera-Epidemie des Jahres 1866 in Berlin.** Vom statistischen Standpunkte von Professor Dr. August Hirsch.

D. Berliner Chronik 1866.

Gr. 8. VIII u. 366 S. Cartonnirt. Preis 1⅓ Thlr.

Bei J. W. Grunow in Leipzig ist soeben complet geworden und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Staat

oder **die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit.**

Unentbehrliches populäres Handbuch und Rathgeber für alle Klassen und Berufsstände des deutschen Volkes. 8 Bde. Von Dr. E. H. Th. Huhn. Pr. 12 Thlr. 5¼ Ngr.

Band I. Allgemeine Volkswirthschaftslehre. II. Volkswirthschaftslehre der Urproductionen. III. Volkswirthschaftslehre der Gewerbe und des Handels. IV. Finanzwissenschaft. V. Staatsrecht. VI. Völkerrecht. VII. Politik. VIII. Statistik. Das Werk kann auch nach und nach in Lieferungen à 7½ Ngr. bezogen werden; jeder Band wird auch einzeln abgelassen.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Dr. K. Brunnemann,

Geschichte der nordamerikanischen Literatur.

8°. brochirt. — 20 Ngr.

Dieses Werk ist keineswegs eine trockene Aufzählung dessen, was Amerika auf dem Gebiete der Literatur hervorgebracht hat, sondern es entrollt in lebendiger Darstellung vor dem Auge des Lesers ein treues Bild der allmähligen literarischen Entwicklung des grossen Landes Jenseits des Oceans, und bietet so auch denen, die sich nicht gerade mit literar-historischen Studien befassen, eine angenehme und zu gleicher Zeit unterhaltende und belehrende Lectüre.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Julian Schmidt, | **Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod.** 5. Aufl. I. II. Bd. 5 Thlr. 25 Ngr.

Das rühmlichst bekannte Werk ist in dieser neuen Auflage wiederum ganz durchgearbeitet und mit zahlreichen neuen Forschungen versehen. Es schließt sich unmittelbar des Verfassers **„Geschichte des geistigen Lebens von Leibniz bis auf Lessing's Tod"** an. Der 3. Band des Werkes wird schnell nachfolgen.

Im Verlage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien und ist in allen Leihbibliotheken vorräthig und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Louise Ernesti:

(Malvine von Humbracht)

Waldemar Bookhouse.

2 Bde. 2 Thlr.

Bilder und Skizzen.

2 Bde. 2 Thlr.

Die Tochter des Spielers.

3 Bde. 3 Thlr.

Unverhofft kommt oft.

Digitized by Google

Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wandkarte von Deutschland in seiner Neugestaltung.

Von H. Kiepert. Zweite berichtigte Auflage. 1867. Massstab 1 : 750,000. 9 Blätter, Colorirt. In Umschlag 3¾ Thlr.

Diese neue Auflage der Wandkarte von Deutschland ist durchweg einer eingehenden Revision unterworfen und bis auf die neueste Zeit ergänzt. Das Colorit fällt sehr in die Augen und ist so gewählt, dass sich die jetzige Gestaltung Deutschlands und namentlich des norddeutschen Bundes sofort klar und deutlich erkennen lässt.

Völker- und Sprachen-Karte von Deutschland und den

Nachbarländern im Jahre 1866 von H. Kiepert. Massstab 1 : 3,000,000. 1 Blatt. Flächendruck. In Umschlag geh. 12 Sgr.

Völker- und Sprachen-Karte von Oesterreich und den

Unter-Donau-Ländern zusammengestellt von H. Kiepert. Massstab 1 : 3,000,000. 1 Blatt. Flächendruck. In Umschlag geh: 12 Sgr.

Beide Karten sind sehr übersichtlich gemacht und nehmen in jetziger Zeit, in der die Nationalitätenfrage auf der Tagesordnung steht, besonderes Interesse in Anspruch.

Special-Karte von West-Deutschland, bearbeitet von

H. Kiepert. Zweite Auflage. Mit neuem Colorit. 1867. Massstab 1 : 666,666. 2 Blätter. Zusammen in Umschlag geh. 24 Sgr.

Karte von Deutschland in seiner Neugestaltung. Von H. Kiepert.

Dritte Auflage. 1867. Massstab 1 : 3,000,000. Colorirt. 5 Sgr.

Die Karte empfiehlt sich sehr durch ihre Deutlichkeit und Billigkeit

Uebersichts-Karte von Mittel-Europa. Von H. Kiepert.

Neue berichtigte Ausgabe mit neuem Colorit. Massstab 1 : 3,000,000. In Umschlag geh. 20 Sgr.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, als

Fortsetzung der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. 1867. Zweiter Band, erstes Heft. Preis für 6 Hefte 2 Thlr. 20 Sgr. Erscheint in zweimonatlichen Heften von 5—6 Bogen mit Beigabe interessanter Karten.

Neuer Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig**. Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken.

Die Braut im Kloster.

Roman

von

Paul Stein.

3 Bände. 2⅔ Thlr.

Dieser neue Roman der wohlbekannten Verfasserin behandelt eine romantische Geschichte, die theils im Kloster, theils in der Welt u. besonders theatralischen Welt spielt.

Soeben ist erschienen:

Holbein's Geburtsjahr.

Kritische Beleuchtung

der von den neuesten Biographen Holbein's gefundenen Resultate.

Von

Herman Grimm.

Velinpapier. gr. 8. geh. Preis 7½ Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Im Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen ist soeben — ☞ *auf Grund der neuesten politischen Eintheilungen* — complet erschienen:

Meyer's grosser **Hand-Atlas** in 100 Karten, redigirt von L. Ravenstein. In Mappe 12⅓ Thlr., gebunden 15 Thlr.

Inhalt: 3 Astronom. Karten. — 2 Bl. Allgem. Geographie. — 2 Bl. Europa. — 4 Bl. Pyrenäen-Halbinsel. — 5 Bl. Frankreich. — 4 Bl. Grossbritannien und Ireland. — 3 Bl. Alpenhalbinsel. — 3 Bl. Balkanhalbinsel. — 9 Bl. Deutschland. — 16 Bl. Preussen und der nordd. Bund. — 6 Bl. südd. Staaten. — 9 Bl. Oesterreich. — 1 Bl. Centralalpenland. — 1 Bl. Niederlande. — 1 Bl. Dänische Halbinsel. — 3 Bl. Skandinav. Halbinsel. — 5 Bl. Europ. Russland. — 9 Bl. Asien. — 4 Bl. Afrika. — 8 Bl. Amerika. — 2 Bl. Australien. — Neueste Statistik auf 6 Tafeln.

Meyer's kleiner **Hand-Atlas** in 30 Karten, von L. Ravenstein. Gebunden 4 Thlr.

Inhalt: 1 Erdkarte. — 7 Erdtheilkarten. — 13 Europ. Staatenkarten. — Deutschland in 4 Bl. — 5 Specialkarten. Neueste Statistik.

Meyer's kleiner **Hand-Atlas**, Ausgabe für **Preussen** und die **norddeutschen Bundesstaaten** in 32 Karten. Gebunden 4½ Thlr.

Inhalt: 1 Erdkarte. — 6 Erdtheilkarten. — 11 Europ. Staatenkarten. — Deutschland in 4 Bl. — 10 Preussische Provinzialblätter. — Neueste Statistik.

NB. *Diese sind jetzt die einzigen vollständigen Kartenwerke, welche alle wichtigen Veränderungen der neuesten Zeit bereits in sich aufgenommen haben.*

☞ **Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.**

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

XXVI. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 13.

Ausgegeben am 22. März 1867.

Inhalt:

Die freie Kirche im freien Staat . . . . . Seite 489
Neueste Lebenszeichen des Skandinavismus 502
Aus Schwaben 506
Zustände und Aussichten in Oestreich. 3. Der Ausgleich mit Ungarn 511
August Böckhs sechzigjähriges Doctorjubiläum 516
Aus Goethes Briefwechsel mit Sternberg 521

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die freie Kirche im freien Staat.

Als am 11. December v. J. der Telegraph die Kunde in die Welt trug: „Am Morgen sind die letzten Franzosen abgezogen; Rom ist ruhig," zitterte der Gedanke durch die Gemüther, daß die Weltgeschichte um eines ihrer großen Daten reicher geworden sei. Nicht Wenige mochten dabei denken, daß wenn nicht heute, so doch morgen die Nachricht von großen überraschenden Ereignissen jener ersten auf dem Fuße folgen müsse. Allein Rom blieb ruhig: die Bevölkerung entsprach den Anforderungen, die zunächst an ihren politischen Tact gestellt wurden. In ihrer Hand lag die Entscheidung, ob der Abzug der Franzosen das Signal zu einem ephemeren Putsch oder der Ausgangspunkt für eine definitive Auseinandersetzung zwischen dem italienischen Staate und dem Papstthum werden sollte. Seit dem 11. December steht kein französischer Soldat auf dem Boden des Kirchenstaats und noch ist keinen Augenblick die Ordnung gestört worden; die Aufreizungen Mazzinis sind wirkungslos geblieben, der Papst residirt wie zuvor im Vatican, das alte Räderwerk der kirchlichen Verwaltung thut noch immer seine Dienste, und seit drei Monaten trägt die römische Bevölkerung mit musterhafter Geduld ein Regiment, das sie jeden Tag zu stürzen im Stande wäre, ein Regiment, das ihr verhaßt ist, und das fast eingestandenermaßen jede Möglichkeit einer Verbesserung ausschließt.

Denn dies gehört mit zum Merkwürdigsten in dieser merkwürdigen römischen Frage, daß das Papstthum keinen Versuch gemacht hat, sich in der Bevölkerung diejenige Stütze zu suchen, die ihm durch den Abzug der Schutzmacht entrissen ist, nicht den mindesten Versuch, seiner Regierung auch nur einen populären Anstrich zu geben. Seit dem Briefe an Edgar Ney im Jahre 1849 ist Napoleon nicht müde geworden, den heiligen Stuhl zu Reformen in der Verwaltung zu ermahnen, welche allein die Möglichkeit eines Bestandes des Kirchenstaates sichern könnten. Noch nach dem Abschluß des Septembervertrags hat es Frankreich nicht an Rathschlägen in diesem Sinn fehlen lassen. Aber das

Digitized by Google

Einzige, was die römische Regierung that, war die Bildung einer eigenen kleinen Armee, offenbar mehr auf die Besorgung des Sicherheitsdienstes berechnet, als auf den kriegerischen Schutz der staatlichen Selbständigkeit. Es war grade das Nothdürftigste, unerläßlich auch für eine kurze Uebergangszeit. Ist der Gedanke wirklich auch im Vatican schon vorherrschend, daß der jetzige Zustand, der das Papstthum auf seine eigenen Mittel beschränkt, nur von vorübergehender Dauer sein könne? Fast muß man es glauben. Denn wenn es jeden Versuch politischer Reformen von sich wies, so ist nur eine doppelte Erklärung möglich. Entweder es besorgt — in Erinnerung an die Erfahrungen von 1847 und 1848 — daß jede Reform, die doch vor allem in der Einführung des Laienregiments in die verschiedenen Zweige der Verwaltung bestehen müßte, nur der erste Schritt zur völligen Säcularisirung, nur eine Waffe in der Hand der Annexionspartei wäre, eine Anwendung des Satzes sint ut sunt, aut non sint, die doch schwerlich vom unerschütterlichen Glauben an die Zukunft begleitet ist, sondern weit eher einer fatalistischen Ergebung in das Unvermeidliche gleicht. Oder aber das Papstthum verzichtet auf den Versuch, den gegenwärtigen Zustand zu conserviren, weil es von der Unmöglichkeit einer Fortdauer des Kirchenstaats überzeugt, seine Rettung auf einem ganz andern Weg zu suchen entschlossen ist. In beiden Fällen ist der Verzicht auf Reformen gleich bezeichnend. Er enthält das Geständniß, daß niemand eine Dauer des gegenwärtigen Zustands hofft. Rom ist ruhig, weil der Papst und die Römer in der That vollkommen einig sind darin, daß seit dem 11. December ein prekäres Provisorium besteht, während dessen die Wege zu einer gründlichen Lösung des römischen Problems zu suchen sind, daß aber diese Wege nur durchkreuzt würden durch gewagte Verfassungsexperimente von der einen, durch sinnlose Aufstandsversuche von der andern Seite. Mit andern Worten: die Entscheidung liegt nicht zwischen dem Papst und den Römern, sondern zwischen der Kirche und dem italienischen Staat. Das römische Problem ist in diesem Augenblick nicht eine Verfassungsfrage, auch nicht eine Territorialfrage, sondern ein kirchenpolitischer Streit im höchsten Stil, dem der Umstand, daß er eben auf diesem Boden, im Herzen Italiens ausgefochten wird, universale Bedeutung verleiht.

Nichts beweist mehr, welche thatsächliche Herrschaft die italienische Regierung jetzt schon in Rom und über die Römer ausübt, als eben die Ruhe der ewigen Stadt. Denn darüber wird sich niemand täuschen, daß diese weder der Autorität des heiligen Vaters noch den in Türken verkleideten Streitern des heiligen Stuhls zu verdanken ist, sondern der berechnenden Selbstbeherrschung der Römer und den Befehlen des Nationalcomités, das seinerseits nach den Weisungen der italienischen Regierung handelt. Es ist immerhin der Fall denkbar, daß unter Umständen der Regierung wenig mehr daran gelegen ist, eine Erhebung zunächst in den Provinzen und dann auch in Rom selbst zurückzuhalten, es ist möglich,

Digitized by Google

daß sie eines Tags gelassen zusieht, wie der Stein ins Rollen kommt, und nicht auf die Länge wäre sie wohl im Stande die Elemente der Ungeduld zu zügeln. Aber in diesem Augenblick, so lange die Versuche zu einem friedlichen Abkommen mit Rom nicht aufgegeben sind, müßte sie ihre ganze Autorität aufbieten, um die Ruhe aufrecht zu erhalten. So lange sie verhandelt, muß die Macht, mit der sie verhandelt, in voller souveräner Freiheit sich bewegen, eben durch die loyale Haltung Italiens sollte die Curie über die Aufrichtigkeit ihrer Absichten beruhigt und einem Abkommen zugänglich gemacht werden, und die Römer waren es ihrerseits der florentiner Regierung schuldig, sie nicht bloßzustellen, so lange ein Abgesandter derselben in ihren Mauern weilte.

Tonellos Ambassade hatte in erster Linie keinen andern Zweck, als der Curie Vertrauen in die Absichten Italiens einzuflößen und damit den Boden für die eigentliche Transaction zu bereiten. Sie ist nur die Einleitung zu dem Werk des Ausgleichs, eine persönliche Captatio des Papstes, während die Verhandlung selbst, dieser persönlichen Sphäre entrückt, zwischen dem Staat und dem Episcopat geführt zu werden scheint und andrerseits ein Gegenstand der italienischen Gesetzgebung ist. Es sind also drei Momente dieser kirchenpolitischen Action zu unterscheiden: die Sendung Tonellos als die Ouvertüre, als erster Annäherungsversuch Italiens, sodann die principielle Auseinandersetzung zwischen Kirche und Staat, endlich die praktische Anwendung davon auf das Kirchengut. Daß es in letzterer Beziehung für den jungen Nationalstaat sich zugleich wesentlich um ein finanzielles Interesse handelte, gab der ganzen Verhandlung zwar den Charakter praktischer Dringlichkeit, hat sie aber zugleich nicht wenig erschweren und verwickeln müssen.

Sollte nun die Sendung Tonellos ihre nächste Absicht erreichen, nämlich das loyale Entgegenkommen der italienischen Regierung zu beweisen und wieder Fühlung zu erlangen mit dem erbitterten und mißtrauischen, durch Bannflüche und Encykliken compromittirten Vatican, so mußte er vor allem Träger andrer Instructionen sein, als diejenigen waren, mit welchen sein Vorgänger Vegezzi gescheitert war.

Man erinnert sich noch, welches der Gegenstand der Sendung Vegezzis war und warum sie mißglückte. Die kirchliche Anarchie, die seit den Annexionen in einem Theil des Königreichs eingerissen war, indem eine größere Anzahl von Bischofssitzen unbesetzt blieb, hatte den nächsten Anlaß zu einer Verhandlung mit Rom geboten. War es dem Königreich daran gelegen, daß jener Zustand ein Ende nahm, so schien noch mehr dem heiligen Stuhl daran liegen zu müssen. In der That war es der Papst selbst, der durch seinen Brief an Victor Emanuel die Hand zu einer Verständigung bot. Auch war man auf dem Punkt, über die Bischofsfrage sich zu verständigen. Die italienische Regierung war namentlich bereit (was sie nachher wirklich ausführte), die vertriebenen

Digitized by Google

Bischöfe in ihre Diöcesen zurückkehren zu lassen, während die Curie nicht abgeneigt war, wenigstens factisch eine Verminderung der Anzahl der Diöcesen zuzugestehen; dagegen erwiesen sich beide Theile unversöhnlich in der Frage der königlichen Prärogativen. Der Papst verlangte für die neu zu installirenden Bischöfe ebenso hartnäckig die Aufhebung des Placet, des Exequatur und des Eids, als der italienische Bevollmächtigte daran festhielt. Der Papst verlangte also nichts weniger als einen principiellen Wechsel des Systems im Verhältniß von Kirche und Staat. Die italienische Regierung verweigerte dies, sei es daß sie damals wirklich nicht den Muth hatte für dieses Zugeständniß, sei es daß sie hoffte, mit dem Herannahen der im Septembervertrag festgesetzten Frist werde der Papst seine Forderungen herabsetzen. Und darüber zerschlug sich die Unterhandlung. Oder wollte der Staat sein letztes Zugeständniß nur aufsparen für eine höhere Gegengabe?

Inzwischen rückte der Termin des 12. December näher und näher. Die Curie blieb so unbeweglich als je, dagegen war die italienische Regierung durch den Septembervertrag moralisch verpflichtet, eine Aussöhnung mit Rom zu suchen: blieb diesmal ein Brief des Papstes an den König aus, so war es an ihr, die Initiative zu ergreifen. Erst wenige Tage vor dem Termin wurden die Instructionen für den neuen Unterhändler fertig. Wie diese lauteten, konnte, wenn überhaupt nach dem Scheitern Vegezzis ein Schritt vorwärts geschehen sollte, nicht zweifelhaft sein. Bald erfuhr man, daß Tonello Träger der weitestgehenden Zugeständnisse sei, der Verzicht auf das Placet, das Exequatur und den bischöflichen Eid ist die große Morgengabe des Königreichs Italien an den heiligen Stuhl, das Opfer, das Italien einer Verständigung zwischen Kirche und Staat zu bringen entschlossen war. Man durfte mit Sicherheit voraussehen, daß die Aufnahme des Ueberbringers solcher Concessionen, die an die glänzendsten Zeiten des mittelalterlichen Papstthums erinnern konnten, die entgegenkommendste sein werde. Allein ebenso sicher ist, daß damit nur ein erster Stein des Anstoßes hinweggeräumt war. Allerdings gelang nun, immerhin nach vielwöchentlichen Verhandlungen, auch die weitere Aufgabe, sich über eine Anzahl Namen für die erledigten Bischofssitze zu verständigen, und im Consistorium vom 19. Februar konnte der Papst zweiundzwanzig verwaiste Diöcesen wieder mit Seelenhirten ausstatten. Aber diese Personenfrage war ja selbst nur ein untergeordnetes Moment. Der Gesandte Italiens stand gleichsam erst im Vorzimmer des Vatican, die Intimität der labyrinthischen Gemächer desselben war ihm verschlossen.

Die Frage, warum der italienische Gesandte sich so lange in diesem Vorzimmer aufhält, ist oft in Italien aufgeworfen. Man konnte annehmen, daß bei dem beschränkten Charakter seiner Mission und bei ihrem versöhnlichen Inhalt das Geschäft bald abgewickelt sein werde. Hatte er vielleicht nebenbei noch andere vertrauliche Eröffnungen zu machen? Einer verbreiteten Lesart

Digitized by Google

zufolge hatte er wirklich den römischen Hof noch über gewisse Abmachungen zu sondiren, die eine Annäherung des päpstlichen Staates an das Königreich auf dem Gebiete der materiellen und der Verkehrsinteressen, des Zoll-, Post- und Telegraphenwesens anbahnen sollten. Ausweichend, mit hinhaltender Zähigkeit habe der Vatican solche Eröffnungen aufgenommen, und lebhaft ist darum die italienische Regierung schon aufgefordert worden, ihren Vertreter nicht länger in dieser Weise mißbrauchen zu lassen. Allein, wie es sich auch mit diesen angeblichen Sondirungen verhalten mag, die fortdauernde Anwesenheit Tonellos in Rom erklärt sich auf ganz zureichende Weise. Nicht blos daraus, daß es der italienischen Regierung überhaupt erwünscht sein muß, während des gegenwärtigen Zwischenzustandes in der ewigen Stadt vertreten zu sein. Sondern grade weil der Auftrag Tonellos nur einen beschränkten Umfang hatte, erlaubt er nicht für sich eine endgiltige Lösung, sondern hängt noch von ganz anderen Factoren ab. Der Verzicht auf die königlichen Prärogativen ist nicht ein Geschenk, wie Souveräne sich unter einander Zelter und Vasen schenken. Er ist bestimmt, den Beweis zu liefern, daß der Staat zu einem ganz anderen System gegenüber der Kirche überzugehen entschlossen ist, und er ist, mehr noch, selbst ein Theil dieses Systems, der Anfang seiner praktischen Verwirklichung. Darin liegt von selbst sein hypothetischer Charakter. Das Geschenk, das Tonello zu überbringen hatte, ist, näher besehen, vielmehr ein Pfand, das für die loyale Disposition der florentiner Regierung im Vatican niedergelegt wurde. Ein wirkliches Geschenk wird es erst, wenn der große Grundsatz, dessen Ausfluß es ist, der Grundsatz der kirchlichen Freiheit, nicht blos nach dieser, sondern nach allen Seiten seine legitime Sanction erhalten hat. Erst nach der vorläufigen Verständigung mit dem Vatican, die aber für sich noch wenig bedeutet, konnte das Ministerium mit einem umfassenden Gesetzentwurf über die Freiheit der Kirche hervortreten, aber erst nach der Erledigung dieser gesetzgeberischen Aufgabe, deren einzelne Theile überdies noch Abmachungen mit dem Episcopat voraussetzen, kann dann wieder dasjenige definitiv ratificirt werden, was Tonello zu den Füßen des Papstes niedergelegt und vielleicht von ihm erreicht hat. Und da nun alle diese Verhandlungen ineinandergreifen, erklärt sich auch, daß der italienische Bevollmächtigte noch immer in Rom verweilt. Wird er abberufen, so ist dies ein Beweis, daß entweder der Versuch einer Verständigung mit der Kirche gelungen oder wieder aufgegeben ist.

An dieser Stelle aber drängt sich die Doppelfrage auf: was bewog die Curie, so unerbittlich beim Königreich Italien auf dem Verzicht von Rechten zu beharren, die sie in allen anderen Staaten willig sich gefallen läßt? Und was konnte andererseits Italien bewegen, Rechte hinzugeben, die grade hier kostbarer und unerläßlicher schienen als irgendwo sonst? Damit erst eröffnet sich der Blick in die Motive der großen Reform.

Digitized by Google

Die Curie pflegt auf die erste Frage zu erwiedern: Sonderbar, gutwillig haben wir niemals den Staaten die Rechte zugestanden, die wir jetzt Italien verweigern; wir gestanden sie zu, wenn wir mußten, wir fordern sie zurück, wenn wir können. Allein dies heißt nur verschweigen, welchen specifischen Werth für das Papstthum die völlige Freiheit der Bewegung grade in Italien und grade bei den neuen politischen Verhältnissen hat. Der heilige Stuhl hatte eine ganz andere Stellung den früheren italienischen Staaten, eine andere gegenüber dem Königreich Italien. Was das Papstthum seit vier Jahrhunderten zu verhindern suchte, die Bildung eines italienischen Nationalstaats, ist nun Wirklichkeit geworden, trotz ihm und außerhalb seiner Sphäre. Diese Lage enthält aber eine unmittelbare Bedrohung für die bisherige Position des Papstthums, sowohl als weltlichen Fürstenthums wie als geistlicher Universalmacht. Es liegt die doppelte Gefahr nahe, daß der Papst seiner weltlichen Herrschaft verlustig gehe und daß im Nationalstaat ihm nur noch die Stelle eines italienischen Bischofs bleibe. Von diesen beiden Gefahren stellte sich aber die erstere als unabwendbar, unvermeidlich dar; um so mehr galt es, sich gegen die andere sicherzustellen. War das weltliche Fürstenthum nicht aufrecht zu halten, so sollte dafür die geistliche Universalität des Papstthums gerettet, ja womöglich in einer Erhöhung seiner geistigen Macht der Ersatz und mehr als Ersatz für jenen Verlust gefunden werden. Der Erniedrigung in die Reihen des Episcopats entging aber das Papstthum nur dadurch, daß der Kreis seiner Action gegen jede Vermischung, gegen jede Berührung mit der staatlichen Sphäre sichergestellt wurde. Der römische Bischof durfte in keinem Stück dem Könige von Italien untergeben sein: nur so blieb er mehr als römischer Bischof. In der vollständigen Unabhängigkeit vom König von Italien wahrte er sich seine universale Stellung, ja die Möglichkeit eines neuen Aufschwungs. Um den Verlust der weltlichen Herrschaft tragen zu können und womöglich den Verlust in Gewinn zu verwandeln, forderte die Kirche Freiheit vom Staat.

Und genau dasselbe letzte Motiv war es, wenn dieselbe Forderung von Seite des Staats auftrat, und zwar liefen hier verschiedene Gesichtspunkte zusammen, welche diese Forderung unterstützten. Vor allem das Interesse der freien Bewegung des Staats, das Interesse des bürgerlichen Fortschritts, aber zugleich auch das Interesse einer inneren Erneuerung der Kirche, welche dann für die Civilisation und die Aufgaben des Staats nicht mehr ein Hinderniß sein würde; und auch der Gedanke schreckte nicht, daß eine solche Umwandlung dem Institut des Papstthums neue Lebenskraft zuführen und neuen Glanz verleihen würde. Denn vorwiegend sah man im Papstthum selbst ein wesentlich italienisches Institut, das der Nation erhalten werden und dessen Glanz auf die Nation selbst zurückfallen müßte. Das Papstthum in seiner jetzigen Gestalt, dies stand freilich allen fest, war das eigentliche Grundübel Italiens.

Digitized by Google

Aber um das Uebel zu beseitigen, ohne doch die Interessen des Katholicismus zu verletzen, schien kein anderes Mittel möglich, als das Papstthum auf seine eigentliche Sphäre, auf seinen ursprünglichen Beruf zurückzudrängen, ihm aber dafür auch diese Sphäre ganz zu eigen zu überlassen. Von dieser Seite also bot sich die Freiheit der Kirche als das Mittel dar, der Vermengung des Weltlichen und Geistlichen im Papstthum ein Ende zu machen und das bürgerliche Rom für die italienische Nationalität zu erobern, während das kirchliche Rom in seiner Souveränetät unangetastet blieb. Dies war wenigstens die Meinung der politisch einflußreichen Parteien, während der Gedanke einer Vernichtung des Papstthums immer nur Dogma eines kleinen Kreises war.

Es wäre grade im jetzigen Augenblick nicht ohne Interesse, geschichtlich zu verfolgen, wie in den nationalen Bestrebungen Italiens von Anfang an das kirchliche Element eine wesentliche Rolle gespielt hat, wie das eine nicht ohne das andere hervorgetreten ist, und so der Instinct, wenn nicht das klare Bewußtsein vorhanden war, daß das letzte entscheidende Problem doch immer das römische sein werde. Man müßte zeigen, wie das Unterscheidende in den politischen Parteien und selbst in den literarischen Richtungen von jeher wesentlich eben das Verhältniß zu Rom war. Man müßte zurückgehen bis zu jenen katholischen Kreisen in der Lombardei, die aus Opposition gegen den Josephinismus der östreichischen Kirchenpolitik ebenso die Sache des Papstthums führten, wie dem Gefühl der Nationalität Antrieb und Nahrung gaben. Man müßte an den noch bis in unsere Tage nachwirkenden Einfluß Rosminis erinnern, der lebhaft das „monströse System" der Nationalkirchen bekämpfte und die völlige Befreiung des Papstthums von den Fürstenbanden verlangte, aber freilich Freiheit nur der katholischen Kirche zugestand; an die Wandlungen Giobertis, der anfing mit der Zurückforderung der mittelalterlichen Weltstellung des Papstes und aufhörte mit dem Verlangen der Säcularisation des Kirchenstaates; an die ganze Bedeutung, welche die neuguelfische Schule für die italienische Wiedergeburt hatte, an die kurze aber entscheidende Probe, welche das Neuguelfenthum auf dem heiligen Stuhle bestand, an die resultatlosen Verhandlungen, welche dann während und nach der Revolution, zum Theil eben durch Rosminis und Giobertis Vermittelung zwischen Piemont und dem Papstthum geführt wurden, um die Forderungen des modernen Staats mit den Ansprüchen Roms auseinanderzusetzen.

An diesem Punkt aber setzte nun die neue piemontesische Politik ein, um durch ein völlig neues System den Fortschritt, der ihr Lebensbedingung war, zu erzwingen. Als alle Verhandlungen mit Rom fruchtlos waren, entschloß sich der seiner Mission bewußte, keck aufstrebende Staat, *auf dem Wege der Gesetzgebung* die Hindernisse hinwegzuräumen, welche die Kirche seiner Entwickelung entgegenstellte. Es war die glänzendste Zeit der piemontesischen Po-

Digitized by Google

litik und Cavour ihre Seele. Durchgeführt wurde damals trotz der päpstlichen Proteste die Abschaffung der exemten bischöflichen Gerichtsbarkeit. Aber auch alle anderen Punkte, die Civilehe, die Aufhebung der Conscriptionsfreiheit der Geistlichen, die Verminderung der Diöcesen, die Aufhebung der Klöster, die Einziehung des Kirchenguts kamen damals schon zur Sprache und sind seitdem wiederholt verhandelt und zum Theil gesetzlich erledigt worden. An diesem Weg der Gesetzgebung hielt Piemont und sein Nachfolger, das Königreich Italien seitdem fest: er war das Mittel, die nationalen Kräfte zu entfesseln und dem modernen Staat freie Bahn zu schaffen. War die Curie nicht zu einer gutwilligen Trennung beider Gebiete zu bewegen, so wollte wenigstens der Staat für sich seine Befreiung von den kirchlichen Banden durchsetzen. Es war bei dem Widerspruch der Curie der einzige Weg zu Resultaten zu gelangen: nur dazu reichte er nicht aus, dem römischen Problem näher zu kommen. Rom antwortete nur mit Anathemen und Excommunicationen, es blieb aufrecht trotz allen Verlusten. Gelang es dem Staat, seine Emancipation durchzuführen, so war er doch von der Beseitigung des Grundübels so weit entfernt als zuvor. Indem die Gesetzgebung einzig nach den Interessen des Staats verfuhr, war es ihr selbstverständlich um die Freiheit des Staats, nicht ebenso um die Freiheit der Kirche zu thun, und indem der kirchliche Widerstand in das politische Gebiet übergriff, sah der Staat umgekehrt sich genöthigt, auch in die geistliche Sphäre beschränkend einzugreifen. So verhärtete sich der Widerstand der Kirche, je weiter der Staat vorwärts ging, aber es erzeugte sich zugleich in den Maßregeln des Staats und selbst in den gesetzgeberischen Experimenten ein Schwanken in den obersten Principien, wie grade die Umstände und die Zweckmäßigkeitsrücksichten es mit sich brachten. Dieses Schwanken hat im Grunde bis auf die jetzige Zeit gedauert, und es konnte nicht anders sein, so oft es sich nur um einzelne Reformen, nicht um eine principielle Lösung handelte.

So oft freilich die Formel für eine principielle Auseinandersetzung gesucht wurde, konnte man sie nur in der gänzlichen Trennung beider Gebiete finden. Praktisch wurde die Frage zum ersten Mal im Jahre 1861. Bis dahin waren es im Grunde immer nur Theorien und ideale Principien, mit denen man die letzten Probleme berührte. Jetzt aber sollte es sich erproben, wie weit sie zureichend waren für eine Verwirklichung der Aufgaben, welche der Gang der nationalen Entwickelung gebieterisch gestellt hatte. Als zu den Annexionen in Mittelitalien auch noch der Anschluß der südlichen Provinzen gekommen war, als der Zug der Revolution auch noch die letzten Schranken schien hinwegreißen zu wollen und die Radicalen ungestüm Rom als Hauptstadt verlangten, war der Augenblick gekommen, da der Staatsmann Italiens ein politisches Programm für die römische Frage zu entwickeln hatte. Man weiß, wie Cavour unter diesen Umständen, wenige Monate vor seinem Tode, das Programm: die

Digitized by Google

freie Kirche im freien Staate formulirte. Hier reichten, das war ihm von vornherein klar, die Mittel der Revolution und der Gewalt nicht aus. Er war überzeugt, daß die Lösung nur in einer Versöhnung der Interessen des Katholicismus und derjenigen der Nationalität bestehen könne. — Wenn es uns gelingt, sagte er, die katholische Welt zu überzeugen, daß die Vereinigung Roms mit Italien geschehen kann ohne daß die Unabhängigkeit der Kirche darunter leidet, dann haben wir das Problem gelöst. Der Papst muß die Majestät seines Apostolats bewahren, und es wäre das größte Unglück, wenn der Verlust der weltlichen Herrschaft den entgegengesetzten Erfolg hätte. Die Unabhängigkeit des Papstes läßt sich durch die Trennung der beiden Gewalten erlangen, wenn die Trennung klar und bestimmt durchgeführt ist. Das Papstthum ruht auf einer viel festeren Grundlage und ist weit mehr geachtet, wenn es sich blos auf seine geistliche Autorität stützt. Die eifrigen Katholiken sollten diese Trennung wünschen, da sie dem Katholicismus ein mächtiges Element der Macht verleihen würde. Die Kirche wird im Schooß des italienischen Volkes, das wesentlich katholisch ist, die sichersten Bürgschaften finden.

Cavour verbarg sich nicht, daß dies zunächst nur Hoffnungen seien; ernstliche Versuche zur Verwirklichung wies er ab, da der gegenwärtige Augenblick nicht geeignet sei. Aber er meinte, zu diesen Grundsätzen müsse der Staat trotz dem Widerspruch des Papstes fort und fort sich bekennen und die Trennung der Gewalten vorläufig auf seinem eigenen Gebiet durchführen. Sähe dann der Papst, daß die Absicht des Staats nicht sei, die Religion selbst zu gefährden und daß diese wirklich nicht gefährdet sei, so werde er selbst eines Tages seinen Sinn ändern und sich aussöhnen mit der Nation, die sich an die Kirche wendet, um ihr volle und ungetheilte Freiheit anzubieten gegen ihre weltliche Herrschaft.

Cavour erkannte es also für eine Nothwendigkeit, zunächst auf dem Gebiete der Gesetzgebung die Trennung durchzuführen, eine völlige Lösung aber erwartete er erst von der freien Zustimmung des Papstes und der katholischen Welt, und in diesem Stadium ist die Frage eigentlich bis heute geblieben. Wie wenig aber der Staat, so lange der Widerspruch der Curie dauerte, strikt sich an den Grundsatz der Trennung halten konnte, bewies Cavour selbst, indem er wenige Wochen nach jenen Reden in Kammer und Senat ein königliches Decret veranlaßte, daß infolge des Aufhörens des neapolitanischen Concordats die Ernennung und Enthebung der Bischöfe in beiden Sicilien nunmehr ein Kronrecht sei. Dies war gewiß nicht im Sinne der Freiheit der Kirche. Indem der Staat sich selbst emancipirte, gebrauchte er, so lange der Papst nicht entgegenkam, seine Mittel dazu, die Kirche auf ihrem eigenen Gebiet zu beschränken. Er war ohne Zweifel genöthigt dazu, aber es war doch im Widerspruch mit

dem Princip, von dem er allein die Lösung erwartete; er dachte damit einen Druck auf die Entschließungen Roms auszuüben, aber der Erfolg war der entgegengesetzte und ähnliche Widersprüche ziehen sich durch die ganze Gesetzgebung bis auf den heutigen Tag.

Es ist müßig sich zu fragen, ob Cavour, wenn er länger am Leben blieb, die römische Frage glücklich zum Abschluß gebracht hätte. Gewiß ist, daß sein Nachfolger auch in diesem Stück genau in seine Fußtapfen getreten ist; wie denn die freie Kirche im freien Staat von nun an das officielle Programm und das hundertmal gebrauchte Schlagwort war, auch wenn die Handlungen oft wenig mit dem Princip stimmen mochten. Gleich in seiner ersten großen Rede am 2. Juli 1861 sagte Ricasoli: Wir wollen nach Rom, aber nicht zerstörend, sondern aufbauend, indem wir der Kirche den Weg der Reform erschließen, indem wir ihr die Freiheit und Unabhängigkeit ertheilen, die sie zu einer Wiedergeburt in der Reinheit des religiösen Gefühls, in der Einfachheit der Sitten und in der Strenge der Disciplin, wodurch sie in ihrer ersten Zeit so ruhmreich und ehrwürdig geworden, anregen und sie endlich unumwunden und aufrichtig einer Macht entsagen lehren, welche dem hohen Gedanken ihres Ursprungs widerstreitet. Und in einem Rundschreiben von demselben Monat sagte er: Wir haben den Glauben, daß Europa, wenn es uns besser kennen lernt, sich überzeugen wird, daß wir als wesentlich katholisches Volk besser als jedes andere die wahren Interessen der Kirche verstehen, wenn wir von derselben verlangen, sich ihrer von der Barbarei erhaltenen und von der Cultur abgesprochenen Feudalrechte zu entkleiden, und wenn wir ihr dafür völlige Unabhängigkeit und Freiheit in Ausübung ihres heiligen Amts und den Dank und Gehorsam einer wiedergeborenen Nation anbieten.

Aber Ricasoli wagte nun auch den ersten kühnen Versuch, von diesen Grundsätzen aus direct dem Papst den Vorschlag zu einer Lösung zu machen. Er schrieb jenen beredten Brief an den Papst vom 10. September, dessen Grundgedanke der Satz war: „Wir wollen, daß die Kirche frei sei, denn ihre Freiheit ist die Bürgschaft der unsrigen“, und legte gleichzeitig den Entwurf einer Vereinbarung vor, welche jegliche Einmischung der Regierung in die Angelegenheiten der Kirche, in die Ernennung der Bischöfe, in ihren Verkehr mit dem Papst und unter sich u. s. w. ausschloß und dagegen eine Staatsdotation für den Papst zusagte, zu welcher auch die anderen katholischen Mächte beitragen sollten. Dieser finanzielle Theil war offenbar die schwächste Seite des Entwurfs, denn er schloß eine wirkliche Unabhängigkeit des heiligen Stuhls aus. Ueberhaupt war, wie die Motivirung von einer kindlich vertrauenden Wärme, so der Entwurf selbst von einer naiven Unreife. Die französische Regierung aber wagte es gar nicht, diese „radicalen“ Vorschläge nach Rom zu übermitteln: das officiöse römische Journal prädicirte sie später als Unverschämtheit, lächer-

Digitized by Google

liche Stupidität und servile Wiederholung der Grundzüge der Revolution, und bekanntlich war das Scheitern dieses Versuchs eines der Momente, welche das erste Ministerium Ricasoli zu Fall brachten.

Auch das neue Ministerium bewegte sich indeß in seinen Aeußerungen über die römische Frage ganz in demselben Ideenkreis, und die französische Regierung machte im Interesse ihres Schützlings Rattazzi im Frühjahr 1862 wiederholte Versuche in Rom, um dort wenigstens eine versöhnlichere Haltung gegenüber Italien herbeizuführen. Natürlich vergebens. Als aber der garibaldische Aufstand die inneren Gefahren bloßlegte, welche für das Königreich aus der Verzögerung der römischen Frage entsprangen, entschloß sich das Ministerium zu einem verzweifelten Schritt: der General Durando, als Minister des Auswärtigen, erklärte nach Aspromonte in einem Rundschreiben, daß die italienische Nation dringlicher als je ihre Hauptstadt Rom verlange, und im October stellte er gradezu in Paris das Postulat der Räumung Roms; sobald die französische Occupation aufgehört habe, sei die Regierung bereit, die Vorschläge zu prüfen, die man ihr zum Zweck der Sicherung der Unabhängigkeit des heiligen Stuhls machen werde. Das hieß mit der Thüre ins Haus fallen. Es war sehr bequem, sich Vorschläge machen zu lassen anstatt selbst damit sich abzuquälen, und es war eine starke Zumuthung an Napoleon, seine Truppen zurückzuziehen, ohne irgendwelche Garantie, ohne daß über eine Basis der Verständigung auch nur verhandelt war. Die Folgen sind bekannt. Nicht blos das Ministerium Rattazzi fiel, sondern in Paris selbst trat eine für Italien empfindliche Wendung der Politik ein, die durch den Namen Drouyn de Lhuys bezeichnet war. Pasolini, der neue Minister des Auswärtigen in Turin, erklärte sofort nach Paris, daß es unter den vorliegenden Umständen zweckmäßig sei, die römische Frage ganz ruhen zu lassen.

Damit hatten die Versuche einer directen Lösung der römischen Frage ein Ende. Officiell hielt, wie gesagt, die Regierung an dem cavourschen Programm der Freiheit der Kirche fest, aber es blieb ein theoretischer Grundsatz, mit dem man es in der Praxis nicht allzu genau nahm, wie denn z. B. Rattazzi kurz vor der garibaldischen Erhebung dem Parlament einen detaillirten, sehr strengen Gesetzentwurf gegen die Uebergriffe der Geistlichkeit vorgelegt hatte, der entschieden in die inneren Verhältnisse der Kirche eingriff. Auch später behauptete der Staat seine Souveränetätsrechte durch Anordnungen über die Diöcesaneintheilung und durch Regelung und Verschärfung des Placets. Daß er noch in den Instructionen an Vegezzi an den Kronrechten festhielt, ist schon erwähnt. Und als Vegezzis Mission gescheitert war, beschränkte sich die Regierung, welche die Schuld auf den üblen Willen der Curie warf, auf die Erklärung, daß, wenn gewisse Einflüsse aufgehört haben würden, auf die Beschlüsse des heiligen Stuhls in einem der Religion fremden Interesse einzuwirken, die italienische Regierung

Digitized by Google

noch größere Zugeständnisse machen werde, deren Endziel eine möglichst vollständige Unabhängigkeit von Staat und Kirche sei.

Aber auch mit der Gesetzgebung ging es inzwischen bei den sich drängenden Aufgaben aller Art und bei dem schwierigen Charakter der kirchenpolitischen Fragen nur langsam vorwärts. Nicht einmal die Abschaffung der Conscriptionsfreiheit der Kleriker kam zu Stande. Das Wichtigste war, daß im Jahre 1865 die Civilehe durchgesetzt wurde. Dagegen wurden über die Aufhebung der Klöster und die Einziehung des Kirchenguts seit 1864 nach einander drei Vorlagen ausgearbeitet, die sämmtlich gescheitert sind; die dritte war diejenige, die im Juni vorigen Jahres, als alle Gemüther von dem unmittelbar bevorstehenden Krieg in Anspruch genommen waren, ohne eingehende Prüfung, zu der niemand Zeit noch Lust hatte, in aller Eile angenommen wurde. Als dann nach dem Krieg die Regierung wiederum an die Kloster- und Kirchengutsfrage trat, lag zugleich die Nöthigung vor, dieselbe in einem weit größeren Zusammenhang wiederaufzunehmen. Jetzt, da der Septembervertrag ausgeführt wurde, die Franzosen Rom verließen und das römische Problem endlich zu einer inneritalienischen Angelegenheit geworden war, schien auch der Augenblick gekommen, von neuem eine principielle Auseinandersetzung zwischen Kirche und Staat zu versuchen, die auf dem Grundsatz der Unabhängigkeit beider Gewalten beruhte und zugleich — denn dies Moment des cavourschen Programms ist nicht zu übersehen — die freiwillige Zustimmung der Curie selbst zu erlangen hoffen konnte.

Unter diesen Umständen und nach solchen Prämissen entstand der complicirte Entwurf, mit dem die Minister Ricasoli, Scialoja und Borgatti im Januar d. J. vor die Kammer traten. Es war im Grund das erste Mal, daß der Versuch angestellt wurde, was bisher blos Programm und Doctrin gewesen war, in den einzelnen Bestimmungen auszuarbeiten und zu einem zusammenhängenden so viele widerstreitende Interessen ausgleichenden System zu gestalten. Kein Wunder, daß dieser erste Versuch mißlang. Jetzt erst beim Beginn der praktischen Durchführung ward man inne, daß das Schiboleth, das bisher ohne viel Denken alle im Mund geführt hatten, sehr verschiedener Auslegung fähig war. Der Papst verstand die Freiheit der Kirche anders als die Liberalen, und diese selbst wieder gingen in sehr verschiedene Meinungen auseinander, je nachdem sie rascher oder weniger rasch eine reine Lösung herbeizuführen gedachten, je nachdem sie mehr oder minder consequent von dem Gedanken der Freiheit der Kirche zu der Folgerung der völligen Religionslosigkeit des Staats, der absoluten Glaubens- und Denkfreiheit und deren unmittelbaren Verwirklichung fortgingen. Viele wurden nun doch stutzig, als der Staat die mühsam errungenen Privilegien, die bisher sein Schutz gegen einen Staat im Staate gewesen waren, noch dazu in einem fast ausnahmslos katholischen Lande und bei einer unwissenden, von den Priestern beherrschten Bevölkerung einfach Preis

Digitized by Google

gehen sollte. Ein Theil der Radicalen rettete sich in die Ideen der französischen Revolution und wollte das Gegentheil der Freiheit der Kirche, nicht bedenkend, daß dieser Weg zum Fest der Vernunft und dann in logischem Fortschritt zum Concordat des ersten Consuls geführt hatte. Vor allem aber erhob sich, wenn nun der Kirche die Unabhängigkeit gegeben werden sollte, die Frage, wer denn eigentlich das legitime Subject dieser Kirche sei: die Hierarchie oder die Gesammtheit der Gläubigen, das Priesterthum oder das Laienthum, und diese Frage trat um so mehr in ihrer praktischen Bedeutsamkeit hervor, als man jetzt mit Recht in der Disposition über das Kirchenvermögen den eigentlichen Nerv der Sache erkannte. Denn wenn man auch einverstanden war, daß der Staat das Recht habe, das todte Vermögen der Kirche in bewegliches Eigenthum zu verwandeln und selbst einen Theil davon für sich zu behalten, da er in so manche Functionen, die früher der Kirche oblagen, eingetreten war, so fing die eigentliche Schwierigkeit erst an, wenn man sich besann, durch wessen Verwaltung künftig die Ausgaben für den Cultus bestritten werden sollten. Durch den Staat selbst mittelst Dotationen und Besoldungen? Aber dies widersprach dem obersten Princip der Trennung. Durch die Bischöfe? Aber dies gab dem Episcopat eine gefährliche Macht in die Hand, und die Folge war so vielmehr eine Verknöcherung, denn eine Erneuerung der Kirche. Durch die Gemeinden oder durch Provinzial- und Diöcesancongregationen des Laienthums? Aber das war doch wieder ein Eingriff in die innerste Organisation der Kirche und bedeutete nicht weniger als eine Erschütterung der wesentlichen Grundlagen des Katholicismus.

Genug, es trat mit einem Male eine ganze Reihe von praktischen und zum Theil dringlichen Fragen hervor, für welche die öffentliche Meinung nicht im mindesten vorbereitet war, und welche selbst für die Politiker bisher hinter den unbestimmten Worten einer Formel verborgen gewesen waren. Es ist somit erklärlich, so wenig man das Verfahren der aufgelösten Kammer billigen kann, daß die nächste Folge nur ein Chaos widerstreitender Meinungen, ein Krieg Aller gegen Alle war. Das Compromiß des ricasolischen Entwurfs ist allerdings damit gerichtet, daß er von allen Seiten ohne Ausnahme, von der Linken, von den Gemäßigten und — obwohl zögernd — auch von Seiten des Papstes und Episcopats verworfen worden ist, und in dieser Form wird er nicht wieder vorgelegt werden. Aber es ist sehr die Frage, ob die lebhafte, leidenschaftliche Discussion, die sich entsponnen hat und die sich nun unglücklicherweise in den Wahlkampf mischt, bis jetzt die Sache selbst erheblich gefördert hat. Eine sehr ernste Aufgabe wartet so des nächsten Parlaments, in einem Augenblick, in welchem ohnedies außergewöhnliche Proben von Weisheit und Tact von ihm erwartet werden, um die Autorität und Stetigkeit des parlamentarischen Systems zu retten. Mit Wahrscheinlichkeit ist inzwischen nur dies

Digitized by Google

vorauszuſehen, daß auch der nächſte Schritt nur ein Act der Geſetzgebung ſein kann und das letzte Ziel, eine Verſtändigung mit dem Papſtthum, abermals auf ſpätere Zeiten hinausgerückt werden muß. Damit tritt aber überhaupt die Möglichkeit einer Durchführung des cavourſchen Programms zur Erlangung Roms immer weiter in die Ferne, und man kann ſich nur ſchwer des Gedankens erwehren, daß eines Tages irgendwelche Kataſtrophe als willkommener Deus ex machina begrüßt werden wird. W. L.

Neueſte Lebenszeichen des Skandinavismus.

In der Geſchichte der ſkandinaviſchen Idee ſpielt Norwegen eine ähnliche Rolle, wie ſie innerhalb unſrer nationalen Einheitsbeſtrebungen dem Nordweſten und einem Theil von Binnendeutſchland zugefallen iſt: die Rolle des Vermittlungsgliedes. Früher mit Dänemark, jetzt mit Schweden unter demſelben Herrſcherhauſe vereint, mit Schweden die großen öffentlichen Geſchicke theilend, mit Dänemark die Sprache und folgeweiſe das literariſche Leben, iſt Norwegen zwiſchen beiden Ländern gewiſſermaßen der geborene Ausgleicher. Es iſt daher bedeutſam, daß es neuerdings aus ſeiner mehr gleichgiltigen und abwartenden Haltung dem Scandinavismus gegenüber herauszutreten anfängt. Die Wendung ſchreibt ſich von dem letzten deutſch-däniſchen Kriege her. Vor demſelben war es höchſtens Studenten und Politikern von Fach eingefallen, für die Aufnahme Dänemarks als Dritten in einen feſteren und handlungsfähigeren Bund mit Schweden zu ſchwärmen. Von da an ergriff der Gedanke weitere Kreiſe. Seine eifrigſten Bekenner konnten es unternehmen, in Chriſtiania eine ſkandinaviſche Geſellſchaft zu gründen.

Dieſe war indeſſen kaum ins Leben getreten, als ſich auch ſchon eine Spaltung zeigte. Die Mehrzahl der leitenden Köpfe huldigte der allerdings naheliegenden und einleuchtenden Anſicht, daß zu den Stationen auf dem Wege, welchen der Skandinavismus zurückzulegen haben werde, auch die Reform der praktiſch ſehr unzulänglichen ſchwediſch-norwegiſchen Union gehöre. Eine Minderheit dagegen, unter Führung des Regierungsanwalts Dunker, wollte von keiner Verbeſſerung der Union ohne gleichzeitigen Eintritt Dänemarks etwas wiſſen. Der Leſer kann ſich die Natur dieſer Differenz am beſten vergegen-

Digitized by Google

wärtigen, wenn er an die langjährigen Erörterungen der Frage zurückdenkt, ob man wünschen und zulassen dürfe, daß Preußen mit dem nördlichen Deutschland in ein engeres bundesstaatliches Verhältniß trete, bevor der Südwesten dafür ebenfalls reif sei, oder ob man vielmehr darauf bestehen müsse, daß das Ganze gleichzeitig neu construirt werde. Auf dem letzteren Standpunkt befindet sich der skandinavischen Frage gegenüber der alte norwegische Stortbingsmann Dunker, und findet warme Zustimmung bei den dänischen Nationalen, Orla Lehmann voran. Den ersteren Standpunkt nimmt die skandinavische Gesellschaft zu Christiania ein, der Dunker und seine Anhänger infolge dessen den Rücken gekehrt haben. Hauptsprecher dieser Richtung sind seitdem die Professoren Daa, Broch und Aschehoug. Ihr Programm für die Reform der schwedisch-norwegischen Union empfing eine gewisse erste und gelegentliche Ausprägung, als es sich im November vorigen Jahres um die Besetzung zweier erledigter Plätze im Staatsrath handelte, wofür die Gesellschaft den Professor Broch und den Höchstgerichtsassessor Løvenskjold als Candidaten aufstellte. Bei diesem Anlaß legte der Letztgenannte sein Glaubensbekenntniß ungefähr dahin ab, daß die augenblickliche Unmöglichkeit der Union mit Dänemark weder die Entwickelung der socialen Einheit des Nordens, noch namentlich auch ein näheres Zusammenschließen der beiden bereits durch Personalunion vereinigten Reiche aufhalten dürfe. Die Gemeinsamkeit der diplomatischen Angelegenheiten bedürfe einer Fortbildung in dem Punkte, daß Norwegen ein größerer Einfluß auf dieselben eingeräumt werde; das norwegische Heer müsse dem König vorbehaltloser zur Verfügung gestellt und mit dem schwedischen in soweit gleichmäßig organisirt werden, daß das Zusammenwirken im Kriege auf keinerlei Schwierigkeiten stoße; endlich lasse sich vielleicht auch eine combinirte parlamentarische Körperschaft zur Controle gemeinsamer Angelegenheiten und Bewilligung des Unionsbudgets herstellen. Das Vielleicht in diesem letzten wichtigen Stücke des Programms der norwegischen Skandinavisten ist beachtenswerth. In der That hat die Unionsreform da ihren widerspenstigsten Haken. Schwedens numerische Ueberlegenheit ist so groß, daß kaum eine Zusammensetzung des gemeinsamen Parlaments denkbar erscheint, welche Norwegen beruhigte ohne Schweden allzu schreiend zu verkürzen. Hier würde Dänemarks Zutritt allerdings das Mittel sein, ein schweres Hinderniß solchen Fortschritts aus dem Wege zu räumen.

Neben den Anhängern der Unionsreform, welche die skandinavische Gesellschaft, und den Danomanen, welche namentlich Dunker vertritt, giebt es in Norwegen übrigens noch eine dritte Tendenz in Bezug auf auswärtige Politik, von welcher die skandinavistischen Federn als von „J. Sverdrups pangermanischen Träumereien" sprechen. Mehr als daß hier eine ausgeprägte Hinneigung zu Deutschland vorliegt, kann man zur Zeit daraus noch nicht schließen.

Digitized by Google

Inzwischen beschäftigt man sich östlich vom Kjölmgebirge mit noch unmittelbarer praktischen Entwürfen, wenn auch ohne Aufsehen erregendes Geräusch. Eine solche Idee, die die tonangebenden Kreise eine Zeit lang aufregte, war ein ziemlich künstlicher, aber doch nicht übel ersonnener Versuch, von Stockholm aus Einfluß auf die Behandlung der nordschleswigschen Frage zu gewinnen. Preußen sollte das Schutz- und Trutzbündniß des vereinigten Nordens angeboten werden, falls es seinerseits Nordschleswig an Dänemark zurückgäbe unter der Bedingung, daß dieses in einen Bundesstaat mit Schweden-Norwegen unter schwedischer Führung eintrete. Dadurch würde Preußen nicht viel weniger als der Stifter der skandinavischen Einheit geworden sein, in noch emphatischerem Sinne als Frankreich 1859 der Urheber der italienischen Einheit. Aber freilich hätte es damit noch unwiderruflicher als Frankreich 1859 mit Oestreich, nun seinerseits mit Rußland gebrochen. Und ohne daß man dies für alle Zukunft perhorresciren müßte, wäre es im Augenblicke, bevor der norddeutsche Bund festgegründet und der Süden durch sichere Bande herangezogen ist, während Frankreich ingrimmig-schwankend auf der Lauer liegt, tolldreist genug gewesen. Das scheint man denn in Stockholm zuletzt auch begriffen zu haben. Die Idee ist bei Seite geschoben worden; die Thronrede des Königs zur Eröffnung des neuen, modern constitutionellen Reichstags athmete nichts als Friedensliebe, Versenkung in die allgemeinen Aufgaben der Cultur, und die Ungeduldigen in Kopenhagen sind wieder bis zum Bersten zornesvoll über die egoistische, materialistische Richtung des schwedischen Volkes, das die Großthaten der Väter ganz vergessen zu haben scheine und höchstens an Finnland denke, nicht an Nordschleswig, welches doch so viel entschiedener als Finnland zum skandinavischen Norden gehöre. In Kopenhagen dürfen sich überhaupt politische Ideen, die eine Aussöhnung mit Deutschland zum integrirenden Bestandtheil haben, gegenwärtig noch gar nicht hören lassen. Der Schmerz über die Niederlage im Felde und den Verlust von ganz Schleswig ist noch zu frisch, die Reaction gegen den ausgestoßenen Einfluß der früher bekanntlich auch Dänemark beherrschenden deutschen Cultur noch zu jung und leidenschaftlich, als daß selbst in politischen Kreisen, wofern sie nationaldänisch sind, der Gedanke an eine Verständigung mit den Deutschen laut werden dürfte. Was aber nicht nationaldänisch ist, das muß sich in Kopenhagen auf stille Conventikel und anonyme Zeitungsartikel beschränken. „Hjemmetydskeriet", Hausdeutschthum, gilt heutzutage in Dänemark und vor allem in der dänischen Hauptstadt für das schändlichste aller politischen Laster: es bedeutet dasselbe, wie wenn jemand in dem thronverwandten Athen den Türkenfreund spielen wollte.

Ein Griechenfreund im Turban hingegen ist in Athen keineswegs unpopulär; ebenso wenig in Kopenhagen die Kölnische Zeitung, die sich der Dänen Nordschleswigs so unverdrossen annimmt. Vom deutschen Standpunkt ist natür-

Digitized by Google

lich gegen diese Advocatur mancherlei einzuwenden, vor allem, daß sie die Billigkeit überbilligt. Allein aus einem allgemeinen europäischen Gesichtspunkt betrachtet, läßt sich der Sache ein Vortheil abgewinnen. Die Adresse, welche der nordische Nationalverein in Stockholm — der dortige sichtbare Träger der skandinavischen Idee — an die Kölnische Zeitung gerichtet hat, hätte ohne die auffallende Haltung dieses Blattes jedenfalls nicht erlassen werden können, und wir verdanken ihr daher den ersten Versuch eines unmittelbaren politischen Verkehrs zwischen der deutschen und der schwedischen Nation. Diesem Danke müssen wir freilich sogleich das Gegentheil von Dank für den hochmüthig schulmeisternden Ton der Adresse hinzufügen, der natürlich ebenfalls nur aus den Avancen zu erklären ist, welche das große rheinische Blatt in der Sache den Dänenfreunden gemacht hat. Die stockholmer Herren sprechen ungefähr als lebten wir noch Anno 1630, wo der große Schwedenkönig sich von hilfeflehenden deutschen Kleinfürsten umgeben sah und noch keine deutsche Nation existirte. Da diese aber jetzt, wie sie richtig bemerken, zur Welt gekommen und leidlich erwachsen ist, so will sie sich mit Gottes Hilfe selbst dirigiren. Es kann ihr unter Umständen erwünscht sein, mit Schweden einen Handelsvertrag oder auch ein Kriegsbündniß abzuschließen, aber für völkerrechtliche Vorlesungen aus Stockholm verspürt sie kein Bedürfniß. Es liegt vielleicht in der Verschiedenheit der beiderseitigen Natur, daß man in Deutschland für die Grenzen des Selbstbestimmungsrechts nationaler Gruppen einen etwas breiteren Maßstab hat als in Schweden und vollends in Dänemark. Wir sehen auch noch außerhalb der nördlichsten schleswigschen Aemter hier und da auf Erden Menschen von verschiedener Zunge und verschiedener nationaler Gravitation genöthigt, in Frieden mit einander unter derselben Herrschaft zu leben. Es scheint nicht recht thunlich, den Staatsverband plötzlich vorübergehend aufzulösen, damit jedes Amt, jedes Dorf und womöglich jede Familie sich erst selber ihr politisches Centrum ermittele; und wäre es thunlich, so sollte es wenigstens nicht blos in Deutschland geschehen. Kurz, wir Deutsche sind nachgrade bis auf wenige sparrenhafte Bekenner sentimentaler und phantastischer Allerweltsgerechtigkeit zu der Anschauung gelangt, daß es praktisch nicht durchführbar ist, Europas politische Grenzen streng und ausschließlich nach dem Nationalitätsprincip zuzuschneiden. Wir sind vollkommen erbötig, Dänen und Polen und andern Nationalitäten im Umkreis unseres Reichsgebiets bei ihrer Sprache ebensowohl wie Katholiken, Juden und Zigeuner bei ihren Religionsbräuchen oder Sitten zu lassen, vorausgesetzt, daß sie nicht die öffentliche Sicherheit und die Rechte Anderer bedrohen; aber nicht ebenso aufgelegt fühlen wir uns, unsere Grenzen hinter Linien zurückzuziehen, jenseits welcher noch Deutsche beisammenwohnen, weil wir nicht ganz so sicher, wie unserer eigenen gelassenen Duldsamkeit, derjenigen der betreffenden Nachbarn sind, und weil wir all unser Gebiet nach her-

Digitized by Google

kömmlichen Begriffen rechtmäßig erworben haben und wohl die Hoffnung hegen dürfen, auch widerstrebende Elemente auf die Dauer mit dem Leben in unserer Gemeinschaft auszusöhnen. Und wir meinen, daß es ihnen und uns zu Nutz und Frommen gereiche.

So viel zur glimpflichen Erwiederung auf die stockholmer Erbauungsschrift.

Aus Schwaben.

Mitte März.

Der Eindruck, den die Generaldebatte des norddeutschen Parlaments hier im Süden hervorgebracht hat, ist ein mächtiger. Hat man dem Zusammentritt des Parlaments vorherrschend mit skeptischen Bedenken entgegengesehen, waren selbst die Freunde nicht ohne Besorgniß, daß die Stimme der Volksvertretung, durch keine gesetzliche Competenz gesichert, in dem durch die Waffen geschaffenen Werk nur schwer zur Geltung gelangen werde, so hat nun der rasche energische Zug der Geschäftsbehandlung, die Abwesenheit allen rhetorischen Prunks, der ernste von allen Seiten kundgegebene Wille, auf der wie immer mangelhaften Grundlage zu einem Abschlusse zu gelangen, und endlich die im Lauf der Debatte bedeutend gestiegene Aussicht auf eine Verständigung über wesentliche Abänderungen im liberalen Sinn die Geister in eine Spannung versetzt, die mit jedem Tage wuchs und mit jedem Tage zuversichtlicher werden durfte. Eine größere Anschauung bildet sich an den größeren Verhältnissen, welche sichtlich das nationale Werk nimmt. Je rascher die Verständigung in Berlin gelingt, um so mehr wird man sich im Süden überzeugen, daß die Constituirung des norddeutschen Bundes das richtige Mittel ist, die Schaffung eines gesammtdeutschen Organismus einzuleiten. Je kräftiger die Führung, um so williger wird man ihr folgen. Und so unerläßlich auch in unsern Augen die Einführung wirklich constitutioneller Befugnisse des Parlaments ist, so wenig würden wir doch Dank wissen, wenn der Streit über ein Mehr oder Weniger von verfassungsmäßigen Attributen, über einen höheren oder geringeren Grad formeller Vollendung der Verfassung die Arbeit scheitern machte.

Erst an diesen Debatten, die für ganz Deutschland, wenn auch nicht von den Vertretern ganz Deutschlands geführt werden, ist es vollends recht zum

Digitized by Google

Bewußtsein gekommen, wie entscheidend der jetzige Moment für die deutsche Zukunft ist. Seit wieder eine deutsche Tribüne aufgerichtet ist, dringt lebhafter in alle Gemüther die Ueberzeugung, wie Großes auf dem Spiele steht. Zu der Sprache der Thatsachen gesellt sich die lebendigere Sprache der berufenen Volksvertretung, und mit Freuden sieht man, wie die bewährten altpreußischen Kämpfer für die nationale Sache verstärkt sind durch das erfrischende Element der neuen Kräfte, die den Vortheil mitbringen, außerhalb der Verbitterung des sechsjährigen Verfassungskampfs gestanden zu haben. Im öffentlichen Kampf der Meinungen hebt sich zugleich die Stellung des Staatsmanns, der das Werk begonnen hat, dessen Durchführung nunmehr sein Ehrgeiz sein muß. Er ist ein andrer, seitdem er sich mit einem Parlament umgeben und die moralische Verantwortlichkeit für das, was er geschaffen, vor den Vertretern der Nation übernommen hat. Cavour wußte den Werth eines Parlaments zu schätzen, das er beherrschte, weil er seine Rechte achtete, und das ihm eine wirkliche Stütze war, weil er seine Controle nicht zu scheuen hatte. Graf Bismarck hat nie die Ambition besessen, eine Copie des italienischen Staatsmanns zu sein; aber davon hat er sich in den wenigen Sitzungen überzeugen müssen, wie die Mitwirkung der Nation nicht zu entbehren ist zur Ueberwindung der von den particularen Mächten geschaffenen Hindernisse. In der denkwürdigen Montagsitzung am 11. März hat der Graf gezeigt, daß er sich wohl bewußt ist, wo die Bundesgenossen der nationalen Politik Preußens sind und wo die Gegner.

Es war im Süden erwartet, daß die zahlreichen Erklärungen für den Anschluß an den Norden, die seit Nikolsburg sich gefolgt, nicht ohne entsprechendes Echo im Parlament bleiben würden. In der That ist fast keine Rede gehalten, ohne daß dieses Thema berührt und zum Theil ausgeführt wäre. Die beliebte Phrase vom großpreußischen Particularismus hat damit ihre bündige Antwort bekommen. Von allen Seiten und von verschiedenen, zum Theil entgegengesetzten Gesichtspunkten ist die Vereinigung des Südens mit dem Norden als eine der wesentlichsten Aufgaben hingestellt worden, sei es nun, daß man mehr den Nachdruck darauf legte, die Verfassung müsse derart eingerichtet werden, um den Zutritt der Süddeutschen zu erleichtern, oder daß man mehr das rasche Zustandekommen der Verfassung betonte, weil dann die Süddeutschen schon von selbst kommen würden. Dies war, wie gesagt, erwartet und selbstverständlich. Niemand außer den süddeutschen Radicalen wünscht die definitive Mainlinie, zu deren Beseitigung — abgesehen von den idealen Motiven der Nationalität, abgesehen von allen Sympathien und Antipathien — schon die beiderseitigen Interessen nöthigen. Aber der einstimmige Ausdruck dieser Gesinnung ist schon für sich eine Bürgschaft für deren Aufhebung, sie ist eine vorläufige nützliche Ankündigung für das Ausland, und sie war speciell für uns

Digitized by Google

eine Genugthuung, denen die Particularisten immer mit dem Geschrei in den Ohren lagen: Preußen hat die Mainlinie geschaffen, hat Deutschland zerrissen, und ihr bettelt euch bei einer Macht an, die euch zurückstößt!

Wichtiger noch ist, daß eben über diesen Punkt die officiellen Erklärungen in Berlin immer deutlicher und unumwundener hervorgetreten sind. Zuletzt hat Graf Bismarck gradezu die Umrisse eines Programms gegeben, wie nach Herstellung des norddeutschen Bundes die nationalen Beziehungen zwischen Nord und Süd zu regeln seien, und die Erklärung beigefügt, daß, was die Machtfrage betreffe, das Zusammengehen des Nordens und Südens im Fall eines Angriffs von außen definitiv gesichert sei. Das waren hocherfreuliche Erklärungen. Immerhin aber lassen auch sie noch Bedenken und Zweifel übrig.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Frage der Festmachung des Zollvereins den Anknüpfungspunkt für die Verhandlungen bilden wird. Der Vorbehalt sechsmonatlicher Kündigung war das Mittel, um eine Einigung möglich zu machen und den vormals auf je zwölf Jahre geschlossenen Contrakt in ein unauflösliches Band zu verwandeln; und dies wieder kann nur geschehen, indem Süddeutschland an der Gesetzgebung in Zollsachen theilnimmt. Aber wenn Graf Bismarck hinzufügte, daß zu diesem Zweck „organische Einrichtungen" zu schaffen seien, die er allerdings nicht näher andeutete, so scheint der Gedanke zu sein, eine besondere Institution, etwa Ausschüsse der Volksvertretungen ad hoc einzuführen, und es liegt auf der Hand, daß ein solches Auskunftsmittel ein peinliches Uebergangsstadium schüfe, das überdies vielleicht nicht ungefährlich wäre, wie jede Institution, welche die politische Trennung gewissermaßen sanctionirt. Es wäre wohl eine Etappe zur parlamentarischen Vereinigung, aber doch zugleich eine Consolidirung des Provisoriums, und wer weiß auf wie lange. Es ist leider sehr erklärlich, daß man froh ist, die Herstellung der Verfassung jetzt ohne die widerhaarigen süddeutschen Elemente vornehmen zu können, aber nachdem der augustenburgische, welfische und wettinische Particularismus im Parlament sich verhältnißmäßig so zahm und ungefährlich gezeigt hat, so weit zahmer, als die Wähler dieser Abgeordneten sich vermuthlich gedacht hatten, wird sich ja wohl auch die Scheu vor den gefürchteten Süddeutschen mäßigen dürfen. In der Nähe besehen möchten sie leicht einen weit weniger bedrohlichen Eindruck hervorbringen; zumal sich bald herausstellen würde, was zuweilen unter der grimmigsten Löwenhaut steckt.

Noch ernster sind die Zweifel, die sich bei uns im Süden an das andere Wort Bismarcks knüpfen, so zuversichtlich es lautet. Der gegenseitige Beistand des Südens und Nordens bei jeder Gefährdung der Integrität Deutschlands, sagte er, sei definitiv gesichert. Dies erhebt allerdings zur Gewißheit, was bisher nur Vermuthung war, daß bestimmte Zusagen der Regierungen gewechselt

Digitized by Google

worden sind, die wahrscheinlich schon bis Nikolsburg hinaufgehen und vielleicht seitdem bestimmter erneuert worden sind. Allein zur Zeit fehlt es noch ganz an der thatsächlichen Voraussetzung, welche die Erfüllung dieser Zusage von Seite des Südens erst ermöglicht. Diese thatsächliche Voraussetzung ist die Umbildung der süddeutschen Wehrkräfte nach dem preußischen System, und in welchem Stadium diese sich befindet, ist jetzt durch die Veröffentlichung der stuttgarter Conferenzbeschlüsse zur Genüge aufgedeckt. Es hat sich gezeigt, daß man sich in Stuttgart im Grunde über nichts geeinigt hat; — über nichts als die Annahme der preußischen Wehrverfassung im Princip. Was die Ausführung im Einzelnen betrifft, ist immer nur von „möglichster" Gleichartigkeit die Rede, oder es ist ein Maximum und ein Minimum bestimmt, innerhalb deren den einzelnen Staaten Raum für ihre Stammeseigenthümlichkeiten bleibt. Kurz es ist kein rechter Ernst mit dieser Umformung; in allen Detailfragen hat man keine Uebereinstimmung erzielt, und die Ansetzung des 1. October als Termin für die Wiederaufnahme der Verhandlungen zeigt am besten, welche Eile die Regierungen haben, ihre Heere in die Verfassung zu setzen, die sie fähig macht, in einem deutschen Kriege mitzuwirken. Die beste Zeit geht verloren mit Nichtsthun. Oder nein, nicht mit Nichtsthun. Auf dem würtembergischen Kriegsministerium haben alle Hände zu thun mit Erledigung der Rechnungen und Schreibereien, die aus dem Feldzug von Tauberbischofsheim bergehoch aufgelaufen sind, und die, wie man sagt, noch Jahr und Tag in Anspruch nehmen werden. Und außerdem ist man beschäftigt, alle erdenklichen Arten von Schießgewehren zu probiren und womöglich den definitiven idealen Hinterlader zu erfinden, der die verächtliche, schon vor zwanzig Jahren erfundene preußische Schußwaffe weit hinter sich lassen wird, der aber vor allem die Bedingung erfüllen muß, ohne Nadel construirt zu sein; denn schlechthin unüberwindlich ist am Nesenbach der Abscheu vor der Nadel, die den deutschen Bund todtgestochen hat.

Hat man sich in Stuttgart grade über die praktischen Fragen nicht einigen können, so geht wenigstens Baden einfach praktisch zu Werke. Es läßt seine Gewehre in preußische Hinterlader verwandeln und borgt sich inzwischen preußische Waffen, mit denen allmälig sein ganzes Heer einexercirt wird. Dort und in Bayern ist das Ministerium eine Gewähr für ehrlichen guten Willen, auch ist in München der Kammerausschuß über die Wehrfrage ernstlich an der Arbeit und auf gutem Weg. Ganz anders in Würtemberg. Hier allein — mit Ausnahme des unschädlich gemachten Hessens — ist immer noch dasselbe Ministerium am Ruder, das mit lustiger Zuversicht das Land in den Krieg getrieben, das im Voraus sein höhnisches Drohwort nach Berlin gerufen und dann nach der Niederlage die Unterstützung Frankreichs in den Friedensverhandlungen angesprochen hat. Seit jenen offenkundigen Thatsachen aber hat die Regierung

Digitized by Google

nicht ein einziges Mal durch ihr officielles Organ dem Lande eine Andeutung gemacht, daß andere Wege eingeschlagen seien. Mag sie es nun nicht für der Mühe werth halten, über solche Kleinigkeiten das Volk aufzuklären, oder den Muth nicht finden, offen Farbe zu bekennen, auffallend bleibt dieses völlige Stillschweigen im höchsten Maße, und ich spreche nur eine Thatsache aus, wenn ich sage, daß dieses Stillschweigen in Verbindung mit anderen Symptomen das tiefste Mißtrauen in die eigentlichen Gesinnungen des Ministeriums wachruft. Seitdem der berüchtigte franzosenfreundliche Culturhistoriker die Redaction des officiellen Blattes wieder mit seiner Landpfarre vertauscht hat, enthält dasselbe sich ängstlich jeder Bemerkung, die wie eine Parteinahme gedeutet werden könnte. Dagegen fährt jene unreinliche Localpresse, die für höhere Inspirationen nicht unzugänglich und sonst als der Barometer für die Stimmung in den leitenden Kreisen gilt, ihren Kleinkrieg gegen Preußen und die preußische Partei mit den bekannten Mitteln munter fort. Auch die Verzögerung in der Einberufung der Kammern wird in dem Sinne gedeutet, daß die Regierung abwarten und noch in keiner Weise öffentlich vor dem Lande sich binden will. Nimmt man dazu das gemüthliche Tempo und die zeitraubenden Experimente in der Heeresfrage, so kommt man nothwendig zu dem Geständniß, daß, wenn ja die Kriegsgefahr rasch hereinbrechen sollte, zumal wenn man die geographischen Verhältnisse ins Auge faßt, in Würtemberg gradezu noch alles möglich ist. Sicher wird die Regierung bei jedem Druck von preußischer Seite aufs entgegenkommendste sich benehmen, sie wird es nicht an Zusicherungen fehlen lassen, sie wird weit entfernt von hannöverscher Widerspenstigkeit sein. Aber der Gedanke ist unabweisbar, daß sie gleichzeitig noch mit allerlei Eventualitäten spielt, und es wäre daher mehr als beruhigend gewesen, wenn Graf Bismarck auch von festen Garantien gesprochen hätte, welche eine gemeinsame deutsche Action im Kriegsfalle sichern.

Am meisten hat auffallen müssen, daß die Regierung die stuttgarter Beschlüsse veröffentlicht hat, ohne irgendwie eine Organisation zu motiviren, welche dem Lande so bedeutende Opfer auferlegen wird, und grade beim schwäbischen Volk nicht auf den freudigsten Willkomm rechnen kann. Die Annahme des preußischen Systems zu befürworten, hat die Regierung bisher durchaus der nationalen Presse überlassen. Sie selbst thut nichts, um der Agitation, welche der radicale Particularismus eröffnet hat, ihrerseits mit Gründen entgegenzutreten und der zu erwartenden Vorlage einen günstigeren Boden in der Bevölkerung zu bereiten. Offen fordert das Blatt, dem der Graf Bismarck die Ehre einer Erwähnung angethan hat, das Volk in Fettschrift zur Auswanderung auf, und die Regierung schweigt, läßt Monat um Monat verstreichen und sieht gelassen zu, wie das Volk inzwischen von Demagogen gegen eine Reform bearbeitet wird, für die sie sich selbst engagirt hat. Das sieht wahrlich nicht aus,

Digitized by Google

als ob es der Regierung Ernst wäre, und rechtfertigt es, wenn wir auf die zuversichtlichen Aeußerungen Bismarcks erwiedern: Garantien, Herr Graf, Garantien! y.

Zustände und Aussichten in Oestreich.

3.

Der Ausgleich mit Ungarn.

Ueber den Triumph der magyarischen Staatsmänner soll berichtet, von den Bestrebungen und Zielen der ungarischen Minister erzählt werden: der erste Name aber, der unter die Feder kommt, ist abermals der Freiherr v. Beust. Das sieht nachgrade geschmacklos aus und erinnert an den Mann, der nur eine einzige Anekdote im Vorrathe besaß, diese aber dafür um so eifriger bei jeder Gelegenheit zum Besten gab. Dennoch liegt in der Nennung dieses Namens keine Abschweifung von der Sache. Herr v. Beust spielt eben den Ueberall und Nirgends in Oestreich, dirigirt alles, soufflirt alles, spricht über alles und denkt für alle; er ist der politische spiritus rector, er tritt aber auch in der socialen Welt in Heldenrollen auf. Las man in den letzten Wochen die wiener Carnevalschronik, gewiß wurde Herr v. Beust, mit Fräulein Wolter vom Hofburgtheater am Arme, als Mittelpunkt der Ballfeste gepriesen; blätterte man in den wiener Theaternachrichten, so erfuhr man heute, daß Herr v. Beust ein Drama, etwa den Statthalter von Bengalen, aus den Klauen der Censur befreit, am andern Tage, daß er im Gespräche mit dem Possenschreiber Berg sein Entzücken über die wiener Vorstadtbühnen geäußert und wie sehr seine Kenntniß Oestreichs durch das Studium der „alten Schachtel" und der „schönen Helene" gewonnen, versichert habe. Er steht am Hietzinger Hofe in großem Ansehen, weiß aber auch die Aengstlichen, welche einen vorzeitigen Ausbruch des Rachegefühls gegen Preußen fürchten, zu beruhigen. An Bismarcks Stelle würde er nicht anders gehandelt haben. Die Freunde des Concordates vertrauen auf ihn, die Anhänger des Liberalismus vertheidigen ihn eifrig gegen Belcredi, Thun und die Patrone des „Vaterlandes". Mit derselben Gewandtheit, mit welcher er die schwebenden Fragen behandelt, die Parteien durcheinanderschiebt und neu ordnet, nimmt er auch jeden beliebigen Charakter an.

Digitized by Google

Er ist den Pamphletisten gegenüber so großmüthig, wie Friedrich der Große, er sendet dem „Kikeriki“ seine photographirte Visitenkarte, damit seine Karrikatur ähnlicher gerathe; des Fürsten Schwarzenberg berühmtes Wort: die Welt werde über Oestreichs Undankbarkeit staunen, hat er auf die Kroaten überaus treffend angewendet und in dem ungarischen Ausgleiche Cäsars Veni, vidi, vici glänzend in Scene gesetzt.

Der Ausgleich ist Beusts persönliches Werk, sein ausschließliches Verdienst. Niemand wird bestreiten, daß er an Energie und Klugheit seine Vorgänger im Amte weit übertrifft, unter den östreichischen Staatsmännern seinesgleichen nicht zählt. Freilich wurde er auch von zwingenderen Motiven angetrieben als die letzteren. Er kämpfte für seine Selbsterhaltung; wenn ihm der Ausgleich nicht gelang, so war nicht allein sein politisches Ansehen gefährdet, er spielte dann eine lächerliche Figur, besaß nicht mehr Feinde, sondern Spötter und Verächter. Als er im verflossenen Herbst das Ministerium antrat, wie ein virtuoser Spieler eine halb verlorene Partie von Stümpern übernimmt, stand bei ihm der Entschluß, irgendeinen Hauptstreich zu wagen, fest. Er mußte sich mit Eclat in die neue Welt einführen oder sich verloren geben. Die Wahl des Schauplatzes, in welchem er seinen Muth und seine Kunst erproben wollte, fiel ihm nicht schwer. In der rein äußeren Politik hielt er sich in vorsichtiger Reserve, weil er nicht über reale Machtmittel gebot, die hier allein ein energisches Auftreten gestatten. Dagegen stellte sich ihm in dem ungarischen Verfassungsstreite der wünschenswerthe Gegenstand für seine Zauberkünste entgegen. Die Lösung dieser Frage galt für überaus schwierig, ja unmöglich, sie interessirte die öffentliche Meinung Europas in hohem Grade, so daß er gewiß sein konnte, seine Thätigkeit werde die Aufmerksamkeit aller Höfe und Cabinete fesseln und sie war schließlich durch Schmerlings ruchlose Trägheit und Belcredis Bornirtheit so gänzlich verfahren und verwickelt, daß er jedes Mittel ungescheut gebrauchen konnte, ohne Furcht, Tadel zu finden und zur Verantwortung gezogen zu werden.

Der Ausgleich um jeden Preis wurde seine Parole. Es kam ihm auf die Bedingungen nicht an, ihn kümmerten nicht die Wunden, die er dem Staatswesen schlug, ihn plagte nicht die Sorge, daß er Oestreichs Zukunft für einen glänzenden momentanen Triumph verkaufe. Er brauchte den letzteren, während ihm die erstere in zweifelhaftem Lichte erscheint. Damit war auch sein Weg vorgezeichnet: rückhaltlose Bewilligung aller magyarischen Forderungen, Decretirung solcher Maßregeln, welche die Ungarn zufriedenstellen, sie geneigt machen, den alten Streit als beigelegt zu proclamiren, Vertuschen und Verschweigen aller Schwierigkeiten, welche sich noch nachträglich dem thatsächlichen Ausgleiche und vollendeten Frieden entgegenstellen dürften.

Hat Herr v. Beust den Ausgleich durchgesetzt? Wer will daran zweifeln,

Digitized by Google

wenn es alle Zeitungen verkündigen, die Magyaren selbst jubelnd behaupten, die Regierung, die wiener wie die pester, feierlich proclamirt. Die Ungarn besitzen ihr selbständiges Ministerium, das Land ist in seine alte Machtvollkommenheit eingeführt, die Gesetze des Jahres 1848 sind wieder hergestellt, die Oberherrlichkeit der Magyaren über die anderen Stämme, die Herrschaft des engeren Ungarns über die Nebenländer anerkannt. Und dennoch ist in Wahrheit der Ausgleich noch lange nicht fertig. Von vollendetem Ausgleiche kann man erst dann reden, wenn die Stellung Ungarns zu den Erbländern geregelt, das Verhältniß der Reichsregierung zu den Ländergewalten einst geordnet ist. Es ist dies wichtig, die Mehrheit der Magyaren erklärt, diese Regelung und Ordnung sei nicht ihre Sache. Sie wären befriedigt, es mögen nun die anderen Provinzen sehen, wie sie sich zu dem thatsächlich selbständigen Ungarn stellen wollen. Eine ungarische Frage, einen ungarischen Verfassungsstreit gebe es seit dem Ministerium Andrassy nicht mehr. Dann giebt es aber eine östreichische Frage, einen östreichischen Verfassungsstreit. Die Namen sind geändert, die Sache ist geblieben. Wenn der wiener Reichsrath schlüssig geworden, zwischen ihm und dem ungarischen Landtage das Einverständniß erreicht, wenn die gemeinsamen Angelegenheiten genau bestimmt und der Modus ihrer Behandlung gefunden ist, dann ist der Ausgleich auch sachlich vorhanden und wirklich vollendet. Herr v. Beust weiß, daß diese Verhandlungen nicht glatt verlaufen werden, er hat aber nicht falsch gerechnet, wenn er annimmt, daß alle späteren Schwierigkeiten den Nimbus seiner That nicht verwischen werden. Er ist der Wunderthäter und bei Wundern ist bekanntlich der erste Glaube entscheidend, dem letzten Erfolge des Wunders nachzuspüren, nimmt sich niemand die Zeit, dazu haben nur Wenige die Lust und den Eifer.

Doch hüten wir uns, Herrn v. Beust zu verläumden. Man sagt, er konnte leicht mit den Ungarn Frieden schließen, indem er sich ihnen auf Gnade und Ungnade ergab. Das ist nur bis zu einem gewissen Grade richtig. Er hat allerdings viele Staatsinteressen compromittirt, dadurch, daß er den Antheil Ungarns an der Staatsschuld in Frage ließ, die Einheit des Zollgebietes, die Sicherheit des Handelsverkehrs nicht wahrte, „kündbare Zoll- und Handelsverträge zwischen Ungarn und den Erbländern“ zuließ, die Früchte eines langen Kampfes geopfert. Die Ziele seiner persönlichen Politik hat er nicht außer Acht gelassen, seinen Ruf eines klugen und gewandten Mannes nicht gefährdet. Den Warnern und Zweiflern an der Richtigkeit seiner Kunst hält er Folgendes entgegen: Das ungarische Ministerium ist nicht so stark, als man es durch die ihm bewilligten Zugeständnisse glaubt, die Stellung der Magyaren nicht so fest, daß sie der östreichischen Freundschaft entbehren können. Alle die Schwierigkeiten, mit welchen die östreichische Administration seit 1850 zu kämpfen hatte, wird auch die ungarische Verwaltung auf ihrem Wege antreffen. Sie wird nicht

Digitized by Google

wohlfeiler regieren, als die von Wien aus gesendeten Beamten, aber auf die gleiche Saumseligkeit im Steuerzahlen stoßen, ja vielleicht noch einer heftigeren Opposition begegnen. Denn von dem nationalen Ministerium erwartet jedermann das Unmögliche, von diesem hofft der Vollblutmagyar namentlich auch alle thörichten Wünsche verwirklicht. Der lange Stillstand des constitutionellen Lebens hat die klaren Anschauungen verwischt, die Verschiedenheit der Verfassung vom Jahre 48 von der constitutio avita übersehen lassen.

Wie viele von den Männern, die da nach der alten legitimen Verfassung riefen und deren Wiederherstellung bejubeln, wissen, daß dieselbe 1848 begraben wurde, die gemüthliche Comitatsanarchie von dem budapester Ministerium nicht geduldet werden könne. Finanzielle Nöthe und administrative Schwierigkeiten aller Art stehen dem Ministerium Andrassy in Aussicht. Dadurch ist gesorgt, daß es nicht seine Selbständigkeit allzu stark betont, sich nicht schroff der wiener Regierung entgegenstellt. Noch ein anderer Moment verdient Erwägung und erleichtert die Position des wiener Cabinetes. Wie im Jahre 1848 ist auch jetzt Siebenbürgen der ungarischen Herrschaft unbedingt überliefert, sind die Privilegien der Kroaten zu Gunsten des Hauptlandes beseitigt. Den gleichen Ursachen folgen aber diesmal nicht die gleichen Wirkungen. Kein Bürgerkrieg droht in Siebenbürgen, keine Volkserhebung bereitet sich unter den südslawischen Stämmen vor. Die siebzehnjährige Mißregierung Bachs und Schmerlings hat die Enthusiasten für das ungetheilte Oestreich arg gelichtet, auch fehlt der militärische Impuls, welcher in der Revolutionszeit den bewaffneten Widerstand gegen die Magyaren nährte und organisirte. So wenig das System der Centralisation jetzt unter Sachsen, Rumänen, Slowaken, Kroaten und Serben auf Anhänger rechnen kann, so wenig dürfen sich aber auch die Magyaren schmeicheln, diese Stämme für sich gewonnen zu haben. Erreicht ist nur das Eine, daß ein gemeinsamer Kampfboden anerkannt ist, auf diesem bilden die nicht magyarischen Ungarn den Kern einer parlamentarischen Opposition, welche nach Umständen von dem ungarischen Ministerium gegen die nationalen Heißsporne, und von der wiener Regierung gegen ein ungarisches ungeberdiges Ministerium verwendet werden kann. Die ungarischen Führer müssen erst durch eigene Erfahrung belehrt werden, wie unendlich schwieriger es sei zu regieren, als mit gekreuzten Armen ihr Recht und nur ihr Recht pathetisch aber eintönig auszurufen. Diese Erfahrung wird sie milder stimmen und Transactionen zugänglich machen.

Mit diesen und ähnlichen Argumenten tröstet Herr v. Beust die über seine Nachgiebigkeit verblüfften Höflinge und Ministerialbeamten. Er hält aber, wenn jene Trostgründe nicht wirken sollten, noch andere Waffen in Bereitschaft. Durch den Ausgleich mit Ungarn hat er Oestreichs Machtstellung gestärkt, dem östreichischen Kaiser die Mittel verschafft, den Kampf mit Preußen nächstens

Digitized by Google

wieder aufzunehmen. Wir erkennen darin einen wirklich genialen Zug, daß Herr v. Beust die Schwächen der ungarischen Staatsmänner so rasch begriffen und so glücklich für seine persönlichen Zwecke benutzt hat. Die Magyarenführer halten an dem Grundsatze fest, daß für Ungarns Selbständigkeit und Freiheit Oestreichs Einmischung in die deutschen Angelegenheiten nothwendig sei. Auch Thiers meint ja, die Größe Frankreichs werde durch die Schwäche Deutschlands bedingt. Die gegenwärtigen ungarischen Minister, die ganze Deákpartei und auch viele pesther Radicale sind großdeutsch gesinnt, wenn auch aus einem andern Grunde als die idealistischen Schwaben. Sie sehen in der Verquickung östreichischer und deutscher Verfassungspolitik eine Garantie gegen das Erwachen einer selbständigen östreichischen Staatskunst. So lange die Bewohner der Staatskanzlei Oestreichs Bestand gefährdet glauben, wenn nicht in Darmstadt und Stuttgart nach der Melodie des östreichischen Ländlers getanzt wird, so lange die wiener Politiker Oestreichs Macht höher stellen als den organischen Staat, haben die Magyaren für ihre Selbständigkeit wenig zu fürchten. Die Unterstützung der deutschen Politik ist dem wiener Cabinet um keinen Preis zu theuer erkauft, und auch wenn ein östreichischer Ministerpräsident, wie Felix Schwarzenberg, gleichzeitig europäische Machtpolitik treiben und Oestreich neu organisiren wollte, dazu reichen Oestreichs Kräfte nicht aus.

Auf die großdeutschen Sympathien der ungarischen Führer stützte Herr v. Beust seine Pläne. Ohne Mühe bewies er, daß in der deutschen Politik, wie er sie auffasse, Oestreichs und Ungarns Interessen zusammenfallen, daß sonst gegen die föderalistischen Slawen kein Gegengewicht zu finden sei, diese in Oestreich und Ungarn die Gewalt an sich reißen würden. Der Zustimmung der ungarischen Staatsmänner darin gewiß, stellte er nun die weitere Forderung, daß Ungarn die deutschen Pläne Oestreichs unterstütze, ihm die Mittel in die Hand gebe, seine europäische Machtstellung auch fernerhin in Ehren zu behaupten. Diese Mittel bestehen in der völligen Completirung des ungarischen Heerestheiles und dem Verzichte auf eine nationale Organisation des letzteren.

Da es bekannt war, daß die mächtige Militärpartei in Wien in keinem Falle eine Theilung der Armee dulden würde, da überdies Andrassy und seine Freunde an einer neuen Honvedauflage kein Gefallen hatten, so kam die Einigung bald zu Stande. Herr v. Beust opfert die Sicherheit des östreichischen Handels, und drückt das Auge zu, wenn östreichisches Recht schon am Ufer der Leitha sich in Unrecht verwandelt, und hat nichts dagegen, daß nur die Erbländer am Finanzkarren ziehen und neben den das Lastschleppen gewohnten östreichischen Gäulen das ungarische Rößlein frei und munter galoppirt, und gibt die Stetigkeit des Verkehres, die wirthschaftlichen Verhältnisse Preis, — darüber kann später verhandelt werden. Aber augenblicklich hat er 48,000 Rekruten geschenkt erhalten

Digitized by Google

und da Herr v. Beke auch einen Staatsschatz(!) sammelt, so kann er hoffen, im Sommer, wenn es paßt, die große Trommel wieder zu rühren.

Werden Beusts Pläne verwirklicht werden? Das hängt von der Stellung der Deutschen im wiener Reichstage ab. Ihren Pflichtenkreis zu schildern, ist unsere nächste Aufgabe. A. S.

August Böckhs sechzigjähriges Doctorjubiläum.

Was die berliner Universität, der geistige Exponent des neuen preußischen Staates, der deutschen Wissenschaft bedeutet, lehren die jüngst gefeierten Jubiläen hervorragender Mitglieder dieser großartigen Körperschaft ebenso wie die Reihe schmerzlicher Verluste, welche sie in kurzer Zeit erfahren. Der erste größere Lebensabschnitt, den die jüngste unsrer Hochschulen zurückgelegt hat, mahnt zugleich daran, daß eine Periode wissenschaftlicher Arbeit von wahrhaft einziger Würde und Höhe mit ihm zu Rüste geht. Welch eine Zahl herrlicher Geister, alle angethan, epochemachendem Aufschwung in Erkenntniß und Forschung je auf ihrem Gebiete den Namen zu geben, sind mit den Geschicken des ersten Halbjahrhunderts der berliner Universität verbunden; aber die meisten, welche aus der großen Zeit, die sie erzog, noch zu uns herüberragen, nahen dem Ziel menschlicher Tage, und wie sie mit denen, die schon heimgegangen, in erlauchter Zeitgenossenschaft emporgediehen sind zu geistigen Führern ihrer Nation, können auch die Jahre nahe bei einander liegen, welche diesem herrlichen Geschlecht von Coätanen den Feierabend der Lebensarbeit bringen.

Desto lauter und freudiger feiert die dankbare Mitwelt die festlichen Stunden, welche bedeutsame Erinnerungen aus der Vergangenheit der theuren Männer wach rufen. So beging der große Kreis von Genossen, Schülern und Bewunderern vor wenig Wochen Leopold Rankes fünfzigjähriges Doctorjubiläum, ein Fest, das von der umfassenden fruchtbaren Wirksamkeit unsres großen Historikers ebenso treues Zeugniß gab wie von der Dankbarkeit und der Begeisterung, mit welcher alle, denen er im engern und im weitern Sinne Lehrer war und ist, sich die Seinigen nennen.

Am 15. März ist wiederum ein seltenes Gelehrtenfest in Berlin gefeiert worden. Um den einundachtzigjährigen Altmeister der deutschen Philologie,

Digitized by Google

August Böckh, versammelten sich von Nah und Fern seine Schüler und Freunde, um ihm an dem Tage Glück zu wünschen, an dem er vor nunmehr sechzig Jahren in Halle die Doctorwürde erlangte. Schon das fünfzigjährige Jubiläum im Jahre 1857 war zu einem Festtage der deutschen Wissenschaft geworden, am 24. November 1865 war es Böckhs achtzigjähriger Geburtstag, der wiederum den Anlaß zu den freudigsten Kundgebungen bot. Aber mochten auch alle Ehrenbezeugungen, welche Akademien und Universitäten, welche Stadt und Staat zu verleihen im Stande sind, nahezu erschöpft sein: die treue Dankbarkeit, die begeisterte Verehrung seiner Schüler, die Bewunderung aller Männer der Wissenschaft, die Hochachtung jedes Staatsbürgers, sie mußten wieder einen Ausdruck gewinnen, und so vereinten sich denn die Vertreter aller Stände, und jeder hat in seiner Weise zur Verherrlichung des Festes beigetragen.

Aber welch ein gewaltiger Strom geistigen Lebens ist es auch, der sich aus der Seele dieses Mannes heraus befruchtend und anregend über die deutschen Hochschulen ergoß und weiter getragen wurde in die Gymnasien und Realschulen, so daß in unsrem deutschen Vaterlande, wo ja fast niemand unberührt bleiben kann von dem Hauch antiken Geisteslebens, auch fast niemand ist, der nicht seinen Theil von den Früchten davongetragen hätte, die dieser Mann mit voller Hand gesäet. Wo Böckh angefaßt hat, ist Grund gelegt worden, er hat der geistigen Entwickelung der Philologie die Bahn bezeichnet, in der sie fortarbeitet. — Ihm ist die classische Philologie nicht Anhäufung wissenswerther Einzelheiten über Griechen und Römer: wie der Naturforscher die Werke der Schöpfung ergründet, so will er das geistige Leben des Volkes in allen seinen Erscheinungen als ein einheitliches Ganzes betrachten und auf historisch reproducirendem Wege zur Anschauung bringen. Wie Winckelmann einst nichts vorfand als Beiträge zur Geschichte der Künstler, und eine Geschichte der griechischen Kunst schuf, so ergriff Böckh das Wesen der griechischen Literatur und was bis dahin, wie Winckelmann es nennt, eine Erzählung der Zeitfolge und der Veränderungen in derselben gewesen war, das wurde in seinem schaffenden Geiste ein organisch gegliedertes Ganzes, das sich noch in strenger Folgerichtigkeit entwickelt. Für die Geschichte des griechischen Dramas sind die Grundgedanken seines ersten Hauptwerkes de principibus tragoediae graecae (1808) heute ein Gemeingut der gebildeten Welt. In Heidelberg, wo er von 1807—11 an der Universität lehrte, entstand auch seine berühmte Abhandlung über die Versmaße des Pindar (1809), worin er den künstlerischen Bau der antiken Strophe wieder erschloß und so die Grundlage für das Studium der griechischen Metrik schuf.

Im Jahre 1811 wurde er an die neu gegründete Universität zu Berlin berufen und hier entwickelte er eine fast unvergleichlich dastehende Wirksamkeit. Kurz nacheinander und zum Theil neben einander entstanden hier seine großen

Digitized by Google

Hauptwerke: die Ausgabe des Pindar mit Scholien und Commentar (1811—22) in der er zum ersten Mal den wirklichen Nachweis über den inneren Zusammenhang der einzelnen Theile der Oden führte, der Staatshaushalt der Athener (1817—40), durch welchen auch zum ersten Male der staatliche Organismus der attischen Republik entwickelt wurde. Die hochberühmten Arbeiten über das attische Seewesen erschienen 1840 in der zweiten Auflage des letztgenannten Werkes, nachdem die Entdeckungen der Rechnungsablagen im Piräus das Material dazu geliefert. In dieselbe Zeit fallen die Vorarbeiten zu der Sammlung aller bisher bekannt gewordener griechischer Inschriften, welche auf Kosten der Akademie unter der Mitarbeiterschaft von Franz Kurtius und Kirchhoff als Corpus inscriptionum graecarum von 1825—59 erschien. Daneben beschäftigte sich Böckh mit der griechischen Philosophie; nachdem er schon 1807 über platonische Dialoge geschrieben, erschienen 1819 Philolaus des Pythagoräers Lehren und Fragmente. Von höchster Bedeutung wurden seine metrologischen Untersuchungen (1838), seine Arbeiten über Manetho (1845), über die Mondcyklen der Hellenen (1859) und die vierjährigen Sonnenkreise der Alten (1863), daneben stehen eine Anzahl kleinerer Abhandlungen, die in den Schriften der Akademie und den Lectionskatalogen veröffentlicht sind, so über den Midas des Demosthenes, den Stil des Pausanias, die Entstehungszeit des Oedipus auf Kolonos, über neu entdeckte Inschriften aller Art. Kurz es ist fast kein Gebiet classischer Philologie, in das er nicht eingegriffen, in dem er nicht Hervorragendes geleistet hat. Ein eigenthümliches Interesse hat seine Uebersetzung der Antigone des Sophokles, welche er auf Wunsch Friedrich Wilhelm des Vierten nach zweitausendjährigem Schlummer wieder auf der Bühne auferstehen ließ. Als Professor der Beredsamkeit lag ihm die Pflicht ob, bei besondern Veranlassungen die Festreden der Universität zu halten und so entstand eine Reihe vollendeter oratorischer Meisterwerke.

Seine größte Wirksamkeit entfaltete Böckh als akademischer Lehrer in seinen Collegien, die sich über nahezu alle Theile der classischen Philologie verbreiteten. Mit dem feinsten Nachempfinden wußte er hier in den Geist des Schriftstellers, den er interpretirte, einzuführen, in seinen „Alterthümern" baute sich das ganze Leben des griechischen Volkes im organischen Zusammenhange auf, mit eindringender Schärfe untersuchte er die verwickeltsten Fragen, in hinreißender Begeisterung schilderte er die Schönheit jener Blüthentage des menschlichen Geistes, mit psychologischer Feinheit wußte er die Entstehung uns ferneliegender Anschauungen zu entwickeln und mit wahrhaft attischer Grazie den Gang des Vortrags über die wunderlichen Auswüchse hellenischer Sinnlichkeit hinwegzuleiten.

Von Böckhs Ansichten und der Behandlungsweise der griechischen Literatur besitzen wir in der Literaturgeschichte Ottfried Müllers, seines hervorragenden

Digitized by Google

Schülers, einen schönen Abglanz. Ein Colleg, wie die böckhsche Encyklopädie der Philologie wird wohl kaum jemals wieder gelesen werden.

Aber wenn der einundachtzigjährige Greis seinen Lehrstuhl jetzt auch jüngeren Kräften überläßt, seine Geistesrichtung, seine wissenschaftlichen Errungenschaften, sie leben fort in der unübersehbaren Schaar der Schüler, die bewußt und unbewußt die Art seines Denkens in sich aufgenommen, denn die meisten seiner Anschauungen sind so vollständig Gemeingut unserer Bildung, daß man kaum mehr weiß, daß ein Einzelner sie erst einmal hat erschaffen müssen.

Und wie jeder seiner Schüler sich sagen mußte, daß der geliebte Lehrer in dem Bewußtsein, in dieser Weise gewirkt zu haben, von jeher seinen schönsten Lohn fand, so kamen sie auch an seinem jüngstgefeierten Ehrenfeste von Nah und Fern herbei, um ihm zu sagen, daß sie sich eins mit ihm fühlten in ihrem Schaffen, daß er der Meister sei, zu dem sie in dankbarer Verehrung emporblickten. Unübersehbar war die Zahl der Adressen, Briefe, Zuschriften, Depeschen und Deputationen, die an diesem Tage bei dem Jubilar zusammenströmten. Von der berliner Akademie, der Universität, dem Ministerium, dem Schulcollegium, den städtischen Behörden, den Gymnasien, den Realschulen, von Potsdam, Halle, Jena, Breslau, Heidelberg, Bonn, Hamburg, Leipzig, Wien, Prag, aus England, von Behörden und einzelnen Gelehrten, von Facultäten und Studentenschaften, von gekrönten Häuptern und den Mitbewohnern des Hauses, von den Turnern und den Burschenschaften, von Greifen, die 1806 seine Schüler gewesen, als er noch Lehrer war am grauen Kloster zu Berlin, bis zum blutjungen Studenten, der noch seine letzten Collegien gehört, von allen Seiten kamen die Glückwünsche angefluthet, unübersehbar zuletzt und unzählbar. An des verstorbenen Cornelius Stelle wurde Böckh zum Kanzler des Ordens pour le mérite ernannt, dessen Vicekanzler er bis dahin gewesen, von dem König erhielt der Jubilar ein Handschreiben, von der Königin eine kostbare Porcellanvase mit der Darstellung des königlichen Palais und der Statue Friedrichs des Großen, begleitet von einem Handschreiben, welches neben den Glückwünschen die schönen und würdigen Worte enthielt: „Möge das eine von diesen Bildern Ihnen zur freundlichen Erinnerung an seine Bewohner, das andere, welches das Andenken an alles das verewigt, was unter Friedrich dem Großen Erhabenes geleistet worden, zur Gewähr dienen, daß das Vaterland das Andenken an unsere großen Männer in Ehren zu halten weiß.“ Der Kronprinz kam persönlich, um den Jubilar zu begrüßen, dessen jüngeren Collegen er sich als elfjähriger Doctor von Oxford nennen dürfe. Magistrat und Stadtverordnete begrüßten den Gefeierten als Ehrenbürger der Stadt Berlin, wozu er bei Gelegenheit seines fünfzigjährigen Doctorjubiläums ernannt war. Daß alle wissenschaftlichen Notabilitäten und die Spitzen der Behörden sich einfanden, bedarf kaum einer Erwähnung. Und als der Abend des bewegten

Digitized by Google

Tages herankam und mehr als 200 geladene Gäste die weiten Räume des Festhauses durchwogten, da verkündete schmetternde Marschmusik den herannahenden Fackelzug der berliner Studenten. Ueber 600 Fackelträger kamen sie an, zu Pferd und Wagen, die Chargirten in vollem Wichs vorne auf, alle Verbindungen und Corporationen mit ihren Fahnen und Musikchören, ein reiches bewegtes Bild jugendlicher Frische und Lebenslust. Aber es war nicht blos Dankbarkeit gegen den hervorragenden Gelehrten, was diese Schaaren erfüllte, was mit sympathischem Feuer in die herbeigeströmten Volksmassen hinüberzuckte, was selbst unsere schnelllebende politische Tagespresse an dem Festtage des greisen Professors sich sammeln hieß: das war noch etwas Anderes, es war die Zauberkraft der vollendeten männlichen Persönlichkeit, welche den alten Böckh zu einem Vorbild edler Bürgertugend macht, wie sie ihn zum geistigen Haupte seiner Wissenschaft erhob. Dieser Geist, in dem die zartesten Töne der hellenischen Sänger wiederklangen, dieser Geist war auch gestählt im Kampfe gegen Unrecht und Unterdrückung. Mit vollem Muthe trat er für die Rechte des Volkes ein, laut erhob noch der Achtzigjährige seine Stimme gegen die Ausschreitungen der Staatsgewalt. Das Leben in längst vergangenen Zeiten hatte ihm den Blick für die Fragen der Gegenwart nicht getrübt und mögen hier die Worte einen Platz finden, die sein Schwiegersohn Professor Gneist auf dem studentischen Commerse, der sich an den Fackelzug anschloß, unter dem Jubel der akademischen Jugend über ihn gesprochen: „Wir leben in einer ernsten Zeit, in der wir einer großen Zukunft entgegensehen, mit Verläugnung so manches berechtigten Gefühles müssen wir an dem Werke der Gründung des deutschen Staates arbeiten und in diesen schweren Augenblicken mag uns Böckhs Wirken wie ein günstiges Omen vor der Seele stehen. Ein Schwabe ist er von Geburt und doch mit voller Seele eingewachsen in den Geist der norddeutschen Universität. Mit voller Liebe hat er die Eigenthümlichkeiten des norddeutschen Wesens erfaßt, mit Begeisterung hangt er an dem Staate, dessen Bürger er jetzt seit mehr als fünfzig Jahren ist. Daß dieser Geist, der für alles Schöne und Edle lebt, in dieser Weise fähig war, die besten Eigenschaften der Nation in sich zu verschmelzen, das mag uns eine Bürgschaft dafür sein, daß es auch dem Norden und Süden des deutschen Volkes gelingen wird, in ein harmonisches Ganze aufzugehen."

J. L.

Digitized by Google

Aus Goethes Briefwechsel mit Sternberg.

Briefwechsel zwischen Goethe und Kaspar Graf v. Sternberg (1820—1832). Herausgegeben von F. Th. Bratranek. Wien, Braumüller.

Zu Marienbad im Juli 1822 war es, als die beiden edeln Greise Goethe und Sternberg zum ersten Male persönlich zusammentrafen; jener stand damals im 73., dieser im 61. Lebensjahre. Die Begegnung geschah, wie das Goethe von so vielen seiner Erlebnisse zu rühmen hat, für ihn grade zur rechten Zeit; „denn — wie er mündlich und schriftlich darüber bemerkte — sollte man wünschen sich früher gekannt zu haben, so ist zu erwiedern: wenn zwei Reisende aus zwei entfernten Weltgegenden nach einem Punkt zusammenstrebend sich endlich auf demselben antreffen, ihren Erwerb vergleichen und das einseitig Gewonnene wohlwollend austauschen, so möchte es wohl vortheilhafter sein, als wenn sie die Reise zusammen angetreten und vollbracht hätten. Graf Sternberg ist aus einer Zeit, wo sich Aussichten hervorthaten, Gesinnungen entwickelten, Studien besondere Reize ausübten, zu denen allen ich mich selbst bekenne. Eine solche Annäherung ist mir doch unendlich werth, weil eine neue Generation unter andern Bedingungen geboren, zu anderen Zuständen erzogen, durch Verdienst und Unverdienst von der älteren absteht. Ein fortgesetztes thätiges Verhältniß wird beiden Theilen zu Nutzen und Frommen gereichen." Und in der That wurde der mittelst wissenschaftlicher Berührungspunkte bereits vor der persönlichen Bekanntschaft angeknüpfte und durch dieselbe zu regstem geistigen Verkehr gestaltete Briefwechsel namentlich für Goethe von großer Wichtigkeit, indem eine Persönlichkeit wie diese so allseitig an seine eignen Lebensverhältnisse anklingend ihm in seinen reiferen Jahren überhaupt noch nicht begegnet war und nun für den befriedigenden Abschluß seines wissenschaftlichen Strebens ähnlich wirkte wie einst Schiller für die Wiedererweckung der Poesie. — Graf Sternberg hatte ein bewegtes Leben hinter sich. In früher Jugend für den geistlichen Stand bestimmt, hatte er diese Laufbahn mit Ehren angetreten und namentlich als Canonicus in Regensburg zur Zeit des Reichsdeputationshauptschlusses sich als Charakter bewährt. Seine eigentlichen Neigungen aber führten ihn auf das Feld der Naturwissenschaften und durch mannigfaltige Reisen ward ihm die Bekanntschaft und zum Theil engere Verbindung mit fast allen großen Naturforschern seiner Zeit eröffnet. Sein Specialfach fand er in der Botanik und hier wiederum galten der fossilen Pflanzenwelt seine Hauptstudien, die er in seiner großen Flora subterranea (1820—38)

Digitized by Google

zusammenfaßte und für die er in den Grubenwerken seiner eigenen Güter ein vortreffliches Untersuchungsfeld besaß. Ein Edelmann im schönsten Sinne des Wortes lauschte er den Regungen vaterländisch-böhmischer Selbständigkeit allenthalben, wo sie eine gesunde Richtung nahmen; er wurde der Gründer des prager Nationalmuseums und erzielte, indem er zu den großen Wanderversammlungen deutscher Naturforscher die erste Anregung gab, eine erst in unseren Tagen in ihrer vollen Wichtigkeit gewürdigte Förderung der Wissenschaft. In diesem Manne nun fand auch Goethe einen Mentor. Jede naturwissenschaftliche Frage, die ihn dringend beschäftigt (hauptsächlich handelt es sich um Geologie und Meteorologie) legt er dem Freunde zur Begutachtung vor und erhält von ihm prompte und bestimmte Auskunft; während er wiederum diesem zu Liebe innerhalb des kleinen Staates, der ihm zur Verfügung steht, Nachgrabungen anstellen und Berichte aufsetzen läßt. Die positiven Resultate dieser schriftlichen Zwiegespräche sind freilich wohl von der Wissenschaft längst gebucht und zum großen Theil bereits antiquirt, aber einiges, z. B. die schöne Studie Sternbergs über die Gewitterzüge in Böhmen, behält wohl noch heute seinen Werth, und die Hauptsache ist ja nicht, was, sondern wie hier verhandelt wird, mit welchem Ernst sich der Eine wie der Andere in die Sache versenkt, im Kleinsten das Größte zu erschauen sucht und das neu Entdeckte mit dem bereits Gewußten geistvoll und besonnen zu combiniren weiß, ganz abgesehen von der Form des goetheschen Briefstils, die auch hier des Lernenswerthen genug bietet. Wie der Herausgeber richtig bemerkt, wird durch die vorliegende Publication freilich nicht der, welcher nach Sensationen und Pikanterien haſcht, wohl aber der befriedigt werden, den es erfreut, große Menschen in der Werkstätte ihres Schaffens zu belauschen. Uebrigens fehlt es keineswegs an lebendig gefärbten Stellen allgemeinsten Interesses. Ich erwähne nur z. B. die scherzhafte Art, wie Goethe die Klagen über Wiederkehr der gewaltsamen Brandepoche mit der Hinweisung auf die Kirchen- und Ketzerhistorie tröstet, oder an seine hübschen Bemerkungen beim Erscheinen der scottschen Biographie Napoleons.

Ein Wort, das über Goethes naturwissenschaftlichen Arbeiten als Motto stehen könnte, findet sich S. 165: „Der Mensch gesteht überall Probleme zu und kann doch keines ruhen und liegen lassen; und dieses ist auch ganz recht, denn sonst würde die Forschung aufhören, aber mit dem Positiven muß man es nicht so ernsthaft nehmen, sondern sich durch Ironie darüber erheben und ihm dadurch die Eigenschaft des Problems erhalten; denn sonst wird man bei jedem geschichtlichen Rückblick confus und ärgerlich über sich selbst.“ — Gleichzeitige Leistungen auf verwandten Gebieten werden mit Wärme besprochen, das carussche Werk von den Ur-Theilen des Knochen- und Schalengerüstes mit Emphase gelobt, Alexander v. Humboldt hingegen gewarnt, sich nicht an allzu große Ansichten und Zusammenstellungen zu gewöhnen, für welche zur Zeit

Digitized by Google

noch die nöthigen Belege fehlen möchten. — Daneben giebt sich das Interesse an ausländischer Literatur auch in diesem brieflichen Austausch kund: „Grade die junge Masse der Nationen" — schreibt Goethe — „die sich nach uns umsieht, lebt mit einer andern, die auf dem alten Eigenen beharrt, in Widerstreit, deshalb suchen sie sich durch uns zu stärken, indem sie, was an uns kräftig sein mag, gelten lassen. Es ist ein eigenes Verhältniß, das sich erst reinigen und zurecht schicken muß, welches aber mehr Zeit erfordern möchte, als uns zum Mitwirken übrig geblieben ist."

Vorzüglich anregend ist ihm die französische Zeitung „le Globe", doch nur so lange sie nicht an dem politischen Parteikampf jener Tage selbst entschiedenen Antheil nimmt, sobald dies (1827) geschieht, sinkt seine Theilnahme und er prophezeit eine neue Staatsumwälzung. Seine politischen Anschauungen offenbaren sich jedoch von einer andern interessanten Seite, als er auf die Versammlungen der Naturforscher zu sprechen kommt: „Was den politischen Punkt betrifft, so würde ich einem Staatsmann sagen: grade jetzt, da eine unselige Schrift des Joh. Wit die widerwärtigsten Geheimnisse aufdeckt und dergleichen noch mehre folgen werden, so ist es klug, die wissenschaftlichen Notablen einer Nation auch einmal bei sich zu versammeln, zu versuchen, in wiefern man Zutrauen zu ihnen gewinnen, ihnen Zutrauen einflößen könne; man würde gewiß Vortheil davon ziehen und wenn man ihnen den Hellenismus nachgäbe, gar wohl bemerken: daß man in neuerer Zeit vor eigentlichen Verschwörungen und Erschütterungen bei uns wohl gesichert sei."

Der letzte Brief Goethes, acht Tage vor seinem Tode, zeigt uns den Altmeister noch in ganzer Vollkraft des Schaffens und die Schlußzeilen rufen den Sinn seines letzten Ausspruchs beim Abscheiden in bewegender Weise zur Erinnerung. —

Aber ganz als den ewigen Jüngling finden wir ihn in seinem allerletzten Concept wieder, das noch später als dieser Brief fällt und uns unter den Beilagen aufbewahrt ist. Nachdem er bemerkt, daß das Studium der Spiralität des Pflanzenwachsthums ihn nicht losgelassen, fügt er hinzu:

„Im Anfange mußte die Schlingpflanze sich um den sich erhebenden Stamm in kaum merklichen Kreisen herumwinden. Jemehr er sich aber der obern zarten Spitze näherte, desto schneller mußte die Schneckenlinie sich drehen, um endlich in einem Kreise auf einem Diskus sich zu versammeln, dem Tanze ähnlich, wo man sich in der Jugend gar oft Brust an Brust, Herz an Herz mit den liebenswürdigsten Kindern selbst wider Willen gedrückt sah." (S. 282.)

Noch manche andere solcher gelegentlichen Bemerkungen von köstlichem Werth sind in diesen Beilagen zuerst gesammelt. Das Juwel unter denselben aber ist der Brief an eine Kunstschülerin in Prag, den das gute Kind, wie uns Sternberg berichtet, fortan als ein Amulet an ihrem Herzen trug. Diese zarte Pietät

Digitized by Google

möge gerechtfertigt werden, indem wir Goethes Worte hier folgen lassen: „Da Sie einen lebhaften Drang fühlen, dasjenige, was Ihnen in der sichtbaren Welt begegnet, nachzubilden, so bitte ich Sie inständig, sich nur an das Bewegte, Thätige, Kräftige und Wirksame zu halten. Um mich verständlich zu machen, geh ich schnell zu Beispielen: Sehen Sie den Kindern aufmerksam zu, wenn diese nun im Frühjahr ihre Spiele beginnen; es sei nun, daß sie Ball werfen und schlagen, den Kreisel peitschen, den Reif treiben, auf Stelzen gehen, sich überschlagen und wozu sie sonst die Ueberfülle der unausgebildeten Kräfte muthwillig verschwenden. Heften Sie ferner Ihre Augen auf solche Handwerker, welche kräftige, tüchtige Bewegungen nachzubilden Anlaß geben, den Schmiedemeister, der mit seinen Gesellen um den Ambos her wirkend das Eisen bändigt. Lauern Sie ihm, wie andere das Charakteristische des Geschäfts ab. Sind Sie zu ruhigeren Betrachtungen geneigt, so sehen Sie auf dem Markt Verkäufern und Käufern zu, dort werden einem aufmerksamen geistreichen Blick die anmuthigsten Motive sich entdecken.

Nun aber, da ich Sie an die nächste Wirklichkeit hinführe, welche fast unwerth schiene, von Ihnen nachgebildet zu werden, so sage ich noch, daß der Geist des Wirklichen eigentlich das wahre Ideale ist. Das unmittelbar sichtlich Sinnliche dürfen wir nicht verschmähen, sonst fahren wir ohne Ballast. Und auch jenes Wirkliche sollen Sie nicht als gemein nachbilden. Was sich von dem menschlichen Körper nackt mit Anstand zeichnen läßt, Hals, Nacken, Brust, Arme, Schenkel, Füße müssen durch leichte Gewande mehr geziert als versteckt die freie Menschheit darstellen ....., wobei ich denn aber und abermals wiederhole, daß der bildende Künstler sich zuerst an der kräftigen Wirklichkeit vollkommen durchüben müsse, um das Ideale daraus zu entwickeln, ja zum Religiösen endlich aufzusteigen." —

Die sorgsame und correcte Ausführung, mit welcher sich der Herausgeber seiner Aufgabe unterzogen, verdient alles Lob; er hat, ohne jemals Ueberflüssiges zu geben, alles zur Erläuterung Wünschenswerthe in geeigneter Form beigebracht, namentlich ist von ihm in trefflicher Zusammenfassung geschildert worden, welches Interesse Goethe an böhmischer Nationalität nahm und in welcher Weise die von den Vertretern derselben gewürdigt worden.

Mit **Nr. 14** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal,** welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im März 1867.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur: **Gustav Freytag.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

Gutzkow's neuester Roman.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Hohenschwangau.

Roman und Geschichte. 1536—1567.

Von

Karl Gutzkow.

Erster Band. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Erscheinen dieses Werkes, des ersten, mit welchem der Dichter seit seiner Genesung wieder vor die Oeffentlichkeit tritt, wird allgemein mit dem lebhaftesten Interesse begrüßt. Der Roman spielt im Zeitalter der Reformation und wurde vom Verfasser nach der malerisch am Fuß der Alpen gelegenen Burg gleiches Namens benannt, weil die darin vorgeführten Begebenheiten sich geschichtlich an dieselbe anknüpfen. Kaiser und Reich, Fürsten und Städte, Wissen und Leben deutscher Nation kämpften in jener Zeit um dieselben Güter, welchen noch heute der Lebenskampf des deutschen Volkes gilt. Ist es demnach schon an sich ein höchst bedeutender und fesselnder Stoff, der hier dem Leser geboten wird, so entfaltet er sich unter des Verfassers Hand zu einem farbenfrischen, großen culturhistorischen Gemälde, so daß dieser neue Roman sich den berühmten Schöpfungen des Autors, den „Rittern vom Geiste" und dem „Zauberer von Rom", ebenbürtig an die Seite stellen wird.

Bei C. Bertelsmann in Gütersloh ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Vaterlandsliebe

in Sinn und Wandel der Christen.

Ein Wort zur Verständigung unter Brüdern im Glauben.

3 Bogen 8. geh. 6 Sgr.

Der Verfasser dieser kleinen, höchst beachtenswerthen Schrift ist ein namhafter deutscher Professor der Theologie.

Im Verlag des **Bibliographischen Instituts** in Hildburghausen erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Neueste Staaten- und Reise-Karte von Deutschland, der Schweiz und Oberitalien von L. Ravenstein, Stahlstich in 4 Blättern, 20 Sgr. — Auf Leinwand, in Buchform 1 Rthlr.

Als **Staatenkarte** enthält sie die *neueste politische Eintheilung*, — als **Reisekarte** das vollständigste Netz aller Eisenbahnen, mit sämmtlichen Stationen, sowie aller Postlinien, Dampf- und Segelschiff-Course; auch alle wichtigen Touristen-Wege mit *allen dem Reisenden interessanten Momenten*. — Die **Ortsnamen**, bis zu den wichtigen Dörfern hinabreichend, sind nach Bevölkerungszahl und politischer Qualität classificirt. — Die **Gebirgszeichnung** ist eben so eingehend als klar. —

Lediglich auf *topographischem* Material bearbeitet, ist sie zugleich die *correcteste Karte von Deutschland*.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Unter den Penchuenchen.

Chilenischer Roman

von

Friedrich Gerstäcker.

3 Bände. 8. eleg. broch. 4½ Thlr.

In diesem Roman versucht der Herr Verfasser das Leben jener eigenthümlichen Volksstämme zu schildern, die östlich von den Cordilleren und südlich vom Rio negro und der argentinischen Republik hausen und bis zu dieser Stunde noch ihre Unabhängigkeit gewahrt haben.

Eleazar.

Eine Erzählung aus der Zeit des großen jüdischen Kriegs

von

Friedrich von Uechtritz,

Verfasser von „Der Bruder der Braut".

3 Bände. 8. eleg. brochirt. 4 Thlr.

Eine lebendige Vergegenwärtigung der Zustände und des Zeitalters verbindet sich mit einem Reichthum an spannenden Situationen und der erschütternden Darstellung einer der ungeheuersten und denkwürdigsten Katastrophen der Weltgeschichte. Das Interesse des christlichen und des jüdischen Publikums wird sich in gleicher Stärke durch das Werk angeregt fühlen.

Digitized by Google

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Der Staat

oder die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit

Unentbehrliches populäres Handbuch und Rathgeber für alle Klassen und Berufsstände des deutschen Volkes. Von Dr. L. H. Th. Huhn.

Das Werk besteht aus 8 Bänden:

Band	I.	**Allgemeine Volkswirthschaftslehre.**	1 Thlr.
Band	II.	**Volkswirthschaftslehre der Urproductionen.**	22½ Ngr.
Band	III.	**Volkswirthschaftslehre der Gewerbe und des Handels.**	1½ Thlr.
Band	IV.	**Finanzwissenschaft.**	1½ Thlr.
Band	V.	**Staatsrecht.**	1 Thlr. 24 Ngr.
Band	VI.	**Völkerrecht.**	1 Thlr.
Band	VII.	**Politik.**	2 Thlr.
Band	VIII.	**Statistik.**	2 Thlr 24 Ngr.,

und können dieselben, da sie sämmtlich complet vorliegen, auf einmal oder nach und nach bezogen werden. Auch wird jeder Band einzeln abgegeben.

Für **Ständemitglieder, Gemeindevertreter, Beamte** in Städten wie auf dem Lande, **Kaufleute,** (namentlich junge Kaufleute,) **Fabrikanten, Gewerbetreibende, Studierende** des Finanzfaches und der Jurisprudenz, geschlossene **Gesellschaften, Lesevereine, landwirthschaftliche** und **polytechnische Schulen,** höhere **Gewerbs-** und **Handelsschulen, Gutsbesitzer** ꝛc. ist das Werk von der größten Wichtigkeit.

Bei S. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen:

Geschichte der Türkei

von dem Siege der Reform im Jahre 1826 bis zum Pariser Tractat vom Jahre 1856.

Von

G. Rosen.

Zwei Theile.

(Staatengeschichte der neuesten Zeit 11. und 12. Band.)

gr. 8. Preis: 2 Thlr.

Königliche landwirthschaftliche Akademie Proskau in Oberschlesien.

Das Sommer-Semester beginnt am 29. April. Der Cursus ist zweijährig. Die verschiedenen Disciplinen aus den Gebieten der Philosophie, Volks-, Land- und Forstwirthschaftslehre, Naturwissenschaften, Thierheilkunde, Baukunde und Mathematik werden in systematischer Aufeinanderfolge dem Charakter und den Einrichtungen einer Hochschule gemäß von 13 Docenten vorgetragen. Reiche Sammlungen und mannigfaltige wissenschaftliche und praktische Lehrhilfsmittel, zu welchen letzteren auch die umfassende Gutswirthschaft zählt, unterstützen den Unterricht. Das Studien-Honorar beträgt für zwei Jahre 100 Thaler. Zu näherer Auskunft über die Akademie und deren Einrichtungen ist der unterzeichnete Director gern bereit.

Proskau in Oberschlesien, im Februar 1867.

Der Director der Königlichen landwirthschaftlichen Akademie, Landes-Oekonomie-Rath Settegast.

Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

ANNEX
RRESTAL

Digitized by Google